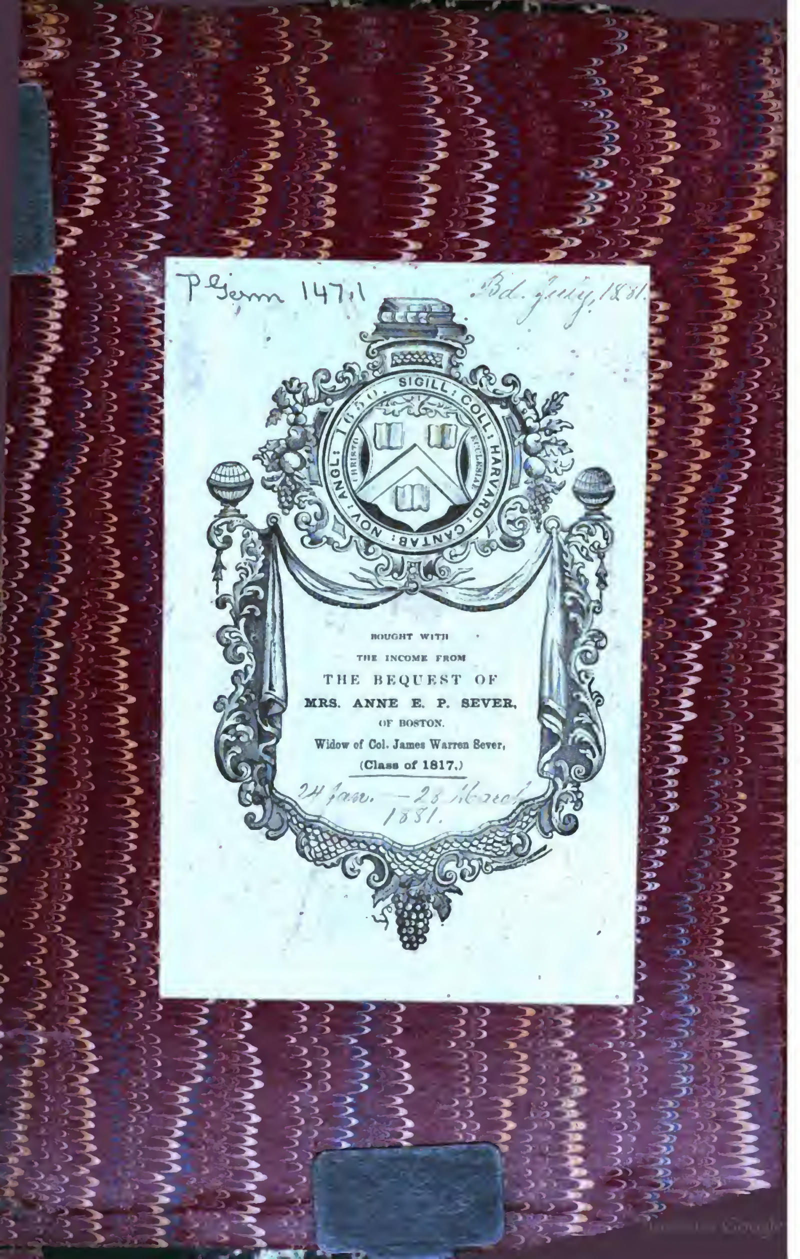
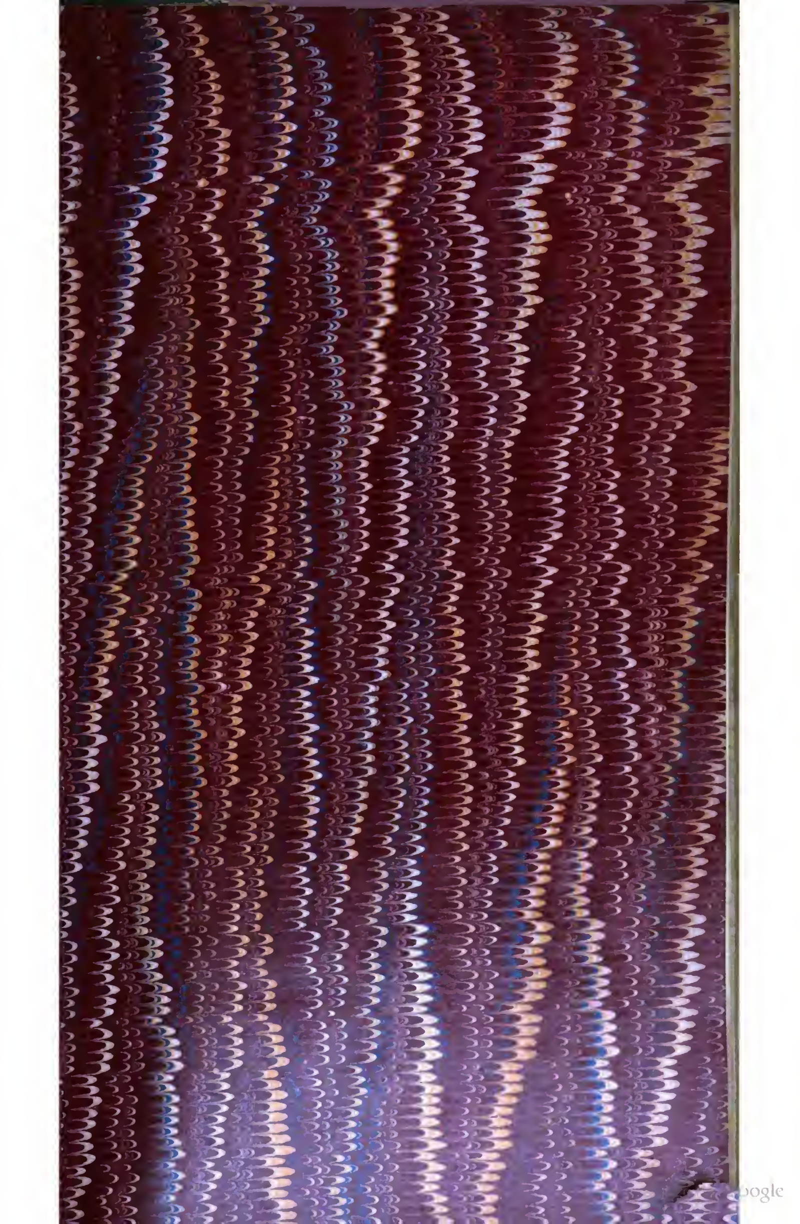

Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650
CHRISTO ET ECCLESIAE



Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

5 .. 5

Herausgegeben von

Richard Fleischer.

Sechster Jahrgang. — Erster Band.

(Januar bis März 1881.)

Berlin, 1881.
Verlag von Otto Janke.

1881, Jan. 24 — March 28.
Sever fund.

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgang VI.

(Januar bis März 1881.)

	Seite
Aus dem badischen Feldzuge 1849	1
Majorescu: Zur politischen Lage Rumäniens	12
Aus dem Leben Ratazzi's und seiner Zeit (Schluß)	20
Hermann Lingg: Die Lateiner, byzantinische Novelle	36
Die vulkanischen Erhebungen auf Santorin	53
Robert Hamerling: Dichter und Kritiker	64
v. Colomb: Wie soll die Jugend zum Militairdienst vorbereitet werden?	76
Otto Pfleiderer: Politik und Religion	81
E. Laspeyres: Beiträge zur Lage der deutschen Industrie und insbesondere zum angeblichen wirthschaftlichen Rückgang Deutschlands in der angeblichen Aera des Freihandels. I. II.	91. 235
von Sigmund: Was vermögen wir gegen die Syphilis als Volkskrankheit jetzt zu thun?	101
A. von Lasaulx: Norddeutsche Flachlandsgeologie	120
Die politischen Wirren in Oesterreich	137
Briefe aus Italien. II.	146
O. Ernst: Die Töchter des Paschas, Novelle	153. 303
A. F. von Schack: Ein Maler, Erzählung in Versen	191
G. A. von Klöden: Buddha	197
Vogel: Unser Planetensystem und die Planeten. I. II.	213. 372
Th. Fischer: Die Dattelpalme im Cultur- und Geistesleben des Orients	227
Th. Weishaupt: Die Simplon-Eisenbahn	240
C. Gareis: Die Expansionskraft des deutschen Volkes	245
A. Eulenburg: Metallische Heilwirkungen	258
Emil Naumann: Musikalische Aphorismen	270
Unterredungen über Italiens innere und äußere Politik	281
v. Klinkowström: Briefe Talleyrands an Metternich	294
Otto von Leixner: Märkische Elegien	336
Zdekauer: Siberische Flußreise von Tiumen nach Tomsk	340
A. Kirchhoff: Zur Frage über den Farbensinn der Naturvölker	352
W. Foerster: Zur Beurtheilung einiger Zeitfragen	361
Robby Koßmann: Die Einführung der Biologie in den Jugendunterricht	387
Der Marine-Etat für das Etatsjahr 1881/82	395
Oskar Schmidt: Bemerkungen zum Reglement der Prüfung der Lehrer für Mittelschulen	402
Literarisches	129. 274. 406



Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechster Jahrgang.

Heft 1. Januar 1881.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß.

VI. Jahrgang. Heft 1. Januar 1881.

Seite

Aus dem badischen Feldzuge 1849 1

Majorescu: Zur politischen Lage Rumäniens 12

Aus dem Leben Rattazzi's und seiner Zeit. (Schluß.) 20

Hermann Lingg: Die Lateiner, byzantinische Novelle 36

Die vulkanischen Erhebungen auf Santorin 53

Robert Hamerling: Dichter und Kritiker 64

v. Colomb: Wie soll die Jugend zum Militairdienst vorbereitet werden? 76

Otto Pfleiderer: Politik und Religion 81

E. Laspeyres: Beiträge zur Lage der deutschen Industrie und insbesondere zum angeblichen wirthschaftlichen Rückgang Deutschlands in der angeblichen Aera des Freihandels. I. 91

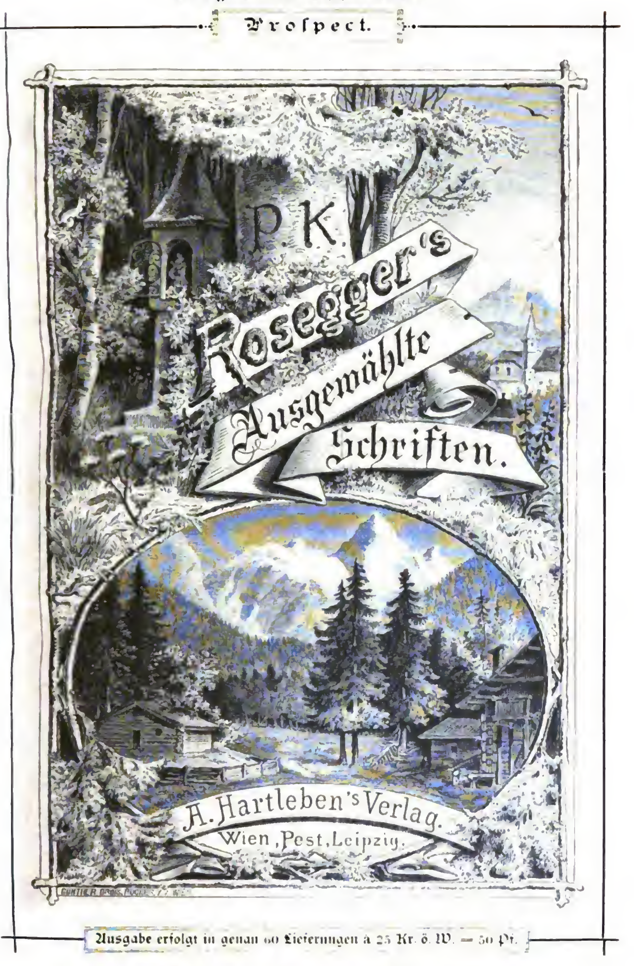
v. Sigmund: Was vermögen wir gegen die Syphilis als Volkskrankheit jetzt zu thun? 101

A. von Lasaulx: Norddeutsche Flachlandsgeologie 120

Literarisches 129

Beilage der „Deutschen Revue".

Prospect.



Ausgabe erfolgt in genau 60 Lieferungen à 25 Kr. ö. W. = 50 Pf.

Zu beziehen durch **A. Hartleben**, Buchhandlung in **Wien**, I., Wallfischgasse 1, und alle Buchhandlungen.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.



P. K. Rosegger

[redacted]

Aus dem badischen Feldzuge 1849.

Erinnerungen aus nachgelassenen Briefen des General-Feldmarschalls
Grafen Roon.

Zum Verständniß der nachfolgenden Briefe aus dem Nachlaß des verstorbenen General-Feldmarschalls Grafen Roon schicken wir voraus, daß derselbe während des Feldzuges in Baden im Jahre 1849 als Chef des Generalstabes bei dem General von Hirschfeld fungirte, welcher das erste, aus 4 Devisionen bestehende Corps der zur Niederwerfung des Aufstandes gebildeten Operations-Armee befehligte. Es gehörte zu derselben noch ein zweites preußisches Corps unter General von Gröben und ein aus Bundestruppen combinirtes unter General von Peucker. Der gemeinsame Oberbefehl über die gesammte Armee wurde bekanntlich dem Prinzen von Preußen übertragen. Hat auch Roon damals noch in keiner näheren dienstlichen Beziehung zu seinem späteren König und Kriegsherrn gestanden, immerhin wird doch die Anerkennung, die er unter den schwierigsten Verhältnissen sich zu erringen wußte, dazu gedient haben, die Aufmerksamkeit desselben schon damals auf ihn hinzulenken. — Die nachfolgenden Briefe sind an seine damals in Coblenz weilende Frau gerichtet. Wenn es auffallend erscheinen kann, daß er dieser über militairische Dinge so ausführlich geschrieben, so findet das darin seine Erklärung, daß er gewohnt war, sie an Allem theilnehmen zu lassen, was ihn bewegtete. Er betrachtete seine Frau auch darin als sein anderes Ich, daß er ihr gegenüber, wie er zu sagen pflegte, „laut dachte“ und sich manches durch mündliche oder schriftliche Unterhaltung mit ihr erst klar machte. Insofern sind diese Briefe zugleich ein herrliches Zeugniß für die innige Gemeinschaft, die ihn in einer überaus glücklichen Ehe mit seiner Gattin verband. Die an sie gerichteten Briefe sind zugleich die einzigen schriftlichen Notizen, die er während des Feldzuges selbst machen konnte, um sie später für anderweitige von ihm verfaßte Berichte zu benutzen. Der Ausmarsch des mobilen General-Commandos erfolgte in Coblenz am 11. Juni.

Der erste dieser Feldzugbriefe trägt die Ueberschrift:

Baumholder, den 12. Juni 1849.

Meine liebe Anna!

Wir sind gestern Abend bei guter Zeit nach einer ziemlich mühseligen Fahrt vergnügt, aber müde hier angelangt. Pferde und Wagen sind, eine zerbrochene Deichsel abgerechnet, ebenfalls wohl angelangt. Der heutige Tag ist mit dem feld-

mäßigen Umpacken meiner Sachen, mit der Einrichtung der Registratur und Erledigung der laufenden Geschäfte ganz gemüthlich verstrichen. Morgen überschreiten wir, das heißt die II. und III. Division, die Grenze, nachdem die I. und IV. Division, deren freundlich empfangene Avantgarde, bereits am 10. d. in Rheinhessen eingerückt war. Die Nachrichten aus Rheinbayern lauten sehr widersprechend. Wir sind daher auf unseren Empfang doppelt gespannt, wie Du leicht denken kannst. Meinestheils erwarte ich vor Kaiserslautern keinen ernsthaften Widerstand. Dort hoffe ich auf einige heiße Stunden, damit wir uns die Sporen verdienen können. Am 15., so von 10 Uhr ab, gedenken wir den Tanz zu beginnen.

Den 13. Was für ein colossaler Lärm heute früh unter meinen Fenstern, seit um 1/24 Uhr die Reveille mit einer sehr störenden Consequenz geblasen worden, ist des Pferdegetrappels, Trommelns, Pfeifens, Wieherns, Rufens kein Ende. Die Nacht- oder vielmehr die Morgenruhe war daher wesentlich gestört. Alles zog und zieht durch die enge Straße hinab zur Grenze, wo seit dem 11. fortwährend Sturm geläutet wird. Indeß werden wir wohl nur bei Kaiserslautern Widerstand finden. Die Freischärler sollen aus allen Grenzorten verschwunden sein und die „Reaction soll ihr schreckenbleiches Haupt“ zu erheben wagen. Man erzählt sich, daß in Cusel, dem bedeutendsten Grenzorte, gestern durch die Schelle bekannt gemacht worden sei, daß, wer den Preußen Widerstand zu leisten wagen werde, von Seiten der Stadt zu Tode gepeitscht werden solle; nun wir werden ja sehen! Um 1/211 Uhr steigt auch das Hauptquartier zu Pferde. Gott mit uns!

Grambach, den 13. Heute Nachmittag um 1/23 Uhr sind die Truppen der III. Division unter hellem Hurrah bei Lauterecken über die Pfälzer Grenze gegangen und gastlich empfangen worden. Sie sind fast 11/2 Meile vorgedrungen, ohne auch nur einen Insurgenten zu sehen. Gewesen sollen sie überall sein, aber sie waren verschwunden, und die Truppen haben daher gegen Abend Quartiere oder Bivouaks bezogen. Morgen geht die Reise weiter. Hoffentlich werden wir auch von General Webern gute Nachrichten erhalten, für heute genug!

Sechs Stunden zu Pferde und vier Stunden am Schreibtisch machen müde.

Kaiserslautern, den 15. Wir sind gestern hier, ohne einen Schuß zu thun, eingerückt, also einen Tag früher, als beabsichtigt wurde, da man noch glaubte, daß die Freischärler sich wehren würden. Auf dem Lande und von Seiten der Wohlhabenden in den Städten begrüßte man uns überall sehr freudig. Hier treiben sich sehr viele Galgengesichter in der Straße bummelnd umher, denen man es ansieht, welche Lust sie an dem lüderlichen Treiben, das hier herrschte, gehabt haben mögen, aber keiner muckt. Die Truppen sind, ungeachtet der großen Strapazen der letzten Tage, munter und lustig; sie werden sehr gut verpflegt. Morgen gehen wir nach Dürkheim, übermorgen nach Neustadt. Ob man uns irgendwo Widerstand leisten wird, ich glaube es kaum. Bis jetzt sind nur bei Homburg und bei Kirchheim einige Schüsse gewechselt worden. Das Gefecht bei Kirchheim, das die IV. Division dem v. Kietz lieferte, hat 20 Freischärlern das Leben gekostet. Von den Unserigen sind 3 Mann und 2 Pferde verwundet. Mein Prinz (Fr. Karl) ist dabei gewesen. Bei der Durchreise hat man in Oberingelheim auf den Prinzen von Preußen geschossen, aber nur den Postillion verwundet. Deinen nächsten Brief bitte ich nach Germersheim, ich bin frisch und gesund.

Langenbrücken, den 23. Nur zwei Worte, ich bin gesund, und nach mancher heißen Stunde wohlgemuth.

Am 20. ist unser Armeecorps bei Germersheim über den Rhein gegangen. Wir trieben die Aufständischen vor uns her, sie wehrten sich wenig. Die verwegene Tapferkeit des Prinzen Friedrich Karl führte seine — übrigens nicht schwere — Verwundung und die fast tödtliche des braven Lieutenants von der Busche-Münch (seines Adjutanten), sodann den Tod des Majors Rückert und Lieutenants von Muschwitz vom 9. Husarenregiment herbei. Bei der Division, wo ich mich aufhielt, kam es nicht zum Gefecht, nur zu einigen Hetzen. Am 21. hatten unsere I. und IV. Division die Gefechte bei Philippsburg und Wiesenthal, welches Letztere uns den braven Hauptmann von Liebermann (todt) und circa 100 Verwundete kostete, aber mit der gänzlichen Deroute der Insurgenten endigte. Einige 100 liefen uns in die Hände. Am 22. folgten wir ihnen über Bruchsal in der Richtung gegen den Neckar, den General Gröben überschreiten sollte, um sich mit uns zu vereinigen. Vergangene Nacht erfuhren wir, daß die Rebellen Heidelberg und Mannheim verlassen hätten, und über Sinsheim gegen Karlsruhe auszuweichen suchten; am Morgen erfuhren wir, daß General Gröben Herr von Mannheim und Heidelberg sei und den Neckar überschritten habe.

Wir wandten uns sogleich gegen Karlsruhe, und erreichten um 9 Uhr bei Stedtfeld den Feind; wahrscheinlich eine von Karlsruhe vorgeschobene Abtheilung von ca. 5000 Mann, die der Hauptcolonne unter Miroslawski entgegenrücken sollte, ein ziemlich heftiges Gefecht begann nun und endete mit dem Rückzuge der Insurgenten; es kostete uns 12—15 Verwundete, unter denen mein lieber Freund von Bialke, dem sein Pferd unter dem Leibe durch eine 12pfündige Kanonenkugel erschossen wurde, die ihm den Oberschenkel verwundete. Unsere jungen Truppen schlugen sich vortrefflich; Ich gedachte an Euch daheim, und noch mehr an den, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und konnte heiter und getrost bleiben, wenngleich es erschütternde Momente gab. Du brauchst Dich nun nicht mehr zu ängstigen. Jetzt, nach der Vereinigung mit den Corps Gröben und Peucker sind wir gegen 60 000 Mann stark und werden der rothen Gesellen ja bald Herr werden. Gott mit Dir, theures Weib, nur unverzagt auf Gott vertraut, Er verläßt die Seinen nicht. Der General (Hirschfeld) und alle Bekannte sind wohl auf.

Carlsruhe, den 26. Juni 49. Ich benutze eine stille Morgenstunde, um Dir von hier aus den ersten Gruß zu senden. Wir sind gestern Nachmittag nach einem nicht sehr erheblichen Gefechte bei Durlach, unter dem Jubel der Einwohner mit Pomp in die hiesige Residenz eingerückt, aus welcher die provisorische Regierung um 11 Uhr erst entflohen war.

Zwei Geschütze und viele Munition sind in unsere Hände gefallen, Gefangene sind nicht viele gemacht, nur solche Freischärler, die ohne Waffen in Feldern und Wäldern unsern Patrouillen in die Hände fielen, sowie die Ueberläufer, die sich schaarenweise einfinden; die feindliche Armee desorganisirt sich täglich mehr, und würde sich ohne die sogenannte Flüchtlingslegion, die aus entschlossenen Abenteurern aller europäischen Zungen besteht, und die badischen Soldaten mit Gewalt ins Gefecht treibt, längst ganz aufgelöst haben. Morgen rücken wir vor Rastatt. Die Truppen sind vom besten Geiste beseelt, ebenso der General und die Freunde, ich

bin sehr gesund, obgleich ich sehr wenig Zeit zum Schlafen habe und mein Essen und Trinken nach Wolfesart, sehr eilig und auf Vorrath, einnehmen muß. Adressire nach Karlsruhe.

Den 27. Heute, nachdem die Corps von Gröben und von Peucker sich mit uns vereinigt haben, war großer Kriegsrath im Schloß. Es gaben sich natürlich verschiedene Ansichten kund, und es steht nun zu erwarten, wozu der durchlauchtigste Feldherr sich entschließen wird. — Du rechnest, wie mir scheint mit zu großer Bestimmtheit auf unsre baldige Rückkehr, ich bin leider nicht so hoffnungsvoll, denn wenn wir auch die Banden vielleicht in 10—14 Tagen bis in die letzten Winkel des Landes, und über die Grenzen hinaus gejagt haben werden, so muß dann doch noch auf lange hin ein starkes Truppencorps im Lande bleiben, wer dazu bestimmt werden mag? wer weiß es!? — Unsre lieben Knaben in den Ferien zu sehen, habe ich längst aufgegeben, Du wirst sie aber doch hoffentlich kommen lassen. Die Anstrengungen der letzten Tage waren gewaltig, jetzt, wo wir schon den zweiten Tag stille stehen, kommt der Anspruch der Natur nachträglich zur Geltung, ich möchte immerfort schlafen.

Den 28. Seit $1\frac{1}{2}$ Stunden ziehen unsre braven Truppen durch die Stadt (die alle Augen verwundert aufsperrt), um ihre Stellungen für die morgende Operation zu nehmen. Mein theures Annchen, wir müssen neuen festen Muth fassen und auf den vertrauen, der allein helfen kann. Nicht die Schärfe des Schwertes und die Gewalt der Rosse allein wird diesen Kampf auskämpfen, dessen Ende mancher brave Junge, der jetzt wohlgemuth an meinem Fenster vorüberzieht, nicht erleben wird, und wie getrost und gefaßt sind die Meisten, wenngleich wohl mitunter bloß aus Unbedacht und Leichtsinn. Wie willig horchen sie auf irgend ein gutes Wort, das man ihnen zuruft im Augenblick der Gefahr, wenn der natürliche Mensch zurückbebt vor der ihm drohenden Zerstörung. So rief ich einer Gruppe zu, die sich auf dem Schlachtfelde von Ubstadt, ängstlich und lächerlich zugleich hinter einem dünnen Baum zu bergen suchte: „Kinder, wie thöricht seid Ihr! Glaubt Ihr, der Baum wird Euch schützen? Er allein kann es, wenn es Sein Wille ist, ohne den kein Sperrling vom Dach fällt u. s. w." Und du hättest nur sehen sollen, wie die ängstlichen Mienen sich glätteten, und die Augen nachdenklich wurden. Und nicht wahr, mein theures Weib wird sich auch getrosten Muthes in Gottes Willen ergeben.

Den 1. Juli. Haueneberstein. Wir haben vorgestern Carlsruhe verlassen, und den Feind nach einem sehr hartnäckigen Widerstande, der uns einige Todte und 40—50 Verwundete kostete, über die Murg zurückgeworfen; gestern war der Erfolg rascher und entscheidender. Nach einem kurzen, sehr lebhaften Angriff wurde die Murglinie genommen, der Feind von seiner directen Rückzugslinie abgedrängt, und die Einschließung von Rastatt vollendet. Das kurze Gefecht hat uns nur einige Verwundete gekostet. Der Feind ließ mehrere Todte auf der Wahlstatt; wie gewöhnlich ist er auch, wie nach der gestrigen Schlappe, wie in die Erde gesunken. Die Freischaaren zerstreuen sich in die Wälder und Berge, die unsicheren badischen Truppen werden (zum Theil mit Gewalt) auf der Eisenbahn eingeschifft und entziehen sich so ebenfalls der Verfolgung. Die Insurgenten sind im Besitz von 44 Locomotiven und 480 Waggons. Diese Art der Kriegführung wird erst ein Ende

nehmen, wenn wir die ganze Eisenbahnlinie im Besitz haben werden. Dies zu bewirken, rücken wir noch heute in der Richtung auf Freiburg ab, während das Corps des Grafen Gröben vor Rastatt bleibt, um dasselbe auch ferner zu bombardiren. General Peucker ist mit den Reichstruppen bei Baden vom Gebirge herabgestiegen und wird den Marsch durchs Gebirge fortsetzen, um hoffentlich die Rückzugslinie des Feindes zu durchschneiden. Der arme Hindersin, den man, wie Du weißt, auf einem Dorfkirchthurm, wo er observirte, gefangen genommen hatte, sitzt noch in Rastatt, seine Gefangenschaft rettet vorläufig dem Schurken Kinkel das Leben, derselbe ist vorgestern verwundet in unsere Hände gefallen, und leider nicht sogleich erschossen worden, wenn wir ihn jetzt verurtheilten, würden die Insurgenten unfehlbar auch den armen Hindersin erschießen. Wir hoffen diesen in Rastatt zu finden. In diesem Platz soll große Uneinigkeit herrschen, auch soll es an Lebensmitteln fehlen; wir hoffen daher auf den baldigen Fall der noch unvollendeten Festung, gebe Gott, daß wir uns nicht täuschen. Vorgestern bin ich 14—15 Stunden zu Pferde, davon mehrere Stunden im Gefecht gewesen, habe kaum gegessen und bis 2 Uhr Nachts mit meinen Geistern gearbeitet. Um 4 Uhr Morgens war ich wieder auf den Beinen, und den ganzen Tag frisch und munter Ich wollte, Du könntest sehen, wie wir leben, in den schmutzigsten Dorfkneipen; ich schreibe bei einem Talglicht auf einen Flaschenhals gesteckt, liege auf den schmutzigsten Betten oder auf Stroh (natürlich angekleidet) und bei diesem Uebermaß von Schmutz und Staub, fange ich an so zu verwildern, daß mir Seife und Zahnbürste schon als Luxus erscheint, Du würdest Dich entsetzen!

Den 4. Juli Morgens. Gestern Unterbrechungen und Störungen aller Art, ließen mich nicht zum Schreiben kommen! Eine Recognoscirung mit dem General ruft mich auch jetzt gleich zu Pferde. Soeben wurden wir durch einen wahrscheinlich falschen Lärm, die II. Division sei im Gefecht, aufgestört. Der Urheber desselben war natürlich unser großer H., der sogleich mit einer Locomotive nach Kehl geeilt ist, um sich selbst zu überzeugen, daß die Franzosen auf ihrem Exercierplatz bei Kehl schießen.

Offenburg, den 5. Du siehst, es war mir nicht beschieden, gestern, am Geburtstage unserer lieben beiden Aeltesten, auch nur ein halb Stündchen mich mit Dir zu unterhalten. Um 1½ Uhr zurückgekommen, Befehle ausgefertigt, um 3 Uhr zur Tafel beim Prinzen von Preußen, nach der Tafel drängten sich die Geschäfte, wie seit lange nicht, es galt 10—12 Briefsäcke zu öffnen und die nöthigsten Geschäfte zu erledigen. Gegen Abend stellten sich Parlamentaire für die noch in Freiburg uns gegenüberstehenden badischen Truppen ein. (Nach ihrer Angabe noch etwa 1000 Mann und 8 Geschütze.)

Ich habe nun noch einiges nachzutragen.

Am 29., schon um 1 Uhr defilirten unsere Truppen bei Kuppenheim, und warfen den fliehenden Feind theils nach Rastatt, theils jagten sie ihn in die Wälder und Berge, in denen er, wie gewöhnlich haufenweise verschwand, um nach einigen Stunden waffenlos, einzeln, als Ueberläufer wieder daraus hervorzuschlüpfen, oder in der Blouse in die Heimat zu entweichen. Nur die eigentlichen Freischaaren, d. h. die fremden Vagabunden aller Länder und Zungen, scheinen noch zu einigem Widerstande entschlossen, durch Gewalt, Drohungen, Ueberredung und Weinrausch

haben sie bis jetzt einen großen Theil der Artillerie bei sich zu erhalten gewußt, die Proclamationen des Großherzogs sind natürlich diesen armen bethörten Leuten nie zu Gesicht gekommen, und ihnen aufgebunden worden, die Preußen machten alles nieder, auch die Ueberläufer und Gefangenen. Am 1. setzten wir die Verfolgung, oder richtiger gesagt, unseren Vormarsch fort, zu verfolgen war Niemand mehr. Unsere Gegner waren von Hauenstein an wie in die Erde gesunken. Das Hauptquartier kam an diesem Tage nach Bühl, wo die feindlichen Führer Nachts zuvor noch gewesen waren. Ich wohnte in Sigel's Stube, und schlief in seinem Bette, und fütterte dieselben Wanzen, die sich an ihm genährt, gewiß sehr passend, denn Msr. Sigel ist Generaladjudant d. i. Chef d G. St. bei Miroslawski. Am 3. marschirten wir nach Renchen, die Avantgarde besetzte Offenburg; General Webern hat Kehl besetzt. In Offenburg und Appenweier ist die Leitung der feindlichen Angelegenheiten mehr und mehr in Confusion gerathen. Gestern erfuhren wir daß Miroslawski und Consorten ihren Raub, d. h. die dem armen, verwüsteten Lande gestohlenen Gelder, nach Straßburg in Sicherheit gebracht haben. Ein uns in die Hände gefallener Brief von Schlöffel, dem Vater (der Sohn ist bei Waghäusel geblieben) an Miroslawski athmet die volle Verzweiflung einer verlorenen Sache; aber die Feiglinge werden, wie gewöhnlich, entschlüpfen, um wieder zu kommen, sobald wir den Rücken kehren. Darum, fürchte ich, werden wir lange, lange hier bleiben müssen. Alle Personen des Hauptquartiers sind wohl auf.

Dein A.

Freiburg i. B., den 8. Juli Ich weiß nicht genau, bis zu welchem Tage meine kurzen Berichte reichten, ich denke bis zum 6., wo ich einen Brief in Offenburg zur Post gab. An diesem Tage brachen wir von dort auf, nachdem wir leider erfahren, daß die Rebellen jeden Widerstand aufzugeben schienen, und jetzt nur noch Reisegeld zu erpressen trachteten. Um das arme Land möglichst zu schützen, beeilten wir uns nach Kräften und sind denn auch gestern Mittag hier, unter lautem Jubel der Bevölkerung mit Blumen beworfen und mit weißen Tüchern beweht, bei einer wahrhaftig höllischen Temperatur, glücklich eingezogen. Eine reitende Batterie und die Reste von zwei Dragoner- und mehreren Infanterie-Regimentern (Badensern) waren am selben Morgen in Riegel zu uns übergetreten, und natürlich sofort entwaffnet worden. So übereilt ist übrigens die Flucht der Kerls vor sich gegangen, daß mehrere namhafte Rädelsführer, wie Doll, Schrob, Max Dortu (lauter Preußen) u. A. in unsere Hände gefallen sind; ebenso die Mappe von Sigel, meinem Collegen, mit den interessantesten Papieren. Aus allen Winkeln kriechen die Ueberläufer hervor; aus den Kornfeldern, den Wäldern und Scheunen werden die Waffen massenweise aufgelesen. Die Desorganisation der feindlichen Streitmacht ist vollkommen; aber was nützt es, die Haupträdelsführer sind nach der Schweiz oder nach Frankreich entflohen, und werden nicht unterlassen wieder zu erscheinen, sobald wir nach der Heimat zurückkehren, das sieht ein Kind ein.

Was aber folgt daraus? daß wir hier bleiben müssen, bis —

Heute vor 4 Wochen war ich noch bei Dir in Coblenz. Was habe ich in diesen 4 Wochen alles erlebt und durchgemacht!

Heute früh wohnte ich einem feierlichen und herzerhebenden Militairgottesdienst in dem herrlichen Freiburger Dom bei. Dein lieber Brief vom ersten mi

seinem reichen Inhalt hat mich vor einer Stunde erreicht und mich so glücklich gemacht, wie es bei einer Temperatur von 24—30 Grad R. und einem colossalen Schnupfen, der kaum drei Tage alt ist, geschehen kann. Uebrigens erwähne ich dieses Schnupfens nur, um Dich zu überzeugen, daß ich Dir auch nicht das kleinste Uebel verschweige. Aber nun habe ich mich so lange mit Deinem Briefe und seinen Beilagen unterhalten, daß ich die 10. Stunde schlagen höre, also „mit Anstand zu Bette gehen kann," besonders da ich nicht vorher sehen kann, ob und wie oft ich diese Nacht wieder herausgetrommelt werde. Im Kriege muß man essen und schlafen, sobald man kann, dieser Regel folgend, sage ich Dir gute Nacht und stecke meine wunde Nase in's Bett.

Den 9. Wieder ein Tag in afrikanischer Hitze verlebt, mein Schnupfen scheint auch der selbstbereiteten Limonade zu weichen. — Es bestätigt sich, daß wir gewiß keinen Widerstand mehr finden werden, die Rebellen räumen den ganzen Schwarzwald ohne Schwertstreich. Der vorläufigen Pacification dieses so schönen und jetzt so unglücklichen Landes, steht also kein Hinderniß mehr entgegen und müssen wir hier bleiben, wohin soll das führen? Wird es uns nicht neue Verwicklungen bringen? Werden unsere finanziellen Kräfte dazu ausreichen? Werden, unsere Truppen der Demoralisation besser widerstehen, als die hiesigen? „Ach Gott im Himmel sieh darein, mit Menschenwitz und Menschentrug wird nichts gethan." Und doch braucht der Allmächtige selbst menschliche Werkzeuge, möge Er uns die richtigen finden lassen.

Man möchte jetzt wohl sagen, wir stehen erst am Anfang des Endes unserer alten gesellschaftlichen Ordnung, ich glaube jetzt erst die alte Sage von den vier Weltaltern zu verstehen, das Weltalter der deutschen Gemüthlichkeit läuft ab, und es handelt sich darum, ob das der Bestialität an seine Stelle treten soll; es hat den Anschein, denn wir haben es mit Bestien zu thun und es ist nur natürlich Barbarei mit Barbarei zu bekämpfen. — In Rastatt, sagt man, feiere das Kannibalenthum schon seine Feste, unser armer Hindersin! möchten die über ihn umlaufenden Gerüchte unwahr sein. Für Kinkel wird in Bonn eine Petition in Bewegung gesetzt. O, der Schande! Eitles Bemühen! er wird seinen Richtern nicht entgehen. Ebenso wenig die anderen Empörer, die Preußens Unterthanen, ihres Königs getreue Bekämpfer offen bekriegt haben und uns in die Hände gefallen sind. Leider sind unsere Juristen ein wenig langsam. Die Masse der Gefangenen ist zu groß; sie betrug anfänglich mehrere Tausend und wir haben bei unseren Armeecorps nur drei Auditeure!

Man hat sich daher darauf beschränken müssen, zu sichten, die Schafe von den Böcken zu sondern, unter die Ersteren rechne ich die Mitglieder des meist gewaltsam aufgehobenen ersten Aufgebots, welche nicht mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfelde ergriffen worden sind; Alle solche sind und werden freigelassen, denn wollte man sie Alle nach der Strenge des Gesetzes strafen, so würde das ganze Land eine Schlachtbank. Dann kommen die badischen Soldaten, die als Ueberläufer oder Kriegsgefangene wieder verschieden behandelt werden müssen. Nur die Rädelsführer werden erschossen. Die Kategorie der Fremden wird diesem Schicksal nicht entgehen, dies aber glaube mir, ist der schwerste Theil unserer Aufgabe, wir werden ihn jedoch gleichfalls zu lösen wissen. Allen entgegenstehenden

Hindernissen und Schwierigkeiten zum Trotz. Den 10. erst muß ich Deine Besorgnisse beseitigen und die falschen Gerüchte zerstreuen. Der General (v. Hirschfeld) ist so munter, daß es zum Verwundern und Vielen zur Beschämung ist; immer fast der Erste des Morgens auf, macht er alle Bewegungen zu Pferde mit, und Abends, wenn er längst im Quartier sein könnte, hält er sich, oft ohne augenfälligen Grund, noch stundenlang bei den Truppen auf, hat immer vortrefflichen Appetit, schläft so gut, wie das in seinen Jahren möglich ist, und ist immer, wenn Zeit vorhanden, noch zu besonderen Excursionen bereit. Seine große Ruhe und Gelassenheit, im Augenblick der Gefahr, imponirt Offizieren und Soldaten, seine große wahrhaft väterliche Sorgfalt für die letzteren, bringt ihm manches Hurrah ein. Sein Sohn „der Junge" ist seit dem 23. bei uns Ordonnanzoffizier, thut seine Schuldigkeit im vollsten Maße und ist seiner liebenswürdigen Bescheidenheit wegen allgemein beliebt. Unser guter H. spricht für sich selbst. Major von Frobel ist wohl auf, sein Bataillon hat sich, wie die rheinischen Truppen überhaupt, namentlich das Füsilier-Bataillon 29. Inf.-Regts. unter Wangenheim (jetzt Commandant von Freiburg) ausgezeichnet. Das 25. Inf.-Regt. hat sich am 30. bei Rauenthal vortrefflich geschlagen und 60 Todte und Verwundete geholt. Schlegel, der dabei steht, ist gesund, der brave Hauptmann von Hain ist leider todt, auch Bieberstein ist gesund und hat sich ausgezeichnet, wie denn alle Offiziere ohne Ausnahme sich durchaus rühmlich gehalten haben. Daß Du die Kadetten nicht kommen läßt, thut mir doch etwas weh, ich hatte schon den abenteuerlichen Traum geträumt, Dich mit ihnen herkommen zu lassen, ich sage geträumt, denn es wäre doch bedenklich, die kleinen Würmer längere Zeit allein zu lassen. Aber zum Schluß: der Unteroffizier, der Dir den Brief bringen soll, mahnt mich; herzlichste Grüße, Dir, unseren Kleinen, und all den Freunden.

Nachschrift. Schick mir die Kreuzzeitung.

Den 13. Da die Geschäfte jetzt einen langsameren Gang zu gehen anfangen, so können auch meine Mittheilungen in eine geordnetere Bahn kommen, es ist mir sehr erwünscht, wieder mehr mit Dir und mit meinem Hause zu verkehren und, den mir so sehr fehlenden persönlichen Umgang einigermaßen durch den schriftlichen zu ersetzen; höre ich doch aus unsern vier Wänden zum Glück meist Erfreuliches, während die öffentlichen Ereignisse unserer Tage leider meist aufs trübe zugeschnitten sind.

Den 14. Unsere besten Vorsätze scheitern leider oft genug an der eigenen Schwachheit, und an der Gewalt der Umstände! Der General ließ mich gestern zu einem Spazierritt abrufen, wir haben wieder ein gut Theil dieser herrlichen Gegend gesehen. Ach Anna, wie wunderschön ist dieses Land! könnt' ich es Dir doch zeigen!

Wir leben hier in der alten Ungewißheit und Unthätigkeit mechanisch weiter. Nicht, daß es an Schreiberei mangelte, ach nein! daran ist wenigstens für mich Ueberfluß; aber ungewiß sind wir, weil wir nicht wissen, was uns die nächste Zukunft Bedenkliches bringen wird; da noch sehr viel zu ordnen und zu regeln bleibt und die organisirenden Kräfte augenscheinlich zu schwach und ungenügend sind, unthätig, weil eben kein bestimmter Weg bezeichnet ist, der einzuschlagen wäre, den man inzwischen anbahnen und ebnen könnte, um nachher leichtes Fortkommen

zu finden. Unthätig sind wir namentlich in Bezug auf Handhabung der Gerechtigkeit, da man uns in B. die Handhaben selbst vorenthält, namentlich das nöthige Justizpersonal, um die schwebenden Processe so schnell wie möglich zu dem Ende zu führen, welches die Herstellung des Rechtsbewußtseins in diesem durch und durch unterwühlten Volke anbahnen könnte, und die wenigen Justiz-Personen, die man uns zugewiesen, sind zum großen Theil unbrauchbar; nun helfen wir uns zwar durch Heranziehung der Justiz-Beamten, die sich zufällig unter den Landwehr-Officieren befinden, und ich denke, ja ich muß hoffen, daß es nun endlich zu einer oder der andern Execution kommen wird. Die für Kinkel in Umlauf gesetzten Petitionen sind hier angelangt und natürlich ad acta gelegt worden. Andere Saumseligkeiten finden in Bezug auf Rastatt statt, wo man, nach meiner bescheidenen Meinung, weder energisch, noch überhaupt zweckmäßig aufgetreten ist. Statt den Platz eng einzuschließen und auf kurze Distance mit Wurfgeschossen zu überschütten, bleibt man fast über eine halbe Meile von demselben ab und verschwendet die kostbare Munition auf Entfernungen, wo gar keine Wirkung zu erwarten ist. Natürlich wächst den Belagerten drinnen der Kamm und Europa hohnlacht; zudem verweigert das Ministerium die Mittel zur förmlichen Belagerung aus financiellen Rücksichten, und man weiß doch nicht, ob wir nicht genöthigt sein werden, unsere Streitkräfte bald in andern Richtungen zu verwenden.

Wir sind so rührig wie möglich, um das Land in Ordnung zu bringen. Starke, mobile Colonnen durchziehen dasselbe in allen Richtungen, entwaffnen die Gemeinden, arretiren die Wühler, fangen die noch einzeln sich herumtreibenden Aufrührer ein; die Waffenvorräthe, die Gefangenen häufen sich in fast beunruhigender Weise, aber das reiche Land verarmt schließlich doch und schon jetzt setzt uns manchmal an einigen Orten die Verpflegung unserer Truppen in Verlegenheit. Die nahe Ernte wird dem abhelfen. Dagegen sehe ich kein Mittel, um dem sittlichen Bankerott abzuhelfen, infolge dessen die Meuterei von Neuem in helle Flammen ausbrechen wird, sobald wir das Land verlassen. Die fast drohende Sprache Oesterreichs und Baierns gegen uns, die gänzliche Auflösung des Bundes oder des Reiches, die vielleicht bald eintretende Nothwendigkeit energischer Maßregeln gegen die eignen Provinzen, die dänische Frage u. s. w., alle diese Verhältnisse verdunkeln unsere Zukunft in einem Grade, daß man für das eigne Haus und eigne Behagen nichts mehr zu beschließen wagt. Wir sind jetzt genöthigt, eine Division unserer Armee nach dem Norden zu schicken, die Garnisonen von Karlsruhe, Mannheim und Mainz zu verstärken; auch eine Expedition nach den hohenzollernschen Staaten steht uns in Aussicht. Da ist es denn sehr erwünscht, daß das Peucker'sche Reichs-Corps sich nächstens auflösen und unserm Armeecorps einverleibt werden wird, d. h. die Mecklenburger, Nassauer und ein Theil der Darmstädter, während die Württemberger, Bayern, Churhessen und Frankfurter nach Haus geschickt werden. Peucker wird dann Chef des Stabes beim Prinzen von Preußen. Diese Stelle war bisher nicht besetzt; Major Kirchfeld fungirte als solcher, was freilich, mir gegenüber, nicht recht schicklich war, was ich indeß, um der Sache nicht zu schaden, zu ignoriren die Miene annahm. Von vielen Seiten ist mir dies zwar verdacht worden, allein ich kehrte mich nicht daran, denn es war gewiß recht und ist recht, alle persönlichen Fragen und Empfindlichkeiten bei Seite

zu setzen, wo Größeres und Wichtigeres auf dem Spiele steht.*) Alle Bekannte sind gesund; der Prinz v. Pr. geht auf einige Tage vor Rastatt, um dort Façon zu machen. Sobald er zurück, wollen wir auf einige Tage nach dem Süden; der General hat hier lange Weile, wir machen daher täglich Partien und er fängt jetzt auch an davon zu sprechen, „seine Familie heranzuziehen," ich hoffe mit Bestimmtheit, Dir nächstens dasselbe von mir mittheilen zu können; gestern waren wir in Hochberg, drei Stunden von hier, eine schöne Ruine, von deren Thurm wir eine wundervolle Aussicht hatten. Du fehltest mir wieder, Du fehlst mir immer, besonders in dieser schönen Gegend.

Freiburg, den 24. Heut am Geburtstage unsres lieben Arnold, muß ich Dir doch einige Worte sagen. Zuerst meinen innigen Dank für Deine lieben Zeilen vom 22., die ich gestern am 23. Abends hier vorfand, (die Feldpost macht sich), als ich mit dem General von einer längeren Landparthie heimkehrte. Bevor ich Deine lieben Zeilen beantworte, muß ich Dir noch geschwind sagen, daß, nach glaubwürdigen, wenn auch noch nicht officiellen Nachrichten, Rastatt gestern Abend in unsre Hände gefallen ist. Nähere Details fehlen noch. Später: Rastatt ist über. Eben kommt der officielle Bericht. Es hat den Anschein, als werden wir hier bleiben, ich fange schon an, mich mit dem Gedanken, an ein hiesiges Quartier zu beschäftigen; freilich würdest du Dich hier auf ein Nomadenleben gefaßt machen müssen, was bei der großen Kinderzahl auch seine großen Schwierigkeiten haben würde; aber soll man denn wegen des badischen demokratischen Gelichters auf jede häusliche und Familien-Gemüthlichkeit verzichten? Ich denke, ein Soldatenleben, wie es die österreichischen Officiere führen, müßte für einige Zeit auch seine Reize haben. Inzwischen beschäftigten sich meine Gedanken viel damit, Dich auf einige Zeit zum Besuch hierher einzuladen, wie es schon S. und andre Freunde mit ihren Frauen gethan. Du könntest Dich selbst an Ort und Stelle orientiren; freilich ist ja noch nicht gesagt, daß das Hauptquartier gerade hier, in Freiburg bleiben werde. Neue Schwierigkeiten und Verwickelungen bringt uns das Betragen der Schweiz, welche nicht nur neuerdings die Answeisung der Demokratenführer und die Auslieferung der badischen Waffen und Geschütze verweigert, sondern auch eine allgemeine Amnestie für sämmtliche Vagabonden verlangt und 68 000 Mann, ihr ganzes erstes Aufgebot, einberufen hat. Das ist nun zwar eine große Lächerlichkeit; immerhin erwachsen uns aber daraus neue Ungewißheiten und Wirrsale, angesichts derer kein vernünftiger Hausvater Pläne für seine nächste Zukunft machen kann. Gott bessre es! Wir haben in der letzten Zeit viele Coblenzer hier gesehen, welche Wißbegierde (?) hiehergeführt hatte; nun sie konnten ja mit den neusten Neuigkeiten über Rastatt beladen, heimkehren. Lord E. hat Stoff auf einige Zeit eingesammelt.

Oberst von Kusserow setzt morgen seine beiden Bataillone, 2 Schwadronen und 4 Geschütze in Bewegung, um die hohenzollernschen Fürstenthümer, deren Souveränität an den König übergegangen ist, zu borussificiren. Neue Verlegenheiten, aber Gott wird durchhelfen.

Den 31. Ich halte es doch für das Beste, die Wohnung zu kündigen; inzwischen richte Dich immer einigermaßen dararauf ein, nächster Tage, wenn auch

*) Major Kirchfeld war von jüngerer Anciennetät als Major v. Roon.

nur für kurze Zeit, hierher abzureisen. Ueberlege Dir, ob, und welches von den Kindern Du mir mitbringen willst. Wie oft wünsche ich Dich an meine Seite wenn ich diese herrlichen Gegenden schaue! Unsern Ausflug nach der Schweizer Grenze haben wir noch immer nicht gemacht. In einigen Tagen reist der Prinz von Preußen dahin ab, dann kann der General natürlich nicht fort. Der Prinz von Preußen ist immer in gleicher Weise gnädig gegen mich. Wo er mich sieht, ist er freundlich, giebt mir jedesmal die Hand, hört gelegentlich gern meine Meinung u. s. w., obgleich mein Betragen gegen ihn nichts weniger als höfisch ist, Du weißt, das liegt nicht in meiner Art, sondern stramm, männlich und ehrerbietig, wie sichs gebührt. Viele Freude macht es mir zu sehen, wie zutraulich oft mein junger Herr (Prinz Friedrich Carl) jetzt gegen den alten Mentor ist. Er überhäuft mich mit Einladungen, erwähnt meiner gegen seine Gäste ganz besonders anerkennend. Die kurzen Kriegserfahrungen haben ihm mächtig gut gethan. Seine Wunden sind bald geheilt, und der Verlust seines „Freundes Busch" ist ihm sehr nahe gegangen.

Die Generale von Hirschfeld, von Scharnhorst, von Holleben haben soeben den rothen Adlerorden I. Kl. mit Schwertern bekommen.

Zum Schluß noch eine sehr wichtige Nachricht: Dortu ist heute Morgen um 4 Uhr, in Folge kriegsgerichtlichen Erkenntnisses, erschossen worden; sein politischer Wahnsinn hat, wie es scheint, ihm mit Anstand hinüber geholfen, ein Dienst, den ihm seine ganz verkommene Gesinnung nicht hätte leisten können. Ich schicke Dir Abschriften einiger Briefe seiner Eltern, die offenbar an seiner vollkommenen Verirrung, mithin auch an seinem Tode, schuld sind. Ebenso Abschrift seines letzten Schreibens, das in der That von einem wahnsinnigen Fanatismus und grenzenloser Selbstüberschätzung Zeugniß giebt. Du darfst diese interessanten Schriftstücke unseren Freunden mittheilen, doch dafür sorgen, daß sie nicht in die Oeffentlichkeit kommen.

Den 2. August. Heute habe ich einen merkwürdigen Besuch gehabt, der mir freilich peinlich genug war — Frau Kinkel. — Sie war, mit sichtlicher Anstrengung zwar, aber sehr gefaßt; sie suchte beim General H., durch mich, Gnade! — Gegen Frauen kann man nicht hart sein, aber Trost konnte ich ihr auch nicht geben, sondern nur den Rath, den wahrscheinlich vergeblichen Schritt zu thun, sich an die Gnade des, gerade von ihr und ihrem Mann, in Schrift und Wort so viel geschmähten Königs zu wenden. Heute wird übrigens Kinkel schon nach Rastatt gebracht, morgen wird wahrscheinlich Kriegsgericht gehalten werden, die Bestätigung durch den General, am 4. oder 5. und die Vollstreckung muthmaßlich sehr bald darauf erfolgen.*)

Den 5. Heut, am Geburtstag Deiner lieben Mutter, muß ich Dir meine Glückwünsche für sie ausdrücken, Gott erhalte sie und noch lange! Wovon könnte ich lieber sprechen, als von unserm Wiedersehen. Es gewinnt den Anschein, daß der General und demnach auch ich, von Coblenz zurückkehren, (was mir natürlich

*) Kinkel floh bekanntlich aus R. und kaum in England angekommen, erschien in einem, auch während des ganzen Aufstandes in Baden von ihm, richtiger seiner Frau, redigirten Blatt ein heftiger Artikel nach dem andern, so wie ein von Geist und Witz sprudelndes Gedicht, voll Spott und Hohn auf „die Wächter R.'s."

das Liebste wäre), in diesem Falle würde ich Dich nun doch einladen, mich von hier abzuholen. Man hat davon gesprochen, daß General von Schreckenstein das hiesige Commando übernehmen soll, auch der General H. spricht öfter von der Heimkehr. Wollen wir die gute Jahreszeit noch benutzen, so mußt Du bald abreisen, Du weißt, wir wohnen in der Commandantur, der General hat mir einige Zimmer für Dich angeboten, es ist ein hübsches Haus von zwei Etagen, außer uns wohnt nur noch Lieutenant K., Adjutant des General-Commandos, darin, desgl. die Bureaux. Die Lage des Hauses ist sehr hübsch, an einem großen, freien Platz, auf der Rückseite ein schöner, großer Garten. Du müßtest Dich entschließen, am 15. mit A. abzureisen. Richte Dich nur auf einige Wochen ein. Die jüngeren Kinder sind unter W.'s treuer Obhut wohlgeborgen. Bringe nur gutes Wetter mit, dann will ich Dir, soviel wie möglich, von der schönen Gegend zeigen. Ich habe 9 Pferde im Stall, habe bereits einen Wagen gemiethet und unser lustiger Ordonnanz-Offizier v. K. ist immer zu allen möglichen Partien aufgelegt. Glücklich, wenn er selbst den General und mich in der schönen Gegend umherfahren darf. Ich würde Dir rathen, am 15. früh per Dampfschiff nach Mainz zu reisen, am 16. über Frankfurt nach Heidelberg, woselbst ich Dich in Empfang nehmen und mit meinen eigenen Pferden, nach Besichtigung des Schlosses 2c., hierher führen würde. Unsere Wohnung ist hübsch und geräumig genug, um Dich und eine oder ein paar unsrer lieben Krabben beherbergen zu können.

Den 10. Heut früh ist Prinz von Preußen abgereist nach Carlsruhe, um einige Tage dort zu residiren, bis am 18. dieses Monats S. K. H. der Großherzog seinen feierlichen Einzug halten wird. Dies macht einen dicken Strich durch meine, Dir vorgestern mitgetheilten Pläne, denn der General muß an diesem Tage auch in C. sein, und ich ihn wahrscheinlich begleiten müssen. Soeben erhielt ich Deinen l. Brief, nachdem ich nochmals Alles erwogen, bleibt es dabei, daß Du am 15. abreisest und wir uns am 16. in H. oder C. wiedersehen.

Es folgen jetzt nur noch einige Anordnungen in Bezug auf die zurückzulassende Häuslichkeit und die Reise seiner Frau. — Das Wiedersehen erfolgte am 16. August 1849.

Zur politischen Lage Rumäniens.

Von

Majorescu.

Was bedeutet für Deutschland ein Fürst von Hohenzollern auf dem Thron Rumäniens?

Eine wohl aufzuwerfende Frage; obgleich es etwas befremdend erscheint, daß man nach 14 jähriger Regierung des Fürsten Carol eine solche Frage gerade in Deutschland noch aufzuwerfen hat.

Aber befremdend oder nicht: thatsächlich ist bisher in deutschen Blättern die politische Lage Rumäniens mit verhältnißmäßiger Gleichgiltigkeit und in Folge dessen auch oft ohne genügende Sachkenntniß behandelt worden. Das einige Mal plötzlich aufgetauchte Interesse an einzelnen, aus dem Zusammenhang herausgerissenen

Sensationsgegenständen, wie z. B. die leidige Strousberg'sche Eisenbahn-Angelegenheit, hat da mehr verwirrend als klärend eingewirkt, und die kühle Reserve, welche von der Wilhelmstraße in Berlin gegenüber Rumänien zur Schau getragen wurde, hat die Sache auch nicht gebessert.

Gegenwärtig mag sich indessen die Lage allerdings geändert haben. Die allgemeine politische Situation wird in markanter Weise durch eine Haupterscheinung beherrscht: die vorläufige Auflösung des Dreikaiserbündnisses, den um so innigeren Anschluß Oesterreich-Ungarns an Deutschland und, gleichsam als die umgebende psychologische Atmosphäre dieses Vorkommnisses, die veränderte Stimmung Deutschlands in Bezug auf Rußland.

Da ist es denn vielleicht an der Zeit, die ernste Aufmerksamkeit deutscher Politiker nach jenem Theil der orientalischen Frage hinzulenken, der sich auf Rumänien bezieht, und sie zu veranlassen, in dem eigenthümlichen Interessenstreit, der sich hier abspielt, bei Zeiten Stellung zu nehmen.

Eins muß hierbei gleich zu allem Anfang festgehalten werden: der Sturz des Fürsten Cusa am 11./23. Februar 1866 und die Erhebung des Fürsten Carl v. Hohenzollern auf den rumänischen Thron im selben Frühjahr 1866 waren Ringe in der Kette der preußischen Politik, welche den Krieg gegen Oesterreich und die Gründung des norddeutschen Bundes zum Ziel und zur Folge gehabt.

Für diese Behauptung läßt sich mancher Beweis beibringen, soweit solche Dinge überhaupt bewiesen werden können; unter anderen der folgende, welcher für unsere Darstellung den Vortheil hat, allgemein controlirt werden zu können.

Bekanntlich war, trotz Abschlusses des merkwürdigen Vertrages von Gastein 1865, die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich doch wieder mächtig zu Tage getreten. Man fühlte allgemein: die „Blut- und Eisen"-Politik sollte auch gegen Oesterreich bethätigt werden. Die wichtigste diplomatische Sorge Preußens war damals, sich für diesen Fall der wohlwollenden Neutralität Napoleons III. zu versichern. Die wiederholten Besprechungen des H. v. Bismarck mit dem französischen Kaiser in Biarritz, die Gerüchte einer Allianz mit Italien galten als deutliche Zeichen der Zeit. Inspirirte Broschüren als ballons d'essai waren damals nach napoleonischer Gepflogenheit an der Tagesordnung. Unter diesen politischen Broschüren ist als die wichtigste „la Convention de Gastein" bekannt, welche im September 1865 (das Datum ist beachtenswerth) bei Dentu in Paris erschien und anerkannter Maßen von der preußischen Botschaft in Paris, unmittelbar vor der zweiten Reise Bismarck's nach Biarritz, inspirirt war. Folgende Gefahren werden darin ausdrücklich als Oesterreich bedrohend hingestellt, für den Fall, daß es den preußischen Forderungen nicht nachgiebt, sondern es zum Kriege kommen läßt:

„La voix de Kossuth retentissante aux rives de la Theiss, en même temps que Garibaldi lèverait sur l'Adige le drapeau de Marsala, n'appellerait-elle pas encore les cavaliers de la Hongrie à une nouvelle guerre d'indépendance? La révolution est-elle définitivement vaincue en Roumanie et la paix est-elle irrévocablement assurée dans les provinces danubiennes?"

Dies war unter Inspiration des Herrn von der Goltz im September 1865 gesagt worden, also 5 Monate vor dem Sturz Cusa's und 7 Monate vor der damals noch für unglaublich geltenden preußisch-italienischen Allianz. — Man halte

Pariser Friedens nicht bereit sind, die durch jenen Vertrag festgesetzten Grenzen Rumäniens mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten, glaubt England an dieser Frage nicht derartiges Interesse zu haben, um sich für berechtigt zu halten, allein die Verantwortlichkeit eines Widerstandes gegen den beabsichtigten Austausch auf sich zu nehmen."

Auf dem Berliner Congreß war nur mehr die Rede von der Größe der Compensation für die erzwungene Gebietsabtretung, und Herr Waddington beginnt die Besprechung darüber mit einem Appell „à l'esprit d'équité et de bienveillance du gouvernement russe", um Rumänien „quelque satisfaction" zu geben. Dadurch würde mehreren Congreßmitgliedern „un grand soulagement aux préoccupations de leur conscience" gebracht werden. Diese charakteristischen „Gewissensscrupel" stehen wörtlich zu lesen im 10. Protocoll des Berliner Congresses.

Auch Fürst Bismarck drückt seine „Sympathie" für Rumänien aus und wäre „glücklich", wenn dieses Fürstenthum zufrieden gestellt würde; aber als vor Allem praktischer Politiker wünscht er im Interesse eines dauerhaften Friedens, daß in der zukünftigen Politik Rußlands kein „sentiment de dignité blessée" zurückbleibt.

Und so wird Bessarabien von Rumänien losgerissen, und dieses erhält dafür die Dobrudscha in der gegenwärtigen Ausdehnung. Fürst Gortschakow erklärt das noch dazu für einen „acte de générosité de la part de la Russie"!

Heute steht Rumänien vor der vollendeten Thatsache: Es ist unabhängig und seine Unabhängigkeit ist anerkannt, Bessarabien hat es aber verloren und dafür die Dobrudscha bekommen.

Wir wissen nicht, ob hiermit das „sentiment de dignité blessée" aus der künftigen Politik Rußlands geschwunden ist; aber das wissen wir, daß ein tiefes Gefühl der Erbitterung und des Mißtrauens gegen Rußland in den Gemüthern gerade des besten und, wie wir hoffen, eines für die Zukunft entscheidenden Theils der rumänischen Jugend geblieben ist. Und da dies bei einem Lande mit absoluter Preß- und Versammlungsfreiheit und unbeschränkter Möglichkeit zur Bildung und Aeußerung einer nationalen Strömung von Wichtigkeit für die Richtung seiner künftigen Politik ist, müssen wir diesen gleichsam moralischen Zustand der öffentlichen Meinung des Landes genauer ins Auge fassen.

Alles, was Rußland an Einfluß in Rumänien verliert, muß Oesterreich gewinnen. Ein kurzer Rückblick auf die Vergangenheit wird die Richtigkeit dieses Satzes klar hervortreten lassen, wenn er nicht schon aus der Einen Thatsache erhellen sollte, daß im Berliner Friedensvertrag zwar die Unabhängigkeit Rumäniens, aber nicht die Garantie seiner Neutralität durch die Großmächte vorgesehen ist, das Land also zur Rücksichtnahme auf seine beiden benachbarten Großstaaten sich gezwungen sieht und, praktisch gesprochen, entweder in die Machtsphäre Rußlands oder in die Machtsphäre Oesterreich-Ungarns gelangen muß.

Bekanntlich umfaßte das heutige Rumänien im vorigen Jahrhundert auch die Provinzen Bukowina und Bessarabien, welche damals der Moldau angehörten. Die im Laufe der Zeit immer enger gewordene Verkehrsverbindung zwischen diesem Lande und seinen Nachbarn Oesterreich und Rußland hat sich für Rumänien dahin entwickelt, daß diese ihm Theile seines Gebietes wegnahmen und sich annectirten, wobei allemal Schwierigkeiten mit der Türkei die gewünschte Veranlassung boten.

So nahm uns Oesterreich durch den mit der Türkei im Mai 1775 abgeschlossenen Vertrag die Bukowina, wobei es fraglich blieb, ob es seine früher formulirten Ansprüche auf die Walachei, so wie auf Bosnien und Serbien aufgegeben hatte. (Siehe über diesen dunklen Punkt Zinkeisen, Osman. Geschichte, VI. S. 115). Rußland dagegen nahm uns im Frieden von Bukarest (28. Mai 1812) Bessarabien, d. h. den Theil der früheren Moldau zwischen dem Dniester und dem Pruth, also die Hälfte der Moldau. Aber in den Friedenspräliminarien, welche zwischen General Kutusof und Galib Efendi Ende 1811 schon festgestellt waren, hatte Rußland sogar das ganze Gebiet bis an den Sereth beansprucht und erhalten. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu sehen, daß hiermit fast die gesammte Moldau an Rußland verloren gewesen wäre. Nur das Vordringen Napoleons I. gegen den nordischen „Halbasiaten" ermuthigte den Sultan, die Präliminarien nicht zu bestätigen, und zwang Rußland, sich mit Bessarabien zu begnügen. Das war am Anfang dieses Jahrhunderts.

Wirft man nun jetzt einen Blick auf den Zustand der Rumänen Bessarabiens unter Rußland und der Rumänen der Bukowina, sowie Siebenbürgens und des Banats unter Oesterreich, so ist der Unterschied in die Augen springend: Die russischen Rumänen sind vernichtet, die österreichischen Rumänen gedeihen. Rußland ist eine Nationalitäten verzehrende, Oesterreich eine Nationalitäten erhaltende Monarchie; Rußland ist ein centralistisch unterjochender Absolutismus, Oesterreich bleibt wesentlich ein föderativer Compromiß-Staat einzelner Nationalitäten. Keine rumänische Schule existirt mehr in Bessarabien, kein rumänisches Buch, keine rumänische Zeitung wird in Rußland selbst gedruckt, keine rumänische Druckzeile von auswärts darf über die russische Grenze: Die rumänische Nationalität unter den Russen ist im Laufe von 50 Jahren als solche verschwunden.

Ganz anders in der österreichischen Bukowina. Nichts steht hier der Entfaltung der rumänischen Kirche, der rumänischen Schule, der rumänischen Cultur von Staatswegen entgegen. Rumänische Bücher und Zeitschriften werden gedruckt, die rumänische Sprache und Literatur ist Lehrgegenstand an den Gymnasien und an der Universität in Czernowitz, und noch in unserem Jahrzehent war der bukowiner Rumäne Baron Petrino, in seiner Eigenschaft als Vertreter rumänischer Nationalität, österreichischer Staatsminister unter Hohenwarth.

In Rumänien selbst aber haben sich die Zeiten seit 1775 und seit 1812 geändert. Es ist jetzt nicht mehr möglich, dieses Land wie eine todte Masse als Spielball zwischen den benachbarten Mächten zu gebrauchen. Die corrupte, von Constantinopel aus systematisch begünstigte Phanariotenherrschaft seiner Fürsten hat aufgehört; langsam, aber stetig ist eigenthümlich nationales Leben in die Adern seines Körpers hineingeströmt; es fühlt sich als zur lateinischen Rasse gehörig, es hat die Cultur-Institutionen des Westens bekommen und fängt an, sie zu schätzen; eine beginnende Literatur wird bemerklich, und vor Allem die eigenthümliche und nirgend sonst in dieser Ausdehnung anzutreffende Thatsache, daß alle seine Minister, alle seine Universitäts-Professoren, die weitaus größte Zahl seiner Deputirten, Senatoren, Präfecten und Richter in Frankreich, Deutschland-Oesterreich, Belgien systematisch gebildete und mit den Errungenschaften und Bedürfnissen westeuropäischer Cultur vertraute Männer sind. Es ist nur eine Consequenz dieses

Zustandes, wenn an der Spitze des rumänischen Staates eine Dynastie aus dem hervorragendsten westeuropäischen Herrscherhause steht.

An einen Länderraub nach Art der früheren Gepflogenheiten österreichischer und russischer Staatskunst, mit indolentem Gewährenlassen von Seiten der heutigen Rumänen, ist nicht mehr zu denken, und in Jedermanns Erinnerung ist es noch, wie im Frühjahr 1878 der junge Staat allen Drohungen Rußlands auf Herausgabe Bessarabiens widerstand und seine kleine Armee aufstellte, um mit dem Rußland von San Stefano, seinem bisherigen Alliirten, den Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen. Nicht vor Rußland, sondern vor dem im Berliner Vertrag ausgedrückten Gesammtwillen Europa's hat sich Rumänien beugen müssen und hat Bessarabien friedlich herausgegeben.

Natürlich, für sich allein würde Rumänien mit seinen 145,000 Mann Armee und etwa 300 Geschützen als äußerste Aufstellung im Fall eines Krieges nicht im Stande sein, irgend einem der benachbarten Großstaaten mit Erfolg Widerstand zu leisten. Es ist aber in der Weltordnung dafür gesorgt, daß im europäischen „Concert" der Großmächte sich immer einige sehr disharmonische Stimmen befinden; und dazu nun ist allerdings die rumänische Armee, angefacht und beseelt von einem leicht herzustellenden Zug nationaler Begeisterung, sehr wohl befähigt, den hartnäckigsten Widerstand so lange zu leisten, bis ihm von irgend einer Seite Europa's Hilfe gewährt wird. Immerhin ist nicht zu vergessen, daß es für sich allein mehr Bevölkerung (und noch dazu eine staatseinheitliche und ganz homogene) und fast eben so viel Flächeninhalt besitzt, wie Serbien, Montenegro, Bulgarien und Ostrumelien zusammen genommen.

Man braucht es mit dem sogenannten Testament Peters des Großen, das ja apokryph sein soll, nicht sehr genau zu nehmen, und braucht auch der bekannten Fadejew'schen Schrift in Bezug auf die Endziele russischer Politik nicht aufs Wort zu glauben. Eines steht aber nach der letzten Evolution der orientalischen Frage fest: Rußland tritt beim bevorstehenden Zusammensturz der europäischen Türkei nicht mehr als natürlicher Beschützer des Christenthums gegen den Islam auf (denn christlich sind Oesterreich, England und Frankreich auch), sondern als specieller Anwalt der orthodoxen und slavischen Interessen. Durch die Orthodoxie hängen nun die Rumänen mit Rußland zusammen, aber dessen Slaventhum trennt sie von ihm. In unserem Jahrhundert ist aber die Wichtigkeit einer speciellen religiösen Form vermindert und dafür die Bedeutung des nationalen Bewußtseins als solche in den Vordergrund getreten. Demnach ist in der russischen Politik die Orthodoxie die Schale, der Slavismus aber der Kern der Bestrebungen.

Will nun Rußland, nach Fadejew'schem Programm, zur Lösung der orientalischen Krisis die Bildung selbständiger kleiner Fürstenthümer, die aber allerdings mit dem russischen Herrscher gleichsam verwandtschaftlich oder national zu gemeinsamem Interesse verbunden sein sollen, so steht ihm Rumänien im Wege. Die Gleichheit des Glaubens wird sie so wenig verbinden, wie der Katholicismus in Oesterreich die Deutschen mit den Italienern verbunden hat. Die rumänische Gesellschaft ist wesentlich ungläubig; dem orthodoxen Kreuz zu Liebe wird sich keine Hand in Rumänien regen. So ist zwischen Balkan-Slaven und Rumänen keine

gemeinsame Richtung möglich; sie stehen senkrecht auf einander: Des Slaven Blick ist nach Norden, des Rumänen aber nach Westen gerichtet.

Bei dieser Sachlage ist es fraglich, ob Rußland klug gethan hat, so schnell und rücksichtslos den Rumänen ihr letztes Stück Bessarabien wegzunehmen. Die Illusion christlich-orthodoxer Staaten, die unter Rußlands Schutz auf den Trümmern der Türkei zu errichten wären, hätte vielleicht noch eine Zeitlang aufrecht erhalten werden können. Aber indem Rußland, unter dem Vorwand christlichen Schutzes gegen die Türkei, dem christlichen Rumänien sein Stück Bessarabien fortnimmt, ist die orthodoxe Maske vor der Zeit gefallen, und es bleibt nur der Rassenkampf übrig zwischen dem Slaven und dem Romanen.

In diesem Kampfe fühlt sich Rumänien Eins mit den Bestrebungen der europäischen Cultur, und zu bedeutungsvoller Stunde hat es vom Berliner Congreß den Auftrag erhalten, seinen Fuß in den östlichen Theil des Balkan-Gebietes durch die Uebernahme der Dobrudscha zu setzen, während Oesterreich durch gleichen Auftrag im westlichen Theile Bosnien und die Herzegowina in Besitz genommen hat. Die slavischen Balkan-Fürstenthümer sind somit zwischen zwei nichtslavische Klammern gefaßt.

Die oben vorgetragenen Ansichten, als deren natürliche Folge die Hinneigung Rumäniens nach der österreichischen Machtsphäre sich ergiebt, werden von einer großen Anzahl rumänischer Politiker getheilt. Insbesondere resumiren sie die Ueberzeugung leitender Mitglieder der jung-conservativen Partei.

Indem hierdurch der Boden für einen legitimen Einfluß Deutschland-Oesterreichs unter den Rumänen selbst gegeben ist, muß allerdings dessen Benützung zum Vortheil sowol Oesterreichs als Rumäniens mit Festigkeit unternommen werden. Denn einerseits ist Rußland in orientalibus ein viel geschickterer Agitator als Oesterreich, und weiß namentlich den Schein „nationaler“ Interessen unter manchen Rumänen gegen Oesterreich zu erregen (so gerade jetzt in der Donaufrage und in Bezug auf den Anschluß an die projectirte bulgarische Eisenbahn); andererseits ist die unverständige innere Politik der Ungarn gegen die österreichischen Rumänen auch nicht darnach angethan, ein besonders wohlwollendes Zusammengehen des freien Rumäniens mit Oesterreich zu befördern.

Aber diese Schwierigkeiten sind klein und vergänglich im Verhältniß zum bleibenden größeren Zweck; und wenn nur auf beiden Seiten der feste Wille im Wesen vorhanden ist, die Form seiner Bestätigung wird sich finden müssen.

Aus dem Leben Rattazzi's und seiner Zeit.

VII.

Das Parlament hatte den Credit in der geforderten Höhe und zu dem bezeichneten Zweck bewilligt; aber die Bedürfnisse des Landes waren dringender und umfassender geworden. Als man die Ankunft des Prinzen Napoleon im Palais Piloti erfuhr, wußte man sofort zu welchem Zweck er kam. Die Actionspartei in Florenz veranstaltete Demonstrationen gegen den französischen Gesandten und brachte darauf dem deutschen Gesandten Ovationen dar.

Der König hatte nach Empfang des Briefes seiner Tochter Zeit gehabt, zu überlegen und sich zu rüsten. Sein Trotz war der Schauplatz eines großartigen Kampfes gegen die Empfindungen der Nation. Eine sehr wahre und ehrenwerthe Entschuldigung für seine ablehnende Haltung lag sehr nahe: Er war ein constitutioneller König; er hatte die Pflicht, seinen Minister, das Parlament und die öffentliche Meinung zu befragen, die Interessen seines Volkes in Erwägung zu ziehen. Die Zeiten waren für die Dynastieen nicht günstig. Ueberhaupt waren Staatsstreiche nach der Manier Napoleons in Italien nicht durchführbar, wie in Frankreich. Der Glaube an die September = Convention hatte die gewöhnlichen Proben zu bestehen. Lanza und Visconti-Venosta selber glaubten nicht mehr an sie; Sella verwünschte sie; Govone, der äußerst geschickte Kriegsminister, hielt sie für lange beseitigt. Der König konnte nichts thun, als dem Prinzen Napoleon, wie wenige Wochen später Thiers, die wahre Sachlage in ihrer Einfachheit auseinandersetzen. Die Stimmung war unzweifelhaft, selbst für die blödesten Augen. Der König ließ jedoch den Grafen Ponza di San Martino kommen, um seinem Schwiegersohn eine persönliche Aufmerksamkeit zu erweisen und ihm die Lage klarzulegen. Jerome Napoleon hatte schon mit Rattazzi Rücksprache genommen.[1]

Ponza di San Martino, ein erprobter und vorurtheilsfreier Patriot, hatte ebenso wie seine Landsleute die Kränkungen und Erniedrigungen und Unverschämtheiten empfunden, welche die Italiener von Leuten, wie Sartiges, Dumont, Malavet, Rouher, Drouin de Lhuys, Lavalette, kurz dem ganzen niedrigen Hofe der Napoleonischen Regierung zu erdulden gehabt hatten. Sein Herz war noch davon zerrissen. Die karolingische Politik des Kaisers war eine Verirrung. Er konnte sie dem Schwachen mit Gewalt aufzwingen; aber er konnte nicht hoffen, daß man sie genehmigte und billigte, nur weil man sie ertragen hatte.

San Martino stellte sich also dem König zur Verfügung und reiste auf seinen Befehl ab. Er sollte das Cabinet sondiren und es nach Mittheilung der Vorschläge, die von Metz und Châlons kamen, überreden, „dem alten Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen". Das Cabinet war schon in großer Aufregung und sehr getheilter Meinung. Sella allein bewahrte die Ruhe eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt hat. Die Botschaft San Martino's brachte das Gewitter zum Ausbruch. Visconti-Venosta gerieth beinahe in Streit mit San Martino wegen einer versteckten, aber verletzenden Anspielung auf die revolutionäre Vergangenheit des jetzt sehr conservativen Ministers des Königs.

— Im Patriotismus stehe ich hinter Niemand zurück, rief er.

— Beweisen Sie es doch, antwortete San Martino, und lassen Sie uns nach Rom gehen!

— Aber der König?

— Der König nimmt jede ehrenvolle und kühne Lösung an, die der Ministerrath ihm vorlegen wird.

Minghetti reiste darauf nach Wien, um dort über die Grundzüge einer eventuellen militairischen und politischen Alliance zu verhandeln auf der Grundlage der sofortigen Räumung Roms durch die Franzosen und sofortigen Besetzung der Stadt durch die Italiener.

Am 31. Juli hatte Laporta Visconti-Venosta über den Abzug der Franzosen aus Civita-Vecchia interpellirt. Er antwortete:

„Die französische Regierung erklärt, daß sie sich von Rom zurückziehen wird, wenn wir die Septemberconvention ausführen. Wir haben uns darauf beschränkt, von dieser Erklärung Act zu nehmen, weil von unserer Seite niemals von dem Vertrage abgegangen ist.“

Alles dies ist heute ohne Bedeutung. Die Ereignisse entwickelten sich mit der Schnelligkeit einer Lawine im Frühling; und die Kanonen sprachen lauter, deutlicher und gebieterischer als die Minister und die Souveraine.

Die Nachricht von der Niederlage bei Sedan, der Gefangennahme Napoleons, der Revolution des 4. September in Paris, der Flucht der Kaiserin — verlassen von aller Welt mit Ausnahme von zwei fremden Diplomaten und einem amerikanischen Zahnarzt, wie Nigra schrieb —, die Nachricht von der Ankunft Napoleons in Kassel und das übrige — Alles wurde zugleich in Rom und Florenz bekannt. In Rom brach ein Aufstand gegen die fremden päpstlichen Söldner aus; in Florenz fand eine sehr energische antidynastische Kundgebung statt.

Das Cabinet beschloß nach Rom zu gehen. Lamarmora gab auf die Anfrage des Königs seine Meinung dahin ab, daß die Besetzung der Hauptstadt unvermeidlich sei, und erinnerte daran, daß man sich in der Convention jede Freiheit der Action gewahrt habe. Die Ansicht Rattazzi's zu erforschen war nicht nöthig: der König, Prinz Napoleon und Lanza kannten sie im voraus. Sella versicherte, daß er nicht einen Pfennig für die Mobilmachung der Armee geben würde, wenn sie wo anders hin marschiren sollte als nach Rom.

Lanza weinte, als er erfuhr, daß Napoleon schon als Kriegsgefangener in einem Schloß in Deutschland wäre. Victor Emanuel war vor das Dilemma gestellt: entweder nach Rom mit Dir, oder die Revolution ohne Dich. Er entschied sich zu Gunsten der Ordnung und befahl den Ministern, unverzüglich den an den Grenzen zusammengezogenen Truppen den Befehl zum Ueberschreiten derselben zugehen zu lassen. Zugleich telegraphirte er an Nigra, der neuen Regierung der nationalen Vertheidigung die Kündigung der September-Convention vorzuschlagen.

Jules Favre gab nicht seine Zustimmung dazu, wie wir später sehen werden.

Ponza di San Martino begab sich zum Papst, um sich mit ihm über die Garantien, die ihm zur Sicherung der freien Ausübung seiner päpstlichen Gewalt genehm wären, in Einvernehmen zu setzen. Er überbrachte zugleich den bekannten eigenhändigen Brief des Königs — außerdem noch Beglaubigungsschreiben seitens der Minister für Antonelli.

Die Unterwürfigkeit des Königs, der sich mit der Liebe eines Sohnes, der Treue eines Katholiken und dem Herzen eines Königs und Italieners an ihn wandte, erregte die Heiterkeit Pius IX. Er nannte den Brief einen Einfall Percensista's, einen schlechten Scherz und einen dummen Streich.

Er wußte schon seit langer Zeit, was die Regierung im Auge hatte. Tonello hatte schon vor San Martino und zwei oder drei andere Unterhändler hatten schon vor Tonello so deutlich die Sachlage gekennzeichnet, daß der Papst sie eben so gut kannte, wie jeder politisch gebildete und national gesinnte Italiener — mit

Ausnahme der Clericalen, die sich darin verrannt hatten, nichts zu sehen und nichts zu glauben. Pius IX. wollte sich nicht dazu hergeben, den König und Lanza zu erheitern. Er wollte den italienischen Gesandten nicht empfangen und erklärte, nachdem er die königliche Botschaft gelesen hatte, er könne nichts antworten, als daß er nur der Gewalt weiche. San Martino telegraphirte noch Florenz: Meine Mission ist gescheitert.

Niemals hatte sich der Papst so groß und majestätisch gezeigt.

Am 12. September erhielt der General Cadorna den Befehl, die Grenze zu überschreiten, die er gegen die Republikaner bewachte! Wir haben dieses Ereigniß schon kurz berührt; wir gehen jetzt genauer auf die Details ein und zwar nach clericalen und legitimistischen Quellen, um unsere historische Unparteilichkeit zu zeigen, hauptsächlich nach dem eigenthümlichen Buche von Henri d'Ideville: Les Piémontais à Rome.

VIII.

Pius IX. war auf das Aeußerste vorbereitet. Er hatte den vollständigen Sturz des Systems der karolingischen Kaiser, das von Napoleon III. mit Vorliebe gepflegt war, vor Augen. Seine Seele war gefaßt, und er beugte sich der Gewalt der Thatsachen, die er Vorsehung nannte.

Der Marquis von Banneville, der französische Gesandte in Rom, hatte in der Nacht vom 26. zum 27. Juli eine Depesche empfangen, welche ihn aufforderte, Pius IX. den Abzug der französischen Truppen anzuzeigen. Er theilte Antonelli seinen Auftrag mit.

Dieser war kaltblütig geblieben bei der Depesche Lanza's, welche die Mission Ponza di San Martino's ankündigte, der den eigenhändigen Brief des Königs brachte und die italienische Intervention anzeigte. Bei der Phrase: „Daß Seine Majestät Europa gegenüber die Pflicht hätte und der katholischen Welt gegenüber dafür verantwortlich wäre, die Ordnung auf der Halbinsel und die Sicherheit des heiligen Stuhles zu schützen", war er nachdenklich geworden; dann hatte er gelächelt und hatte heiter hinzugefügt: Seine Heiligkeit wird morgen den Gesandten des Königs von Piemont empfangen — wenn Seine Gesundheit es ihm erlaubt.

Der Papst befand sich sehr wohl; aber er beschränkte sich darauf, die Augen gen Himmel zu richten und zu sagen: Für den Augenblick bleibt uns nichts übrig als zu beten, aber Alles wird gut werden . . . .

Bei der Botschaft Banneville's konnten jedoch weder der Papst noch der Cardinal gleichgültig bleiben. Beide sagten, daß sie von der kaiserlichen Regierung verrathen seien.

Banneville beeilte sich, von Jules Favre seine Entlassung zu verlangen. Er wurde durch Lefèvre de Behaine ersetzt, der sehr viel weniger clerical gesinnt war. Aber was bedeutete jetzt die Gesinnung des französischen Gesandten in Rom?

Die italienischen Truppen rückten seit dem 11. September von allen Punkten der Grenze vor. Am 12. rückte eine Division über Ceprano in das päpstliche Gebiet ein. Am 12. erhielten auch die päpstlichen Truppen in den Provinzen den Befehl, sich nach Rom zurückzuziehen und den Piemontesen nur soviel Widerstand entgegenzusetzen als genügte, um die Vergewaltigung zu constatiren.

Die Zuaven von Civita-Castellana vertheidigten sich mit etwas mehr Ernst. Charrette in Viterbe räumte den Platz am 13. und kam am 14. über Civita-Vecchia nach Rom. Die Söldner wollten sich schlagen. Kanzler empfing jedoch vom Papst den Befehl, nicht unnöthiger Weise Blut zu vergießen. Er hatte schon an Bauneville geschrieben: „Jetzt, wo schon die Ströme Frankreichs von Blut beschmutzt sind, will ich nicht auch die Wasser des Tiber roth färben."

Am 14. September kam Arnim nach Rom zurück. Nachdem er eine Conferenz mit seinem Collegen Usedom in Florenz gehabt hatte, wies man ihn von Berlin aus an, seine Stellung in Rom wieder einzunehmen und den Papst zu überreden, sich der Nothwendigkeit, die italienischen Truppen in Rom einrücken zu lassen, zu unterwerfen.

Am 15. September zeigte sich Cadorna mit seinen Vorposten an der Ponte Molle und schickte einen Bevollmächtigten, welcher im Namen des Königs forderte, „daß die italienische Division, welche in Monte Mario campirte, in Rom einrücken dürfe, um dort Quartiere zu nehmen und die Ordnung aufrecht zu erhalten". Kanzler antwortete, daß seine Truppen zum Schutze der Stadt und des Papstes genügten, und verweigerte den italienischen Truppen den Einmarsch.

Am 16. hörte man den Kanonendonner von der Porta Pancratia her. Civita-Vecchia hatte capitulirt und Bixio war vorgerückt. Am Abend erschien der Graf Malarotta bei den Vorposten von Ponte Molle und übergab einen Brief Cadorna's an Kanzler. Er zeigte ihm an, daß Civita-Vecchia capitulirt hätte und bestand auf der unmittelbaren Uebergabe Roms. Kanzler weigerte sich dessen mit Würde.

Am 17. berief Graf Arnim, als Doyen, das diplomatische Corps zusammen und legte ihm eine Adresse an den Papst zur Unterschrift vor, in welcher er gebeten wurde, die italienischen Truppen einrücken zu lassen, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden und vielleicht ein Bombardement zu verhindern.

Das diplomatische Corps lehnte jedoch dies menschenfreundliche Verlangen ab.

Am 18. ordnete Pius IX. ein dreitägiges öffentliches Bittfest an und ganz Rom eilte nach St. Peter. Pius rührte die ganze fromme Versammlung durch seine ergreifende Beredtsamkeit. Die Menge strömte zurück, indem sie zu den Fremden, die dort in großer Anzahl versammelt waren, sagte: „Wir haben auch für Frankreich gebetet!"

Das genügt, um sich eine Vorstellung davon zu machen, wer dies ganze Rom war, das in der Basilika zusammengekommen war.

Pius IX. sagte immer in erhabener Glaubensstärke: „Seid ruhig, die Piemontesen werden nicht die Stadt der Päpste betreten. Gott wird ein Wunder thun."

Während dieser Ereignisse sah man von der Höhe des Thurmes des Palais Rospigliosi auf der Via Appia und Via Latina eine lange Colonne Infanterie heranrücken, um die Stadt von der Seite der Porta Maggiore und der Porta San Giovanni zu belagern. Die Artillerie stand am Zusammenfluß des Tiber und des Teverone. Das Hauptquartier Cadorna's befand sich in der Villa Spada.

Auf Seiten der Päpstlichen postirte man die Batterien auf dem Pincio, auf dem Aventin und dem Janiculus — Namen, bei denen das italienische Herz höher schlägt. Im Ganzen waren es 9000 Mann, welche die Vertheidigung gegen 60 000 Italiener übernehmen sollten.

Welch schreckliches Zusammentreffen, riefen die Clericalen, die Hauptstadt Frankreichs und die der Religion zu gleicher Zeit angegriffen und belagert von den Feinden Frankreichs und der Religion — lutherischen Preußen und atheistischen Italienern.

Arnim ermüdete nicht in seinen Vermittelungsversuchen, trotz des Widerstandes, welchen das clericale diplomatische Corps dem Papste entgegensetzte. Er besuchte häufig Cadorna und das italienische Lager und umgab sich mit italienischen Liberalen, welche ihn um seinen Schutz gegen die kosmopolitischen Häscher des Vaticans baten.

Am Abend des 19. September kündigte ein neuer Parlamentär Cadorna's Kanzler an, daß der Angriff am folgenden Tage beginnen würde.

Pius IX. schrieb an seinen General: „Beschränken Sie die Vertheidigung auf einen Protest, der genügt, um die Gewalt zu constatiren, und nicht mehr, d. h. beginnen Sie, sobald Bresche geschossen ist, die Verhandlungen über die Uebergabe des Platzes; ich kann meine Zustimmung zu einem größeren Blutvergießen nicht geben. Unsere Sache ist die Sache Gottes."

Wir stehen jetzt am Ausgange des gigantischen Dramas, welches das Schicksal zweier großartiger Epochen der Welt und der Geschichte entschied: Die Entstehung Italiens und die endgültige Vernichtung der weltlichen Macht des Papstes.

Am 20. September um 5 Uhr Morgens gab ein Kanonenschuß sämmtlichen italienischen Divisionen das Zeichen zum Angriff. Von allen Seiten wurde das Feuer auf die Befestigungen Roms eröffnet. Kanzler beobachtete die Bewegungen des Feindes vom Thurm des Palais Rospigliosi.

In diesem Augenblick begab sich das diplomatische Corps in den Vatican. Pius IX. hatte sie am vorigen Tage bitten lassen, sich um ihn zu versammeln, sobald man die Kanonen der Angreifer hörte. Das geschah um 6½ Uhr Morgens im Thronsaale des Vatican.

Um 7 Uhr verließ der Papst seine Appartements und lud das diplomatische Corps ein, an einer Messe in der Capelle Theil zu nehmen. Man folgte ihm; während Pius sich zur heiligen Handlung vorbereitete, rückte Bixio vor und die Bomben fielen bereits in den Garten des Vaticans. Nach der Messe ließ Pius die traditionelle Chocolade herumreichen, welche nach dem unabänderlichen Brauch allen Anwesenden angeboten wird. Er selbst blieb bis 9 Uhr in der Capelle. Dann kam er in den Thronsaal und bat die Gesandten, sich zu Cadorna zu begeben, um gute Bedingungen für die fremden Söldner zu erhalten. Er dachte an die armen Kanadier, welche keinen Gesandten zu ihrem Schutze hatten.

Antonelli kam um 10 Uhr. Er brachte eine Depesche von Kanzler, welche ankündigte, daß in die Mauern der Villa Bonaparte bei Porta Pia Bresche geschossen sei. Der Papst gab sofort den Befehl, das Feuer einzustellen und die weiße Fahne aufzuhissen.

„Meine Herren", sagte er stolz zum diplomatischen Corps, „Sie sind Zeugen, daß ich nur der Gewalt weiche; von jetzt ab ist der Papst Kriegsgefangener des Königs Victor Emanuel."

Die Inscenirung war melodramatisch: Pius IX. wäre der größte Schauspieler des Jahrhunderts gewesen — wenn Garibaldi und Napoleon III. nicht existirt hätten.

Antonelli's große Mundwinkel drückten wider seinen Willen Bitterkeit, Ironie und Verachtung aus, aber er spielte den Kaltblütigen.

Das diplomatische Corps begab sich mit Kanzler zu Cadorna nach der Villa Albani, um über die Capitulation zu verhandeln. Dort konnten sie die italienischen Truppen in schönster Ordnung in die Stadt einziehen sehen. Die Furchtsamen, welche aus Rom geflohen waren, die Vertriebenen und Verbannten folgten den Colonnen des Heeres. Viertausend Revolutionärs! nach der Angabe Ideville's.

Eine unendliche Menschenmenge erfüllte den Corso; nirgends in der Welt weiß man einen Triumphzug so glänzend in Scene zu setzen wie in Rom, und seit dem Alterthum wissen die Römer den Siegern zuzujubeln und sie zu verherrlichen.

Es lohnt kaum der Mühe, den Conflict zwischen Bixio und Cadorna zu erwähnen. Der Garibaldische General war wie sein Chef immer sehr tapfer, aber auch sehr theatralisch. Er hatte von seiner Stellung in der Villa Pamfili noch nach der Unterzeichnung der Capitulation, die er vielleicht nicht kannte, einige Bomben werfen lassen. Cadorna beklagte sich darüber. Bixio ließ seine Division im Stich und reiste nach Florenz zum Parlament.

Man wollte ihn vor ein Kriegsgericht stellen. Der König erwies ihm jedoch die angenehme Gefälligkeit und schickte ihn in den Senat. Man hatte ihn nicht ernst genommen.

IX.

Nach der Einnahme Roms wurde das römische Volk zusammenberufen, um in einem Plebiscit auszusprechen, ob es die Vereinigung mit Italien annehme.

Am 2. October verkündete die provisorische römische Regierung das Resultat: 40 785 ja; 46 nein! Die Papisten hatten sich der Abstimmung enthalten; die Priester drohten denen, welche sich — gleichgültig in welchem Sinne — an der Abstimmung betheiligen würden, mit Excommunication; die Mönche mit Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses. Aber die Römer, schlau wie sie sind, benahmen sich sehr geschickt. Sie wollten doch Brot für schlechte Zeiten haben. Hatte nicht die neue Regierung Dienste und Stellen zu vergeben, mußte sie nicht viel für sich arbeiten lassen, um sich in der neuen Hauptstadt einzurichten? Sollte man thöricht genug sein, die Regierung zurückzuweisen, um die Mumien-Versammlung der Väter des Vaticans zu behalten, die mit Ablaß und Segen verschwenderischer waren als mit Geld? Das ist der wahre Sachverhalt. Darum stimmte man mit ja, mit ja soviel man wollte!

Jules Favre schickte Senard als Gesandten nach Florenz. Es konnte keine glücklichere Wahl getroffen werden. Er wurde jedoch bald zurückberufen. Man

beschuldigte ihn, Italien günstiger gesinnt zu sein als dem Papst. Der König gab ihm häufig Beweise seiner Freundschaft und behandelte ihn mit der hinreißenden Liebenswürdigkeit und Ungenirtheit, die ihm so viele Freunde gewann. Er bezauberte wie ein Weib, wenn er sich zu gefallen bemühte — der alte Haudegen, der wilde Jäger.

Als Senard sein Abberufungsschreiben überreichte, küßte ihn der König auf beide Backen, indem er sich von Neuem beklagte, daß er nichts für das unglückliche Frankreich, seinen treuen Verbündeten, habe thun können.

Einige Clericale in Rom hatten alle Art von Verläumdungen und Schmähschriften gegen den edlen und sympathischen Greis gerichtet. Der General Lamarmora rächte ihn, indem er seine souveraine Verachtung gegen die legitimistischen und clericalen Franzosen bezeugte, welche Rom verdächtigten und thörichte Absurditäten und Lügen gegen die Italiener verbreiteten.

Der König hatte einen glücklichen Einfall, als er Lamarmora zu seinem Stellvertreter in Rom ernannte. Lamarmora hatte 1862 in Neapel keinen Erfolg gehabt. Aber die Umstände, die politische Situation, die Bevölkerung, mit welcher er in Berührung kam, waren nicht dieselben wie zu Rom. Der Mann war derselbe, aber die Umgebung, in der er sich bewegte, war eine andere. Lamarmora war zwar nur ein mäßiger Soldat, aber er hatte unbestreitbar Eigenschaften eines Staatsmanns; er war ein umsichtiger Verwalter, ein nicht unbedeutender Diplomat, wenn auch nur zweiten Ranges, und seine Ehrenhaftigkeit bestand jede Probe. Auf seinem Statthalterposten war er, wie die Engländer sagen: the right man in the right place. Er hielt die habsüchtige Masse möglichst von sich fern, und wenn er sich ihr officiell nähern mußte, ließ er sie merken, daß er den König von Italien repräsentirte — einen König von der ältesten Dynastie Europas. Und er wurde respectirt!

Der König setzte in ihn unbedingtes Vertrauen und schätzte ihn nach Rattazzi am meisten von seinen Freunden. Als Thiers nach Florenz kam, um die italienische Intervention zu betreiben, fragte der König auch Lamarmora telegraphisch um seinen Rath, und erhielt die folgende Antwort, welche der Versammlung der Generale, die am 18. October 1870 stattfand, mitgetheilt wurde: „Der Plan Thiers' ist militairisch eine Thorheit, politisch eine Ungeschicklichkeit, moralisch ein schlechter Streich; denn Deutschland hat dieselben Rechte auf unsere Dankbarkeit wie Frankreich — wenn wir überhaupt Jemand Dank schulden.“

Das folgende Capitel, in welchem die Verfasserin eine Rede Rattazzi's bei der Leichenfeier für die Gefallenen von Mentana wiedergiebt, berührt den interessantesten Abschnitt aus dem Leben Rattazzi's: Seine Betheiligung an der Römischen Expedition Garibaldi's von 1867 resp. seine Schuld an der Katastrophe von Mentana.

Zur Orientirung wollen wir die Situation mit einigen Worten charakterisiren: Seit seiner Flucht von Caprera am 14. October 1867 bereitete Garibaldi ganz offen den Freischaarenzug gegen Rom vor. Rattazzi glaubte aus diesem Ereigniß für die italienische Politik Nutzen ziehen zu können und unterstützte daher im geheimen Garibaldi in jeder Weise, während er ihn officiell und besonders

Frankreich gegenüber desavouirte. Frankreich drohte mit bewaffneter Intervention in Rom. Mehrmals erlangte Rattazzi im letzten Moment einen Aufschub der französischen Expedition durch das Versprechen, die Garibaldische Bewegung zu unterdrücken. Die italienische Regierung stand vor der Alternative: entweder Garibaldi's Zug auf die Gefahr eines Krieges mit Frankreich hin zu unterstützen und Rom mit Gewalt zu besetzen, oder der Agitation Garibaldi's ernstlich ein Ende zu machen. Bevor ein definitiver Entschluß gefaßt wurde, nahm jedoch Rattazzi seine Entlassung (am 20. October 1867). Acht Tage verhandelte Cialdini vergebens über die Bildung eines neuen Ministeriums. Während dieser Zeit führte Rattazzi provisorisch die Regierung weiter, aber natürlich ohne jede eigene Initiative, so daß während dieser kritischen Zeit Italien eigentlich ohne Regierung war. Am 27. October brachte Menabrea das neue Ministerium zu Stande.

In Paris war jedoch schon die bewaffnete Intervention in Rom beschlossen. Am 30. October landeten die Franzosen in Civita-Vecchia. An demselben Tage überschritten auch die italienischen Truppen, welche einen Cordon um das päpstliche Gebiet gezogen hatten, die Grenze. Es folgte die Niederlage Garibaldi's bei Mentana und die Entwaffnung der flüchtigen Freischaaren durch die Italiener. Da hiermit die revolutionäre Bewegung unterdrückt war, zog Menabrea die italienischen Truppen aus dem römischen Gebiete zurück.

Allgemein wurde die Schuld für das tragische Ende der Garibaldischen Expedition und die moralische Niederlage der italienischen Regierung Rattazzi zugeschoben: Er hatte die Garibaldische Bewegung durch sein Verhalten geschürt und sich davon zurückgezogen, da er nicht im Stande war, sie gegen die Franzosen zu schützen.

Gegen diese Vorwürfe sucht sich Rattazzi in der folgenden Rede durch Mittheilung von Depeschen Mancini's und Briefen Victor Emanuels und Pepoli's zu schützen, indem er nachweist, daß bei Fortsetzung einer energischen Politik Frankreich gegenüber die französische Intervention überhaupt hätte verhindert werden können, oder wenigsters nach der Katastrophe von Mentana eine frühere Räumung Roms durch die Franzosen hätte erreicht werden können. Die Schuld für die Mißerfolge der italienischen Politik mißt er vielmehr dem Mangel an Voraussicht und Vertrauen auf Seiten Menabrea's und der zu großen Rücksichtnahme des Königs Victor Emanuel auf Napoleon zu.

X.

Am 3. November 1871 fand die Ueberführung der Gebeine der bei Mentana am 3. November 1867 Gefallenen statt. Cairoli hatte Rattazzi, als das Haupt der Linken, aufgefordert, an der Todtenfeier theilzunehmen; „wenn ihn keine Gewissensbisse daran hinderten", war von einer anderen Hand als der Cairoli's als Nachschrift hinzugefügt.

Rattazzi antwortete: „Ich werde kommen und zwar gerüstet mit allen meinen Waffen."

Die Waffen Rattazzi's waren mehrere Depeschen, welche er in den berühmten Debatten, nach welchen er unter den Flüchen Garibaldi's und seiner Partei aus dem Ministerium schied, zu seiner Rechtfertigung nicht hatte mit vorlegen können.

Damals legte ihm seine Verantwortlichkeit Schweigen auf, das Gefühl seiner Würde — so tief bei ihm — verbot ihm, sich zu rechtfertigen; jetzt im Gegentheil verlangte die Ehre von ihm, sich selbst Gerechtigkeit zu erweisen und den Hergang aufzuklären.

Er kam daher mit denen, welche die berühmte und blutige Affaire überlebt hatten, in einem Saal des Deputirtenhauses zusammen. Es waren nur wenige übrig geblieben: Doch waren Crispi, Cairoli, Niceli, Laporta, Guerzani dort; das genügte ihm.

Rattazzi begann damit, den Zweck seiner Theilnahme an der Feier für die Todten von Mentana auseinanderzusetzen.

„Meine Freunde", sagte er, „die Geschichte kennt Unglücksfälle, welche sich oft in einer Person, wie in einem Gemälde personificiren und ihren Namen annehmen. Ich bin ein lebendiges Beispiel dafür: Ich bin für gewisse Menschen der Mann von Novara und für andere der Mann von Mentana — zwei Katastrophen. — Die Zeit hat begonnen, diese Ereignisse aufzuhellen und Jedem seinen Antheil daran zuzuweisen, wenigstens bezüglich Novara's. In Kurzem wird Alles darüber klar sein. Ebenso ist es mit Mentana gegangen. Doch kann ich hier das Lüften des Schleiers nicht beschleunigen.

Meine Eigenschaft als Minister und Bewahrer von Staatsgeheimnissen verbietet mir jedes Eingreifen in diesen Proceß der Aufklärung. Jedoch liegt die Sache bei Mentana nicht ebenso wie bei Novara. Die erstere Angelegenheit wurde nicht von mir zu Ende geführt. Ich kann also Auseinandersetzungen machen, welche mich in den Augen meiner Freunde rechtfertigen, und Ihnen zugleich einige Documente mittheilen, welche sich übrigens in den Privatarchiven des Königs und, wie ich hoffe, auch in denen des Auswärtigen Amts, befinden.*)

Diese Documente sind sehr wichtig. Von den Noten Mancini's kann ich Ihnen jedoch nicht das Original mittheilen. Sie enthalten Geheimnisse, welche der italienischen Regierung nicht allein gehören und ich kann nicht fremde Geheimnisse verrathen.

Die Briefe Pepoli's indessen kann ich vorlegen; er hat mich dazu ermächtigt. Sie wurden zwar an den General Menabrea und Victor Emanuel gerichtet; aber ich war es, der den Marquis Pepoli zu thatkräftigem Eingreifen veranlaßte. Er wollte meine Ideen zusammenfassen und sie Napoleon übermitteln.

Mancini stand fortwährend mit Bismarck in Unterhandlungen, als sich in Italien trotz der schwächlichen Bitten des Königs und Menabrea's die dritte Intervention Napoleon's gegen uns vollzog. Der König und Menabrea waren vielleicht garnicht über dieselbe betrübt; jedenfalls wußten sie sie nicht zu hindern. — Und doch hätten sie es gekonnt und hätten es thun müssen nach dem Rathe Bismarck's.

Napoleon konnte ohne Zweifel dem Papste, der ihn gerufen hatte, zu Hilfe kommen. Aber er durfte nicht das italienische Gebiet berühren und die Truppen

*) Rattazzi hatte Recht: Ein Theil der Documente ist veröffentlicht in dem Leben Victor Emanuel's von Joseph Massari; die Noten Mancini's, deren Inhalt ich hier gebe, sind noch garnicht gedruckt und ich glaube, daß sie von großem historischen Interesse sind.
Anm. der Verf.

des Königs angreifen, welche ihrerseits intervenirten, um sich vor einem immerhin möglichen Aufstand in den italienischen Staaten zu schützen und denselben zu verhindern. Wenn nun die französischen Truppen den italienischen Boden berührten oder die italienischen Truppen mit den Banden der fremden Söldlinge zusammenstießen, so hatte Victor Emanuel das Recht, deswegen an Europa zu appelliren und Deutschland würde wahrscheinlich einem solchen Appell gegenüber nicht taub geblieben sein. Auch Oesterreich schien beunruhigt über die Möglichkeit eines solchen Ereignisses. Fürst Bismarck glaubte außerdem, daß Napoleon, wenn er seine Interventionstruppen in Civita-Vecchia ausschiffte, sie nicht entfalten könnte, ohne das italienische Gebiet zu berühren. Graf Moltke zeigte Mancini, daß es garnicht anders möglich wäre, wenn die Franzosen die römischen Staaten mit genügenden Streitkräften angriffen und die Italiener unter dem Befehl des Königs den Cordon da aufstellten, wo es die strategischen und politischen Rücksichten erforderten. Napoleon hätte auf die Expedition verzichten oder sich der Gefahr eines Zusammenstoßes mit den italienischen Truppen aussetzen müssen. Dies war der Inhalt der Depeschen Mancini's. Sie berichtete ferner die feste Ueberzeugung des Grafen Bismarck, daß, wenn der König mir sein unbedingtes Vertrauen weiter geschenkt hätte und mich in diesem Moment an der Spitze der Geschäfte gelassen, oder vielmehr Cialdini ernstlich zu dem Zweck ernannt hätte, die französische Intervention zu verhindern, Napoleon, um sich nicht dem Widerspruch Preußens und Englands und sicher auch demjenigen Rußlands und vielleicht auch, wenn auch mit weniger Bestimmtheit, Oesterreichs, auszusetzen, nicht versucht haben würde, sich uns in den Weg zu stellen.

Aber Victor Emanuel und Menabrea, welche dies alles wissen mußten, zogen es vor, Mitschuldige Napoleons zu werden und sich mit schwächlichen und unwürdigen Protesten aus der Verlegenheit zu ziehen.

Hier ist das Telegramm, welches der König am 30. October 1867 an den Marquis Pepoli schickte:

„Ich habe Ihren Bericht erhalten, und danke Ihnen dafür. Die Regierung hat, um den Kaiser der Franzosen über die neue Lage der Dinge, die sehr beunruhigend ist, aufzuklären, den General Lamarmora entsandt. Sie selbst mögen heute oder morgen zum Kaiser gehen. Sagen Sie ihm auf mein Wort, daß, wenn die Franzosen Truppen ausschiffen und wir einen Theil des päpstlichen Gebiets besetzen, diese Besetzung lediglich einen politischen Charakter haben wird, und daß ich ihm mein Wort gebe, daß keine künstliche Verwickelung zwischen den Franzosen und uns eintreten wird in Folge der Befehle, welche ich gegeben habe — anders konnte ich wegen der großen Erregung der Geister nicht handeln. Turin befindet sich schon im Aufstand, Neapel droht es ebenso zu machen. Ich rufe Truppen unter die Fahnen — denn das Parlament hatte uns gezwungen, sie zu verabschieden — auf andere Weise konnte ich eine heilsame Beruhigung nicht herbeiführen! Heute werden die Kammern aufgelöst. Bitten Sie den Kaiser, daß er meiner redlichen Gesinnung und meiner Freundschaft für ihn Glauben schenke, daß er aber auch meine Lage erwäge. Sagen Sie ihm, daß

wir die Schaaren Garibaldi's entwaffnen werden, wenn sie zurückgeworfen werden, und bitten Sie den Kaiser um sofortige Auskunft, in welcher Weise der Congreß berufen werden soll. Ich glaube, daß er für beide Theile von um so größerem Erfolg sein wird, je früher er zusammentritt. Antworten Sie mir telegraphisch und reisen Sie dann ab und suchen Sie mich mit den neuesten Nachrichten auf. Ich muß Sie in diesem kritischen Augenblick sehen.

Victor Emanuel."

Menabrea kündigte der Kammer in der Sitzung vom 17. December 1867 die Mission Pepoli's an und erregte dadurch einen Sturm der Entrüstung auf der linken Seite des Hauses. Er fügte hinzu: „Ich habe meine Pflicht gethan und das Land muß wissen, wer es in diesem schwierigen und wichtigen Augenblick rettet." Menabrea theilte, wie Sie vielleicht wissen, seine Erklärung den Präfecten mit. Er konnte es thun, da er schon die drei folgenden Briefe kannte, welche Pepoli, nachdem er sich mit mir über ihren Geist und ihre Haltung verständigt hatte, an Napoleon geschickt hatte. Sie lauten:

Paris, den 27. October 1867.

Sir!

Ich habe gestern nach Mitternacht eine Depesche des Königs erhalten, welche mir mittheilt, daß die Situation in Italien von Stunde zu Stunde ernster wird und daß der Bürgerkrieg auszubrechen droht.

Ich wiederhole meine Zweifel, welche ich Ihnen schon gestern auszudrücken die Ehre hatte, ob ein Ministerium Menabrea der Lage gewachsen sein wird und ich sehe schreckliche Verwicklungen kommen.

Ich bitte Euer Majestät von ganzem Herzen, von der Expedition nach Civita-Vecchia abzustehen und den Landungsbefehl zurückzunehmen. Ich habe Grund zu glauben, daß, wenn die bewaffnete Intervention Frankreichs wirklich stattfindet, der König gezwungen sein wird, eine feste und entschlossene Haltung anzunehmen, selbst auf die Gefahr hin, seine Krone aufs Spiel zu setzen.

Uebrigens bin ich autorisirt, Euer Majestät zu wiederholen, was mir der König vor meiner Abreise gesagt hat: Es müsse ein Ausweg gefunden werden, den er, ohne sich zu demüthigen, betreten könne.

Für Sie, Sir, handelt es sich in der jetzigen Stunde, ich weiß es, nicht um Rom, nicht um den Papst, sondern um die Würde Ihres Landes. Auch für den König ist die Frage, die schlechten revolutionären Leidenschaften zu unterdrücken, in den Hintergrund getreten: Es handelt sich für ihn darum, nicht einem fremden Einfluß nachzugeben. Es muß also für die beiden Länder und für die beiden Dynastien ein Mittel gefunden werden, aus der Sackgasse, in welche sie durch die niedrigen Leidenschaften und ein bedauernswerthes Mißgeschick gedrängt sind, herauszukommen.

Sir, Sie wissen, wie sehr ich Ihnen verpflichtet bin, wie frei und loyal meine Worte immer gewesen sind. Nun wohl! Es genügt in der jetzigen Stunde nicht, daß Italien seine Fahne frei macht von der Fahne der Anarchie: Frankreich muß auch seine Fahne gänzlich von der der Reaction trennen.

Sir, ich habe gestern Abend ein grausames Wort gehört, das an Sie gerichtet war. Wenn Sie für mich nicht mehr wären als ein Verwandter und ein Freund, würde ich es Ihnen nicht wiederholen. Aber nach meiner Ansicht ist die erste Pflicht eines dankbaren Herzens, wahr und loyal zu sein, und darum bedenke ich mich keinen Augenblick: „Die Expedition nach Rom vom Jahre 1848“, sagte man, „war eine auswärtige Expedition, die gegen die Republik gerichtet war; die von 1867 wird eine auswärtige Expedition gegen das Kaiserreich sein.“

Ich fürchte die Grenzen der Schicklichkeit und des schuldigen Respects überschritten zu haben, Sir; aber das ist mir lieber, als daß ich eines Tages wegen meines Stillschweigens angeschuldigt werden könnte.

Niemand wird je, ich wage es zu sagen, für Eure Majestät eine so tiefe Verehrung empfinden, wie ich.

Joachim Pepoli.

An Seine Majestät den Kaiser Napoleon III.

Da diese respectvolle, aber unzweideutige Abmahnung keinen Erfolg hatte, bat ich Pepoli, nicht nachzulassen und von Neuem in den Kaiser zu dringen. Er schrieb daher von Florenz aus am 6. November 1867:

(Wir wollten den König und Menabrea um jeden Preis retten, ich wiederhole es Ihnen; aber ich bin nicht Miturheber des Styles dieses Briefes.*)

Die zweite Depesche lautet:

Sir!

Das Ministerium des Königs hat durch die Zurückberufung der italienischen Truppen von dem römischen Territorium meiner Ansicht nach nicht nur Italien, sondern auch der Sache der Freiheit in Europa einen Dienst geleistet, indem es bedenkliche Verwicklungen und vielleicht sogar einen Krieg, der ein Bürgerkrieg gewesen sein würde, vermied.

Es befindet sich jedoch dem Lande gegenüber in einer zweifelhaften und betrübenden Lage. Man beschuldigt es, fremden Einflüssen nachgegeben zu haben. Das ist der schlimmste und grausamste Vorwurf, den man einer Regierung machen kann; das wissen Sie selbst, Sir. Es muß also gekräftigt werden, wenn es das Land mit eiserner Hand regieren, wenn es das verletzte Princip der Autorität wieder herstellen soll, wenn es ohne die Grenzen des Gesetzes zu überschreiten, in diesem selbst das Heilmittel gegen die vielfachen Uebel, welche in diesem Augenblick Italien beunruhigen, finden soll.

Euer Majestät würden wirksam an diesem Werke mitarbeiten, wenn Sie unverzüglich die Truppen zurückriefen und so selbst den Schein einer Alliance mit der clericalen Partei — welche nicht nur für Italien sondern auch für Frankreich, ja selbst für die Napoleonische Dynastie sehr bedenklich ist — vermieden.

Ich wage zu hoffen, daß Euer Majestät nicht zögern werden es zu thun; denn wenn die Nothwendigkeit die nationale Empfindlichkeit zu befriedigen und die Verpflichtung Ihr Wort zu halten Euer Majestät gerathen haben, jede Bitte, die Römische Expedition zu unterlassen, ohne Weiteres zurückzuweisen, so existiren heute diese Gründe, die Rückberufung der Armee zu verweigern, nicht mehr.

---

*) Erklärende Bemerkung Rattazzi's. Anm. der Verf.



Nein Sir! Das Verbleiben des französischen Banners in Rom würde nicht ein Pfand der nationalen Ehre, sondern eine Betheiligung an der gehässigen Rachsucht der reactionären Partei sein.

Ich wage zu sagen, daß die Rückkehr der französischen Expedition von der ganzen liberalen Partei Europas mit Freude begrüßt werden würde, und daß die ungeheure Majorität des französischen Volkes Euer Majestät Beifall zujauchzen würde. Glauben Sie mir, Sir: Brechen sie jeden Zusammenhang in Ziel und Plänen mit einer Partei ab, welche träumt die Restauration in Rom zu beginnen um sie in Paris zu vollenden. Verbünden Sie sich nicht mit den Legitimisten, schließen Sie sich nicht an die Clericalen an.

Sie können, wenn Sie wollen, das Haupt der liberalen Partei in Europa sein, der Partei, welcher die Zukunft gehört, der Partei, welche trotz der Anstrengungen der feudalen Coterie die Welt regeneriren wird.

Sir! Es ist Ihre Mission ein für alle Mal mit der alten Welt abzuschließen. Ihnen gebührt der Ruhm, die Religion mit der Freiheit zu verbinden. Sie haben heute dem Worte Frankreichs Respect verschafft, Sie können, wenn Sie es wollen, die verlorene Stellung wieder erobern, das gemeinsame Werk vollenden, der Karl der Große der Freiheit in Europa sein.

Verzeihen Sie mir, Sir! Ich habe mit meinem gewöhnlichen Freimuth gesprochen. Aber Italien hat, nachdem es seine Truppen vom Kampfplatz zurückgerufen hat, das Recht, heute Gerechtigkeit von Europa zu fordern.

Wenn Euer Majestät eine liberale Politik in Rom befolgen, so werden die Wohlthaten dieser Politik auch auf die innere Politik Frankreichs zurückfallen.

Die letzten Ereignisse haben jedes Andenken an die Dankbarkeit in den Herzen der Italiener erstickt. Die französische Alliance ist vernichtet.

Aber diese Alliance, Sir, ist nicht zu verachten. Sie ist für Sie die sicherste, die wirksamste Alliance.

Euer Majestät können aber diese Alliance, wenn Sie wollen, wieder ins Leben rufen und ihr wieder Kraft verleihen, ohne die Würde der Nation zu verletzen.

Joachim Pepoli.

An Seine Majestät den Kaiser Napoleon III.

Pepoli sagte die Wahrheit; Napoleon hat das italienisch-französische Bündniß vernichtet; er hat sich später bei Sedan und in Chislehurst bitter daran erinnern und davon überzeugen müssen.

Er stürzte sich selbst ins Verderben, ohne doch sein Ziel zu erreichen, uns zu vernichten oder den Papst zu retten. Wir sind in Rom; Pius IX. verbirgt sich im Vatican. Der allmächtige Kaiser ist im Exil, in einer englischen Villa vergeblich harrend.

Wir verloren indessen durchaus nicht den Muth, und Menabrea, der mein Verlangen kannte, ihn oder vielmehr Italien vor einem falschen Schritt und vor der doppelten Gefahr eines Krieges mit Frankreich und eines Aufstandes von Euch Garibaldianern und Mazzinisten zu bewahren — Menabrea zeigte sich dankbar und überbrachte mir den Dank des Königs.

Pepoli drängte auf's neue; ich gebe Ihnen hier die Depesche vom 13. November 1867:

Sir!

Die Note des „Moniteur", welche ankündigt, daß die französische Regierung die Haltung der italienischen Regierung billigt und die Räumung Roms und die Concentration der französischen Armee in Civita-Vecchia verspricht, hat, wenn es mir erlaubt ist das zu sagen, das italienische Ministerium nicht gekräftigt. Das Land erwartete positive Thatsachen und nicht Worte; es erwartete, daß die Fremden Italien vollständig verlassen würden, aber nicht einen Wechsel der Kasernen und des Garnisonortes.

Wahrlich, ich bin den Männern, welche heute an der Spitze der Geschäfte stehen, nicht feindlich gesonnen, obgleich meine Sympathien mehr auf Seiten des früheren Cabinets stehen. Ich wünsche, daß das Cabinet Menabrea dem Ansturm der Leidenschaften widerstehen könne. Aber ich zweifle sehr, ob es in dem Parlament eine feste, dauernde und aufrichtige Majorität zusammen bringen wird, wenn es von Euer Majestät nur die Räumung des römischen Gebiets erlangt.

Und wenn das Cabinet Menabrea die Kammer auflöst und an das Volk appellirt, so zweifle ich sehr, ob die Wahlen viel an den jetzigen Parteiverhältnissen ändern würden.

Ich will damit nicht sagen, Sir, daß die extremen Parteien heute ein gewisses Uebergewicht bei uns hätten, nein! Ich glaube im Gegentheil, daß die gemäßigte Partei eine unbestreitbare Majorität haben und der Staatsauctorität neue Kraft zuführen wird, wenn der Nationalehre Genüge geschieht.

Die letzten Ereignisse, die bis jetzt befolgte Politik, haben Italien erniedrigt und alle, welcher politischen Ueberzeugung sie auch anhängen, ertragen mit Unwillen diese Erniedrigungen.

In Frankreich vergab die öffentliche Meinung nie die Erniedrigungen von 1815 und wenn heute die Autorität Euer Majestät in Frankreich und in Europa gelitten hat, wie Euer kaiserliche Majestät neulich gesagt haben, so ist dies geschehen wegen der äußersten Empfindlichkeit der Nation, in Folge der Ereignisse in Deutschland und der Katastrophe von Queretaro. — Wurde nicht die römische Expedition auch durch ein Gefühl der Würde angerathen?

Hat man nicht in den Artikeln der „Epoque", welche Euer Majestät mir neulich in St. Cloud mittheilten, die Nothwendigkeit hervorgehoben die französische Regierung dem Verdachte einer zweifelhaften, ungewissen und erniedrigenden Politik zu entziehen? Man kann sich füglich nicht wundern, wenn heute die italienische Regierung moralisch ohne Kraft ist, wenn man mit Erbitterung dem Ministerium vorwirft: Es hat sich dem Willen Frankreichs unterworfen.

Ich weiß sehr wohl, daß Euer Majestät nicht an Italien die Forderung gestellt haben, das römische Gebiet zu verlassen; aber es hat doch so den Anschein und weder die officiellen Noten des „Moniteur", noch die der „Gazetta" waren hinreichend, um den Verdacht zum Schweigen zu bringen.

Jeder Zufall kann die Lage dringend und gefährlich machen.

Der Artikel des „Moniteur" verbessert sie durchaus nicht; in den Augen vieler Leute verschlimmert er sie sogar. Wissen Euer Majestät, wie dieser Artikel von

urtheilsfähigen Leuten bezeichnet ist? Ein guter Dienst, ein Zeugniß, das Frankreich Italien ausgestellt hat.

Sir, ich beabsichtige sicherlich nicht in die Geheimnisse Ihrer Politik einzudringen; aber ich erinnere mich immer an die Worte, welche Euer Majestät mehrmals in meiner Gegenwart vor dem Könige sprachen.

Euer Majestät definirten die Mission des kaiserlichen Frankreichs als eine Mission der Freiheit und des Fortschritts. Meine Anstrengungen, sagten Euer Majestät, zielen darauf ab, in Europa eine neue Politik zu schaffen: die Politik der Nationalitäten.

Eine so erhabene Intelligenz, wie die Euer Majestät, wechselt nicht. Die Mittel können verändert werden, aber der Zweck bleibt immer unveränderlich derselbe. Und welche Alliancen sind da anders nothwendig um dies Ziel zu erreichen, als die Alliancen der Nationalitäten? Ein Bündniß mit Frankreich liegt nicht mehr in der Macht der Regierung: Die Chassepots von Mentana haben es zum Tode getroffen, wenn Euer Majestät nicht das Mittel finden ihm neues Leben zu geben.

Ich verstehe vom französischen Standpunkt aus die Expedition von 1849; ich verstehe auch vom Standpunkt der Würde aus diejenige von 1867, aber ich kann nicht einsehen, welchen Nutzen es hat, wenn die Armee Euer Majestät in den römischen Staaten und in Civita Vecchia verbleibt.

Dieses Verbleiben ist der Hauptfehler. Erinnern sich Euer Majestät nicht mehr an die Worte, die Sie zu mir in Fontainebleau sagten? „Die Besetzung Mexico's und Roms sind die beiden Gewichte, welche Frankreich heute an seinen Füßen hat.“ Nun! Die mexicanische Expedition hat ein tragisches Ende gehabt! Warum denn heute noch in Rom bleiben? Jeder Tag macht die Lage schwieriger. Warum wollen Sie Frankreich die Fessel der Syllabus anlegen? Das ist ein Privilegium der feudalen Macht!

Ich habe immer die ausschweifenden Bewegungen der radikalen Partei streng verurtheilt; ich beklage die Ausschreitungen dieser Partei, aber ich kann mir nicht verhehlen, daß sie, obgleich sie in der öffentlichen Meinung der Nation verschwunden ist, wiedererstehen kann, und Euer Majestät sind es, die sie mit der größten Gefahr für die Ordnung und den Frieden wiedererwecken werden.

Wenn die Erniedrigung der ausländischen Besatzung sich dem Gedächtniß der Italiener einprägt und sich darin festsetzt, so werden die Maßlosigkeiten und Gewaltthätigkeiten der Actionspartei vergessen werden: und es wird nichts bleiben als die Erinnerung an die Gefallenen von Mentana.

Ich mache mir keine Illusionen, Sir! Ich bin zu viel in unmitttelbarer Berührung mit der Bevölkerung, um mich darin zu täuschen.

Ich will Euer Majestät nicht sagen, wie oft und wie heftig ich angeklagt bin. Man sagt: Ich hätte mich an Frankreich verkauft, ich hätte mich nur als Italiener verkleidet.

Euer Majestät können über die Wahrheit dieser thörichten Behauptungen urtheilen, weil Sie wissen, wie meine Haltung immer gewesen ist.

Wenn ich mir Vorwürfe zu machen habe, ist es sicherlich nicht aus diesem Grunde.

Sir! Ich sage kein Wort weiter. Ich habe nur die Pflicht, freimüthig Euer Majestät zu sagen, welche Politik ich heute meinem Lande rathen würde.

Ich würde rathen, alle Beziehungen zu Frankreich abzubrechen, weil nach den letzten Ereignissen ein Bündniß mit Frankreich für die Majorität des italienischen Volkes eine Unterwerfung unter Frankreich bedeuten würde und dies würde die Autorität der Regierung noch mehr verringern. Wenn die Alliance von Dauer sein soll, muß sie auf neuen Grundlagen abgeschlossen werden.

Italien wird niemals das Sachsen Frankreichs sein, sagte ich schon neulich zu Jemand in Frankreich. Italien hat ein eigenes Leben und selbständige Interessen, die es nicht opfern kann. Es hat nur ein gemeinsames Interesse mit Frankreich: Den Triumph der Principien von 1789.

Das neue Bündniß kann nur auf diesen Grundlagen abgeschlossen werden. Und ich zweifle sehr, ob der Triumph der Principien von 1789 in Einklang zu setzen ist mit dem Verbleiben der französischen Truppen in Rom.

Sir, wenn die Beziehungen zwischen den beiden Ländern erkalten, so werden daraus zwei Wohlthaten entspringen: Seine Majestät wird sich für immer von dem Verdachte einer servilen Gefälligkeit, der seinen Einfluß in Europa vernichtet und ihn hindert, seine Regierung stark zu machen, reinigen.

Eine starke Regierung wird ihre Unabhängigkeit wieder gewinnen. Dann kann Italien der treue Bundesgenosse des französischen Kaiserreichs sein; und es wird zugleich selber stärker sein.

Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung für meinen Freimuth; mein Freimuth entspringt aus einem aufrichtigen Herzen. Pepoli.

In diesem Geiste hatte Pepoli nach meinen Rathschlägen die italienische Politik mit Frankreich nach der Katastrophe von Mentana behandelt. Deßwegen kann ich mich heute mit Ihnen ohne Gewissensbisse und ohne Furcht vereinigen.

Menabrea fehlte es an Takt, an Maß und überhaupt an Voraussicht. Er verkannte die Rechte Italiens; doch hätte er vielleicht den Muth gehabt mehr Kühnheit zu zeigen und mit mehr Stolz zu handeln, wenn ihn der König unterstützt hätte. Aber Victor Emanuel erinnerte sich unglücklicher Weise zu sehr an die Wohlthaten Napoleons, und vergaß die Schmach, die er durch ihn erlitten und vor allen Dingen, daß er König von Italien war."

Cairoli erhob sich, näherte sich Rattazzi, küßte ihn auf beide Backen und sagte zu ihm: „Ich umarme Sie im Namen meiner armen Brüder, deren Todtenfeier wir heute begehen; ich muß Ihnen in aller Form erklären: Niemand hat je an Ihrem Patriotismus, an Ihrer Loyalität und an dem Adel Ihrer politischen Intentionen gezweifelt. Deßwegen haben wir Sie immer freudig zu unserem Führer gewählt, und das werden Sie auch immer bleiben."

Die Lateiner.

Eine byzantinische Novelle

von

Hermann Lingg.

Zu Anfang der Belagerung Constatinopels durch die Kreuzfahrer bewohnte der Senator Petronius mit Frau und Tochter ein prächtiges Haus in der Nähe der Sophienkirche und des kaiserlichen Palastes, später verließ er dasselbe, um ein

kleineres zu beziehen, das gleichfalls ihm zugehörte, und in einer von den Hauptplätzen abgelegneren, kleinen und dunklen Gasse lag. Er glaubte dadurch, im Falle die Stadt erobert würde, von den Schrecken und Gräueln einer solchen Katastrophe sicherer zu sein, als in dem schönen Gebäude, das die Beutelust der Erobrer mehr anlocken mußte, und er fühlte sich ordentlich erleichtert, als er in den neuen Wohnort übergesiedelt war. Nicht lange jedoch sollte die Familie sich ihrer Abgeschiedenheit und einer gehofften Ruhe erfreuen, denn gerade da, wo sie ihre Zuflucht gesucht hatte, fand der erste Angriff des Feindes gegen die Mauern statt, und eines Abends drangen sie von ihren Schiffen aus durch ein schlecht vertheidigtes Thor in die Stadt und brachten Feuer und Verwüstung mit sich. Von den Röthen am Himmel, dem Lärm der Kriegstrompeten und dem Geschrei der Flüchtigen aufgeschreckt, erwarteten die Hausbewohner, in ein Zimmer zusammengedrängt, nichts anderes, als jeden Augenblickes eine Schaar wüthender Franken oder Lombarden eindringen zu sehen. Das Getöse kam näher, verlor sich dann wieder auf einige Zeit, erscholl nochmals und stärker, verzog sich dann abermals und hörte endlich ganz auf. Demetrias, die schöne Tochter des Senators war die Erste, die sich ans Fenster, um auszuschauen, wagte. Die Häuser gegenüber lagen bereits im Schatten; aber vor der Freitreppe ihres eigenen erblickte sie einen Ritter, der in verschränkten Armen das Schwert haltend, auf und niederschritt, als ob er zur Wache hier bestellt sei. Sogleich drang sich ihr der Gedanke auf, es werde einer ihrer Verwandten im Heere des Kaisers sein, der hierher beauftragt worden, das Haus ihres Vaters zu beschützen; als aber der Ritter sich umwandte, gewahrte sie das rothe Kreuz der Kämpfer ums heilige Grab auf dem Kleide, das er über seiner Rüstung trug. Erschrocken eilte sie zurück, um ihrem Vater Mittheilung zu machen, aber wie groß war ihr Erstaunen, als dieser, nachdem er kaum den Kreuzritter erblickt hatte, sogleich Befehl gab, die Thüre zu öffnen und den Fremden in die Wohnung zu bitten. Sie sah dann, wie dieser Folge leistete, sich die beiden Männer herzlich bewillkommneten und der Senator jenen als Gast den Seinigen vorstellte, indem er sagte, daß er den Ritter Balduin aus Flandern vorigen Jahres in Venedig kennen gelernt und ihn damals zu sich eingeladen habe, wenn er auf seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande seinen Weg über Constantinopel nehmen werde.

„Jetzt habe ich Wort gehalten, fügte der junge Mann hinzu, allerdings nicht als einfacher Pilger kommend, sondern mit feindlichen Streitgenossen und in Fehde mit vielen Eures Volkes. Aber Geduld, es wird sich Alles beilegen lassen, für jetzt war mir doch schon vergönnt, Euch einen Dienst zu erweisen, indem ich eine beutelustige Schaar von eurem Hause zurückhielt."

„Und wie fandet Ihr uns nur?" bemerkte der Senator.

„Ich wußte allerdings noch von Venedig her aus Eurer Beschreibung, wo ich Euch zu suchen hätte, aber in jenem Hause, wohin ich sogleich nach Uebergabe der Stadt mich führen ließ, wurde mir gesagt, daß Ihr fortgezogen wäret. Niemand wußte oder wagte mir zu sagen, wohin — und bereits hatte ich die Hoffnung aufgegeben, Euch zu finden, als ich, durch die Straßen mich umschauend, einem Geschrei und Waffenlärm folgte und hierher kam, indem ich es stets für die Pflicht eines Kreuzritters hielt, auch hier die Wehrlosen und Unschuldigen zu beschützen."

Bei diesen Worten richtete Demetrias einen forschenden und zweifelhaften

Blick auf den Sprecher, die haarsträubenden Sagen von der Wuth und Grausamkeit der abendländischen Krieger, die abenteuerlichen Gerüchte, die in Constantinopel hierüber in Umlauf waren, hatten auch bei ihr Eingang gefunden und sie mit Abscheu vor den Teufeln des Westens, wie man sie hieß, erfüllt. Entsprach nun auch das Aussehen des jungen Kriegers nicht ganz den entsetzlichen Thaten, deren man seine Landsleute beschuldigte, so hatte dennoch sein Aeußeres für die Griechin Fremdartiges und Abstoßendes genug, um ihren Argwohn zu rechtfertigen.

„Auf einmal", fuhr der Ritter Balduin aus Flandern in seiner Rede fort, „auf einmal hörte ich Euren Namen nennen. Der ihn aussprach, war einer jener Verworfenen Eures eigenen Volkes, die sich an uns drängten und die Häuser der Reichen und Wohlhabenden uns bezeichneten, damit darin geplündert würde."

Hier verließ Demetrias in großer Erregung das Gemach, es war, als wolle sie durch ihr sich Entfernen anzeigen, daß es ihr unmöglich werde, dem, was sie anhören mußte, weiteren Glauben zu schenken. Der Ritter ließ sich dadurch nicht irren, sondern wiederholte mit einigem Nachdruck: „Einem dieser Elenden war es gelungen, mehrere von unseren Leuten hierher zu führen, wo sie schwerlich ihrem Gelüste, Beute zu machen, würden widerstanden haben. Glücklicherweise vermochte ich das zu verhindern. Noch aber seid Ihr nicht sicher, erlaubt, daß ich meinen Wachedienst weiter versehe."

Dies sprechend, schritt er, aller Aufforderung, zu bleiben, ungeachtet, nach der Treppe und bat die Zurückbleibenden, sich der nöthigen Ruhe zu überlassen. Die Diener trugen aber auf Befehl des Senators Teppiche hinaus, um auch dem Wächter ein Lager auf der Steintreppe zu bereiten. Mit Tagesanbruch verließ Balduin seinen freierwählten Posten und begab sich in das Lager der Seinigen. Denn obwohl die Kreuzfahrer Constantinopel zum Theil erobert hatten, so zogen sie sich doch wieder aus der Stadt zurück und in ein befestigtes Lager vor den Mauern. Mit großer Aufmerksamkeit wurden seine Erlebnisse vernommen und ihm Urlaub gegeben, seinen Gastfreund wieder zu besuchen.

Diese Besuche wiederholten sich nunmehr an jedem Tage, der alte Senator sah in ihm den ritterlichen Freund, dem er die Rettung eines guten Theiles seiner Habe schuldete, den er sich für alle Fälle gut gesinnt erhalten wollte. Dabei beachtete er kaum die Mißstimmung seiner Tochter und fuhr fort, jenen einzuladen und jedesmal, wenn ihn das Signal der Trompete ins Lager der Seinigen zurückrief, mußte er das Versprechen geben, am andern Tage wieder zu kommen. Auf Demetrias aber hatte, wie schon erwähnt, die Erscheinung des Fremden einen seltsamen Eindruck hervorgebracht, sie lächelte zwar über den großen, nach ihrem Ermessen und Geschmack ungeschlachten und schwerfälligen Ritter, dennoch empfand sie eine Bitterkeit und Feindseligkeit gegen ihn, so oft er nur eintrat, die sie nicht verbergen konnte, noch wollte. Dieser Mann, mit Schultern, so stark und breit, daß davor die männlichen Bewohner ihres Hauses wie Pygmäen erschienen, erregte ihr Unbehagen, seine mächtigen Fäuste mochte sie nicht ansehen und seine rothen, blühenden Wangen, die so wunderlich gegen die blasse Gesichtsfarbe ihrer Landsleute abstachen, waren ihr ganz und gar zuwider.

Eines Tages, als er eben zu Tisch erwartet wurde, fing sie an: „Warum eigentlich sind wir so demüthigend freundlich gegen diesen Menschen, der zu Jenen

gehört, die unsere Stadt belagert und erstürmt haben, die heute noch unseren Frieden und unsere Sicherheit bedrohen?"

„Wenn ich es auch nicht vertheidigen könnte", antwortete ihr Vater, „daß die Lateiner unsere Stadt erobert haben, so würde ich den Ritter immer noch als meinen Gastfreund achten und lieben müssen, denn er verdient es und hat ein Recht auf unsere dankbare Gesinnung. Uebrigens haben die Kreuzfahrer nichts gegen uns als die Nation unternommen, sondern nur gegen Isaak, den Kaiser, der seinen eigenen Bruder entthronte und in den Kerker warf; sie bekriegten und überwanden den Usurpator und setzten den Sohn des rechtmäßigen Herrschers wieder ein — das ist die Wahrheit, die man früher allerdings nicht durfte verlauten lassen."

„Und was," frug die Tochter weiter, „gab ihnen das Recht, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen?"

„Darüber magst Du den Gast selbst hören, ich sehe ihn so eben kommen" erwiderte Petronius, „frage ihn nur, er soll uns alles berichten."

Als der Flamänder eintrat und zwar diesmal in einem neuen und prachtvolleren Waffenkleide, da erschien er der schönen Griechin nur noch plumper und vierschrötiger, und in seinen Bewegungen unbeholfener als je vorher.

Wären die Vorgänge der jüngsten Zeit und ihre Lage nicht so ernster Natur gewesen, sie wäre in lautes Lachen ausgebrochen. So bezwang sie sich und suchte nach einem Anlasse, seiner Gegenwart sich zu entziehen. Nachher bei Tische jedoch konnte sie nicht umhin, eine spöttische Bemerkung zu machen, welche sich auf die Sitten der Franken beim Fasten und ihre Gebräuche bei Tische bezog: nach beendigtem Mahle nahm sie dann Gelegenheit, die Trunksucht der Franken zu rügen und dabei zu bemerken, daß sie in fremde Länder zögen, nur zum Tafeln und Schwelgen.

Ihr Vater nahm den Augenblick wahr, sie darum zu tadeln und seinen Gast aufzufordern, den Ursprung und Hergang jener Feindseligkeiten zu erzählen, durch welche veranlaßt, die Kreuzfahrer nach Constantinopel kamen.

„Das will ich mit Freude thun", begann der Ritter und zu Demetrias gewandt: „Ihr werdet dann erkennen lernen, Herrin, welch triftige Ursachen uns bewogen, feindlich gegen Eure schöne Vaterstadt aufzutreten, keineswegs zur Vergeltung des Hasses, welchen die morgenländische Kirche gegen uns Lateiner hegt, sondern um einem Unglücklichen und ungerecht Verfolgten beizustehen. Nun hört; Eurem Vater ist bekannt, daß die Venetianer sich erboten haben, die Ueberfahrt und Verpflegung des Kreuzheeres gegen die Summe von fünfundachtzigtausend Mark Silbers zu übernehmen. Wir Flamänder fuhren auf unseren eigenen Schiffen, als wir aber durch die Meerenge von Sizilien kamen, hörten wir, daß die Kreuzfahrer die geforderte Summe nicht aufbringen konnten und deshalb noch in Venedig weilten. Wir beschlossen nun ebenfalls dahin zu segeln und uns mit der Flotte der Italiener und Franzosen zu vereinigen. Ich selbst mit mehreren anderen Rittern kam in meinem kleinen Boote nach der berühmten Seestadt und hatte nun Gelegenheit, ihre Wasserstraßen und Bauwerke zu bewundern. Wir landeten in der Nähe der Kirche des heiligen Markus und kamen an, als eben das venetianische Volk, sein hoher Rath und die Heerführer der Kreuzfahrer zu einer großen Berathung versammelt waren. Da bot sich uns ein herrlicher An=

blick! Wir sahen die Blüthe der Ritterschaft, Herzöge und Markgrafen und den ehrwürdigen Dogen, den mehr als achtzigjährigen Enrico Dandolo. Blind zwar, aber noch voll Tapferkeit und Jugendfeuer sprach er zu uns. Seine Rede athmete die Begeisterung, die ihn durchglühte. Von den Zinnen und Balkonen wehten Fahnen, alle Straßen waren voll Gedräng und Leben, schöne Frauen und Blumen sah man überall. Noch fehlte ein Drittheil der bedingten Summe, obwohl in unerhörter Aufopferung Jeder, was er an Gold und Edelsteinen besaß, herbeitrug, um den Betrag voll zu machen. Nur die Großmuth des Dogen führte eine glückliche Lösung herbei, indem er vorschlug, die Frist der Zahlung zu verlängern, bis eine Eroberung in Feindesland die Mittel zur Vervollständigung böte. Sein Vorschlag wurde mit Jubel und unter Thränen der Freude aufgenommen. Da ereignete sich ein Zwischenfall, der unserem Unternehmen diejenige Richtung gab, welche uns hierher brachte. Während der Berathungen nämlich erschien plötzlich in unserer Mitte ein Jüngling, fremdartig gekleidet, tiefgebeugt, mit allen Anzeichen eines schweren Kummers. Es war Alexius, der Sohn Eures rechtmäßigen Kaisers Angelos, welch letzteren sein eigener Bruder vom Throne gestoßen und eingekerkert hatte. Vor den Dogen tretend, erzählte dieser Unglückliche von der trostlosen Lage seines Vaters, der geblendet und gefangen liege, mit beredten Worten rief er das Mitleid und den Beistand der Kreuzfahrer an, er beschwor sie, ihm mit ihren geheiligten Waffen zu seinem Rechte, zur Befreiung seines Vaters zu verhelfen. Alle waren wir aufs tiefste bewegt und gerührt, am meisten der Doge, denn auch er war einst in seinen jungen Jahren, da er als Gesandter nach Byzanz gekommen war, dort in unerhörter Weise zurückgehalten und geblendet worden. Dies kam ihm nun wieder zu Sinn, in seinem Herzen erwachte das Gefühl der Rache und es bot sich ihm eine Gelegenheit, sie zu kühlen. Nachdem er in kaum verhaltener Aufregung die Bitte des Jünglings angehört hatte, umarmte er ihn und die leblosen Augen zum Himmel erhebend, schwur er ihm seine Beihülfe zu und wenn er ganz allein mit ihm ziehen müßte, aber Venedig werde seinen alten Dogen nicht verlassen. Auf dies erscholl ein markerschütternder Zuruf von allen Seiten und es erboten sich nebst den Venetianern auch unsere Anführer für die Sache des jungen Alexius. Ja, holde Dame," rief hier der Erzähler aus, da er bemerkte, daß seine Worte ihres Eindruckes auf die Tochter seines Gastfreundes nicht verfehlt hatten, „ja wenn Ihr diese Begeisterung mitangesehen und gehört hättet, wahrlich Ihr würdet mit uns Euch gefreut haben, Ihr würdet mit uns hingerissen worden sein."

Demetrias, sich fassend, erwiderte, ohne die Augen aufzuschlagen, „ich habe keine Theilnahme für einen jungen Menschen, der fremde Leute gegen sein Vaterland Krieg zu führen veranlaßt, seine Lage mag noch so bedrängt sein — und hat er nicht gelobt, fuhr sie mit erhöhtem Eifer fort — hat er nicht gelobt seinen Glauben zu ändern, die päpstlichen Einrichtungen anzuerkennen?!"

„Ich verstehe davon nichts," erwiderte der Ritter, „mir ist es ziemlich gleichgiltig, ob ein Krieger das Zeichen des Kreuzes einmal oder mehreremal über seine Stirne macht, ob er an die einfache oder doppelte Natur Christi glaubt, dies sind Geheimnisse, in die des Menschen Geist niemals eindringen wird — mir gilt jeder gleich, er sei Römer oder Franke, wenn er nur tapfer und redlich ist. Aber es ist Zeit, daß ich bei dem Sammelplatze der Unsrigen eintreffe, ich höre bereits

die Trompete des Heroldes rufen, denn wisset, daß Keiner der Unseren sich länger als bis zur einbrechenden Dunkelheit und bis dieses Signal ertönt, innerhalb der Stadtmauern aufhalten darf. Lebt denn wohl!"

„Und sehen wir Euch morgen wieder?" fragte der Senator. „Ihr solltet uns mehr von Eurer Seefahrt erzählen."

„Wenn Ihr es wünschet, gern nehme ich Eure Gastfreundschaft noch länger an," entgegnete der Flamänder mit einem fragenden Blicke auf Demetrias, die ohne aufzusehen und stumm sich verneigte, so daß man nicht erkennen konnte, ob zum Zeichen ihrer Zustimmung oder nur als Abschiedsgruß. Aber Balduin war geneigt, das erstere zu glauben und seine Gedanken waren, indem er seine Schritte nach dem Sammelplatz seiner Truppen lenkte, nur mit der schönen Gestalt und bezaubernden Anmuth der Byzantinerin beschäftigt. „Wahrlich, sagte er zu sich, ihr Trotz macht sie nur noch liebenswürdiger, ihre Gesinnung muß ich achten, je feindlicher sie sich gegen uns ausspricht. Aber wehe! wohin irren meine Gedanken, nie und wenn sie mir auch hold gesinnt würde, nie dürfte ich sie als meine Braut heimführen — sündig ist es und gegen mein Gelübde, auch nur den Wunsch darnach in mir aufkommen zu lassen. Sündig, ja! schon zu lange verweilen wir hier, abgekommen sind wir alle und ich mit, vom Wege des Heils und unsrer Pflicht, untreu geworden unserem Herrn und Erlöser. Und dennoch werde ich sie morgen wiedersehen — ich habe ja ihrem Vater die Zusage gegeben, wiederzukommen. — Das aber sei das letzte Mal, ich werde mich dem Grafen von Montferrat anschließen, welcher Constantinopel verläßt, um mit dem jungen Kaiser die übrigen Provinzen seines Reiches zu bereisen und zu beruhigen." Mit diesem festen Vorsatze war er den Zelten der Kreuzfahrer nahe gekommen und betrat die Reihen des Lagers, über welchem bereits Ruhe und Stille lag.

Bald nachdem er das Haus des Senators verlassen hatte, und es auch dort stille geworden, ward an die Hausthüre gepocht. Man öffnete und ein Mann in Reisekleidung trat ein, nachdem er durch ein geheimes Zeichen dem Diener seine Berechtigung hierzu bekannt gegeben hatte.

Als er den Mantel zurückschlug, erkannte man in ihm den einzigen Sohn des Hauses, der kurz vor der Belagerung sich auf eine Handelsreise fortbegeben hatte und nun unerwartet zurückkehrte. Der Willkomm, der ihm wurde war ein ängstlicher und kühler, man wunderte sich, wie es nur möglich war, daß sein Fahrzeug durch die Schiffe der Kreuzfahrer unbehindert hindurch kommen konnte, und zugleich ließ man durchblicken, daß man ihn lieber noch in der Ferne wüßte als hier. Sein leidenschaftliches und düsteres Wesen war den Eltern nicht unbekannt und paßte am allerwenigsten zu der gegenwärtigen Lage der Dinge. Johannes erzählte seine abenteuerlichen Schicksale und sprach unverholen seinen grimmigen Schmerz über das Unglück seiner Vaterstadt aus. „Aber ich komme nicht allein", rief er aus, „viele mir Gleichgesinnte sind mit mir zurückgekehrt und viele Gleichgesinnte haben wir auch hier gefunden. Wir ersehnen mit Ungeduld den Tag der Befreiung von diesen abendländischen Fürsten und ihren barbarischen Horden — wir sinnen darauf, diesen Tag herbeizuführen und es wird uns gelingen mit Gottes Hilfe!" Er bemerkte wohl, daß seine Worte wenig Anklang bei den greisen Eltern fanden, und nur schweigend hingenommen wurden — seine schwarzen blitzenden Augen richteten

sich auf Demetrias und hier glaubte er mehr Mitgefühl und Verständniß zu finden. Er wandte sich insgeheim zu ihr und sprach: „bleibe noch wach auf Deinem Zimmer, wenn alles zur Ruhe ging, ich habe mit Dir zu reden.“ Demetrias nickte ihm zu.

Als nun Alles im Hause schlief, kam er zu ihr; lange sah er sie mit finstern Blicken an, die Arme über die Brust gekreuzt — dann begann er: „Einer der verhaßten Barbaren ist bei Euch aufgenommen, ich hab' es erfahren, er theilt Brod und Salz mit Euch, sage mir Demetrias, stolzes Herz, wie bist Du gegen ihn gesinnt?“

„Ich hasse ihn“, antwortete sie, „ich hasse ihn tödtlich“ —

„Ich habe das von Dir erwartet, würdest Du auch die Hand mir bieten, ihn zu verderben? Er ist zwar nur Einer unserer Bedrücker, aber er ist ein hervorragender unter ihnen, und schon an Einem ein Beispiel zu geben, ist eine Genugthuung, ein Labsal für unsre empörten Seelen. Willst Du?“

„Ich will.“

„Gut! So versuche morgen ihn hier festzuhalten über die Zeit, in welcher er bei seinen Schaaren einzutreffen hat. Gelingt Dir das, so ist er in unserer Gewalt.“

„Und dann?“

„Dann soll er für uns am Kreuze sterben.“

Demetrias errieth den Sinn dieser Worte nicht, sie glaubte nur, in Alles willigen zu müssen, was ihr Bruder beschloß; galt es doch die Demüthigung, ja den Anfang zur Vertreibung jener verhaßten Franken.

Des anderen Tages erwartete die Familie ihren Gast in einem Gemache, das gegen den Garten hin offen lag. Durch eine doppelte Säulenreihe gelangte man auf eine Terrasse, die stufenweise hinab und ins Freie führte. Der Duft von Oleander und Orangeblüthen drang ins Innere des Wohnraumes, der mit ausgesuchter Pracht geschmückt war. Röthlicher und weißer Marmor bekleidete die Wände, die nach oben in buntfarbigen Mosaikstreifen abschlossen, zwischen denen Bilder von Blumen und Früchten hervorsahen. Ebenso war der Boden mit Mosaik belegt, und über die Ruhesitze waren reiche Teppiche gebreitet. Es wurde ein Mahl aufgestellt und Wein in goldene Trinkbecher geschenkt. Als man eben das Gebet verrichtet hatte, trat Balduin ein und wurde geladen, am Mahle theilzunehmen. Er dankte, nahm dagegen einen ihm dargereichten Becher und trank auf das Wohl seines Gastfreundes und dessen Angehörigen. Demetrias und ihr Bruder bemerkten es wohl und sahen sich dabei an, beide wußten, was jedes dachte. Nach mehreren einleitenden Gesprächen kam die Rede wieder auf die Unternehmung der Kreuzfahrer und Balduin wurde aufgefordert, nunmehr auch die Seefahrt und Ankunft der Kreuzfahrer vor Constantinopel zu berichten. „Wie mögt Ihr erstaunt gewesen sein, als Ihr die mächtigste Stadt des oströmischen Reiches, ja des Erdkreises erblicktet“, hieß es, „solchen Glanz hattet Ihr gewiß noch nie gesehen?“

„Allerdings“, gab der Franke zur Antwort, „bewunderten wir die herrliche Lage der Stadt, ihre Größe und soweit wir sehen konnten, auch die Pracht und den Umfang ihrer Paläste, ihre vielen öffentlichen Bauten, ihre unzähligen Thürme und Kirchen, aber wir hatten nicht lange Zeit dazu, sondern wir waren vielmehr darauf bedacht, sie bald in unsere Gewalt zu bekommen, damit wir den Tyrannen absetzten und Euch Euren rechtmäßigen Herrn wiedergäben.“

„O hättet Ihr doch erst gefragt," unterbrach Demetrias, „ob wir auch darnach verlangten; es war Euch aber mehr darum zu thun, in den Besitz dieser herrlichen Stadt, ihrer Reichthümer und Reliquien zu gelangen, nicht wahr?"

„Keineswegs," erwiderte der Ritter ruhig und ohne über die Beleidigung sich erzürnt zu zeigen, „wir hatten unsere Heimat verlassen, nicht um irdische Güter zu gewinnen, sondern um das Grab des Erlösers von den Heiden zu befreien. Wir sahen auf unserer Seefahrt viele der schönsten Städte auf Inseln und am Festland, unsere Flotte wäre mächtig genug gewesen, sie zu nehmen und zu unterwerfen, wir unterließen es aber, weil wir Gott fürchteten und Niemandem ein Unrecht zufügen wollten. Ja, glaubt nur, auch das war ein herzerhebendes Schauspiel, wie unsere herrliche Flotte näher fuhr, deren Fahrzeuge und Segel mit ihrer großen Menge das Meer zu bedecken schienen. Nun ich glaube, daß auch Eurem Volke der Heranzug unserer Schiffe einen großartigen Anblick darbot, wenigstens bemerkten wir, nachdem der Thurm von Galata genommen, und die eiserne Kette, welche die Einfahrt zum goldenen Horn versperrte, durchgebrochen war und wir in den Golf einliefen, daß eine unzählige Menge von Zuschauern von den Mauern der Hauptstadt uns beobachteten. Freilich mochte ihnen der Anblick nicht weniger furchtbar als glänzend erscheinen, denn es war nichts Geringes, als auf den Thürmen und Masten unserer Galeeren nun die entrollten Banner wehten, die Schilde, die Lanzen und Schwerter im Sonnenscheine blitzten."

„Die Furcht war doch nicht so groß," fiel Demetrias spottend ein, „daß man Euch nicht auch mit Wurfgeschossen empfangen hätte, dies konnte Euch mindestens beweisen, wie freudig Ihr erwartet und empfangen würdet."

„Von diesen Wurfgeschossen wurden nicht einmal unsere Pferde scheu gemacht," entgegnete der Flamänder lächelnd, „diese wackeren Thiere hielten sich vielmehr so lange ruhig, bis unsere Trompeten erklangen, dann aber stampften sie muthig die Verdecke, prachtvoll anzuschauen in ihren Stahlpanzern und rothen Satteldecken. Als wir am Ufer angekommen waren, sprangen wir alle in voller Rüstung ins Meer bis an den Gürtel, jeder Ritter schwang seine Lanze, ebenso die Armbrustschützen ihre Bogen und so drangen wir ans Land. Da hättet Ihr nun sehen können, wie die Leute, welche der Usurpator gegen uns ausgeschickt hatte, eiligst die Flucht ergriffen und uns das Gebiet einräumten."

Der Ritter sprach die letzteren Worte mit etwas erhobener Stimme und Betonung; die Gegenreden der schönen Griechin, welche soviel Abneigung und Geringschätzung ausdrückten, hatten seinen Gleichmuth doch etwas aufgerüttelt, und er glaubte nun auch seinerseits die geringen Beweise von Muth, welchen die Gegner an den Tag gelegt, ins rechte Licht stellen zu müssen.

Während der Pause, die nun eintrat, schlich sich Demetrias' Bruder aus dem Kreise der Zuhörer, nicht ohne vorher mit einem bedeutungsvollen Blicke auf seine Schwester sie an ihr Versprechen zu erinnern. Sie verstand ihn und zögerte nicht, die Flamme, die sie angefacht hatte, weiter zu schüren. Sie fühlte sich siegreich und stolz darauf, sie ließ nichts anderes in sich aufkommen, als was sie bisher empfunden hatte — Abneigung. — Der hünenhaften Gestalt, die ihr gegenüberstand, der hochherzigen Begeisterung, die aus dem Leuchten seiner blauen Augen sprach, gönnte sie kein Recht, gestattete sie keinen Zutritt zu ihrem Herzen, kalt wies sie von sich

jedes Aufkeimen eines zarteren, ihrer Jugend und ihrem Geschlechte entsprechenden Neigung. Sie hätte in diesem Augenblick, wo sie über die Feigheit der Ihrigen erröthen mußte, diese rächen mögen, jubelnd würde sie einen Pfeil in die Brust des Feindes, des Eroberers ihrer Vaterstadt gesendet haben.

„Nun," unterbrach sie die Stille, die eingetreten war, „nun erzählt doch weiter von den Heldenthaten dieser Venetianer und Lombarden, erzählt uns, wie sie unter dem Schutz ihrer riesigen Belagerungsgeschosse die Mauern endlich erstiegen und mit Uebermacht die Unserigen zurückdrängten."

„Geduld, meine schöne Feindin," entgegnete der Ritter wieder, „Ihr würdet anders sprechen, wenn Ihr diese Venetianer gesehen hättet, unter Anführung ihres blinden Dogen, wie sie die Mauern erstürmten; Bewunderung würde Euch ergriffen haben für den heldenmüthigen Greis, der als der Erste sich ans Land setzen ließ, die Fahne des heiligen Markus ergriff, und — o laßt mich schweigen von Thaten, die zu groß und erhaben sind, um sie vor denjenigen zu melden, die uns feindlich im Herzen gesinnt sind!"

„Enrico Dandolo", nahm nun der Herr des Hauses das Wort „ist ein Mann, dessen Eigenschaften auch der Feind seine Achtung nicht versagen darf. In diesem Achtzigjährigen lebt mehr Willenskraft und Frische des Geistes als in hundert Anderen, die jünger sind."

„So ist es," fuhr nun der Erzähler begeistert fort, „und diese Willenskraft vollbringt das Wunderbare. Wisset, das Feuer seines Muthes war an jenem Tage so groß, daß es die Blindheit seiner Augen überwand und ihm während des Kampfes seine Sehkraft wiedergab, er sah, während er den Seinigen voranstürmte, er sah, während er in die Feinde drang und sie vor sich niederstreckte."

Der Jüngling sprach dies mit so enthusiastisch gehobener Stimme, daß es war, als ob das Wunder, das er erzählte, auch ihn in einen außerordentlichen, fast übermenschlichen Gemüthszustand versetze. Fernherein von draußen hallte und verhallte in gedämpften Klängen die Trompete, die ihn fortrufen sollte — er vernahm es nicht, seine Sinne waren der Außenwelt verschlossen, oder vermengte sich das Wirkliche so mit dem eben von ihm geschilderten, daß er nur die Schlachttrompete jenes Tages zu hören wähnte?

Wie außer sich, erhob er die Arme über sein Haupt und schlug sie dröhnend über seiner gepanzerten Brust zusammen, indem er einen wilden Blick auf Demetrias heftete. Diese blieb ruhig, sie sagte nur:

„Da Ihr von Wundern sprecht, da der Himmel Euch zu Lieb Wunder geschehen ließ, so mögt Ihr uns schon verzeihen, wenn ich vor der Tapferkeit, die sich dabei zeigte, nicht eine gleich hohe Meinung haben kann, wie Ihr. Wie kam es denn, daß die Venetianer, als sie in die Stadt drangen, Feuer anlegten? Doch nur, weil sie einen erneuten Angriff von Seite der Unserigen befürchteten?"

Sie hatte diese Frage rasch und hastig ausgesprochen in der Absicht, durch ihren kecken Widerspruch den Eifer des Gegners neuerdings zu stacheln, um seine Aufmerksamkeit völlig von allem Anderen abzuwenden, und es gelang ihr. Er antwortete:

„Nichts würde die Tapferen abgehalten haben, die Stadt vollends zu nehmen, wenn nicht ein Zufall sie daran verhindert hätte."



„Welch ein Zufall?"

„Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß wir, die wir mit dem Grafen von Flandern und mit Peter von Amiens vor dem Palast Blachernä gegen die Uebermacht des Kaisers standen, und bereits im Kampfe begriffen waren, uns in großer Gefahr befänden. Auf dies beschloß der Doge den errungenen Sieg und die bereits eroberten Mauern aufzugeben und seinen Waffengefährten zu Hilfe zu eilen. Da nun die Venetianer sich zurückzogen und von einer großen Anzahl Feinde angegriffen wurden, so brachten sie Feuer zwischen sich und jenen, um ihren Rückzug zu decken, den sie wegen der Großmuth ihres Anführers, keineswegs aus Furcht antraten. Das Endergebniß des Tages aber war, daß der Tyrann die Flucht in der folgenden Nacht ergriff, weil er sich so viel als besiegt sah. Unser Schützling aber, Alexius, zog nun in seine Hauptstadt ein und das Erste war, daß er seinen alten geblendeten Vater aus dem Gefängniß holte und ihm das Scepter dieses Reiches wieder einhändigte. Wahrlich, auch dies war ein ergreifender Moment und eine That, derer nicht unwürdig, die ausgezogen waren, um das Grab zu befreien."

Der fränkische Krieger hielt inne und blickte auf Demetrias, gleichsam, als erwarte er, in ihren Mienen das Geständniß zu lesen, daß sie endlich überwunden sei. Und in der That, die Jungfrau, die bisher, an einen Pfeiler gelehnt, in einer streitbaren Haltung ihm gegenübergestanden, näherte sich jetzt und ließ sich auf einem Polster nieder. Aus ihren Gesichtszügen war alles Feindselige verschwunden und mit einschmeichelnden Worten begann sie:

„Was aber hält Euch, Ihr tapferen Schaaren, noch länger hier zurück, Euer Zweck ist erreicht, weshalb folgt Ihr noch immer nicht Eurem ursprünglichen Ziele, das Grab des Erlösers für die Christenheit wieder zu gewinnen? Warum gebt Ihr uns nicht unsere Freiheit und Selbstständigkeit wieder?"

„Wir haben Bedingungen mit Alexius abgeschlossen, wir haben Forderungen geltend zu machen für den Dienst, den wir ihm geleistet, und diese müssen erst erfüllt werden, ehe wir gehen. Geduldet Euch also, geduldet Euch noch, in nicht allzu ferner Zeit werdet Ihr von der Belästigung Eurer Gäste befreit sein. Und das mahnt mich, Euch selbst nun von meiner Anwesenheit zu befreien. Lebt wohl, lebt wohl für immer!"

„Ihr wollt uns verlassen," rief Demetrias, „und für immer?"

„So ist es, ich werde mich einem Kriegszug anschließen, der nächster Tage schon Byzanz verläßt, um nach dem Poloponnes aufzubrechen."

„Und sollen wir Euch wirklich nicht wiedersehen", riefen die beiden Eltern, indem sie sich erhoben und ihre Hände auf die Arme des Gastes legten. „Nein, Ihr müßt wiederkommen, Ihr solltet auch in Tagen des Glückes und der Ruhe mit uns zu Tische sitzen! — Versprecht uns das!"

„Ich wollte gerne, aber ich würde fürchten, mein Versprechen nicht halten zu können."

„So nehmt wenigstens für heute", erinnerte Demetrias, „Begleitung von unseren Dienern mit, bis Ihr bei den Eurigen eintrefft."

„Seid ohne Sorge für mich", antwortete Balduin, „meine Knappen mit den Pferden erwarten mich beim Thore der Sanct Johanniskirche; es wird bis

dahin sich nicht leicht Jemand an mich wagen; wisset, daß jede gegen Einen von uns versuchte Missethat von dem ganzen Heere der Kreuzfahrer aufs strengste geahndet wird."

Damit zog er den Gürtel seines Schwertes fester und drückte den Helm aufs Haupt.

Nachdem ihn der Senator mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet hatte, gaben ihm alle der Reihe nach die Hand, und er schritt hinweg nicht ohne einen schmerzlichen Blick auf Demetrias zu richten, die ihm zwar die Hand wie die Uebrigen reichte, aber sogleich wieder entzog.

Nachdem er weggegangen, blieben Petronius und seine Gattin in stummes Sinnen vertieft bei der Thür stehen und beteten — Demetrias aber lenkte ihre Schritte durch den Garten nach einem Porticus, welcher das Haus mit einer nahegelegenen Kirche verband. Sie zitterte für ihren Bruder. Aus seinen leidenschaftlichen Aeußerungen konnte sie schließen, daß er einen Angriff auf den Flamänder beabsichtigte; die Blicke, welche dieser während seiner Erzählung auf sie geheftet, mußten seinen Haß nur noch mehr entflammen. Sollte er es wagen, den Hünen gefangen nehmen oder ermorden zu wollen? Er würde nur sein Leben dabei einbüßen, das stand ihr fest, gegen die Stärke jenes Jünglings erschien er nur wie eine Katze gegen einen Löwen, und selbst wenn ihrer mehrere wären, so mußten sie erliegen.

Wenn es auch die Byzantinerin sich nicht hatte anmerken lassen, sie war in ihrem Innern nur zu sehr davon überzeugt, daß der Ritter Recht hatte zu behaupten, ein einziger der Abendländer werde zehn ihrer Landsleute bewältigen. Sie befand sich bald in dem Säulengange zwischen dem Garten ihres Vaterhauses und der Kirche. Sie wollte diese betreten und eine Pforte, die sich nach der Straße zu öffnete, aufschließen, um ihrem Bruder Gelegenheit zu geben, sich herein zu flüchten, wenn er in Noth käme und das Haus nicht mehr erreichen sollte. Kirchen waren stets Asyle in jener Zeit und von dem Hause ihrer Eltern war dadurch jede Gefahr abgewendet. Er konnte keinen andern Weg nehmen. Ihre Befürchtung schien sich sehr bald zu rechtfertigen; sie hatte noch nicht die Hälfte des Porticus durcheilt, als sie ein Getöse vernahm, das von der Straße her drang; sie blieb stehen und horchte — deutlich hörte sie Schwertstreiche, die auf das Erz von Schilden prallten, dann vernahm sie einen dumpfen Fall, dann ein Murmeln vieler Menschenstimmen, dann ein Geräusch nahender Schritte — es zog sich nach der Kirche — heftig schlug ihr Herz. In diesem Augenblicke war ihr der Fremde nicht mehr verhaßt, der dumpfe Fall konnte nur der eines schwergerüsteten und eines Mannes von solcher Größe und Hünenhaftigkeit sein, sie erschrak.

Ihr Gehör hatte sie nicht getäuscht, es waren wirklich ihr Bruder und ein Haufe Byzantiner, die nach der Kirche drangen. Sie hatten dem Flamänder aufgelauert, ihn umringt, und während er sich die Einen mit dem Schwerte vom Leibe hielt, fielen die Anderen ihn durch einen Seitenweg von rückwärts an und warfen ihm Schlingen über, an denen sie ihn zu Boden rissen und wehrlos machten. Vergeblich rang der tapfere Mann, sich der Bande zu erwehren, seiner Riesenstärke gelang es nicht, sie zu zerreißen, sie schleppten ihn nach der Kirche, um die Drohung wahr zu machen, die Johannes ausgesprochen hatte.



Wie nun Demetrias nach vieler vergeblicher Anstrengung das schwere Thor zur Kirche geöffnet hatte und das Heiligthum, einen dunklen, nur an einer Stelle schwach erhellten Raum, betrat, hörte sie das gleiche Tosen und Murmeln wie vorher nun in dem Kreuzgange, der sich an der Westseite der Kirche befand, — eine Thüre hinter einem der Nebenaltäre führte dahin. Als sie auch diese aufgeschlossen hatte, drang ihr ein so blendender Lichtschimmer entgegen, daß sie für einen Moment die Augen zu schließen genöthigt war. Als sie dieselben wieder öffnete, bot sich ihr ein Anblick, der sie erstarren machte. Der Feuerschein, der sie geblendet, kam von einer Menge Fackellichter her, deren trüber Rauch emporwirbelte und eine Reihe dunkler Gestalten halb einhüllte, aus deren Mitte jedoch sich ein Bild von erschütternder Schrecklichkeit abhob. In einer der Vertiefungen des Kreuzganges sah sie ein Kreuz aufgerichtet und an diesem eine jugendliche Gestalt gefesselt, blutend aus vielen Wunden, in zerrissenen Kleidern, an denen die Bruchstücke der zerhauenen Rüstung hingen, der flandrische Ritter war ans Kreuz geheftet. Das Haupt, von der Fülle blonder Locken übergossen, hatte sich auf einen der ausgespannten Arme gesenkt. Demetrias erkannte ihn, ein Schrei entrang sich ihrer Brust. Er erhob das Antlitz, Todtenbläße lag auf den Wangen, die weit geöffneten Augen schienen nach ihr auszublicken, nicht mehr von jenem kriegerischen Muthe beseelt, der noch kaum vorher ihren Trotz, ihre Abneigung herausgefordert hatte, vielmehr strahlte aus ihnen die Sanftmuth eines unendlichen Leides und wie voll himmlischer Vergebung ruhten diese Blicke jetzt auf ihr.

In einem Augenblicke war ihr Alles klar bewußt, sie hatte ihn überliefert, sie hatte die Veranlassung seiner Gefangennahme gegeben, eine furchtbare Reue schnitt durch ihre Seele, alles was noch Denken und Wille in ihr war, vereinigte sich jetzt in der einen Stimme — rette ihn! Sie drängte sich durch die bewaffnete Schaar, die ihr wie eine Legion höllischer Geister vorkam, sie stand vor ihm, sank vor ihm nieder und hob bittend die Hände gegen ihn auf und rief: „Vergieb mir — ich wußte nicht, daß ich Dich liebte.“ Ein mildes Lächeln war die Antwort und ein tiefes Seufzen, das die Brust des jungen Riesen hob, als wollte es sie zerspringen. Demetrias versuchte die Bande zu lösen, die ihn umschnürten, helft, rief sie, befreit ihn, ihr Unseligen, die ihr so ungeheuren Frevel verübtet! Vergeblich war ihr Flehen, man rief Zeter über sie, Verwünschungen und Stimmen wurden laut, welche riefen „Steiniget sie!“ — Schon erhoben sich drohende Fäuste über ihr — da erkannte sie plötzlich unter dem Knäuel der grinsenden, wuthverzerrten Gesichter ihren Bruder. Mit starkem Arm umfing er sie und hob sie, die zusammen gesunken war, vom Boden auf. — „Sträube Dich nicht,“ flüsterte er ihr zu, „lasse von ihm, er ist des Todes!“

Sie hörte ihn nicht, sie sah nicht sein finsteres Antlitz, fühlte nicht seine Hand, die ihren Arm umklammert hielt, ihre Sinne waren von der Macht eines stärkeren Eindruckes gefesselt, sie hörte es wie mit Donnerschlägen an das Thor des Kreuzganges pochen, es brach zusammen und herein stürzten geharnischte Männer mit Aexten und Streitkolben bewaffnet. Es waren die Kreuzfahrer, die ihren Gefährten aufsuchten und dessen Spuren bis hierher gefolgt waren.

Sie sah halb mit Schrecken, halb mit Freude diese Furchtbaren herandringen, sie ahnte, daß es seine Freunde, die Retter und Befreier des Gekreuzigten waren,

aber im gleichen Augenblick fühlte sie sich fortgerissen, von der eisernen Faust ihres Bruders hinweg geschleppt.

Er und die fanatische Schaar, die ihm bei seinem Verbrechen geholfen, fanden noch Zeit, sich zu flüchten, da die Eingedrungenen vor Allem darauf bedacht waren, ihren Waffenbruder loszubinden. Sorgfältig lösten sie seine Fesseln, stillten seine Wunden und trugen den leblos in ihren Armen Ruhenden von dem entsetzlichen Orte weg und nach dem Lager, wobei sie mehrmals Halt machen mußten, da sie bemerkten, daß er allmälig zu sich kam und das Leben in ihm erwachte. Vor seinem Zelte, wohin sie ihn brachten, hatten sich die Vornehmsten der Anführer und eine Menge Kriegsvolk eingefunden. Auf Befragen nach dem Geschehenen sagten sie: „wir hatten ihn an der abgeredeten Stelle zur festgesetzten Zeit erwartet und harrten noch immer, als schon längst von der Trompete das übliche Zeichen gegeben war, aber vergeblich. Wir berietheu uns eben, was wir nun thun wollten, als aus der Richtung, wo wir ihn vermutheten und wohin wir ihm entgegengehen wollten, Waffenlärm uns aufmerksam machte. Wir stürmten sogleich dahin, woher das Getöse laut und lauter erklang, indem wir nicht zweifelten, daß unser Ritter überfallen worden sei. Bald fanden wir auch Waffenstücke am Boden und Blutspuren und diesen folgend, während der Lärm verstummt war, gelangten wir an die Kirche. Der aufqualmende Rauch und der Feuerschein über dem Gebäude bestärkten uns in dem Vorsatz, das Thor zu sprengen und hineinzudringen. Wir thaten es und fanden ihn — ach Ihr seht — wie!" Bei dem Anblick des vom Kreuze genommenen Mannes und seiner Wunden, erwachte in allen Kriegern das Andenken an den Heiland und die Mahnung ihrer großen Mission. Stürmisch forderten die Einen, sogleich nach Palästina aufzubrechen, Andere verlangten, man solle nach Constantinopel und die ganze Stadt mit Feuer und Schwert verwüsten, um die Stätte eines so ungeheuren Frevels dem Erdboden gleich zu machen. Nur dem Zureden Peters von Amiens gelang es, sie für den Augenblick zu beruhigen, aber die ganze Nacht hindurch ertönte Zurüstung zur Schlacht. Viele knieten unter dem freien Himmel auf den Steinen, klagten sich ihrer weltlich gewordenen Sitten an, erneuerten ihr heiliges Gelübde des Kreuzzuges.

Die Familie des Senators durchlebte während dieser Vorgänge qualvolle Stunden der Bestürzung und Angst. Eine ungewisse Kunde des Geschehenen war zu ihnen gedrungen, bald auch wurden der Sohn und die Tochter vermißt. Die trüben Ahnungen, welche sie beim Scheiden ihres Gastes gehabt, schienen nun in Erfüllung zu gehen. Keines wagte was es dachte vor dem Andern auszusprechen, aber Jedes war gefaßt, in Bälde Schreckliches zu hören.

Endlich trat Johannes ein, die halbohnmächtige Schwester mehr tragend als führend. Er brachte sie auf ein Ruhebett, und bat, ihr Erholung zu gönnen, sie mit keiner Frage zu stören. Wie wäre sie auch fähig gewesen, dasjenige in Worte zu kleiden, was sie erlebt hatte und was in ihr vorging? Kaum war dies gethan, so erschienen unter des Thür des Gemaches einige seiner Mitschuldigen und riefen ihm zu:

„Komm! die Feinde dringen gegen die Stadt vor, komm mit uns, Dich ihnen entgegenzuwerfen." Er trat an das Lager der Schwester und flüsterte ihr zu: „Schweige — Du sagst nichts, bitte ich Dich — schweige über Alles, um unser

Aller Heil sei gebeten!" Er umarmte die Eltern und eilte in wilder Begeisterung hinweg. „Fasset Muth", rief er noch im Gehen, „wir werden unsere Vaterstadt vertheidigen bis zum letzten Athemzug!"

Im Panzer und bewaffnet erschien er des folgenden Tages und brachte die Nachricht, es habe ein Theil der Kreuzfahrer gestern versucht, die Stadt in Brand zu stecken, wäre aber von seinen eigenen Heerführern zurückgehalten worden. „Wir dürfen jedoch," setzte er hinzu, „nicht ermatten und müssen stets auf unserer Hut sein, diese beutelüsternen Schaaren werden früher oder später ihren Angriff erneuern."

Der Senator gab ihm Recht, „ich bedaure nur dies", sprach er, „daß wir nun unseren Gastfreund nicht mehr sehen werden!"

„Ist er todt" fuhr Demetrias auf, „ist er todt?"

Johannes trat an ihr Lager und sah sie mit so durchdringenden überwältigenden Blicken an, daß sie mit einem Aufschrei zurücksank und ihr Gesicht in beide Hände drückte als vor einem schrecklichen unerträglichen Anblick.

Es verging nun beinahe eine Woche, bis Johannes wieder im elterlichen Hause eintraf.

Er kam in heftiger Erregung und wilder Spott saß auf seinen Lippen. „Ausgleichung und Versöhnung" rief er aus, „ist uns bescheert worden, aber hört, welchen Lohn unsere Schwäche geerntet hat: der Kaiser begab sich nach abgeschlossenem Frieden in ihr Lager, zu den Gezelten seiner Freunde, wie der Thörichte sich ausdrückte. Sie brachten ihre schweren Becher hervor und nöthigten ihn, mit ihnen zu trinken und zu würfeln. Da bald all sein Gold zu Verlust ging, setzte er sein kaiserliches Diadem aufs Spiel und verlor.

Sie nahmen es ihm lachend vom Haupte, setzten es Einer nach dem Anderen sich, und zuletzt ihren Possenreißern und Narren auf; seinen Scheitel dagegen bedeckten sie mit dem Helm eines ihrer stierköpfigen Ritter. O Vater, es ist unerträglich geworden!"

„Ach", seufzte Petronius, „ich gebe Dir Recht, wir glaubten nach Beseitigung des Usurpators unsere Lage gebessert zu haben, aber alles ist nur verschlimmert worden!" Es ist, als sollten wir unglücklichen Römer durch unsere Herrscher zu Grunde gerichtet werden."

Bei diesen Worten erhob sich Demetrias und hoch emporgerichtet rief sie einer Kassandra gleich: „Alles wird erfüllt werden, alles Unheil wird über uns hereinbrechen, wie es noch immer und aller Orten geschah, wo die Schuld eines unerhörten Verbrechens auf den Seelen lastet. Ich sehe den Richter gegen Jerusalem heranschreiten. Wir werden Alle mit dem Tode bestraft werden, o nicht nur wir, diese Stadt, das ganze Volk, das ganze Reich geht zu Grunde! Du aber, wendete sie sich gegen ihren Bruder, fliehe! Dich wird bis an's Ende der Welt sein Anblick verfolgen, seine Todesqual wird an Deine Ferse sich heften."

„Du könntest Recht haben, Prophetin", entgegnete hohnlächelnd ihr Bruder, „nur bedenke, daß noch ein Unterschied ist zwischen dem Sohne Gottes und einem Räuber und Barbaren. Ja, wir haben ihn gekreuzigt, jenen übermüthigen Franken, und ich, der Anstifter soll dafür an die Feinde ausgeliefert werden. Alexius hat mit zitternder Hand mein Urtheil unterschrieben, aber eher wird er vom Throne

stürzen, ehe mir nur ein Haar gekrümmt wird. Lebt wohl Eltern, ich sehe, daß auch Ihr Euch mit Entsetzen und Abscheu von mir wendet. Lebt wohl, Ihr sollt von mir hören!“

Es war das letzte mal, daß er die Seinigen sah.

Die Weissagung traf ein; der junge Kaiser, seiner Schwäche wegen den Griechen verhaßt geworden, wurde durch einen venezischen Verwandten entthront und ermordet. Der Krieg mit den Kreuzfahrern, die Belagerung Konstantinopels begann aufs neue.

In einem der Kämpfe, die sich nun entspannen und anfangs glücklich für die Byzantiner ausfielen, fand Johannes seinen Tod. Er starb bei der tapferen Vertheidigung eines Thurmes, des letzten, den die Belagerer nahmen.

Balduin von Flandern aber genas in dieser Zeit von seinen Wunden, er konnte bereits am Kampfe theilnehmen und zeichnete sich durch Tapferkeit aus, doch die Spur der erlittenen Todesqualen blieben an ihm sichtbar, das frische Blutroth war aus seinen Wangen gewichen.

Sogleich nach Einnahme der Stadt eilte er dahin, wo seine Hoffnungen begraben waren, er fand das Haus verödet, ausgeplündert, seinen Nachforschungen gelang es zu erfahren, daß Demetrias und die Ihrigen gleich beim Beginne der Belagerung mit mehreren anderen Familien geflüchtet seien.

Die Todtenblässe, die tiefe Trauer in seinen Gesichtszügen, durch den Schmerz über diesen Verlust noch erhöht, ließen ihn kaum noch als den erkennen, der er einst gewesen, seine Waffenbrüder aber sahen in ihm einen Helden und Märtyrer, beides das Höchste in der Vorstellung jenes Zeitalters, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Umstand dazu beitrug, die Wahl eines Kaisers aus ihrer Mitte auf einen Mann gleichen Namens zu lenken. Der Graf Balduin von Flandern wurde nach der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer von ihnen zum griechischen Kaiser erwählt. Er vertheilte nun nach Sitte des Abendlandes das Reich an seine Getreuen und Vasallen. — Athen, Sparta, Theben kamen unter die Herrschaft französischer Barone, die Paläste von Argos und Mykenä wurden Ritterburgen, und am Alpheios und in Arkadien sah man Herren und Grafen mit ihren Bannern ziehen, kämpfen und das Land in Besitz nehmen.

Auch der Gastfreund des Senators Petronius erhielt ein Gebiet im Peloponnes und machte sich auf mit seinen Dienstleuten, seine Herrschaft anzutreten.

Monde waren vergangen, ein noch niemals so früh und rauh eingetroffener Winter war über die Länder des oströmischen Reiches hereingebrochen. Besonders in den gebirgigen Gegenden lag fußhoher Schnee und es wehte ein alles ertödtender eisiger Nordsturm.

Zu diesem Elende gesellte sich noch in Folge des Krieges eine Hungersnoth, welche die unglücklichen Bewohner dahinraffte.

Am unglücklichsten waren diejenigen von den Angesehneren und Reichen Constantinopels, die vor und nach Eroberung ihrer Vaterstadt eine Zuflucht außerhalb der Mauern gesucht hatten.

Unter ihnen befand sich auch die Familie des Senators, die in langem Umherirren den äußersten Entbehrungen und Gefahren sich ausgesetzt sah. Demetrias ertrug mit Muth und Ergebung die Drangsale der Reise, sie tröstete ihre Mutter

und pflegte den betagten Vater, der bei seinem Alter den Strapazen kaum noch Stand zu halten vermochte.

Ihr Fortkommen wurde mit jedem Tage beschwerlicher. Oft mußten sie beinahe ganz menschenleere Strecken durchziehen, ihre Nahrungsmittel gingen zu Ende, ihre Thiere waren ermüdet und kaum noch im Stande sich selbst fortzuschleppen. Wo sie in ein Dorf kamen und die Bewohner um Hilfe ansprachen, mußten sie die rauhesten Worte hören. „Ach", hieß es, „Ihr Städter, was sucht Ihr bei uns? Wir haben nichts mehr. Seit Jahren mußten wir Steuern über Steuern entrichten, damit Ihr in Constantinopel ein üppiges Leben führen konntet. Fort mit Euch!"

Einst, als sie bei einbrechender Dunkelheit vor der Thür eines Hirten im Gebirge hielten, trat dieser hervor, ein ganz in Ziegenfelle gehüllter Mann und fuhr sie barsch an:

„Was sucht Ihr bei mir? Ihr, die Ihr an Wohlleben und Ueppigkeit gewöhnt seid? Gehet!"

„Laß an Deinem Heerd uns wärmen, gönn' uns ein wenig Speis und Trank!"

„Seid Ihr das Blut der Thiere werth, das ich um Euretwillen vergießen soll? Seid Ihr es werth, daß ich den Wald seines Schmuckes beraube?" Sie schwiegen.

„Gehet, ich habe kein Feuer für Euch!"

„Laß uns nicht den Wölfen", bat Demetrias, „hab Erbarmen."

„Erbarmen?" rief der Unerbittliche, „hattet Ihr Erbarmen mit uns? Geht, suchet es anderswo, suchet es bei Demjenigen, der — für Euch . . .,"

Er sprach nicht weiter, überwältigt von der Macht seiner eigenen Worte, die an Denjenigen ihn mahnten, der die Liebe und das Erbarmen den Menschen gepredigt hatte — eben da er seinen Namen aussprechen wollte, mußte er verstummen; er wandte sich zu Demetrias mit einem Blick voll Milde, die vor Erschöpfung sich kaum noch aufrecht halten konnte. Er lud alle ein, in seine Hütte zu treten, er entfachte das Feuer auf seinem Heerd und labte sie sorgfältig mit Milch und getrockneten Früchten und Brod. Aus den Fellen seiner Ziegen bereitete er ihnen ein Lager und da sie ihm danken wollten, sprach er: „Ich verdiene Euren Dank nicht, ich bin ein großer Sünder, ich ward meinem Herrn untreu, und darum bin ich hart gegen Euch gewesen! Schlafet, ich werde wachen!"

Er ließ sie allein.

Bald darauf hörten sie den Sturm um die Hütte brausen, es war aber der Südwind, und als sie des Morgens erwachten und vor die Thüre traten, war der Schnee gewichen und der Frühling schien aus dem wolkenlosen, lichterfüllten Himmel herabzusteigen.

Von dem Hirten sahen sie keine Spur.

Sie setzten ihre Reise fort, gestärkt und mit neuem Muth und einigemal glaubten sie, seine hohe Gestalt auf den Höhen über ihrem Wege zu erblicken, er schien sie zu begleiten, ihr Führer zu sein.

Je weiter sie kamen und in die südlichen Thäler hinab schritten, um so freundlicher gestaltete sich die Landschaft um sie her, sie sahen den Oelbaum sich begrünen, die Reben an den Abhängen hatten schon junge Sprossen, um des Lorbeers goldne Blüthen summte der Bienenschwarm und auf den Feldern grasten Lämmer.

Am Abend gelangten sie in einen dichten Wald, immer dunkler wölbten sich die Zweige über ihnen, immer zweifelhafter wurde die Richtung unter den vielen sich kreuzenden Pfaden. Vergeblich sahen sie sich nach dem Hirten um, dessen Erscheinung ihnen bisher als ein Leitstern gegolten hatte.

Es wurde Nacht, und allmälig wandelte sie Furcht an, schon wollten sie die Hoffnung aufgeben, ein schützendes Obdach zu erreichen, als der Weg sie plötzlich steil abwärts führte und sie einen Felsen entdecken ließ, an dem vorspringendes Gestein eine Art Höhle bildete. Sie traten wie in ein Labyrinth von Gängen, die tiefer in den Berg führten, und aus einem derselben winkte ein Lichtschimmer. Sie folgten und fanden hier alles wie zu ihrer Aufnahme bereit, dasselbe Lager, Früchte und Brod. Sorgloser, da sie empfanden, unter dem Schutze ihres Erretters von gestern zu sein, überließen sie sich der Ruhe. Mitten in der Nacht wurde Demetrias von dem fernen Schall eines Erzes geweckt, das den Tönen jenes Signales glich, welches die schmerzlichste Erinnerung in ihr hervorrief. Zugleich war es, als vernehme sie aus dem Grund der Höhle ein Aufseufzen — aus schwer von Leid gepreßter Brust und als sie sich aufrichtete, glaubte sie den Hirten zu schauen, der mit lautlosen Schritten an ihr vorüberging und vor dem Eingang der Höhle verschwand.

Als sie gegen Mittag des folgenden Morgens das Ende des Waldes erreicht hatten, lag vor ihnen ein Thal von Bergen umschlossen, an deren vortretendem Höhenzuge eine Burg von cyclopischer Bauart lag. Aus ihren Mauern kam ihnen, wie sie sich näherten, ein Reitertrupp mit wehenden Bannern entgegengesprengt.

An der Spitze ritt in glänzendem Waffenschmuck ein Ritter, in welchem Demetrias den Hirten wieder zu erkennen glaubte, denn er hatte sich bisher nur im Dunkeln oder in weiter Ferne von den Wanderern erblicken lassen, als er aber vor ihr stand und sie in sein Antlitz sah, in die von einem eisigen Ernst erstarrten Züge, da war es der Todtgeglaubte, den sie liebte, und wie vor einer himmlischen Erscheinung neigte sie das Haupt.

„Es ist so,“ sprach er, „ich war der Hirt, der Euch vom Untergang bewahrte, der Euch Hungernde gespeist, Euch Trauernde getröstet hat und so hab auch ich eine Schuld gesühnt. Anstatt am Grabe das Schwert zum Richter zu machen, hab ich das theure Leben mir erhalten.“

„Und Ihr lebt, Balduin von Flandern, Ihr lebt!“ war der Zuruf der beiden Alten, während Demetrias das unaussprechliche Glück verrieth, von dem sie ganz erfüllt war, und ihn freudestrahlend ansah.

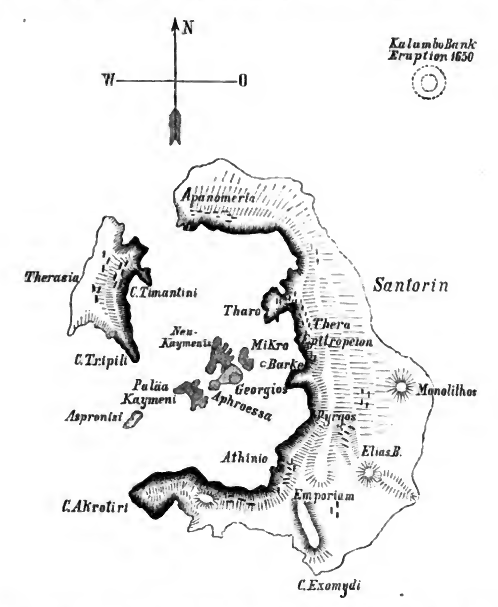
„Kommt nur, bat er sie begrüßend, kommt nur auf meine Burg, die ich mit Euch heute zum erstenmal betreten darf, denn nun erst eracht' ich mich meines Gelübdes entbunden, und die Sühne vollkommen, da ich Euch gerettet habe und ein wahrhaftes Gut darin finde, in dem Lande für das Wohl des Volkes zu wirken, das so viel gelitten hat. Hier wird mein Arm nöthiger sein, als vor den Mauern Jerusalems.

Wenn auch Du glaubst, so sei es das Beste, und wenn Du als Gattin und Herrin mir zur Hülfe sein willst, so reiche mir die Hand, Demetrias!“

„Hier, sprach sanft Demetrias, nimm diese Hand, sie wird Dir den Oelzweig bringen.“

Die vulkanischen Erhebungen auf Santorin.

Die Insel Santorin, welche Anfangs 1866 der Schauplatz vulcanischer Erhebungen wurde, ist eine der südlichen Cycladen im griechischen Archipel, erstreckt sich von 36° 20′ bis 36° 29′ N. B. und von 25° 22′ bis 25° 30′ O. L. von Greenwich. Sie hat eine sichelförmige Gestalt (siehe Skizze) und bildet, wie es sich jetzt zeigt, mit den westlich von ihr liegenden Inseln Therasia und Aspronisi den Rand eines großen eingestürzten Erhebungs-Kraters, mit einem kleinen Durchmesser (Ost-West) von etwa 6000 und einem größeren Durchmesser (Nord-Süd) von etwa 10 000 Meter, in dessen Mitte sich im Laufe mehrerer tausend Jahre zu verschiedenen Perioden vulcanische Inseln, Kaymenis (die Verbrannten) genannt, erhoben haben.



Wie Professor Fiedler uns mittheilt, hieß die früheste, an der Stelle, wo jetzt Santorin liegt, dem Meere entstiegenen Insel Kalliste, die Schönste, wegen ihrer großen Fruchtbarkeit. Sie war niedrig und bestand größtentheils aus Thonschiefer, der, wie es scheint, nur in ihrem südöstlichen Theile mit mächtigen, krystallinisch körnigen Kalkmassen, dem Stephansberg, Eliasberg, Pyrgos bedeckt

war; sie sind die einzigen Ueberreste dieser Insel, denn Alles, was man sonst sieht, und findet, ist vulcanisch. Ungefähr 1550 v. Chr. wurde sie unter Memblianus, einem Abkömmling des Cadmus zuerst bevölkert, und Kalliste genannt. Etwa im 11. Jahrhundert v. Chr. gründete Theras eine Colonie auf dieser Insel, die von dieser Zeit an nach ihm Thera genannt wurde. Pausanias III. I. 7. VII. Noch führt ein von der Insel durch das Meer getrennter Theil den Namen Therasia Sie behielt den Namen Thera, bis unter den byzantinischen Kaisern die heilige Irene aus Thessalonike April 304 nach Chr. zur Schutzpatronin der Insel genommen, und diese nun nach ihr Sant Irene, Sant Erini, Santorino, Santorin genannt wurde. Warum die heilige Irene Schutzpatronin der Insel wurde, weiß selbst Pater Richard, der 1650 auf Santorino lebte, nicht anzugeben. Er berichtet, von Griechen gehört zu haben, die heilige Irene sei zu Thessalonike geboren: ihr Vater war Gouverneur von Macedonien; sie habe zuerst Penelope geheißen, sei aber von dem heiligen Theotinus Irene getauft worden. Ihr Onkel, der Kaiser von Byzanz wollte sie heirathen, sie aber beharrte darauf, Christin und Jungfrau zu bleiben und starb 304 nach Chr. am 1. April den Märtyrertod. Ihr Fest wird noch gefeiert.

Nach Plinius soll im Jahre 236 v. Chr. Therasia von Thera getrennt worden sein, und ist daher anzunehmen, daß damals alsd der ungeheure Trachitdom, die Blase in der Erdrinde einstürzte und dabei von der Insel Thera eine kleinere abgerissen und Therasia genannt wurde. Nur vierzig Jahre nach dem Einsturz des Hauptkraters (nach Plinius 130 Jahre später) also 196 Jahre v. Chr. kochte das Meer wieder auf, und es trat eine Insel hervor, welche die Alten Hiera (die Heilige) nannten, weil sie plötzlich durch der Götter-Macht erschien. Ihre Erhebung war von heftigen Erderschütterungen begleitet, die man bis Rhodus und Kleinasien spürte. Sie hat keinen Krater. — Pausanias VIII. 33 schreibt: „die Insel Chryse nahe bei Lemnos wurde von der Fluth ganz überschwemmt, ging unter und verschwand ganz in der Tiefe. Eine andere dagegen „Hiera“ genannt, welche früher nicht war, kam zum Vorschein.“ Strabo I. 57. berichtet: „Ein wunderbarer Zufall war es, als an einem Orte zwischen den Inseln Thera und Therasia 4 Tage lang hinter einander Feuer aus dem Meere herausfuhr, so daß das ganze Meer zu glühen und zu brennen schien, bis in den Flammen eine Insel erschien, so zwölf Stadien im Umfang hielt. Hiera behielt diesen Namen bis zu den Zeiten des Leo Isauricus Iconomachus, später wurde sie die alte Kaymeni (Paläa Kaymeni) genannt. Sie erhielt zu drei verschiedenen Zeiten Vergrößerungen. Der erste Zuwachs erschien im Jahre 46 nach Chr. in Form einer Insel, die man Thiadivina nannte, welche jedoch entweder wieder versank, oder sich mit Hiera vereinigte. Im Jahre 726 n. Chr. traten abermals geschmolzene Massen bis über das Meer empor und vereinigten sich mit der Insel, nachdem bereits vorher eine große Menge Bimstein emporgetrieben worden war, mit welchem das ganze aegäische Meer bedeckt gewesen sein soll. Im Jahre 1427 am 25. November hat, nach Aufzeichnung auf einer vom Pater Richard an der Jesuiten-Kirche zu Skaros gefundenen Marmortafel, ein dritter Zuwachs der Paläa Kaymeni stattgefunden.

Im Jahre 1573 n. Chr. trat 1000 Toisen nordöstlich eine kleine Schlackeninsel aus den Fluthen empor, an deren Südseite sich ein Krater erhob, welcher

furchtbar tobte. Diese Insel wurde Mikro Kaymeni (die kleine verbrannte) genannt.

Ein anderer vulkanischer Ausbruch war im Jahre 1650 an der NO.-Seite von Santorino. Ueber diesen Ausbruch schreibt Pater Richard wie folgt: Anfangs des Jahres 1650 entstand ein furchtbares Erdbeben zu Santorino; es stürzten große Massen von dem, die Insel westlich begrenzendem Rande des Hauptkraters ab. Der Sommer war ungewöhnlich trocken. Am 14. September desselben Jahres erfolgten abermals Erschütterungen, welche im ganzen Archipelagon gespürt wurden. Am 27. September brachen 3—4 italienische Meilen von der Ostküste Santorino's zu drei verschiedenen Malen Flammen aus dem Meere hervor, die er auf 10 bis 12 Ellen schätzte. Es zeigten sich über diesem Platze dichte Rauchwolken. Der 29. September war der furchtbarste Tag. Es wurde glühende Asche in ungeheurer Menge und bis nach Klein-Asien getrieben, wo sie alle Weintrauben dick wie ein heißes Pflaster überdeckte und verdarb. Felsstücke wurden 150 Ellen hoch und zwei französische Meilen weit geschleudert; einige, welche auf die Küste von Santorino fielen, waren so groß, daß sie 50 Personen nicht bewegen konnten. Es erschien aber keine Insel, vielmehr fand man, als man sich der Stelle nähern konnte, blos eine große Untiefe, wie den Grund zu einer neuen Insel, 10 Faden unter der Meeresfläche. Bei den heftigen Eruptionen am 29. September wurde das Meer mit Gewalt zur Seite getrieben und Santorino in erster Reihe in Mitleidenschaft gezogen, indem es 200 Morgen Landes wegriß und dabei zwei alte Ortschaften, die früher durch vulkanische Ausbrüche verschüttet worden waren, bloß legte. Es gingen bei diesem vulkanischen Ausbruch durch die erstickenden Schwefeldämpfe mehr als 50 Personen und über 1000 Thiere zu Grunde.

Der vorletzte Ausbruch im Becken von Santorino fand im Jahre 1707 statt. Es erschien zwischen Mikro und Paläa Kaymeni, und zwar nahe der ersteren, eine neue Insel. Sie hatte sich während der Nacht des 22. bis 23. Mai ruhig emporgehoben, mit einem größeren Krater, wie diese hatte. Sie wurde Nea Kaymeni genannt. Am genauesten sind nach Professor Fiedler die näheren Details über diese Erhebung in der Constantinopolitanischen Zeitung von jenem Jahre angegeben und lauten kurz dahin: „Im Jahre 1707 am 23. Mai bei Sonnenaufgang sah man von Skaro eine neue Insel zwischen Paläa und Mikro Kaymeni. Einige Santoriner, welche sofort dahin ruderten, fanden eine weiche, weiße Masse aus dem Meere emporgestiegen, die sie weichem, frischem Brot verglichen; an ihr saßen eine Menge frischer Austern, die sonst im Hafen von Santorino ganz unbekannt sind und sich auch in der Nähe der Insel selten finden. Sie waren sehr darüber vergnügt und eben beschäftigt, ihr Boot damit anzufüllen, als sie fühlten, daß die Insel sich unter ihren Füßen bewegte, sprangen daher in ihr Boot und ruderten weg: Das weiße Eiland hob sich wirklich und stieg binnen einigen Tagen bis zu 20 Fuß hoch über das Meer und hatte gegen vierzig Fuß Breite. Aber nun verspürte man Erderschütterungen. Eine schwarze Masse in der Mitte dieser kleinen weißen Insel versank und kam nicht wieder zum Vorschein. Mikro Kaymeni bekam an ihrem südlichen Ende eine große Spalte. Das Meer war erst blendend grün, dann röthlich, endlich wurde es blaßgelb und verbreitete die ganze Zeit einen übeln Geruch (Schwefeldämpfe).

Am 16. Juli erhob sich kaum 60 Schritt nördlich von der weißen Insel ein steiler schwarzer Felsen aus dem Meere, den man die schwarze Insel nannte. Am 18. Juli zeigte sich zum ersten Male dicker, weißgrauer Rauch und man hörte unterirdisches Getöse. Am folgenden Tage sah man am südlichen Ende der schwarzen Insel hohe Flammen aufsteigen und in vier Tagen war die schwarze mit der weißen Insel vereinigt. Es war windstill und man konnte die Rauchsäule auf Creta und Naxos sehen. Des Nachts sah man eine hohe Feuersäule aufsteigen. Es verbreitete sich ein furchtbarer Gestank über die Insel Santorino, von dem die Einwohner Kopfschmerzen und Erbrechen bekamen. Alles Gold und Silber wurde schwarz. Nach $1^1/_2$ Tagen trieb der Wind den glühenden Dampf über einen Theil der besten Weinberge von Santorino, wodurch die beinahe reifen Trauben in einer Nacht gänzlich geröstet wurden. Während dieser Nacht sank die weiße Insel 10 Fuß tiefer ins Meer. Noch vor Ende Juli fing das Meer an zwei Orten neben der schwarzen Insel zu kochen an, schien bis Santorino hinunter siedendes Oel zu sein und eine große Menge todter Fische wurden an die Küste geworfen. So dauerte es einen Monat fort, dann ließ sich ein heftiges unterirdisches Getöse hören und Flammen schossen gen Himmel; das Getöse wurde immer heftiger, so daß es den Donner, der in diesen Tagen durch die Luft rollte, fast übertäubte. Der Feuerschlund am südlichen Ende der Insel warf glühende Felsmassen und Bimstein aus. Das Feuer auf der schwarzen Insel breitete sich weiter aus. Es kamen schwarze Felsen zum Vorschein und verschwanden. Am 22. August sah man an der breiten Seite der Insel eine steile Felswand von mehr als 50 Fuß Höhe, die über Nacht entstanden war. Am 5. September bahnte sich das Feuer einen Weg vom Ende der schwarzen Insel nach Therasia hinüber, wo es einige Tage loderte, während welcher Zeit der große Feuerschlund auf der schwarzen Insel sich ruhig verhielt. In einer der ersten Septembernächte stiegen aus dem großen Feuerschlunde drei starke Raketen von schönstem Glanze zum Himmel empor. Nach der gewöhnlichen Ankündigung durch unterirdische Donnerschläge sah man große Feuergarben blitzend von Millionen Flammen und Sternen sich in die Luft erheben. Dies Feuerwerk ward durch eine Flammensäule unterbrochen, die sich diesen Garben entwand und in der Luft verlor, nachdem sie lange unbeweglich mit ihrer Flammenzunge in die Höhe gelodert hatte, während die Feuergarben mit Funken wie ein Sternregen umhersprühten. Bis zum 12. September hatten sich die schwarze und die weiße Insel soweit in die Breite ausgedehnt, daß sie zusammen nur eine Insel bildeten; die Felsen hatten jetzt 4 Oeffnungen; oft brach das Feuer aus allen zugleich, oft nur aus zweien hervor und war das Getöse, als höre man das Gebrüll wilder Thiere aus der Ferne. Asche, Sand, Geröll und eine große Menge Bimstein wurden dann aus den Oeffnungen fortgeschleudert, so daß die Bewohner von Santorino ihre Häuser verließen und Zuflucht in den Felsenhöhlen suchten. Niemand wagte im Schloß zu Skaros, das bei seiner Lage auf einem steilen, vulkanischen Felswande jeden Augenblick herabstürzen konnte, zu bleiben. Am 18. September erfolgte ein Erdbeben, was auch Santorino erschütterte, jedoch keinen Schaden anrichtete. Die neue Insel nahm dabei beträchtlich an Größe zu. Glühende Steine sausten einige Tage wie Bomben durch die Luft und fielen mit furchtbarem Gekrach auf die nahen Inseln. Am 21. September erfolgte auf einen furchtbaren Schlag eine so heftige Erschütterung,

daß der große Feuerschlund auf der schwarzen Insel, zur Hälfte verschüttet, einsank, wobei glühende Felsstücke von ungeheurer Größe weit ins Meer geschleudert wurden. Am 24. September erfolgte unter heftigem Getöse ein Erbeben, das auf Santorino so stark war, daß die Häuser wankten und die Thüren aus ihren Angeln sprangen. So tobte der Vulkan bald heftiger, bald minder heftig Monate lang fort und wie der Mensch sich an Alles gewöhnt, so machten auch die auf der Insel gebliebenen Bewohner sich nicht mehr viel aus dem Höllenspektakel.

Am 15. Juli 1708 war der erste ruhige Tag, das Meer still, so daß einige Santoriner versuchten, sich mit einem Boote dem neuen Eruptionskegel zu nähern, allein bis auf 500 Schritt herangekommen, das Wasser siedend heiß und die Luft so erdrückend fanden, daß sie vom Landen Abstand nehmen mußten. Sie fanden die neue Insel etwa von $1^1/_2$ italienischen Miglien in der Länge und eine Miglie in der Breite; die Höhe des Feuerschlundes etwa 200 Fuß. Nach und nach wurden die Erderschütterungen und Feuerausbrüche seltener, doch brummte Hephästos noch Jahre lang in ferner Tiefe, er schläft, aber sein Hauch dringt noch an der neuen Insel hervor. Zwischen der neuen Insel und Mikro Kaymeni blieb ein schmaler Kanal, mit einer Wassertiefe von etwa 16 bis 60 Metern, wo Fahrzeuge gegen Sturm Schutz suchen konnten.

Im Jahre 1776 besuchte Choiseul Couffier diese vulkanischen Emporkömmlinge, fand dieselben jedoch gänzlich abgekühlt, nur Erdpech und Schwefel in der Nähe auf der Oberfläche schwimmend und wurde das Meer an der Südseite der mittleren, zuletzt entstandenen Insel, von Schwefeldämpfen durchstrichen.

Olivier, welcher im Juli 1794 Santorino besuchte, schreibt: südwestlich in einiger Entfernung von Mikro Kaymeni erhebt sich der Meeresboden und das Senkblei giebt nur 15 bis 20 Faden Tiefe an; es besteht dieser Boden aber aus Steinen und Felsen, auf welchen man Anker werfen kann. Die Fischer der Insel versichern, daß sich dieser Boden seit Kurzem beträchtlich gehoben habe, was die Entstehung einer neuen Insel anzuzeigen scheint. Im Jahre 1829 wurde durch die französische Expedition Scientifique de Morée unter dem Oberst Bory de St. Vincent diese Emporhebung näher untersucht. Es zeigte sich bei $4^1/_2$ Faden Tiefe eine Bank, die in der Richtung von Osten nach Westen 2400, in der von Norden nach Süden 1500 Durchmesser hatte, sodann aber ringsum plötzlich zu großer Tiefe abfiel. Das Gestein war sehr fest (jedenfalls geschmolzener Trachyt). Wenn daher im Jahre 1840 Professor Fiedler schreibt: „So bereiten sich neue Schreckenstage für die Insel Santorin, keine menschliche Gewalt vermag zu hemmen, was die unwandelbaren Kräfte der Natur hier progessiv vorbereiten, da hilft kein Flehen, da helfen keine Worte, aber der Mensch wird ermessen die neue Gefahr und darin seine Rettung finden" — so hat er richtig prophezeit, denn der Anfang des Jahres 1866 schon brachte einen neuen vulkanischen Ausbruch auf Nea Kaymeni. Nach den Aufzeichnungen des Dr. Julius Schmidt, dessen Bekanntschaft der Verfasser dieses in Athen gemacht hatte, und mit welchem er auch im März 1866 auf Santorin zusammentraf, in seinem Werke Santorin 1866 bis 1872, hat man vor dem 27./15. Januar 1866 keine Anzeichen des nahenden Ausbruchs bemerkt. Erst am 26. Januar Morgens bemerkte ein griechischer Arzt, Dr. Dekigala, durch den die ersten Wahrnehmungen über die Eruption vom 26. Januar bis 10. Februar statt-

gefunden haben, das Herabrollen von Steinen am alten Conus, und Spuren von Rissen an seinem Hause. Erst am 27. und 28. Januar, als diese Anzeichen sich mehrten und eine Senkung sich an der Küste zeigte, wurde am 29. der Behörde von Thera Anzeige von diesen Wahrnehmungen gemacht. Am 30. Januar vernahm man in der Ortschaft Vulkano an der Südseite der Nea Kaymeni ein dumpfes Getöse; zur selben Zeit lösten sich an den verschiedenen Stellen des alten Conus Felsen ab, und rollten fortwährend gegen den Fuß des Berges; sowohl an den Häusern, als im Boden selbst sah man Spalten, ebenso in dem erst neulich gebauten Molo.*) Im Hafen stiegen zahllose Gasblasen empor und es zeigten sich an seinen Ufern weiße Dämpfe. Das Meer ward weiß, gelb und gelbbraun und in bedeutendem Grade erhitzt. Diese und ähnliche Nachrichten gelangten am 5. Februar neuen Styls nach Athen. Am 9. Februar ernannte die griechische Regierung eine Kommission**) zur wissenschaftlichen Untersuchung des Phänomens an Ort und Stelle. Am 1. Februar 5 Uhr früh zeigte sich an der Westseite des Hafens eine konische Flamme, 4 bis 5 Meter hoch, über einer Basis von 10 bis 15 Quadratmetern; um 6 Uhr war sie verschwunden. Die ganze Südwestseite der Insel war zerklüftet. Man bemerkte nun den Schwefelgeruch. Die Wasserhöhe in den vorhandenen mit süßem Wasser versehenen Teichen hatte sich in 4 Stunden etwa um 0,05 Meter gehoben.

Am 2. Februar Morgens war die Bewegung im Vulkanohafen noch heftiger. Die vier erwähnten Teiche schienen wenig vergrößert, und fünf andere, klares Süßwasser enthaltend, waren neu entstanden. An der Ostseite des Hafens betrug die stündliche Senkung 0,10 Meter. Die Risse im Boden und in den Häusern hatten zugenommen. Das dumpfe Getöse dauerte fort mit leichten Erschütterungen des Bodens. Die tobende See ward lauwarm, der Dampf nahm zu, und Schwefelgeruch ward selbst in Thera verspürt. Möven und andere Seevögel, die sich in den Tagen vorher an den todten und halbtodten Fischen, die auf der See trieben, gesättigt hatten, zeigten sich an diesem Tage nicht mehr. Am 3. Februar wurden in der Frühe Flammen gesehen, begleitet von zischenden sehr dichten weißen Fumarolen. Die Senkung des Bodens dauerte langsam fort. Alle Teiche, mit Ausnahme eines, hatten nun salziges, bitteres Wasser und das Wasser im Hafen wurde theilweise kochend heiß. Am 4. Morgens entstanden rothe Flammen am Orte der vulkanischen Thätigkeit und zeigte sich am Orte der Flammen ein Felsriff, das an Größe sichtlich zunahm. Man fühlte kein Erdbeben, hörte kein Getöse, sah keine Steinwürfe. Das Aufsteigen und die Vergrößerung der Insel ging in aller Stille vor sich. Die Höhe der Masse wurde gegen Mittag zu 15—20 Meter, die Länge zu 20—25 Meter, die Breite zu

*) Auf Nea Kaymeni, wo auf der Skizze der Georgsvulkan bezeichnet ist, hatte sich nach der Eruption von 1707 bis 1711 die kleine Ortschaft Vulkano und ein Hafen gebildet, in welchem letzteren ehemals Schiffe verweilten, um ihre kupfernen oder mit Zink beschlagenen Böden von dem dortigen Wasser reinigen zu lassen.

**) Die Kommission bestand aus dem Professor Mitzopulos, dem Hauptmann Bujukas, Dr. Christomanos, Capitain Palasca von der Marine und dem Dr. Professor Julius Schmidt der Sternwarte von Athen und begab sich am 10. Februar auf dem königl. griechischen Dampfaviso „Aphroessa“ nach Santorin, wo der Verfasser dieses die Herren später kennen lernte.

8—10 Meter geschätzt. Um 3 Uhr Nachmittags hatte die Insel sich um das Doppelte vergrößert und sich gegen die Stelle ausgedehnt, wo sich früher der Schlammteich befand. Nachts glich der Vulkan einem großen brennenden Kohlenhaufen, durch den der Dampf erleuchtet wurde, so daß die Dampfsäule dem Schweife eines Cometen ähnlich war. Am 5. Februar wächst unter starker Dampfentwickelung der Lavahügel ohne Aufhören, doch weniger rasch denn gestern. Die Senkung hat aufgehört, die Wärme des denselben umgebenden Wassers wechselt von 17° bis 50° Celsius nach Maßgabe der Entfernung von der Küste. Der neue vulkanische Hügel, der seit gestern aus dem Hafen von Vulkano aufstieg, erhielt den Namen Georg I. In der Nacht sah man wieder kleine rothe Flammen auf der Oberfläche des Hügels. Bei stiller Luft erhob sich die weiße Dampfsäule hoch in Gestalt eines Kometenschweifes. Zwei- oder dreimal erscholl dumpfes Getöse und gegen das Ende der Nacht eine Detonation. Am 8. Februar hielt die Senkung des Bodens noch an, die Zunahme des Georg zeigte sich unvermindert. Gegen Mittag bildete sich im Meere zwischen dem Georg und einer Stelle der Paläa Kaymeni, Namens Diapori, ein Strudel von 25 bis 30 Quadratmeter Oberfläche, der eine Höhle bildete, aus welcher kleine Bimsteine bis zu 2 Meter hoch geworfen wurden. Am 11. Februar beginnen die Beobachtungen der Commission, welche auf dem Aviso Aphroessa, Capt. Kyriados, mit dem Erscheinen der weißen Dampfsäule von Santorin bei völlig klarem Himmel in 40 Seemeilen Abstand ihren Anfang nehmen, während sich bei 16 Seemeilen zwei hohe Dampfsäulen, die sich oben vereinigt haben, zeigen. Von der Aphroessa wird Georg Vulkan kaum 30 Meter hoch geschätzt. Am Orte, wo am 13. Februar der neue Lavakegel, „Aphroessa“ genannt, aufstieg, zeigten sich dichtgedrängt zahllose große Gasblasen aus einer Tiefe von ungefähr 20 Faden aufsteigend. Nach Umfahrung der Nea Kaymeni, wurde der Aviso „Aphroessa“ zwischen Mikra Kaymeni und dem Molo der Nea Kaymeni vertäut. Am 13. Morgens brüllte es stark im Georg. Gegen Mittag erschienen die ersten Felsen einer neuen Insel im Südwest (Aphroessa genannt). Palasca, Christomanos und Bujukas erstiegen Nachts den Conus und beobachten von oben den Georgios. Sie sahen die ganze Oberfläche glühend und in einer großen Spalte oft blaugrüne kurze Flammen, aber keinen Krater. Lava floß nie, aber glühende Blöcke waren oft sichtbar, sei es am Gipfel oder am Fuße. Seit dem 15. Februar wurden die ersten, nicht starken, für den Anblick aber wunderbaren und prächtigen Ascheneruptionen beobachtet.

Am 20. Februar, Morgens 10 Uhr, wurde die Commission, auf dem Kraterrande des Conus stehend, von der ersten gewaltigen Eruption des nahen Georgsberges überrascht und von der größten Lebensgefahr bedroht. Glühende Steine bis 50 und mehr Pfund Gewicht wurden bis über die Mikra Kaymeni hinausgeschleudert und so gerieth auch das Königlich griechische Schiff Aphroessa in die schlimmste Lage, indem nicht nur das Oberdeck theilweise zertrümmert, sondern auch die Mannschaft theilweise arg beschädigt wurde. Ein größeres Handelsschiff, welches in der Nähe des erst genannten lag, gerieth in Brand, der Capitain wurde erschlagen. Die Aphroessa flüchtete nach Vanko, und theilt Dr. J. Schmidt darüber Folgendes mit: Die Eruption begann mit sehr tiefem, brüllendem Donner, für dessen Intensität ich in so großer Nähe keinerlei Maaß anzugeben weiß. Er

war es aber, der alle Bewohner von Thera und Therasia aufschreckte und ins Freie flüchten ließ, wo sie dann die erstaunliche, bis dahin ungeahnte Erscheinung der einige tausend Meter aufsteigenden Aschenwolke vor Augen hatten.

Die zweite mir deutliche Erinnerung ist, daß wir im Beginn des Getöses aufsprangen und daß ich die dunklen Massen des Georggipfels sich wenig schnell erheben sah, wobei seitwärts und unterhalb des schwarzen Gewölkes, dunkle, zum Theil sehr große Blöcke, in flachem Bogen, nicht weit, und mit geringer Geschwindigkeit ausgeworfen wurden. Während meine Genossen nordwärts durch den alten Krater flüchteten, blieb ich in einer tiefen, neuerdings gebildeten Kraterspalte zurück, anfangs noch, und zwar bis 90, die Sekunden zählend, bis dann die schlimme Situation, das Brennen meiner Kleider, jeder Beobachtung ein Ende machte. So wie es etwas stiller und heller ward, verließ ich den Spalt und eilte durch den westlichen, ganz flachen, von tiefen Spalten verwüsteten alten Krater. Diesen sah ich, nicht wenig erschreckt, ganz in Brand, aber dennoch forteilend, erkannte ich sogleich, daß hier bestimmt kein vulkanisches Feuer sei, sondern daß nur die trockenen Gräser und Disteln durch die glühenden Steine in Brand gesetzt waren. Angelangt auf dem westlich vom Conus gelegenen Plateau von Lava und Asche, sah ich an der Nordseite des Conus und an sehr vielen Stellen der Mikra Kaymeni, auf der ebenfalls die geringe trockene Vegetation in Feuer aufging, sehr viele ungewöhnlich hohe und gerade Dampf- oder Rauchsäulen. So sehr ich davon überzeugt bin, daß die gedachten Flammen nur von der angegebenen Art waren, so sehr bin ich noch jetzt der Meinung, daß die starken Dampfsäulen am Conus und an der Mikra Kaymeni Wirkungen der Eruption waren, indem der Andrang der gespannten Dämpfe gegen die große Lavadecke des Georgios so schleunig und machtvoll eintrat, daß ein Theil davon durch Spalten und Gänge der alten benachbarten Formationen hindurchgetrieben wurden. Nachdem man uns an Bord gebracht hatte, sahen wir die schweren Beschädigungen des Schiffes, welches an vielen Stellen in Brand gerieth und Gefahr lief, in die Luft gesprengt zu werden, da ein großer Glutblock das Deck durchschlug und inwendig sehr nahe der Pulverkammer den Raum in Flammen setzte. Es wurde beschlossen, fortan die große Nähe des Vulkans mit dem Schiffe zu meiden und dasselbe nach Athinio gebracht."

Am 21. und 22. Februar fanden ähnliche Aschen- und Steineruptionen auf Georg und Aphroessa statt. Am letzten Tage war der Anfang der Dampf-Siphonen, südlich von beiden Vulkanen und auf dem Meere. Ihren Anfang hatten sie 100—300 Meter hoch in dem Dampfgewölk des Georg und der Aphroessa; in gerader oder oft merkwürdig geschlängelter Form stiegen sie gegen die See herab, dort breiter werdend, oft schrauben- oder tauförmig gewunden und in ihrer Bewegung vom Winde abhängig. Donnernde Eruptionen mit Dampf-, Aschen- und Steinauswürfen wechseln fortwährend ab, während die beiden Krater successive an Höhe zunehmen.

Am 11. März war auch der Verfasser dieses nach Santorin geeilt, um das interessante Phänomen in nächster Nähe zu beobachten, und einige Zeit unfern der neuen Krater zu verweilen. Schon aus weiter Ferne, etwa 40 Seemeilen, erblickte man die hohen Dampfsäulen, welche den Kratern entstiegen und bei weiterer An-



näherung wurde auch das Getöse derselben bemerkbar. Beide Vulkane waren in Thätigkeit und wechselte während des Tages plötzlicher helltönender, starker Donner, Dampferuption aus der südlichen Oeffnung, mit lebhaftem, starken Brausen von längerer Dauer, Rollen, Kochen und Toben ab. Gegen Mittag erfolgte ein furchtbarer Knall; dann schwache Dampf- und Ascheneruptionen. Beide Vulkane waren in Glühhitze und gegen Abend ein Feuerschein, sowie Ausstrahlung rother und blauer Lichtbüschel bemerkbar. Bei Thera gelandet, erkletterten wir die zum Städtchen führende 980 Fuß hohe Treppe und erfuhren von dem Präfecten der Insel, daß die Bevölkerung, namentlich von Thera, Anfangs sehr besorgt gewesen sei indem man befürchtete, daß bei den Erdstößen Santorin in Mitleidenschaft gezogen und die hart an der Felswand stehenden Häuser genannten Städtchens, in die Tiefe expedirt werden würden.

Die Insel ist fruchtbar, mit einer, viele Meter mächtigen Schicht vulkanischer Asche bedeckt, die den fruchttragenden Boden derselben bildet, in welchem hauptsächlich Wein gebaut wird, der, wie überall in den dürren, sich in der Sonne stark erwärmenden vulkanischen Gebilden, welche Anbau von Gewächsen erlauben, sehr feurig gedeiht. Der Wein sowohl als die sogenannte Santorinerde (ähnlich dem Cement) bilden die bedeutendsten Ausfuhrartikel der Insel. Santorin hat keinen eigentlichen Hafen, es können aber in dem großen Krater Schiffe sich vor jedem Winde bergen. Es würde einen der besten Häfen des Archipels abgeben, wenn Ankergrund da wäre, allein schon 15—20 Meter weit vom inneren Rande ist das Meer 100—150 Meter, und weiter nach der Mitte zu 500 bis 600 Meter tief. Nur östlich von Mikra Kaymeni ist eine kleine Sandbank, mit 14 bis 20 Meter Tiefe, welche den Schiffen einen Ankerplatz bietet.

Die Einwohner von Santorin sind arbeitsam, einträchtig, mäßig und daher wohlhabend. Die Frauen weben Leinwand und stricken Strümpfe, so daß für letztere die auf der Insel gewonnene Baumwolle nicht ausreicht, sondern noch theilweise von Kleinasien eingeführt wird. Ein Sechstel der Bevölkerung sind Katholiken, die übrigen gehören der griechischen Kirche an.

Als Curiosum sei hier erwähnt, daß wir auf Mikra Kaymeni, also in unmittelbarer Nähe des Georgkraters, einen Schimmel weiden sahen, den, wie man uns erzählte, die Bewohner von Vulkano mitzunehmen vergessen hatten und der sich dann später nicht mehr einfangen lassen wollte.

Einige Tage darauf erneuerten wir die Bekanntschaft des Dr. Julius Schmidt, welcher uns in zuvorkommendster Weise mit den übrigen Herren der griechischen Commission, von welcher einige in Deutschland studirt hatten und deutsch sprachen, bekannt machte. In Begleitung einiger Mitglieder der Commission wurde am 13. März Therasia erstiegen, um die Vulkane auch von der Westseite zu beobachten, und als wir durch die Bewohner von Manola erfuhren, daß sie am Morgen Brandung resp. eine neue Insel zwischen Paläa Kaymeni und Aphroessa auftauchen gesehen hatten, wurde an der steilen Ostseite herabgestiegen und mit einem Boote die Tiefe am bezeichneten Orte untersucht; es ergab sich jedoch, daß die obigen Angaben falsch waren, obgleich der Boden sich etwa 36 bis 40 Meter gehoben hatte. Es war ein ganz heiterer windstiller Tag. Morgens mehrere Eruptionen. Gegen 7 Uhr die große herrliche Piniengestalt der Fumarole,

mit doppeltem Stamme aufsteigend vom Georg und der Aphroessa, schneeweiß am tiefblauen Himmel 2086 Fuß hoch gemessen. Mittags eine größere Eruption mit Brausen. Das Wasser im Becken war gelb gefärbt. Die Temperatur desselben variirte zwischen 25 und 50°, hart an der Aphroessa hatte es 42° Celsius. Beim Eintritt der Dunkelheit zeigte sich erheblicher Feuerschein bei beiden Kratern.

Am 16. März machten wir die Bekanntschaft des französischen Professors Le Norman mit seinen Begleitern, welche vom Kaiser der Franzosen zur Beobachtung des Phänomens nach Santorin geschickt waren. Beide Vulkane in Thätigkeit. Morgens starke Explosionen. Die Südseite des Georg mit schwefelgelben Efflorescenzen bedeckt. Während des ganzen Tages starker Lärm und Dampferuptionen. Gegen Mittag landeten wir mit einigen Mitgliedern der griechischen Commission an der Südseite der Aphroessa; sie brauste schwach und ließ mitunter heisere, rauschende Töne vernehmen. Die noch stark erhitzten schwarzen, schaumig porösen Blöcke betretend, fanden wir es sehr schwer festen Fuß zu fassen, und war es selbst mit der größten Anstrengung nicht möglich, hinauf zu klettern, weil man mit dem Gestein wieder herabrollte und mußten die ferneren Versuche, den Gipfel zu erreichen, aufgegeben werden. Wassertemperatur waren hier 28—33° Celsius unmittelbar an den Berührungsflächen des Gesteins. Am 20. März sondirten wir nördlich von Paläa Kaymeni 40—60 Fathoms Wassertiefen an den Stellen, wo Graves 1848 100 Fathoms gefunden hatte, fanden nur 69 Fathoms. In der Nacht der Feuerschein der Aphroessa gelbroth, der des Georg matter und zum Theil grünlich. Am 21. März Morgens am Gipfel starke Ausströmungen rothen Lichtes, verschieden von dem allgemeinen Roth des erleuchteten Dampfes. Professor Schmidt glaubt zum ersten Mal jetzt Flammen am Gipfel der Aphroessa gesehen zu haben. Kurz darauf ein glänzender Lavatropfen am Gipfel sichtbar. Die Südseite des Georg ist sehr steil, vielleicht gegen 50° und ganz schwefelgelb gefärbt.

Am 25. März starkes Brausen, die mächtige Fumarole 1200 Meter hoch und sehr dicht. Vom Großen Eliasberg gesehen ein großartiger Anblick. Das Vulkangewölk wirft tief dunkle Schatten auf die See. Das obere abgelenkte Ende des Dampfes 4 Meilen lang*). Am 29. März, dem Tage, wo wir Santorin verließen, um uns den in Deutschland sich vorbereitenden Ereignissen zuzuwenden, machten wir die Bekanntschaft des Professors von Seebach und besuchten mit diesem und dem Dr. Christomanos aus Athen die Aphroessa, deren Höhe auf 33 Meter ermittelt wurde. Beide Vulkane waren in Thätigkeit bei geringer Dampfentwickelung, jedoch periodenweise starkem Getöse. Aphroessa hatte sich bedeutend nach dem Georgshafen hin und auch in südwestlicher Richtung vergrößert. Der kleine

*) Dr. Dekigala fand einmal, wie uns Dr. Julius Schmidt mittheilt, als er sich auf der Christiani-Insel, südwestlich von Santorin befand, die sehr mächtig entwickelte Fumarole 25 Seemeilen lang. Da viele Angaben vorliegen, daß der Vulkandampf, wenn er bei sehr starken Eruptionen hoch aufstieg, in Syra und in Kreta gesehen ward, so war er also über einen Theil der Erde von 150 Seemeilen Durchmesser kenntlich. Dr. Schmidt findet daher, daß man im Maximo 200 Seemeilen annehmen darf. Für den Donner des Vulkanos läßt sich 100—120 Durchmesser für das Gebiet rechnen, wo er gehört werden konnte, doch nur in seltenen Ausnahmefällen.

Hafenort Vulkano im Osten der neu erstandenen, jetzt aber schon mit der Nea Kaymeni verbundenen Insel Georg oder Vulkanos ist gänzlich zerstört; kein Haus ist verschont geblieben; die kleine katholische Capelle durch ein Felsstück zertrümmert worden, das 3 Fuß lang ist. Die südlichen Häuser haben sich gesenkt und ragen jetzt aus dem Meere hervor, ein trauriges Bild der Zerstörung. Das gewaltige Lavatrümmerfeld des Vulkanos dampft noch immer. Westlich von ihm liegt die sanft kegelförmige Aphroessa; sie nimmt noch fortwährend an Umfang und Höhe zu. So wirken die Kräfte der Natur, bis sie endlich zur Ruhe sich neigen; denn der wüthendste Vulkan endigt doch einmal mit Ruhe, oft mit ewiger Ruhe*). L. v. H.

*) Am 9. bis 11. April 1866 konstatirt Prof. von Seebach die ruhige Zunahme beider Kegel und versuchte am 10. April abermals, aber vergebens, den glühenden Gipfel der Aphroessa zu erreichen.

Am 17. Mai. Fouqué glaubt die Gipfelmündung des Georg 50 Meter nach Südwest gerückt, die Gestalt des Kegels ist regelmäßiger geworden, die Höhe 60 Meter, die oberste Basis = 100 Meter, Temperatur der See am Fuße 50—80° Celsius, in 30 Meter Abstand = 40°.

Am 19. Mai Abends erschienen die Mai-Inseln, nördlich bei Paläa Kaymeni, als höchste Punkte des dortigen submarinen Lavastromes.

Bis zum December 1866 hatten die Aschen- und Schlackenausbrüche des Georg bereits einen vollkommenen Kegel gebildet, der nur an der Südseite nicht tief absetzte, weil dort die Lavafelder so bedeutend aufragten. Westlich, nördlich und östlich hatte der Berg schon glatte Wände von 30—32° Neigung. An Höhe etwa 105 Meter. Ein Bericht Dr. Dekigalas' (18./30. Januar 1867) giebt die Ausdehnung des neuen Lavagebietes auf 1000 Meter in Länge und Breite an und die Höhe des Georg auf 340 engl. Fuß. Er bestätigt die unaufhörlichen Ausbrüche und das Erscheinen von rothen und gelben, selten von blauen Flammen am Gipfel. Die Aschen- und Dampfsäulen meist kolossal, bis 5000 Fuß hoch, auf allen Cycladen und Kreta sichtbar. Zur Nachtzeit die Nachbarschaft mit Feuer übersät. Die Aphroessa wächst seit Ende 1866 nicht mehr, desto stärker ist die Vergrößerung der Umgebungen des Georg. Nicht nur dauert die Senkung der Nea und eines Theiles der Mikra Kaymeni fort, sondern es zeigt sich am inneren Rande Santorins eine wenn auch nicht starke Senkung.

Nach Dr. Schmidt's Zusammenstellungen und theils eigenen Ermittelungen (S. 154) kann man die mittleren jährlichen Höhen des Georg Vulkan etwa wie folgt annehmen:

1866	Höhe =	68,6	Meter,
1867	„ =	114,2	„
1868	„ =	108,6	„
1869	„ =	124,1	„
1870	„ =	119,2	„

Die Neubildung des Lavafundamentes geschah im kleinen Hafen von Vulkano, an einer Stelle von höchstens 7 Faden Wassertiefe. Die mit dem 11. Februar 1866 beginnenden Messungen sind von höchst ungleicher Genauigkeit und die meisten geodätischen Operationen wurden erschwert durch die dichten Dämpfe der Eruptionen und durch den Mangel einer festen Standlinie in genügender Nähe. In fünfjähriger, fast nie unterbrochener vulkanischer Arbeit ward also ein Bergkegel geschaffen, der den vollkommen ähnlichen Kegel von 1707 bis 1711 nur um wenige Meter an Höhe übertrifft; er überragt sämmtliche Höhenpunkte der 3 Kaymenen.

Am 7. December 1872 erstieg Herr Paul Ziller den Gipfel des Berges; er konnte nur wenig in den Krater des nahen alten Cocus hineinsehen, und glaubte nur 6—10 Meter höher zu sein. Die Aphroessa trat aus dem Wasser am 13. Februar 1866. Das Wachsthum der Lavablockmasse erfolgte ähnlich wie am Georgios. Nach Dr. Schmidt war am

Dichter und Kritiker.

Von

Robert Hamerling.

Voltaire hat die Kritik die zehnte Muse genannt. Das ist sehr schön und mit echt französischer Galanterie gegen diese Dame gesagt.

Nur schade, daß die neun übrigen Musen mit ihrer zehnten, also jüngsten Schwester sich so äußerst schlecht vertragen und seit Menschengedenken in einem unversöhnlichen Hader mit ihr leben.

Die zehnte Muse weiß bekanntlich, wiewohl die jüngste, Alles besser als die übrigen und hofmeistert sie beständig. Das wollen diese nicht leiden, und so raufen sie sich bisweilen wie Hökerinnen, sprechen mit einander und von einander in einem Tone, daß man die himmlischen Töchter des Zeus und der Mnemosyne in ihnen nicht wiedererkennt.

Es ließe sich ein hübsches Glossar von Schimpfworten aus dem Munde unserer besten Dichter gegen die Recensenten zusammenstellen, von Goethes „Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Recensent!“ bis zu Grillparzers geifersprühendem:

„Der Teufel wollte einen Mörder schaffen,
Und nahm dazu den Stoff von manchem Thiere:
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das Ihre,
Nur Eins vergaß der Ehrenmann, den Muth.
Da drückt' er ihm die Nase ein voll Wuth,
Und rief: Lump, werd' ein Jud' und recensire!“

Grillparzer zählt überhaupt zu den erbittertsten Feinden der Kritiker. Und doch war eben er der Schranken seines Könnens sich wohl bewußt. Woher also sein wiederholt in bittern Worten hervorbrechender, zuletzt aber noch beredter in vieljährigem grollendem Schweigen sich kundgebender Unmuth gegen die Recensenten? Weil sie, wie er behauptete, nicht seine wirklichen Mängel hervorhoben, sondern dummes und boshaftes Zeug schwatzten. Und weil sie so „anmaßend“ gegen die productiven Geister auftreten! Sie sollten es immerhin versuchen, ihn zu beurtheilen, zu belehren; aber — „mit dem Hute in der Hand.“

---

13. Februar 1866	die Seehöhe	0,5	Meter (10 Uhr Morgens),
14. Februar 1866	„ „	2,0	„
19. Februar 1866	„ „	10,0	„
10. März 1866	„ „	19,2	„
29. März 1866	„ „	33,1	„
30. Mai 1866	„ „	60,0	„

Die Aphroessa stieg aus viel größerer Tiefe empor als Georg. Am 11. Februar 1866 gegen 4 Uhr Nachmittags wurde die Tiefe noch 20—21 Faden gemessen. Da der erste Fels derselben sich um 10½ Uhr Morgens am 13. Februar zeigte, so brauchten die Laven wenigstens 43 Stunden, um sich senkrecht in einem Wasserraum von circa 20 Faden oder 34 Meter zu erheben, bis sie an die Luft traten. Diese Geschwindigkeit war also viel größer, als die spätere in der Atmosphäre, wie die Messung seit dem 13. Februar 1866 ergeben. Vor dem 11. März 1866 läßt sich nach Dr. Schmidt kein sicherer Aschen- und Steinausbruch der Aphroessa nachweisen. Aber bis zum 26. März gab es manche auch zu Thera sichtbare Eruptionen von Steinen und Asche, obgleich von denselben das meiste unsichtbar blieb, weil Georg mit seinen Eruptionen die Aussicht benahm.

Man verübelt es z. B. Richard Wagner, oder will es ihm gar nicht glauben, oder findet ein Uebermaß von Hochmuth darin, daß er, wie er versichert, keine Zeitungen liest und insbesondere keine Kritiken. Wie immer man dies deuten möge, glaubwürdig ist die Sache jedenfalls, und so ziemlich Jeder, der viele Jahre lang die Stimmen der Tageskritik mit ihrem confusen Wirrwarr von Lobsprüchen und Schmähungen über sich ergehen lassen mußte, wird es bestätigen, wie leicht im schaffenden Dichter oder Künstler sich allmälig eine Gleichgültigkeit gegen Zeitungslob und Zeitungstadel herausbildet, die nicht in Geringschätzung, sondern in einer wachsenden physischen Idiosynkrasie gegen die kritische Druckerschwärze begründet ist. Ich kenne einen ganz besonnen denkenden Poeten, der Wochen und Monate lang ein in seine Hände gelangtes Zeitungsblatt, welches eine Recension über ihn enthält, ungelesen läßt, um einen Augenblick der rechten Stimmung, Lust und Neugierde zu erwarten, der zuweilen auch — völlig ausbleibt.

Es wäre Zeit, der Sache einmal auf den Grund zu gehen, die Acten des alten Streites zu sichten und zu prüfen, Recht und Unrecht der beiden Parteien von einem Standpunkte aus abzuwägen, der *über* beiden, oder beiden gemein ist.

In erster Linie ist es die Empfindlichkeit und Eitelkeit der Poeten und Künstler, was sie veranlaßt, ihre Richter, die Kritiker, unter allen Umständen zu hassen.

So lange der Autor an seinem neuen Werke schreibt, ist er selbst voller Bedenken, Vieles genügt ihm nicht, er fühlt die Nothwendigkeit von Aenderungen, kann darüber mit sich nicht ins Reine kommen, und in manchen Augenblicken beschleichen ihn bittere Zweifel am Erfolge. Ist aber das Buch gedruckt und in den Händen der Kritiker — wehe dann Jedem, der es bemängelt und es nicht für ein Meisterwerk erklärt! Die Autoreitelkeit beginnt, wie die Mutterliebe, erst dann, wenn das Kind ans Tageslicht befördert ist. Wir denken bescheiden von uns, bis die böse Welt uns angreift; dann wehren wir uns wie die Löwinnen für ihre Jungen.

Aber die Eitelkeit der Autoren scheint doch nicht der einzige Grund dieses alten Zerwürfnisses mit den Kritikern zu sein. Es gibt deren noch einige andere, „objective", und ich will das Protocoll derselben so getreu als möglich nach den Worten der Kläger selbst aufnehmen, *ohne vorläufig*, was der Leser geneigtest merken möge, *selber Partei zu ergreifen*.

„Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen", fragt Lichtenberg, „und es klingt hohl, liegt dann die Schuld allemal am Buche?" Und eben derselbe schreibt: „Bücher sind wie Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt, so kann kein Apostel herausschauen." Was Grillparzer derb variirt: „Wenn ein Esel in den Spiegel schaut, so sieht natürlich kein Sokrates heraus." Emerson behauptet: „'t is the good reader, that makes the good book." Und schon Heraklit, „der Dunkle", der wenig verstanden, aber um so schärfer recensirt wurde, machte die Bemerkung, daß „die Hunde Denjenigen anbellen, den sie nicht *kennen*".

„Ihr versteht uns nicht zu lesen!" *sagen die Autoren*, und kommen mit unzähligen Beispielen angerückt, wie oft die Kritik sich ernstlich compromittirt hat, wie oft sie bei der Nachwelt Unrecht erhalten, und wie oft sie in eclatanter Weise

beschämt worden ist. Beim Auftreten Goethes eiferten die Wiener Kritiker, wie H. M. Richter es kürzlich in einem Artikel der „Deutschen Revue“ ergötzlich geschildert, unausgesetzt gegen die „jetzige Mode der deutschen Poesie“, und einer von ihnen tröstete sich in folgender Weise mit der Zukunft: „Nach und nach wird man, wie ich hoffe, aus dem Goetheschen Enthusiasmus zum gesunden Menschenverstande zurückkehren.“ Der Professor Fronhofer zu München veröffentlichte 1779, beim Aufblühen unseres goldenen Literaturzeitalters, eine Rede mit der kläglichen Ueberschrift: „Deutschlands belletristisches goldenes Jahrhundert ist, wenn es so fortgeht, so gut als vorbei!“ In ähnlichem Sinne schreibt ein anderer Kunstrichter jener Zeit: „Deutschland, du stehst, fürcht' ich, am Rande des Abgrundes! Deine Rabener, Haller, Gellert, Hagedorn sind zu den Vätern versammelt! Deine Weiße, Ramler, Wieland, Lessing stehen noch vor dem Risse und halten Dich auf! Ach, daß sie sterblich sind, und Deine Klopstock, Deine Goethe, ob sie wohl könnten, Dich nicht retten wollen!“ Diese Auslassungen fanden in den literarischen Kreisen Wiens großen Widerhall und wurden vielfach citirt zum Beweise, daß „die Wiener Kunstrichter nicht den Eigensinn allein haben, sich den neumodischen Bizzarerien zu widersetzen!“ — Aber diese Kritiker, wird man sagen, waren „bornirte Leute“ — nun lange vergessen und verschollen. O! auch die aufgeklärten und noch heute berühmten gaben sich Blößen. Als Schillers „Lied von der Glocke“ zuerst gedruckt erschien, da geschah es, daß, wie es in einem aus jener Zeit erhaltenen Briefe wörtlich heißt, eine sehr geistreiche Gesellschaft, darunter die beiden Schlegel, Deutschlands größte Kritiker der classischen Epoche, „sich über dies Gedicht vor Lachen wälzte“. — Der Roman „Agnes von Lilien“ von Karoline von Wolzogen, welcher anonym in den „Horen“ erschien, wurde von Fr. Schlegel für ein Werk von Schiller gehalten, während ihn Andere Goethe zuschrieben. „Einige“, sagt Fr. Schlegel in einem Briefe, „sind seltsam genug, auf Frau von Wolzogen zu rathen.“

Jeder große Dichter und Künstler — sagen die Autoren — wurde bei Lebzeiten für „überschätzt“ erklärt; jeder sollte seinen Ruf blos der Reclame seiner Freunde verdanken; von jedem hieß es in einer späteren Periode seines Lebens, er sei halb oder ganz „verschollen“, oder „aus der Mode gekommen“. Seit Heine's Name in Deutschland berühmt wurde, hat es immer Leute gegeben, die ganz gewiß wußten, er werde in zwanzig Jahren vergessen sein. In einer biographischen Skizze Schumanns aus d. J. 1855, von einem damals berühmten Musikschriftsteller, F. C. Lobe, ist die Rede von den „jetzt meist vergessenen Claviersachen Schumanns“. Also im Jahre 1855 galten die Claviersachen Schumanns als vergessen! — „So gewiß es ist,“ erklärt dieser selbe Kritiker rundweg, „daß Schumann ein großes Talent besaß, so gewiß ist es auch, daß er die Höhe des Ruhmes, auf welcher er stand, unverbient einnahm, denn er hatte sie nicht aus eigener Kraft erstiegen, sondern war auf den Federn und Journalen seiner Anhänger dahin gehoben worden. Die verderbliche Wirkung schamloser Coterie zeigte sich bei keinem Künstler in auffallenderer Weise als bei ihm.“ „Zum [illegible]ck,“ fügt Lobe hinzu, „steht daneben auch der Trost, daß diese schamlose Coterie-der [illegible]endlich doch nur in beschränkten Kreisen und auf einige Zeit zu wirken Eruptionen [illegible] Lüge nie allgemein durchdringt!“

Georg mit seinen

Auf solche Exempel stützen sich die Dichter und Künstler, um zu beweisen, daß die Kritiker sich niemals durch besonderen Scharfsinn ausgezeichnet haben, und daß sie von jeher nicht etwa bloß das Schlechte, sondern auch das Gute verunglimpften, in der festen Ueberzeugung, der guten Sache dadurch einen Dienst zu erweisen.

Einen anderen Klagepunkt der Producenten bilden die Widersprüche der Kritik. Und solche Widersprüche, sagen die Kläger, gibt es auf dem Felde der Kritik in mehr als einem, unter Anderm auch in diesem Sinne, daß man es nicht bloß allen zusammen, sondern auch jedem einzelnen dieser Gestrengen selbst nicht mit dem Gegentheil von dem was sie tadeln, recht machen kann. Was man eben thut, ist immer das Unrechte, und das Gegentheil wäre das Rechte gewesen. Motiviren wir z. B. eine Liebe nicht genauer, so sagt der Aristarch: „Der echte Dichter hätte uns diese Liebe begreiflich zu machen gewußt.“ Motiviren wir sie, so ruft derselbe: „Bedarf die Liebe einer Begründung? Die Liebe ist ohne Grund! sie motiviren zu wollen, wird dem echten Dichter niemals einfallen.“ — Es ist überhaupt drollig — fügen die Dichter bei — wie „diese Herren“ bei jeder Gelegenheit, sowohl im Ganzen wie im Einzelnen, bei jeder Scene, jeder Stelle, jedem Vers aufs Genaueste anzugeben wissen, hier hätte der „echte“ oder „geniale“ Dichter es so, hier so gemacht; hier hätte er seinen Helden dies, hier dies thun oder sagen lassen. Ei, wenn Ihr das immer und überall so genau wisst, müßt ihr dann nicht selbst auch echte, geniale Dichter sein? und wenn ihr das seid, warum setzt ihr euch nicht hin, und schreibt von vornherein die Meisterwerke gleich selbst, statt sie uns so Vers für Vers zu souffliren? —

Die Producenten gehen weiter und sagen: Ihr Kritiker seid bei all' eurer Anmaßung und eurem Aplomb nicht bloß nicht unfehlbar, sondern ihr seid auch oberflächlich, gedankenlos und leichtsinnig. „Ich war auf Lob und Tadel so ziemlich vorbereitet“, schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, „besonders da ich seit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftsteller behandle, denen ich eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Hier konnte ich selbst in meiner Unsicherheit deutlich bemerken, wie doch so Vieles grundlos, einseitig, und willkürlich in den Tag hineingeredet wurde. Mir begegnete nun dasselbe, und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widersprüche gebildeter Menschen machen müssen! Ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer; wie mochte es erst im großen Publicum aussehen!“

Jeder Schaffende erklärt, daß ihm diese Zeilen Goethes aus der Seele geschrieben sind. Und sie alle fügen hinzu: Man verlangt von uns, daß wir den Ausspruch der Kritik achten. Gut, wir wollen es; wir wollen uns belehren lassen. Der Kritiker sagt uns, unser Werk sei schlecht. Möglich! Wir haben den besten Willen, diesen Ausspruch zu achten, uns demselben zu unterwerfen; wir wollen Nutzen daraus ziehen, wir wollen daraus lernen. Nun beginnt aber der Recensent sein Urtheil zu motiviren. Zu unserm Erstaunen bringt er Dinge vor, die mit dem Thatsächlichen, was vorliegt, im Widerspruche stehen, Dinge die auf Unachtsamkeit, Leichtsinn, auf groben Mißverständnissen, auf einem Uebersehen der wichtigsten Einzelheiten beruhen. Wir stutzen. Wenn das verdammende Urtheil auf

diesen Voraussetzungen beruht — welchen Werth kann es da für uns haben? Es ist ja „gegenstandlos“!

In lustigen Stunden gestehen es die Kritiker selber ein, wie Oscar Blumenthal:

„Der Autor beschaut's nicht,
Den Leser erbaut's nicht,
Den Beweis bleibt man schuldig,
Das Papier ist geduldig!“

Leider ist es auch garnicht Gründlichkeit — ich spreche fortwährend im Namen und mit den Worten der Dichter — was der moderne Leser von den Tageskritikern verlangt. Es genügt vollkommen, wenn die Kritik geistreich, witzig, amüsant ist. Man wird ein geachteter, gesuchter, gelesener Kritiker, nicht weil man Einsicht und ein gediegenes Urtheil hat, sondern weil man eine gewandte Feder führt. Aber Geist und Witz vermehren nicht den Werth einer Kritik, sondern sie vermindern ihn; denn sie sind eine Bestechung der öffentlichen Meinung durch Mittel, geeignet, alles Willkürliche, Oberflächliche, Einseitige, und Schrullenhafte des Urtheils zu bemänteln. Einer der besten und geistreichsten Köpfe unserer Zeit, der unlängst verstorbene F. Kürnberger, erging sich in einer seiner Novellen einmal seitenlang in den witzigsten Sarkasmen darüber, daß in einer gewissen epischen Dichtung der Gegenwart Ahasver als ein ur-uralter Greis vorgeführt wird, während er doch zu der Zeit, in welcher die Handlung jener Dichtung spielt, noch nicht so übermäßig alt sein konnte. Niemals habe er sich „genug wundern können über die Gedankenlosigkeit des Dichters und seiner Kritiker, welche diesen nonsens bisher nicht bemerkten!“ — Nun ist allerdings Ahasver in besagter Dichtung nicht der bloße „Schuster von Jerusalem“, sondern identificirt mit Kain, und es wird ausdrücklich und weitläufig darin erzählt, wie er schon Jahrtausende lang in verschiedenen Gestalten auf Erden wandelt. Aber was thut das? Was braucht ein geistreicher Kritiker sich um die Thatsachen zu kümmern? Hunderte von Lesern, die jenes Gedicht nicht genauer kannten, haben mitgelacht und werden mitlachen bei Kürnberger's Witzen, und sich nebenbei — denn wie könnte ein geistreicher Mann Unrecht haben? — mit ihm über die „Gedankenlosigkeit des Dichters und seiner bisherigen Kritiker wundern“.

Im Nothfalle — fahren die klagenden Dichter fort — braucht der Kritiker auch nicht sonderlich geistreich zu sein. Es genügt bloße Strenge, entschiedene Strenge, um sich als Kritiker Ansehen zu erwerben. Nichts imponirt so sehr als Strenge, und je weniger dem Leser die Gründe derselben einleuchten, desto mehr ist er geneigt, an die über das Maß des gewöhnlichen Menschenverstandes hinausgehende Einsicht des Recensenten zu glauben. „Die Welt,“ sagt Jean Paul, „schätzt das Gewicht eines Kunstrichters blos nach der Schwere seiner Faust, wie das Gewicht des Ochsen nach der Schwere seiner Vorderpfote.“

In dieser Art also pflegen die Dichter und Künstler über die von ihnen gehaßte und verwünschte Rasse der Kritiker sich auszusprechen.

Bevor ich das Verhör der Parteien fortsetze, möchte ich eine Thatsache feststellen — eine ganz interessante Thatsache.

Ich erlaube mir die Frage aufzuwerfen: Wie machen es denn die Dichter selbst, wenn sie sich auf den ästhetischen Richterstuhl setzen?

Man erwäge die Sache so reiflich und so unbefangen als man will, die Antwort wird am Ende nicht anders ausfallen können, als wie folgt: Wenn Dichter ihres Gleichen recensiren, so machen sie es nach dem einmüthigen Urtheile der davon Betroffenen nicht besser und nicht schlechter als die unproductiven Kritiker. Man kann es alle Tage mit anhören, wie ein Mensch, der eben tüchtig gegen die Recensenten, ihre Schwächen und Verbrechen losgezogen, sofort darauf übergeht, in der absprechendsten, befangensten, willkürlichsten Art über Erzeugnisse dichterischer Collegen sich auszulassen. Erklärte Widersacher der Kritiker, wie Grillparzer, Hebbel und viele Andere, waren selbst, wenn sie sich aufs Urtheilen einließen, recht unleidliche, boshaft-strenge, bis zur Bornirtheit einseitige Kritiker. Goethe und Schiller sind große Poeten, hohe, gewaltige Geister; aber wer möchte behaupten, daß sie als Kritiker um Vieles besser waren als Andere? — Man kann also ganz wohl die Behauptung unterschreiben, die schon vor hundert Jahren ein witziger Kopf gemacht, daß außer der Antipathie zwischen einem Autor und einem Recensenten nichts größer sei, als — ihre Aehnlichkeit.

Daraus ergiebt sich vorläufig: daß die bösen Recensenten keine besondere Menschenrasse bilden, daß ihre Schwächen und Mängel keine nur ihnen eigenthümlichen, sondern die der Menschennatur überhaupt sind, und daß ein jeder von uns, wie aller Creatur, so auch dem Recensenten gegenüber, der ihn verunglimpft, sich gelassen das weisheitstiefe Sprüchlein der Indier „Tât twâm âsi!“ (das bist du!) zuzurufen hat.

Autor und Kritiker sind nur zwei Hälften des einen Menschen, die sich erst im Zustande der Trennung befehden.

Um Alles bei Anderen zu begreifen und zu entschuldigen, braucht man nur sich selbst fleißig zu beobachten. Man erstaunt, wenn man es sich unbefangen zum Bewußtsein bringt, wie zufällig und launenhaft, wie von Stimmungen abhängig der Eindruck ist, den wir von einem Buche erhalten, wie wandelbar das Urtheil, das wir in verschiedenen Momenten darüber fällen. Gar oft, ja man könnte sagen in der Regel, sehen wir ein Buch bei der zweiten Lesung schon wieder mehr oder weniger mit anderen Augen an als bei der ersten. Ich erinnere mich eines Kritikers, der ein neu erschienenes Werk in einer öffentlichen Recension aufs schärfste heruntermachte, den ich aber nach einiger Zeit, als er dasselbe ein zweites mal gelesen, sagen hörte, er habe sich jetzt im Ganzen wie im Einzelnen gar sehr mit dem Buche befreundet! Das konnte den Autor freuen — aber was half es ihm? dem Publicum war und blieb doch nur jenes erste, verdammende Urtheil bekannt, und Viele sagten oder schrieben es gläubig nach, ohne zu ahnen, daß der Urheber desselben inzwischen längst davon zurückgekommen.

Man ertappt sich auf curiosen Sympathieen und Antipathieen. Man liebt und haßt Schriftsteller, von welchen man keine Zeile gelesen hat.

Und hegt man einmal gegen eine literarische Persönlichkeit oder Erscheinung ein Vorurtheil, sei es nun ein berechtigtes oder unberechtigtes, so ist man wie blind gegen alles Gute und Schöne daran, findet absurd und ungenießbar, was man anderswo bewundert hätte. Selbst ein Autor, den wir schätzen und von dem wir bisher mit warmem Lobe zu sprechen pflegten, wird uns widerwärtig von dem Augenblicke an, wo wir merken, daß er noch mehr gelobt wird als wir ihn

loben, und daß er einen etwas größeren Erfolg erringt, als wir recht und billig finden.

Was wir anerkennen sollen, das müssen wir erkennen, und was wir recht erkennen sollen, dem müssen wir schon ein wenig Liebe und Hingebung entgegenbringen. Dieser Hingebung stehen aber die Schranken der individuellen Natur entgegen. Daher ist es auch leichter, gute Gedanken aus Eigenem zu geben, als fremden völlig gerecht zu werden, und selbst große Geister sinken, wenn sie fremdes, dem ihrigen nicht verwandtes Gedankenleben kritisiren wollen, auf das Niveau des Beschränkten und des Kleinlichen herab. Wer erinnert sich da nicht an Rahels naiven Ausspruch: „Mir kommt vor, als ob alle Philosophen Recht hätten, nur nicht wenn sie streiten!" —

Aus uns selbst herauszugehen, aus der eigenen Haut zu fahren, bleibt immer das Härteste, was uns zugemuthet werden kann. Und so bildet sich in uns der Eigensinn des subjectiven Meinens und Wähnens heraus, der sich sogar noch etwas auf sich zu gute thut und den Jean Paul so hübsch mit den Worten persiflirt: „Jedem anderen als dem scharfsichtigen Auge des Gelbsüchtigen entgeht die allgemeine Farbe der gelben Natur."

Nach all' diesem scheint es, als ob, mit Rücksicht auf die allgemeinen Schwächen der menschlichen Natur, der zuversichtliche Ton, welchen die Kritiker anschlagen, nicht recht am Platze wäre, und als ob man an sie billiger Weise die Forderung stellen könnte, sie sollten sich dieses Tones entwöhnen.

Dagegen höre ich aber sogleich unsere Aristarche, als hartgesottene Sünder, die sie sind, eifern: „Wie? Wir Kritiker sollten die Flinte ins Korn werfen? Wir sollten künftig allen Plunder nur mit Sammethandschuhen anfassen, weil unserem Metier, wie allem Menschenwerk, Gebrechen und Mängel ankleben? Nein! wir werden fortfahren, zu sagen, was wir meinen, und so mit euch zu reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist. Daß wir Menschen sind, daß wir irren können, wissen wir. Was wir sagen, so kategorisch es klingt, ist doch natürlicherweise immer gesagt mit dem schweigenden Vorbehalt, daß ein einzelner Mensch es sagt, der freilich auch Unrecht haben kann!"

„Ganz recht!" fallen die Autoren ein; „dieser schweigende Vorbehalt genügt aber nicht, der gedankenlosen Menge gegenüber. Wenn ihr euch nicht selbst für unfehlbar ausgeben wollt, so solltet ihr auch nicht immer im Tone der Unfehlbarkeit sprechen. Dieser euer zuversichtlicher Ton dupirt den Leser, und er hält euer Urtheil für das, wofür ihr es selber nicht haltet, für ein Orakel!"

„Mag er das!" versetzen die Kritiker. „Wir bedürfen der Autorität. Dem Schlechten muß mit Energie entgegengetreten, das Mittelmäßige, Ueberschätzte auf seinen wahren Werth zurückgeführt, der Reclame ein Gegengewicht geboten werden. . . ."

„Das Schlechte! das Mittelmäßige! das Ueberschätzte!" rufen die Dichter zurück. „Was ist denn aber wirklich schlecht und überschätzt? Da stehen wir gleich wieder auf dem alten Punkte. Welcher höhere Genius steigt denn hernieder, um uns in jedem einzelnen Falle zu sagen, ob der Kritiker etwas mit Recht oder mit Unrecht für schlecht hält? Glaubten nicht auch jene Kritiker ihre Pflicht zu thun, welche beim Erscheinen Goethe's trauernd ihr Antlitz verhüllten und ausriefen:

„Deutschland, du stehst am Rande eines Abgrunds?" War es ihnen nicht bitterer Ernst, wenn sie jammerten, daß das Zeitalter „Rabeners, Hallers, Gellerts und Hagedorns" für immer dahin sei und daß die Wieland, Lessing, Klopstock, Goethe einen Ersatz dafür bieten theils nicht konnten, theils nicht wollten? Glaubte jener gewiegte Musikkritiker nicht auch der Reclame, der Ueberschätzung das Handwerk zu legen, indem er gegen den „unverdienten" Ruhm Schumanns, das Werk einer „schamlosen Coterie" zu Felde zog?"

Darauf die Kritiker: „Wir haben es euch schon gesagt: ihr dürft von uns nicht verlangen, daß wir niemals irren sollen."

Die Dichter: „Aber wir dürfen von euch verlangen, daß ihr dieser Möglichkeit des Irrthums immer eingedenk bleibet — daß ihr dieselbe nicht als „unbewußte", sondern als bewußte Vorstellung in euch wach erhaltet!"

Die Kritiker: „Ihr dürfet von uns auch nicht verlangen, daß wir das, was nun einmal unsere Ueberzeugung ist, nicht mit der Energie und dem Muthe der Ueberzeugung aussprechen!"

Die Dichter: „Dürfen wir nicht wenigstens verlangen, daß ihr euch dabei einer etwas größeren Gründlichkeit befleißigt? Daß ihr das, was ihr beurtheilen wollt, auch leset, und den thatsächlichen Inhalt desselben aufmerksam erfasset?"

Die Kritiker: „Lohnt nicht immer der Mühe und wäre gar oft eine allzu unerquickliche Sache!"

Die Dichter: „Gut! glaubt ihr ein Werk nach dem allgemeinen Eindrucke beurtheilen zu können, und scheint euch der thatsächliche Inhalt, das Detail, und das, was der Dichter damit wollte, der Kenntnißnahme nicht werth, so beschränkt euch darauf, zu sagen: Das Buch ist mir antipathisch. Aber es ist durchaus nicht zu billigen, daß ihr dem Detail des Buches und den Absichten des Dichters nachzugehen zwar verschmäht, dennoch aber über beides referirt, und Schlüsse zieht, nicht aus dem Buche, sondern aus euerem Referat darüber, so daß ihr euch den Anschein gebt, das Werk im Ganzen und im Detail zu kennen, während ihr es, so zu sagen, nur aus der Recension kennt, die ihr darüber schreibt! — Auch werdet ihr zugeben, daß, je strenger die Kritik, sie desto mehr durch Gründlichkeit sich rechtfertigen und es vermeiden müsse, sich Blößen zu geben. Aber häufig zeigt ihr gerade dann, wenn ihr am strengsten und mit dem größten Aplomb auftretet, eine in die Augen springende Leichtfertigkeit, ja Frivolität in der Begründung eures Urtheils."

Die Kritiker: „Wir finden es zuweilen nöthig mit der schweren Cavallerie in's Feld zu rücken, um ohne viel Federlesen mit ihrer Wucht den Feind zu erdrücken!"

Die Dichter: „Schwere Cavallerie? Ach du lieber Gott, an all' dem mit so viel Nachdruck Gesagten ist oft nichts schwer und gewichtig; das Alles ist im Gegentheil so leicht, so schaumig, wie der Geifer, der einem Zornigen vor den Mund tritt! — Keine Kritik wäre uns zu streng, wenn sie nur wirklich den Nagel auf den Kopf träfe — wenn die Einwürfe sämmtlich ebenso thatsächlich begründet als formell überzeugend wären, und die reellen Voraussetzungen, von welchen das Urtheil ausgeht, nicht auf Unwissenheit oder Unverstand beruhten! — Und scheint euch nicht auch unsere weitere Forderung, daß ihr das Leidenschaftliche eures Tones

so viel als möglich mäßigen sollt, der Erwägung werth? Diese Forderung ist so naheliegend, daß selbst Schopenhauer, der in der Praxis sich oft genug zu maßlosem Schmähen hinreißen ließ, doch in der Theorie und im Princip die Berechtigung derselben anerkannte. „Wer da will, daß sein Urtheil Glauben finde," sagt er in der Parergis, „der spreche es ohne Leidenschaftlichkeit aus. Denn alle Heftigkeit entspringt aus dem Willen: daher wird man diesem, und nicht der Erkenntniß, die ihrer Art nach kalt ist, das Urtheil zuschreiben. Weil nämlich das Radicale im Menschen der Wille, die Erkenntniß aber blos secundär und hinzugekommen ist, so wird man eher glauben, daß das Urtheil aus dem erregten Willen, als die Erregung des Willens blos aus dem Urtheil entsprungen sei." — „Laßt alle Wahrheit, die ihr sprecht," schreibt Emerson, „auf dem Gefrierpunkt sein, sonst wird selbst eure Weisheit zur Narrheit werden."

Die Kritiker: „Das ist nicht unrichtig. Aber wir gestehen offen, daß wir zuweilen das Bedürfniß haben, die angesammelte kritische Galle sich in Kraftworten ergießen zu lassen. Das thut wohl, das erleichtert!"

Die Dichter: „Ja, ja, aber bedenket nur, daß ihr, während ihr mit solchen Ergüssen eure Galle erleichtert, der Sache schadet, die ihr vertretet, daß sie als Kritiken werthlos sind und nur ein pathologisches Interesse haben. F. Kürnberger veröffentlichte in seinem Buche „Litterarische Herzenssachen" einen wüthenden Artikel über den „Fechter von Ravenna" des von ihm persönlich auf den Tod gehaßten Friedrich Halm, und nannte das Werk eine — „Schandkomödie!" Hätte er es eine schlechte Tragödie genannt, so würde der Leser ihm vielleicht geglaubt haben. Mit dem Worte „Schandkomödie" aber hat er zwar sein Herz erleichtert . . ."

Die Kritiker: „Und Manchem eine Freude gemacht, der Fr. Halm ebenfalls nicht leiden konnte — und selbst das unbefangene Publicum hört einem solchen prächtig daherrollenden kritischen Zorngewitter nicht ungern zu."

Die Dichter: „Ja, wie man auch dem beredten Zornerguß einer schimpfenden Hökerin nicht ungern zuhört. Aber seinen kritischen Zweck hat Kürnberger verfehlt, und mit dem Schimpfwort „Schandkomödie" nur dies erreicht, daß der Leser stutzig wurde und dachte, Kürnberger sei, als er dies niederschrieb, nicht recht bei Sinnen gewesen. Unbesonnener Weise stellte er sich als Wüthender blos, und verrieth vor aller Welt, daß sein Urtheil nicht aus der „Erkenntniß", sondern aus dem „erregten Willen" gekommen. Es war ihm eine seiner litterarischen „Herzenssachen", Halm zu vernichten. Die Kritik soll aber eben nicht Herzenssache sein, sondern Kopfsache. — Es ist also nicht blos eine Forderung der Billigkeit, sondern auch der Klugheit, daß ihr Kritiker blinden Uebereifer vermeidet, persönlichen Stimmungen so wenig Einfluß als möglich gestattet, und auf jenes tobsüchtige Gebahren verzichtet, dem wir in kritischen Auslassungen immer häufiger begegnen, und das ohne Zweifel mit der nervösen Erregbarkeit unseres Zeitalters zusammenhängt. Geistreiche, bedeutende, geniale Menschen sind dieser krankhaften Erregbarkeit am meisten ausgesetzt; besonders wenn sie durch Verkennung, ungenügenden Erfolg ihrer eigenen Leistungen verbittert sind. Es giebt keine so geistig vornehme Natur, daß sie nicht doch auch der Regung des Neides zugänglich wäre. Und dieser bewußte oder unbewußte Neid nimmt selbst bei den raffinirtesten Geistern

oft die naivesten Formen an. Eine dieser naiven Formen ist die angebliche Verachtung des Erfolges — welche den „Beifall der Menge“ als etwas nur den vulgären, mittelmäßigen und unächten Talenten Zufallendes, demnach als eine Schande betrachtet, während der Verächter doch zeitlebens den Schmerz nicht verwinden kann, daß dieses verächtliche Merkmal der gemeinen Geister, der Erfolg, — ihm selber versagt geblieben.

„Thöricht, nach Erfolg zu trachten,
Ob uns auch sein Locklied klingt! —
Den Erfolg muß man verachten,
Wenn — ein Andrer ihn erringt!“
(O. Blumenthal.)

Es kommt auch vor, daß Manche sich den Anschein geben, als verschmähten sie es, in ihrem Schaffen sich gewisser bestechender, zum Erfolg führender Mittel zu bedienen, während sie sich dieser Mittel einfach darum nicht bedienen, weil ihnen dieselben — überhaupt nicht zu Gebote stehen. Es piepst kein Hänfling auf einem Aste des Dichterwaldes, der nicht stolz wäre auf die natürliche Einfachheit und schmucklose Gediegenheit seines Gesanges und sich nicht den Anschein gäbe, er könnte, wenn er nur wollte, ebenso gut schmettern und trillern wie die Lerche oder die Nachtigall, thue dies aber aus Grundsatz nicht, da er den Gebrauch solcher auf den Effect berechneten Mittel für verwerflich halte. Die Hänflinge würden recht gern trillern, wenn sie nur könnten, da sie es aber nicht können, so verlangen sie, liebe Lerche, du sollst es ebenfalls unterlassen.

„Weil sie nicht können, was sie wollen,
Sollst du nicht wollen, was du kannst!“ —

Die Kritiker. „Genug davon! Wir vertheidigen weder die Kritik, die ein bloßer Ausfluß persönlicher Stimmungen ist und sich selbst als Herzenssache giebt, noch diejenige, welche das Maß, nach welchem sie mißt, immer nur von der eigenen Taille nimmt. Aber wir müssen uns das Recht vorbehalten, zuweilen ein bischen Tendenzkritik zu treiben. Das heißt Kritik, für welche nicht die eben vorliegende Leistung und ihr absoluter Werth oder Unwerth maßgebend ist, sondern die geistige Individualität des Autors, und die Richtung, welcher derselbe angehört. Verfolgt dieser eine Richtung, die wir für verderblich halten, so fragen wir allerdings nicht lange, was das Buch an und für sich werth, und fühlen uns auf keinen Fall berufen, die Lobredner desselben zu machen, und sprechen davon entweder gar nicht, oder so schlecht als möglich. Oder wenn ein Autor zu viel Erfolg hat, zu viel gehätschelt wird — da muß man sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen . . .“

Die Dichter (einfallend): „Und wie ihr heute tendenziös tadelt, so lobt ihr morgen tendenziös, streicht einen „verkannten“ oder nicht nach Verdienst gewürdigten Hänfling heraus, an dem ihr, wenn er „gewürdigt“ würde, kein gutes Haar — ich will sagen keine gute Feder lassen würdet. Und am liebsten werft ihr natürlich mit den Gebeinen der Todten nach den Schädeln der Lebendigen! — Dergleichen ist am Ende begreiflich. Aber die Kritik sollte wenigstens niemals darauf ausgehen, jemand mit allen Mitteln zu verfolgen und förmlich todt zu machen. Denn da sie — wie nun ein für alle mal zugestanden ist — auch irren kann, so wäre es leicht möglich, daß sie einen ästhetischen Justizmord beginge.

Es giebt Denker und Dichter, welche sich nicht mehr rühren, den Mund nicht mehr öffnen dürfen, ohne verunglimpft und als verächtlich bei Seite gestoßen zu werden. Das sollte nicht sein. Jedem Autor sollte die Möglichkeit gelassen werden, welcher Partei und Richtung er auch angehören mag, sich an der geistigen Arbeit der Nation zu betheiligen. Wenn man anfängt, einen Autor systematisch und grundsätzlich mit Gehässigkeit zu verfolgen, so wirkt dies demoralisirend auf ihn selbst und auf das Publicum, dem der Glaube an die Ehrlichkeit der Kritik abhanden kommt. Die ästhetische Gerichtspraxis sollte von der juridischen lernen. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Verbrecher vor Richtern und Geschwornen eine günstigere, menschenwürdigere Stellung hat, als der Autor oder Künstler vor seinen Kritikern. Das Schlimmste aber bleibt, daß der Kritiker sich für berechtigt hält, Untersuchungsrichter und Scharfrichter in einer Person zu sein, und jeden Kopf, den er für keinen guten hält, dem Eigenthümer vor die Füße zu legen, während es doch genügen würde, mit dem Richtschwerte nur so stark daran zu klopfen, als nöthig um zu zeigen, daß er hohl ist."

Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich in dieser Verhandlung die Autoren weit ausführlicher zu Worte kommen lasse, als ihre Gegner. Das ergab sich aber aus der Natur der Sache und war nicht mehr als billig. Die Poeten kommen so selten dazu, öffentlich für sich zu sprechen, daß man sie reden lassen muß, wenn sie einmal daran sind. Und im Uebrigen ist es nicht meine Schuld, wenn die Herren Kritiker, wie auf die früheren Auseinandersetzungen ihrer Gegner, so auch jetzt wieder auf meine Frage, welchen Eindruck ihnen die Ermahnungsrede der Poeten gemacht, nur kurz und barsch antworten:

„Gar keinen! theils schon darum, weil all' das Vorgebrachte nicht neu ist, daher keiner Aufmerksamkeit mehr würdig; ferner, weil die verletzte Autoreitelkeit uns immer und unter allen Umständen diese selben Vorwürfe machen würde, auch wenn wir die Gerechtigkeit in Person wären. Wir lassen uns nicht einschüchtern; und wir werden niemals darauf verzichten, streng, einschneidend, vernichtend zu urtheilen, wo wir es für nöthig halten, wie auch die Dichter es machen und jeder Mensch, wenn er unbefangen seine Meinung sagt."

Ich muß dem Kritiker hier Recht geben; bin aber der Meinung, das Ansehen der Kritik und ihre nachdrückliche Wirkung würde nur gewinnen, wenn die Kritiker manche von diesen trivial klingenden Forderungen, die sie aus dem Munde der Producenten nicht ohne Grund hinzunehmen verschmähen, endlich einmal ernstlich an sich selber stellten. In einem Punkte wenigstens muß ich den klagenden Poeten beipflichten: in der Klage über den Leichtsinn, mit welchem der wirkliche Inhalt, Sinn und Zusammenhang der Bücher ignorirt und dennoch beurtheilt und verurtheilt wird. Es kommen bei den üblichen kritischen Inhaltsangaben und Analysen wirklich Dinge vor, welche haarsträubend sind. Also in Gottes Namen Strenge so viel ihr wollt — nur etwas mehr Gewissenhaftigkeit, etwas mehr Objectivität! Kein Utopien! wir bleiben ja Menschen! Aber — ein wenig besser könntet ihr's vielleicht machen! —

Dies mein Schlußbescheid an die Kritiker. Und die Dichter? was soll ich diesen sagen? Welches Verhalten gegen die Recensenten soll ich ihnen empfehlen?



Vor Allem sollen sie von den Stimmen der Kritik so viel als eben möglich zu lernen suchen. Dem Mißfallen des Kritikers und seiner daraus sich ergebenden Verurtheilung eines Werkes liegt, wenn sie nur auf einem wirklichen Eindrucke beruht und ehrlich gemeint ist, fast immer ein mehr oder weniger berechtigtes Gefühl zu Grunde, wenn auch der Kritiker dasselbe nur ungeschickt, leichtfertig oder irrthümlich zu motiviren vermag. Man lasse sich durch diese vielleicht sinnlose Motivirung nicht irre machen, man halte sich an die Thatsache: dein Werk hat dem Kritiker mißfallen, und das muß einen Grund haben.

Soll der Autor sich jemals zu einem öffentlichen Widerspruch gegen die Kritik hinreißen lassen? Ich denke, nein! Entstellung von Thatsachen mag er berichtigen, das ästhetische oder Geschmacksurtheil entzieht sich jeder Widerlegung. Widerspruch ist schon aus dem Grunde unstatthaft und unzweckmäßig, weil die Kritiker ihn nicht dulden, und die Empfindlichkeit derselben noch weit größer ist als die der Poeten.

So ertragen wir also mit Geduld, wir Autoren, selbst ungerechte Angriffe als einen unvermeidlichen Fluch der Oeffentlichkeit. „Wer auf dem Markte singt, dem bellt jeder Hund ins Lied!" sagt ein altes deutsches Sprichwort. Lassen auch wir uns nicht einschüchtern, und wenn wir durchgehechelt werden, so suchen wir ein anderes Mal mehr Beifall zu erringen. Und haben wir's in ehrlichem Streben so gut gemacht als wir vermocht, so lassen wir uns durch die Demüthigungen der Kritik die Freude an dem Bischen Erfolg im Publicum nicht verbittern. Es bleibt doch immer eine Genugthuung, Andere mit dem was man schafft zu rühren, zu erfreuen oder zu erheitern. Es ist das doch immer etwas und keinem möglich, ohne die Gottesgabe eines wirklichen Talents. Und insofern hätte alle negative Weisheit der Kunstrichter allerdings vor dem bescheidensten positiven Können zu stehen „mit dem Hute in der Hand".

Ein gutes Mittel übrigens, seinen Gleichmuth zu bewahren, ist für einen Autor, der es nöthig hat, die Erwägung, daß die Tageskritik für sich allein keinen Erfolg macht und keinen vernichtet. Wer sich über die schlimme Wirkung ungerechten Tadels beruhigen will, der sehe nur zu, wie gering und wie wenig nachhaltig im Großen und Ganzen die Wirkung des ungerechtfertigten Lobes ist. Niemals hat die Reclame ein wirklich schlechtes oder mittelmäßiges Buch berühmt oder populär gemacht. Selbst gute, von der Kritik beständig mit Auszeichnung genannte und herausgestrichene Bücher bleiben ungekauft und ungelesen, wenn sie dem Geschmacke des Publicums nicht zusagen. Die Klage sämmtlicher unbeachtet gebliebener, erfolgloser Strebender: „Ich verstehe es nicht, für mich Reclame zu machen!" hört man am allerhäufigsten im Munde von Solchen, bei welchen die Reclame — nichts geholfen hat. Und obgleich diese die geringe Wirksamkeit der Reclame für ihre eigene Person erprobt, sind sie doch nicht zu heilen von der fixen Idee, daß Alle, die es weiter gebracht als sie, dies nur der Reclame verdanken können. Der absurde Glaube an die Allmacht und Nothwendigkeit der Reclame ist bei Vielen so eingewurzelt, daß sie sich ihr Leben lang in den kleinlichsten Mittelchen derselben erschöpfen, und es giebt der Fälle genug, wo Menschen, die nicht ohne Begabung waren, durch Reclamemacherei sich um allen Credit brachten und nicht durchdringen konnten, weil man sie lächerlich fand und ihnen nichts Gutes zutrauen mochte.

Ich schließe und überlasse es dem Schicksal, ob von dem, was ich sowohl den Poeten als den Kritikern zu bedenken gegeben, etwas auf empfänglichen Boden fallen wird. Ich habe nur geringe Hoffnung. Ich fürchte, daß die Einen wie die Andern in ihrer Art unverbesserlich sind. Die Welt pflegt so sehr in aller und jeder Beziehung den alten Trott weiter zu gehen, daß nicht abzusehen ist, warum es gerade in dieser, der Hauptsache nach, nicht immer beim Alten bleiben sollte. Dies Alte aber läßt sich, glaube ich, am kürzesten in die Worte zusammenfassen:

Der Autor schreibt was er kann, der Recensent schreibt was er will.

Wie soll die Jugend zum Militairdienst vorbereitet werden?

Vom
Generallieutenant **v. Colomb.**

Die Anstrengungen, welche die großen Staaten, um für den Krieg gerüstet zu sein, zu machen genöthigt sind, nehmen stets wachsende Dimensionen an. Es handelt sich bei ausbrechendem Kriege nicht mehr nur um die Vermehrung der stehenden Heere bis auf eine festgesetzte Kriegsstärke, sondern um die Heranziehung der ganzen vorhandenen waffenfähigen Mannschaft zur Vertheidigung des Vaterlandes und Niederwerfung des Gegners.

Die allgemeine Dienstpflicht, welche nach dem Vorgange Preußens fast alle großen Mächte Europas angenommen haben, wird, das hat zuerst Frankreich nach dem Feldzuge von 1870/71 angestrebt, soweit irgend ausführbar, zur Wahrheit gemacht werden.

Kein Staat besitzt aber die Mittel, um Allen, welche die Waffen zu tragen befähigt sind, in der Zeit des Friedens diejenige Ausbildung zu geben, welche sie zu geschickten und überlegenen Werkzeugen für den Krieg macht. Es bleibt nur übrig, die darauf zu verwendende Zeit für Viele abzukürzen, und von der so wesentlichen allmäligen Gewöhnung an das militairische Leben in soweit abzusehn, als die Verhältnisse es nun einmal gebieterisch fordern.

Es ist eine in den letzten Jahrzehnten gemachte Erfahrung, daß die Bildsamkeit der jungen in den Militairdienst eintretenden Mannschaft in Preußen im Vorschreiten begriffen ist und daß ihre Vorbereitung für den Krieg zunehmend leichter wird. Gesteigerte Volksbildung allein kann dies nur bewirkt haben und bewirken; diese also heben, heißt auch die Wehrhaftigkeit des Volks vermehren; es muß daher mit allen Kräften in dieser Richtung gewirkt werden, wenn auch die Wehrhaftigkeit als alleiniger Zweck gesteigerter Volksbildung nicht angesehen werden kann.

Wem wäre nicht das geflügelte Wort bekannt, „daß der deutsche Schulmeister die Siege von 1870/71 mit habe erkämpfen helfen". — In diesem Ausspruch liegt die Anerkennung der unumstößlichen Wahrheit, daß von der geistigen Ueberlegenheit auch die physische zum großen Theil abhängig ist.

Wenn also darauf gedacht werden muß, für die Unmöglichkeit, alle Dienstpflichtigen die für nothwendig zu haltende Ausbildungszeit in den Reihen der Armee durchleben zu lassen, thunlichst ein Gegengewicht zu schaffen, so bietet sich

als einziges Mittel, dem deutschen Schulmeister aufzugeben, sein vielleicht von ihm in seiner ganzen Wichtigkeit noch nicht vollkommen gewürdigtes Werk nicht nur eifrigst fortzusetzen, sondern es im Hinblick auf den großen Zweck der Wehrhaftmachung des Volkes noch mehr zu beleben und progressiv ergiebiger zu machen.

Wir wollen aber nicht sagen, daß nicht der deutsche Schulmeister selbst der Vervollkommung bedürfte; bei aller Achtung vor ihm, muß man gestehen, daß derselbe ebenfalls noch sehr bildungsbedürftig ist.

Aber alle Mängel, welche das Wesen des Unterrichts der großen Masse des Volks noch trägt, kann man ihm gerechterweise nicht in die Schuhe schieben. „Es liegt darin so viel verborgnes Gift und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden."

Die Hindernisse, welche sich dem Aufblühen des Volksunterrichts entgegen stellen, sind zweierlei: natürliche und künstliche. Die ersteren liegen vielfach in localen Verhältnissen, sie sind auch, wie so Vieles im Leben, eine Geldfrage, daher schwer zu besiegen. Die anderen, die künstlichen, wirken nicht minder nachtheilig.

Wird denn überall da, von wo ein Einfluß auf den Schulunterricht möglich ist, und in gutem Sinne stattfinden sollte, wirklich gewünscht, daß das Volk Etwas lerne? — Wir glauben das nicht. Der Schüler könnte ja lernen, seine Lehrer zu übersehen, wie das ja glücklicherweise öfters der Fall ist. Es giebt aber Lehrer, denen es nicht erwünscht ist, übersehen zu werden, Lehrer, die sagen: „im Ganzen haltet euch an Worte, dann geht ihr durch die sichere Pforte zum Tempel der Gewißheit ein". Ehe dieser Classe von Lehrern nicht das Heft aus der Hand gewunden ist, wird es mit dem Fortschreiten der Volks-Bildung stellenweise schwerlich vorwärts gehen. Unzweifelhafte Beweise davon liegen vor. Sprechen wir jedoch nur in der Annahme, daß wirklich allseitig die Hebung der Volksintelligenz unverrückt im Auge behalten werde. —

Worauf können sich die Unterrichtsgegenstände bei vielfach sehr kurzer und erschwerter Zeit des Schulbesuchs erstrecken?

Sie sollen sich mindestens erstrecken auf Lesen, Schreiben und Rechnen. Dies sind jedoch sehr relative Begriffe. Wenn diese Grunddisciplinen nicht bis zu einer wenigstens mäßigen Fertigkeit gebracht werden, haben sie für den Schüler, wie auch für den, welcher diesen practisch nützlich machen soll, einen sehr geringen und für den Schüler jedenfalls keinen bildenden Werth. Erst wenn die Anfangsgründe überwunden sind und es dem Einzelnen möglich wird, sich durch Lesen selbst weiter zu bringen, ist ein Erfolg davon zu erwarten.

Hier tritt namentlich die Nothwendigkeit hervor, daß der mehrgenannte deutsche Schulmeister sich auch klar zu machen fähig sei, zu welchem Zweck der Unterricht ertheilt wird und daß er das Interesse der Schüler anzuregen verstehe. — Wie leicht ist dies, wie dankbar sind die Schüler dem Lehrer, der sie nicht nur unterrichtet, sondern auch unterhält. — Aber „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen".

Wir haben einen Lehrer gesehen, welcher freiwillig Soldaten unterrichtete und hauptsächlich durch die Art, wie er ihre Aufmerksamkeit rege zu halten wußte, in kurzer Zeit verhältnißmäßig wesentliche Erfolge erzielte und auf die Belebung

der Aufmerksamkeit kommt es hauptsächlich an. Es genügt nicht, wenn der Schüler buchstabiren oder mühselig lesen lernt, er soll auch accentuirt und so lesen können, daß man ihm anhört, er verstehe das Gelesene, er muß auch deutlich und unbefangen zu sprechen wissen, wenn er gefragt wird. Gerade darin liegt die nothwendigste Vorbereitung für den Militairdienst, in welchem dem Neueintretenden eine Menge ihm fremder Begriffe klar gemacht werden müssen, die er sich nur schwer zu eigen macht, wenn er nicht in der Schule gelernt hat, sein Denkvermögen anzuwenden.

Es ist hier zwar nur von den geringen Ansprüchen die Rede, welche an die Masse gestellt werden können. Wir müssen aber doch betonen, daß allgemeine Geographie und Geschichte sehr geeignet sind, um die Wißbegierde der Schüler zu erwecken. Beide sind mit Hülfe von geographischer und tabellarischer Darstellung so leicht faßlich zu machen und das trockene Lernen von Namen und Zahlen durch Mittheilung von lebhaften Schilderungen (aus zweckmäßig abgefaßten Büchern), die die Weltgegenden und die Geschichtsperioden auf anziehende Weise charakterisiren, zu würzen.

Vielleicht wird der Leser sagen, wie kann man so allbekannte Dinge vorbringen! — wird denn nicht schon längst danach verfahren? — Vielleicht an vielen Orten, an sehr vielen Orten aber gewiß nicht. Wir wiederholen, daß wir nur von dem Unterricht der großen Menge, also von den Landschulen sprechen. Ob in diesen die Unterrichtsmittel überall dem Zweck dienen, das ist doch sehr fraglich. — Es sollten Preise auf die Abfassung unterhaltender, anregender, von aller confessionellen Tendenz freier Schulbücher ausgesetzt und die Einführung der ausgewählten obligatorisch gemacht werden. Ein vielleicht seltsam scheinender, auch nicht so kurzweg ausführbarer, aber durch wirklich vorkommende Dinge hervorgerufener Gedanke. Wir können nicht unterlassen, diese wenigstens in einem Beispiel anzudeuten: Schulbücher, welche in Oberschlesien Geltung zu erwarten haben, müssen in Münster geschrieben sein. Ob dies Beispiel in Deutschland allein dasteht, ob nicht anderswo Aehnliches vorkommt, können wir nicht sagen; wahrscheinlich ist das letztere.

Soviel vom Schulunterricht, d. h. von der geistigen Vorbildung der Jugend für den Militairdienst.

Die großen Schwierigkeiten, mit welchen gekämpft werden muß, werden, wie schon oben gesagt, nicht verkannt. — Will der Landmann aber Ertrag erzielen, so muß er allmälig tiefer pflügen, stellenweise sogar rajolen.

Durch die geistige Vorbildung allein wird die Jugend aber noch nicht hinreichend befähigt, in möglichst kurzer Zeit den Anforderungen des Kriegsdienstes zu entsprechen. Die übergroße Mehrzahl der Dienstpflichtigen wird durch frühe Arbeit zwar abgehärtet, aber nicht körperlich gewandt gemacht. Im Gegentheil, die frühe Heranziehung zu körperlicher Anstrengung, die die Körperkräfte gewöhnlich stets in gleichartiger, mechanischer Weise in Anspruch nimmt, untergräbt die reichen Bewegungseigenschaften, mit denen die Natur den Menschen ausgestattet hat. Wenn sich bis zum 20. Jahre seine rohen Kräfte auch gestählt haben, so pflegt eine Eigenschaft meist ganz unterdrückt und, wenn nicht ganz vernichtet, so doch in keiner Weise gepflegt und entwickelt zu sein: dies ist die Elasticität, die so

wesentlich dazu beiträgt, dem Manne Selbstvertrauen und das Gefühl von körperlicher Ueberlegenheit zu geben. Es ist daher ein nothwendiges Erforderniß, daß auf der Schule dieser Gegenstand mit ins Auge gefaßt werde.

Auch hier kann nicht von den Schulen in größeren Orten die Rede sein. Dort sind die Mittel vorhanden, der Jugend auch körperliche Ausbildung zu geben, es ist vielmehr wieder die Masse der in kleineren Städten und auf dem Lande heranwachsenden Knaben, welche einer solchen, systematisch zu fördernden Ausbildung so gut wie vollständig entbehrt. Der Knabe hat zwar von Natur den Drang, wenn er seine wachsenden Kräfte fühlt, sie auch anzuwenden und zu vermehren, das zeigen die freiwilligen Spiele desselben. Hieran anzuknüpfen und diese Spiele in den Freistunden zu Uebungen, welche den Körper auch geschmeidig machen, auszudehnen, das muß die zweite Aufgabe der Schule werden.

Einige Theile der nothwendigen Ausbildung ergeben sich von selbst. Der Knabe läuft und springt gern. Lasse man ihm nicht nur dies Vergnügen, sondern richte man seine Spiele so ein, daß ein ununterbrochenes Vorschreiten in Erlangung von Beweglichkeit und Ausdauer stattfindet, und rege man auch hierbei unter allmäliger Steigerung der Anforderungen durch Belobigungen, ja durch Ertheilung angemessener kleiner Preise, zu denen sich Geber überall leicht finden werden, das Selbstgefühl und den Ehrgeiz an; die günstige Wirkung wird nicht lange auf sich warten lassen.

Der Infanterist ist gezwungen, sich nicht nur sehr schnell zu bewegen und zwar in jedem Terrain, sondern auch Gepäck und Gewehr zu tragen, und diese Kraftäußerungen soll ein junger Mann ausüben, dessen Leben bis zum 20. Jahr in den meisten Fällen gar keine Vorbereitung bot. Wie nothwendig ist es nicht, daß nicht nur die Muskelkräfte, sondern auch die Lungen von Jugend auf gestärkt werden, welchen letzteren namentlich nach ganz kurzer Uebung des schon festgewachsenen, wenn nicht verwachsenen Körpers so erhebliche Anstrengungen zugemuthet werden müssen, die ihnen, wie die Erfahrung lehrt, am häufigsten nachtheilig werden! —

Wir haben hier von Uebungen gesprochen, die zu den Spielen des Knaben gehören und die keine anderen Mittel, als nur die Leitung erfordern. An sehr vielen Orten ist man, obgleich diese natürlichsten aller Uebungen wohl oft nicht hinlänglich gewürdigt werden, schon weiter gegangen, und der Turnunterricht fängt mehr und mehr an, sich auszubreiten.

Diesen möglichst allgemein, d. h. obligatorisch auch auf den Landschulen zu machen, ist eine wesentliche Anforderung rücksichtlich der Vorbildung für den Militairdienst.

Die willkürliche Art des Unterrichts aber, wenn ein solcher auch nicht ganz ohne gute Folgen bleibt, ist jedoch nicht immer geeignet, die Schnelligkeit der Ausbildung des Soldaten zu fördern. Es ist durchaus nothwendig, daß der Unterricht schon bei den Knaben ganz nach den Grundsätzen, die in der Armee eingeführt sind, ertheilt werde; nur dann ist er als ein die Abrichtung des Rekruten förderndes Mittel zu betrachten; der Dienstpflichtige bringt dann schon das mit, was er jetzt schnurstracks gegen seine bisherigen Gewohnheiten durch Uebungen sich aneignen muß, die wegen ihrer Frembartigkeit den Körper doppelt ermüden; das

Gewohnte würde dem Rekruten angenehm sein, weil es ihm nicht nur nicht schwer fällt, sondern ihn auch an die frohen Spiele, anders kann man Turnübungen doch nicht nennen, seiner Jugend erinnert.

Mit dem Vorstehenden ist auch gesagt, daß die Freiübungen, die den Körper systematisch von allen unnatürlichen Fesseln befreien, so weit dies möglich ist, zu üben sind.

Wenn allem dem genügt ist, so braucht die körperliche Uebung der Rekruten, nach Prüfung seiner Leistungen, nur in einer Vermehrung derselben zu bestehn, während die Grundlage des Unterrichts schon vorhanden ist und sehr viel Zeit und Kräfte gewonnen werden, das Lehrerpersonal des Militairs daher auch weniger angespannt und auf die Dauer abgestumpft wird, der Soldat sich aber, mit seiner Körperlichkeit nicht im Kampf, seinen Verpflichtungen um so leichter und lieber hingiebt.

Hiernach muß es als dringend nothwendig bezeichnet werden, daß die in der Armee vorhandenen Instruktionen über Gymnastik mutatis mutandis auf allen Schulen eingeführt werden, womit dann der wohl noch nicht ganz schweigende, aber jedenfalls ziemlich fruchtlose Kampf über schwedisches und deutsches Turnen endgültig abgethan würde.

Es ist nun noch eines sehr wichtigen Punktes zu erwähnen, dies ist das Schießen. Die Mannschaften aller Waffengattungen müssen dasselbe erlernen. Die Vervollkommnung der Schußwaffen und die wachsenden Schußweiten schrauben die Anforderungen, welche an den Soldaten gestellt werden müssen, successive immer mehr in die Höhe.

Könnte auch hierfür eine Vorbereitung stattfinden, so wäre noch ein neues Mittel vorhanden, welches die Ausbildung des Soldaten erleichterte; aber auch dieses zu finden, liegt nicht außerhalb der Möglichkeit. Es ist allerdings völlig unthunlich, Uebungen mit Schießgewehren bei der Jugend einzuführen und soll an solche auch nicht im Entferntesten gedacht werden, der Jugend aber die Fähigkeiten zu geben, die zum Schießen erforderlich sind, ist wohl ausführbar. —

Zum richtigen Schießen gehören hauptsächlich, abgesehen von der erforderlichen moralischen Ruhe, zwei Dinge: ein sicheres Auge und eine feste Hand. Beides kann durch ein Schießen nach einem nahen Ziele mit einer Armbrust sehr leicht und ohne nennenswerthen Kostenaufwand geübt werden. Ob der Schütze über Visir und Korn eines Gewehrs oder über die einer Armbrust zielen und ob er das eine oder die andere ruhig und fest halten lernt, ist für die Kenntniß der Elemente der Schießtheorie ganz gleichgültig. Ein Paar darauf verwendete Stunden der Woche werden den Schüler, der ja auch das Schießen meist als ein Vergnügen ansieht, bald fördern und die soldatischen Uebungen mit einer vorzüglichen Waffe werden ihm als eine Steigerung der Freude, die er als Knabe am Schießen hatte, erscheinen, demgemäß also auch die Leistungen sein.

Auch hierbei werden Belohnungen und Preise ihre Wirkung nicht verfehlen.

Die Ideen, welche hier in Betreff der Vorbereitung der Jugend für den Militairdienst ausgesprochen wurden, sind an sich keine sanguinischen. Wo Schulen existiren, kann auch in der dargelegten Weise vorgegangen werden. Daß dies nicht überall sofort möglich ist, leuchtet ein; es wird Anfangs vielleicht manche



Lücke bleiben. Aber unser ganzer Militairorganismus ist, von Einführung der allgemeinen Dienstpflicht an, auch nicht von Frictionen frei gewesen und wie sind diese mit der Zeit gehoben worden!

Die Vorbildung der Jugend für den Dienst zur Vertheidigung des Vaterlandes, welcher die schwerste Krisis möglicherweise noch bevorstehn kann, ist ein so wesentlich förderndes und ein so leichtes Mittel, um für alle Theile die allgemeine Dienstpflicht zu erleichtern, daß es nicht nur wünschenswerth, sondern dringend erforderlich erscheint, dem bestehenden Gebäude dadurch noch nachträglich die stärkste Grundlage zu geben, die dasselbe erhalten kann.

Daß durch die besprochene Art der Vorbereitung der Jugend mit Erfolg Gewöhnung an Zucht und Ordnung gefördert, daß Selbst- und Ehrgefühl aber mehr und mehr begründet und gehoben werden würde, wäre als fernerer segensreicher Gewinn zu bezeichnen.

Möge das Arbeitsfeld des deutschen Schulmeisters daher bald erweitert werden und derselbe dann mit erneuter Kraft ans Werk gehen.

Politik und Religion.

Von
Prof. Dr. Otto Pfleiderer.
Berlin.

So vielfach jetzt allenthalben geklagt wird über die Verworrenheit und Zerfahrenheit unserer Parteiverhältnisse und unseres ganzen öffentlichen Lebens, so ist doch eine der Hauptursachen dieses beklagenswerthen Zustandes noch nicht genügend in ihrem ganzen Umfang und ihrer vollen Bedeutung erkannt und gewürdigt worden: ich meine die Vermengung von Politik und Religion, das unklare Durcheinanderwerfen bürgerlicher und religiöser Fragen, das unmittelbare Verknüpfen staatlicher und kirchlicher Interessen und Motive. Diese specifische Krankheit unserer Zeit ist viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich annimmt; es ist kaum ein Lebensgebiet, das nicht unter dem verwirrenden Einfluß jener Vermengung zu leiden hätte; ja, wir setzen hinzu, es ist kaum eine Partei zu finden, die nicht in irgend welchem Grade von jener Zeitkrankheit angesteckt wäre.

Nur eine einzelne, aber allerdings die auffallendste Erscheinung dieser krankhaften Vermischung von Politik und Religion ist die „christlich-sociale“ Partei, welche unter dem Aushängeschild des Christenthums und zwar eines specifisch confessionell gefärbten Christenthums die tiefgehendsten Aenderungen unserer socialen Verhältnisse und Rechtsordnungen anstrebt. Ganz neu ist ja diese Erscheinung nicht. Sie hat ihren nächstverwandten Vorgang in jenen socialen Reformbestrebungen des Reformationszeitalters, die ebenfalls mit einer scheinbar harmlosen Verquickung von Evangelium und Politik begannen, um schließlich in dem Elend des Bauernkrieges und in den Greueln der Wiedertäufer zu enden. Auch jene aufständischen Bauernschaaren nannten sich „christliche Brüderschaft“, auch sie stellten ihre Forderungen auf Grund des Evangeliums als ein christliches Recht; und ihre Reform-Ideen, wie sie in den „zwölf Artikeln“ von einem ihnen zugethanen Prediger aus Waldshut

formulirt wurden, waren kindlich harmlos im Vergleich zu den socialistischen Ideen der heutigen „Christlich-Socialen". Luther hat ihnen zwar anfangs das Recht ihrer Sache an und für sich nicht bestritten; was er ihnen aber mit größter Entschiedenheit von Anfang an zum Vorwurf machte, war ihre Vermischung der bürgerlichen Rechtssache mit der des Evangeliums: „Ich lasse eure Sache sein, wie gut und recht sie sein kann. Aber den christlichen Namen, den christlichen Namen sage ich, den lasset stehen und machet den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen unchristlichen Fürnehmens!"

Noch selbstloser, idealistischer, als die Bauernbestrebungen, waren anfangs die der Wiedertäufer: sie wollten das Ideal des Gottesreiches, wie sie es in den Propheten und in der Bergpredigt Christi geschildert fanden, in's Leben einführen; und an ihrer ehrlichen Meinung, ihrem heiligen Eifer haben wir so wenig Grund zu zweifeln, wie an dem der heutigen Führer der Christlich-Socialen. Und doch barg ihr Treiben, wie Luther von Anfang erkannte und der Erfolg nur zu deutlich zeigte, die schwersten Gefahren für Staat und Kirche in sich. Natürlich, denn sie theilten ja mit der ganzen mittelalterlichen Kirche den alten Irrthum, daß das Reich Christi, welches „nicht von dieser Welt ist", weil es als Ideal der sittlichen Menschheit nicht unmittelbar Wirklichkeit sein kann, gleichwohl sofort durch äußere Gewalt, durch die zwingende Macht der bürgerlichen Rechtsordnung verwirklicht und zum äußerlichen Bestand in der Gesellschaft gebracht werden solle und könne. Das löbliche Bestreben, den gedrückten und nothleidenden Volksklassen aufzuhelfen, wirkte auch damals schon bei einem Thomas Münzer und Genossen sicherlich mit dem religiösen Fanatismus zusammen; aber statt dies berechtigte Ziel auf dem ordentlichen Weg der allmäligen bürgerlichen Verbesserung der Zustände zu erstreben, glaubte man rascher und sicherer zum Ziel zu kommen durch Entflammen der religiösen Leidenschaften, durch Verhetzen der Massen gegen das Bestehende, durch Verheißung einer demnächstigen Erfüllung der idealen biblischen Weissagungen vom tausendjährigen Reich. Die Folgen dieser religiös-fanatisirenden Agitation konnten nicht ausbleiben: die bethörte Menge sah in der bestehenden Rechtsordnung nur noch das gottwidrige Hemmniß des Kommens des Gottesreiches und suchte auf den Trümmern des Alten mit Gewalt das neue Reich der allgemeinen Liebe und Brüderlichkeit mit Gütergemeinschaft nach dem vermeintlichen Vorbild der apostolischen Urgemeinde herzustellen. Ist dieser Vorgang nicht lehrreich genug? Wohl sind wir im Augenblick noch nicht zu diesen äußersten Extravaganzen gekommen; aber das Princip der christlich-socialen Agitation ist doch heute schon genau dasselbe wie jenes der wiedertäuferischen Revolutionäre: hier wie dort dieselbe Verquickung von Socialpolitik und Religion, dieselbe Verwechslung der christlich-sittlichen Ideale mit den bürgerlichen Rechtsordnungen, dieselbe Verkennung des Unterschieds zwischen dem freien Trieb des christlichen Liebesgeistes und dem Zwangsgesetz der bürgerlichen Gesellschaft; hier wie dort derselbe schwärmerische Idealismus, der unbekümmert um die Bedingungen des Möglichen über die Lehren der Vernunft und Erfahrung sich keck hinwegsetzt und seine Wünsche und Träume zum Gesetz der Welt zu machen sich vermißt; hier wie dort aber auch derselbe trübe Fanatismus, der, um die moralische Zulässigkeit der Mittel für seine Zwecke wenig besorgt, auch die unreinsten Leidenschaften der Massen in den Dienst seiner Agitation zu ziehen

nicht verschmäht! Mag man auch immerhin zugeben, daß die Einzelnen, die bei dieser neuen Schwarmgeisterei eine thätige Rolle spielen, der fatalen Tragweite ihres Thuns sich nicht bewußt sind, daß sie nur das Beste des christlichen Volks im Auge haben und der Leidenschaften Herr zu bleiben hoffen; aber was hilft dies, wo einmal der cardinale Irrthum so tief in der Sache selbst liegt, wie hier? Wird sich da nicht die Logik der Thatsachen stärker erweisen als die Berechnungen der einzelnen Führer? Werden die einmal entfachten Leidenschaften sich auf die Dauer zügeln lassen oder nicht ihren Führern selber mit einemmale über den Kopf wachsen und mit ihren zerstörenden Fluthen alle Dämme und Schranken der öffentlichen Ordnung durchbrechen?

Man führt auf jener Seite doch sonst immer die kirchlichen Bekenntnisse im Munde, wenn es sich auch nur um die Beurtheilung formaler Abweichungen in der Fassung christlicher Glaubenswahrheiten handelt, die für das christlich-sittliche Volksleben von keiner Bedeutung ist, außer insofern, als die zeitgemäßere und verständlichere Fassung die heilsame Kraft einer religiösen Wahrheit nur fördern kann. Warum achtet man denn aber nicht auch auf die Bekenntnisse bei so tiefgreifenden praktischen Fragen, die von unmittelbarstem Einfluß auf den ganzen Bestand des christlichen Volkslebens sind? Hier, sollten wir meinen, wäre der Ort, wo sich vor Allem die wahre Bekenntnißtreue im selbstlosen Unterordnen der eigenen Meinung und des Parteiinteresses unter das Urtheil der Gesammtkirche bewähren müßte. Unsere Kirche hat nämlich längst über diese Schwarmgeisterei ihr unmißverständliches Verdict ausgesprochen. In dem Augsburger Bekenntniß werden mit den Wiedertäufern alle die verdammt, welche unter dem Vorwand des Evangeliums Staat und Gesellschaft verwirren, da doch das Evangelium vielmehr fordere, die bestehenden bürgerlichen Ordnungen als von Gott gewollte anzuerkennen und innerhalb derselben Liebe zu üben. Das kirchliche Amt soll bei der ihm allein zustehenden Aufgabe der Predigt und Sacramentsverwaltung bleiben, nicht aber in das fremdartige Gebiet der Politik einbrechen, nicht der Obrigkeit Gesetze über die Gesellschaftsordnung vorschreiben, im Widerspruch zu dem Wort Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ und „Wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt?“ Das Gerede eines Carlstadt und Anderer von einem Gemeinwesen, in welchem evangelischer Communismus gelten solle, wird als Tollheit bezeichnet, die ebensosehr dem bürgerlichen Gemeinwesen gefährlich sei, wie sie den wahren Sinn des Evangeliums und des geistlichen Reiches Christi verdunkle. — Jeder dieser Sätze, für die der wörtliche Beleg unten steht,*) ist

*) Confessio August. Art. XIV.: Evangelium tradit justitiam cordis, non dissipat politiam aut oeconomiam, sed maxime postulat conservare tanquam ordinationes Dei et in talibus ordinationibus exercere caritatem. Art. XXVIII: Non igitur commiscendae sunt potestates ecclesiastica et civilis. Ecclesiastica suum mandatum habet evangelii docendi et administrandi sacramenta. Non irrumpat in alienum officium, non abroget leges magistratuum, non tollat legitimam obedientiam, non praescribat leges magistratibus de forma reipublicae; sicut dicit Christus: regnum meum non est de hoc mundo, item: quis constituit me judicem et divisorem super vos? — Apologia Confessionis Art. XVI: Nec fert evangelium novas leges de statu civili, sed praecipit, ut praesentibus legibus obtemperemus, sive ab ethnicis sive ab aliis conditae sint, et hac obedientia caritatem jubet exercere. Insaniebat enim Carolostadius, qui nobis im-

eine directe oder indirecte Verwerfung des heutigen christlich-socialen Treibens; und doch darf dieses Treiben unter den Augen der weltlichen und geistlichen Behörden ungestört sich breit und immer breiter machen! Das ist das Neue, das unheimlich Bedrohliche dieser Erscheinung, daß sie unter dem Deckmantel der kirchlichen Gläubigkeit ihre thatsächlich gemeinschädlichen Bestrebungen zu verstecken und sich den Machthabern als Bundesgenossen der konservativen Interessen zu empfehlen weiß.

Daß „conservative" Männer, welche auf die Bekenntnißtreue stets das größte Gewicht legen, mit einem „christlichen Socialismus" sympathisiren, welcher mit dem von unseren Bekenntnissen als gefährliche Tollheit verworfenen „evangelischen Communismus" der damaligen Schwarmgeister die größte Verwandtschaft hat, das gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten unserer widerspruchsvollen Zeit!

Aber die Vermengung von Politik und Religion ist nicht blos den Christlich-Socialen eigen, sondern bildet überhaupt einen charakteristischen Zug des heutigen Parteiwesens. Wäre in den conservativen Kreisen ein lebendigeres Bewußtsein von dem evangelischen Grundsatz, daß Geistliches und Weltliches nicht zu vermischen seien, so wäre schon das unnatürliche Bündniß derselben mit dem Centrum unmöglich gewesen. Denn das vom Centrum vertretene ultramontane Princip besteht eben wesentlich in der Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, in der Veräußerlichung der Kirche zu einem theokratischen Regiment, in welchem Inneres und Aeußeres, Religion und Sittlichkeit und Recht gleich sehr dem Machtgebot der Hierarchie unterworfen sein sollen. Eben dies war es, was den Reformatoren als das Grundverderben der Christenheit erschien, was sie in der derben Sprache ihrer Zeit als „Antichristenthum" und „Teufelswerk" bezeichneten. Da ist es nun doch recht merkwürdig, daß heute solche Glieder der protestantischen Kirche, welche sich für die par excellence Kirchlichen und Conservativen ausgeben, mit demselben Ultramontanismus, der unsern Vätern als Antichristenthum galt, ein Bündniß zur Förderung der gegenseitigen Interessen eingehen; sie erbieten sich dem Centrum zulieb den Culturkampf um jeden Preis aus der Welt zu schaffen, was unter den vorliegenden Verhältnissen eben nur so viel heißen kann als: Die Rechte und Interessen des deutschen Staates an die römische Curie auszuliefern und preiszugeben; dafür lassen sie sich die Hilfe des Centrums versprechen für ihren eigenen Kampf wider die Civilehe, d. h. wider die Gesetzgebung des Deutschen Reiches! Ein herrlicher Pact das, von conservativen deutschen Bürgern und von kirchlichgesinnten lutherischen Protestanten. Was Luther zu diesem Pact wohl sagen würde, wenn er heute unter uns stände? Mir ist dies nicht im Geringsten zweifelhaft, aber — sein Kraftwort wäre zu unparlamentarisch für heutige Leser, darum verschweige ich's lieber.

Wenn der Kampf wider die staatliche Ehegesetzgebung im Bunde mit den Ultramontanen an sich schon ein Hohn auf die Namen „conservativ" und „lutherisch" ist, so ist überdies das Ziel, welches durch solche widernatürliche Alliance erreicht werden soll, im Widerspruch sowohl mit Buchstaben als Geist der refor-

ponebat leges judiciales Moysi. Vocaverunt (monachi) politiam evangelicam communionem rerum, dixerunt esse consilia, non tenere proprium, non ulcisci. Hae opiniones valde obscurant evangelium et regnum spirituale et sunt periculosae rebus publicis.

matorischen Kirchenlehre. Es gilt der Aufhebung der obligatorischen Civilehe zu Gunsten der alleinigen kirchlichen Trauung. Wo steht denn aber in unseren Bekenntnissen auch nur ein Wort davon, daß zur wahren Ehe die kirchliche Trauung unbedingtes Erforderniß sei? So oft sie auch von der Würde und Heiligkeit der Ehe reden, so wird dabei doch nirgends der kirchlichen Trauung erwähnt, sondern diese Heiligkeit wohnt dem ehelichen Stand schon als solchem, als einer natürlichen Gottesordnung inne, in gleicher Weise, wie auch die bürgerliche Rechtsordnung oder der Staat nach protestantischer Lehre eine heilige Gottesordnung an und für sich ist, völlig abgesehen und unabhängig von aller kirchlichen Weihe. Die Meinung unserer heutigen Conservativen, daß die Ehe nur durch den kirchlichen Segen zur richtigen, giltigen Ehe werde, ist nach unseren Bekenntnißschriften*) derselbe papistische Irrthum, wie die verwandte Behauptung der Römischen, daß der Staat durch die Kirche erst seine göttliche Weihe erhalte, ohne diese aber blos ein sündiges Naturverhältniß sei. Doch unsere Bekenntnisse gehen noch weiter. Nicht blos gilt ihnen der Ehestand für an sich heilig, nicht blos erwähnen sie nichts von der Nothwendigkeit einer kirchlichen Trauung zur Begründung der Ehe, sondern sie sprechen sogar direct den Grundsatz aus, daß die Ehesachen nicht unter die kirchliche, sondern unter die bürgerliche Obrigkeit gehören, welche an die Stelle der falschen kanonischen Ehegesetze die richtigeren sittlichen Ordnungen zu setzen habe.**) Gehören also die Ehesachen überhaupt nach der bekenntnißmäßigen Lehre unserer Kirche unter die staatliche Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit, so ergiebt sich daraus nothwendig die Consequenz, daß auch schon die Eingehung der Ehe ein bürgerlicher Rechtsact vor den staatlichen Behörden sein muß. Die obligatorische Civilehe ist also sowenig widerkirchlich, daß sie vielmehr schon nach dem Buchstaben der kirchlichen Bekenntnisse die correcteste Form der Eheschließung heißen muß.

Sie ist aber auch eine Forderung des protestantischen Geistes. Denn sie entspricht allein dem Grundsatz der Unterscheidung von Geistlichem und Weltlichem, von Rechtsgesetz und religiöser Freiheit. So lange die Ehe obligatorisch durch kirchliche Trauung zu schließen ist, findet ein gesetzlicher Zwang zu religiösen Acten statt, was von jedem zarteren sittlichen und religiösen Gefühl als ein unleidlicher Widerspruch mit dem Wesen der Religion empfunden wird. Gerade, je reiner man die religiöse Wirkung eines solchen cultischen Actes, wie die Trauung der Kirche es ist, zu würdigen und je höher man sie zu schätzen weiß, desto mehr muß man ihn von allem bürgerlichen Zwang fernhalten, desto mehr ihn dem freien religiösen Bedürfniß der Einzelnen anheimstellen. Welchen Nutzen kann denn eine Kirche, der es nicht um ihre Herrschaft, sondern um Pflege der Religion zu thun ist, von erzwungenen Cultusacten hoffen? Muß sie nicht vielmehr selber das größte Interesse daran haben, daß Alle, die zu ihr kommen und ihren Segen begehren, es dabei aufrichtig meinen, aus freiem Drang des Herzens den Segen ihrer Gemeinschaft suchen, nicht aber widerwillig aus Zwang sich ihren Ceremonien unterwerfen? Die Vermischung des Staatlichen und Religiösen ist

*) Vgl. z. B. Apol. S. 202. 239. Cat. Maj. S. 455.
**) Articuli Smalcald. S. 355.

auch auf diesem Gebiet für beide Theile gleich schädlich: für den Staat, sofern sie ihm das Recht der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit auf einem der wichtigsten Lebensgebiete der Gesellschaft schmälert, ihm den Kirchen gegenüber aufs empfindlichste die Hände bindet und die Staatsbürger in ihrem Familienleben einer außerstaatlichen, möglicherweise auch widerstaatlichen Autorität zu unterwerfen geeignet ist; aber auch für Kirche und Religion selbst kann doch offenbar daraus kein Heil erwachsen, wenn sie ihre Cultushandlungen Gleichgültigen oder Widerstrebenden aufdrängen und damit selber dazu mithelfen soll, daß das Ceremonienwesen die Stelle der lebendigen Religiosität ersetze und der Schein das Wesen verdränge. Anders verhält es sich freilich, wenn die Kirche nicht sowohl den Dienst am religiösen Volksleben, als vielmehr das Herrschen über das ganze Volk sich zur Aufgabe setzte; für diesen Zweck könnte ihr jedweder Zwang willkommenes Mittel sein und von diesem Gesichtspunkt wäre natürlich auch der Eifer für Wiederherstellung der obligatorischen kirchlichen Trauung ganz begreiflich. Nur würden die Staatsmänner, die etwa auf diese Wünsche einzugehen geneigt wären, sich schwerlich der Erwägung entziehen können, daß diese Concession und dieser Rückzug des Staats in der Ehegesetzgebung nur der erste Schritt auf einer Bahn wäre, die mit der Unfreiheit nicht blos der einzelnen Staatsbürger, sondern auch der Staatslenker, mit der Mediatisirung der ganzen Staatsgewalt unter die Macht der Hierarchie enden würde.

Das Civilstandsgesetz ist in der That das unentbehrliche Mittel für den modernen Staat, um in möglichstem Frieden mit den verschiedenen Religionsgesellschaften auszukommen und auch die Folgen kirchlich-politischer Conflicte weniger empfindlich zu machen. Was die Kölner Wirren in den dreißiger Jahren so peinlich machte, war eben das Fehlen eines solchen Gesetzes. Sind die Bürger durch's Gesetz an die kirchlichen Handlungen gebunden, so muß bei divergirenden Ansichten über Ehegesetzgebung nothwendig einer von den beiden Fällen eintreten: entweder die Kirche setzt ihre Ansicht durch und hindert die Bürger an Eingehung der ihnen durch das Staatsgesetz erlaubten Ehe, schädigt also aufs empfindlichste deren bürgerliche Rechte; oder aber die Kirche wird genöthigt, die staatlich berechtigten Ehen wider ihre eigenen Ansichten und Lehren zu sanctioniren, was sie natürlich immer als Vergewaltigung und Gewissensdruck empfinden wird. Ueberdies sind die Geistlichen, solange als ihren cultischen Handlungen zugleich politische Bedeutung zukommt, Kirchen- und Staatsdiener zugleich; dadurch erhält aber der Staat Recht und Anlaß zu so weit gehender Beeinflussung und Maßregelung des kirchlichen Amtes, daß wenigstens die katholische Kirche dies immer als Eingriff in ihre Interna empfinden wird. Mit dem Civilstandsgesetz dagegen haben die Cultushandlungen jede politische Bedeutung verloren, sind also zu rein religiösen Angelegenheiten geworden, die als solche folgerichtig auch nicht mehr der staatlichen Maßregelung unterstehen. Wäre diese im Civilstandsgesetz thatsächlich gelegene Consequenz auch wirklich strict gezogen worden, so wäre uns die Verbitterung unserer katholischen Mitbürger durch den Culturkampf zum größten Theil erspart geblieben.

Aber hierin hat der Liberalismus während seiner Blüthezeit sich eine große Inconsequenz zu Schulden kommen lassen, die sich schon längst bitter gerächt und zu seinem Niedergang viel mitgewirkt hat. Obgleich seit dem Civilstandsgesetz

sämmtliche geistliche Amtshandlungen, einschließlich Taufe und Trauung, jede staatliche Bedeutung verloren hatten und zu ausschließlich religiösen Handlungen zur Befriedigung frommer Gemüthsbedürfnisse geworden waren, hat der Staat dennoch die Vollziehung derselben durch nicht staatlich approbirte Pfarrer mit dem Strafgesetz verfolgt und dadurch — trotz seines formal-juristischen Rechts — materiell entschieden Unrecht begangen, welches die Gemüther seiner katholischen Bürger aufs tiefste verletzte und ihm entfrembete. Das einfache Gefühl des Volks hatte ja natürlich kein Verständniß dafür, daß der Pfarrer, der den Kranken die Sterbesacramente, den Kindern die Taufe gab, damit ein straffälliges Verbrechen begangen haben sollte, blos deßwegen, weil er vom Bischof nicht der Regierung angezeigt worden war. Sein Instinct sagte ihm zu deutlich, daß dieses Verfahren nicht blos im Widerspruch stehe mit den Grundsätzen der Humanität überhaupt, sondern auch insbesondere mit den Grundsätzen des gleichzeitig dominirenden Liberalismus.

Ueberhaupt kann kein Ehrlicher dem vulgären Liberalismus, wie er in den Jahren des blühenden Culturkampfs überall das große Wort führte, den Vorwurf ersparen, daß er gar zu auffällig mit ungleichem Maß nach verschiedenen Seiten hin gemessen hat. Während er sonst Freiheiten über Freiheiten von doch oft recht bedenklicher Art über unserem Volke ausgoß, so war dagegen die Art, wie er Religion und Kirche behandelte, oft nichts weniger als „liberal", vielmehr bis zur Rohheit intolerant und verletzend. Wohl war es nur eine gewisse Klasse der Presse, aber doch gerade die einflußreichste, welche auf den vorderen Blättern Religion und Kirche als solche — ganz abgesehen von einzelnen Verirrungen — zur Zielscheibe der höhnendsten Angriffe machte und als Haupthinderniß wahrer Humanität und Cultur darstellte, auf den hinteren Blättern aber zugleich die häßlichste Schmutzliteratur feilbot und zum Besuch von „Musentempeln" der zweifelhaftesten Art einlud. Wirklich schossen ja auch unter dem Schutze der Gewerbefreiheit derartige Vergnügungslocale von pariser Hautgout wie Pilze aus dem Boden, während gleichzeitig unter dem Drucke des Culturkampfes manche Kirche verödete und geschlossen wurde. Und wie maßlos wurde im Schulwesen der bildende Werth des Verstandeswissens, zumal des trockensten naturwissenschaftlichen Gedächtnißkrames, überschätzt gegenüber dem Werth einer ethisch-religiösen Gemüthsbildung! Wie kritiklos wurde jede Neuerung aufgenommen, wenn sie nur der bisherigen religiösen Erziehung gegenüber sich durch Radicalismus empfahl! Zeuge dessen war Verfasser selber einmal, als er vor einer Lehrerversammlung Protest dagegen zu erheben sich veranlaßt sah, daß in unsern Volksschulen statt des biblischen Religionsunterrichts eine Art von Elementarcursus der empirischen Philosophie und der allgemeinen Religionsgeschichte getrieben werden sollte, wie ein Redner unter allgemeinem Beifall vorgeschlagen hatte; die einfache Mahnung zur Besonnenheit wurde aber von den Lehrern so ungnädig aufgenommen, daß sie politischen und pädagogischen Blättern Anlaß gab zu Tiraden über „theologische Dunkelmänner"! Das ist nur ein Beispiel, das sich durch zahllose andere vermehren ließe, zur Illustration der eigenthümlichen Liberalität, die ein starker Bruchtheil der „Liberalen" gegen die Religion, gegen christliche Erziehung und Sitte zu üben pflegte. Intoleranz bleibt aber immer gleichsehr inhuman und unpolitisch, möge sie nun im Interesse einer bestimmten religiösen Partei oder im Interesse der Partei der Irreligiösen ausgeübt werden.

Auch ruft naturgemäß das eine immer wieder die Reaction des andern hervor, denn wenn der eine Theil seine politische Machtstellung im Sinne der Intoleranz gegen die Religion benützt, so ist's nicht zu verwundern, wenn auch der andere Theil politische Factoren zum Zweck seiner kirchlichen Herrschaftsbestrebungen nutzbar zu machen sucht. Was aber unter solchem abwechselnden Dominiren von religionsfeindlicher Politik und politischer Religion immer gleichsehr leidet und allmälig sicher zu Tode gehetzt wird, das ist — leider Gottes! — die schlichte, aufrichtige Frömmigkeit und gediegene Sittlichkeit unseres deutschen Volkes, die weder von einer materialistischen Cultur erbaut wird noch von einem hierarchischen Clericalismus.

Daß im geistigen Leben eines Volkes verschiedene Strömungen mit einander ringen und bald die eine bald die andere obenauf kommt, liegt in der Natur der Menschheit begründet und kann durch keinerlei Mittel je verhindert werden. Aber die üblen Wirkungen einseitiger Zeitströmungen zwar nicht ganz aufzuheben, aber doch möglichst zu mildern und einzuschränken, dazu allerdings ließe sich Vieles thun, und zwar vor Allem durch die säuberliche Scheidung von Politik und Religion. Keineswegs bedarf es dazu der vielgerühmten „Trennung von Staat und Kirche“, welche für jetzt und wohl noch für lange Zeit schwerlich heilsam wirken würde, wenn sie sich überhaupt unter unseren Verhältnissen streng durchführen ließe. Nicht in der organischen Verbindung von Staat nnd Kirche, nicht in ihrem rechtlich geordneten harmonischen Zusammenwirken auf verschiedenen Wegen zu denselben Zielen liegen die Uebelstände begründet, die auf unseren Gesellschaftszuständen lasten und immer wieder den Ruf nach radicaler Trennung von Staat und Kirche veranlassen. Der Schaden beruht vielmehr nur auf der Vermengung von Politik und Religion, an welcher alle Theile, Staats- und Kirchenmänner, Conservative und Liberale in ihrer Art eine Mitschuld tragen.

Wir haben es wohl zur Genüge in den letzten Jahren erfahren, welch ein Hemmschuh einer gesunden Politik es ist, wenn kirchliche Interessen die maßgebenden Gesichtspunkte für die Behandlung aller staatlichen Angelegenheiten bis auf die Fragen der Besteuerung, der Zoll- und Handelsgesetzgebung oder der Colonisation abgeben. Eine unbefangene Prüfung der rein sachlichen Gründe für und wider jede einzelne Maßregel ist ja zum voraus unmöglich, wenn die herrschenden Parteien vor Allem daran denken, von welchem Einfluß ihre Abstimmung auf ihre kirchenpolitischen Bestrebungen sein werde, Bestrebungen, die mit den jeweilig vorliegenden politischen und wirthschaftlichen Fragen in keinerlei innerem Zusammenhang stehen. Noch schlimmer aber, als die Politik bei solchem Hereinziehen kirchlicher Motive, befindet sich andererseits die Religion bei der Abhängigkeit von den wechselnden Constellationen der weltlichen Politik. Wenn jede Frontveränderung der politischen Parteien zu einander und zur Regierung, die etwa veranlaßt ist durch irgend eine Finanz- oder Militär- oder Wirthschaftsfrage, zur Folge haben kann die prinzipielle Umkehr in der Leitung der Kirchen und Schulen: welchen üblen Einfluß muß dies auf die Stetigkeit und Sicherheit des religiös-sittlichen Volkslebens haben! Wie wäre es dabei zu verwundern, wenn in weiten Kreisen des Volks der Glaube an unverrückbare Wahrheiten und Ziele, an höchste unveräußerliche Güter unsicher und schwankend würde, da ja fort und fort das Volk sehen und erfahren muß, daß auch die ideale Welt seiner heiligsten Ueberzeugungen und Gefühle herabgezogen

wird in das unheilige Getriebe der Parteien, in das Markten und Feilschen der weltlichen Politik? Wie kann man denn hoffen, den Glauben an Heiliges zu pflanzen, während man gerade selber das Heilige durch Herabziehen in das Interessengetriebe der weltlichen Politik entheiligt? Es versteht sich von selbst, daß hiermit nicht etwa über die einzelnen Personen und ihre jeweiligen Ansichten und Absichten geurtheilt werden soll; diese mögen subjectiv noch so berechtigt, sie mögen auch bald mehr bald weniger objectiv richtig sein — gleichviel, der Fehler liegt immer eben in jenem Princip der Vermengung von Politik und Religion, welches den unaufhörlichen Wechsel der maßgebenden Richtungen in dem religiösen Volksleben bedingt und dadurch keine gesunde, stetige und natürliche Entwicklung desselben aufkommen läßt, sondern einen geistlichen Fieberzustand erzeugt, der am Mark unseres Volks zehrt! Daß dieser krankhafte Zustand nicht nothwendig aus dem Staatskirchenthum folgen müßte, zeigt ein Blick auf England, wo trotz der gesetzlich bestehenden Staatskirche Niemand daran denkt, daß eine veränderte Zusammensetzung des Parlaments und Cabinets ihren Einfluß auch auf das religiöse Denken und Fühlen des Volkes ausdehnen könnte; kein Staatsmann, und wäre er noch so mächtig, könnte sich dort auch nur einen Tag länger am Ruder erhalten, wenn er sich einfallen ließe, seine politische Machtstellung zu einem Druck auf die religiöse Denkweise des Volkes benutzen zu wollen. Und hat diese grundsätzliche strenge Auseinanderhaltung von Politik und Religion in England etwa zu Irreligiosität, zu Indifferentismus und Zerfall der Kirchen geführt? Ganz das Gegentheil ist bekanntlich der Fall. Das sich selber überlassene religiöse Volksleben in England erfreut sich einer Blüthe, einer Stärke und Lebendigkeit, die in schreiendem Contrast steht zu unseren deutschen Zuständen, wo unter den hin- und herzerrenden Einflüssen der jeweils herrschenden politischen Parteien und Machthaber die kirchenpolitischen Kämpfe zwar herrlich und endlos gedeihen, aber die Religion selbst unter all' dem Lärm ihrer Treiber wie ein matt gehetztes Wild zu Boden sinkt.

Nicht Achtung vor der Religion, sondern Mißachtung ihres wahren Wesens und ihrer Würde ist in Wahrheit der letzte Grund der unseligen Vermengung von Politik und Religion. Mißachtung der Religion ist es offenbar, wenn man sie zum dienstbaren Mittel für Zwecke der weltlichen Politik mißbraucht; Magddienste zu thun den wechselnden Mächten und flüchtigen Tagesinteressen des äußern Weltlebens, dazu ist denn doch die freie Himmelstochter zu gut und edel! Mißachtung der Religion ist es aber ebenso gewiß, wenn man sie zu fördern meint durch solche weltliche Mittel, die ihrem wahren Wesen schnurstracks widersprechen. Wäre sie eine äußerliche gesetzliche Veranstaltung zur Ordnung der bürgerlichen Sitten und gottesdienstlichen Ceremonien, wie dies z. B. die Religion der Juden war, dann freilich könnte sie auch wohl durch Zwangsgewalt unterstützt und geleitet werden, wie dies so viele Könige der Juden unter dem Beifall ihrer Priester gethan haben. Nun kennen ja aber wir Christen die Religion ganz anders; wir wissen, daß unsere Religion nicht äußerer Ceremoniendienst, sondern Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit ist, nicht im Bekenntniß der Lippen, sondern im Glauben des Herzens besteht, in innigem Durchdrungen- und Begeistertsein von heiliger und beseligender Wahrheit. Ueberzeugungen und Ge-

fühle des Herzens aber durch äußere Machtmittel bewirken zu wollen, ist offenbar ein innerer Widerspruch in sich selbst. Was durch Zwang oder durch die noch gefährlichere Macht der Bestechung, der parteiischen Begünstigung und Benachtheiligung gemacht werden kann, das ist gerade nicht die wirkliche Frömmigkeit des Herzens, sondern nur jenes traurige Zerrbild derselben, wie es schon Jesus an den Pharisäern so scharf verurtheilt hat: die gröbere oder feinere Heuchelei des äußerlichen Frommthuns, des Nachsprechens und Nachmachens von Redensarten und Sitten, ohne daß der innere Mensch davon berührt, das Herz erwärmt oder gereinigt würde. Eine solche gemachte Religion ist aber nicht blos von keinem Werth, sondern sie ist geradezu positiv schädlich, für den Einzelnen wie für das Gemeinwesen verderblich. Die echte, freie Religiosität schärft das Gewissen, stärkt das Pflichtbewußtsein, bricht den Egoismus, verbindet die Herzen in Liebe und Vertrauen, und ist so allerdings die stärkste, die unentbehrliche Stütze auch der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Die gemachte und erzwungene Religion aber ertödtet das Gewissen, stumpft den Sinn für Wahrheit und Recht ab, gewöhnt an Scheinwesen auch im sittlichen Handeln, verstärkt die unlauteren, egoistischen Triebe, pflanzt Zwietracht und Mißtrauen und erzeugt durch den heimlichen und offenen Krieg Aller wider Alle die Lockerung aller gesellschaftlichen Bande, die Zerrüttung des Gemeinwesens. Den Beweis dafür giebt die Geschichte der Völker, giebt die Erfahrung der Gegenwart.

Das erste Jahrzehnt des neuerrichteten Deutschen Reiches geht demnächst zu Ende. Der äußere Friede zwar blieb uns erhalten, im Innern aber wuchs Hader und Zwietracht von Jahr zu Jahr und ließ die Nation nicht zur Ruhe, nicht zum ersehnten Frieden kommen. Vieles zwar hat dazu mitgewirkt, nicht am wenigsten doch gewiß dies, daß die Religion, in deren Heiligthum die Streitenden ein Asyl des Friedens finden sollten, vielmehr selber zum Haupttummelplatz der wildesten Leidenschaften geworden ist. Und sie wurde dies nur durch ihre Vermengung mit der Politik. Möchten wir doch endlich uns entschließen, von diesem alten Irrthum, der unserer Nation schon so unsäglich theuer zu stehen gekommen ist, abzulassen! Möchten doch endlich die Parteien allesammt und vorzüglich auch die Regierungen lernen, daß jeder Uebergriff der politischen Macht in die Rechte der Gewissen das Gemeinwesen nur schädigt und am meisten an der Partei, von der er ausgeht, sich durch wuchtigen Rückschlag des beleidigten Volksgeistes schwer rächt! Noch über den Erdenreichen allen, auch über dem Deutschen Reich, steht nun einmal sicher das ewige Reich des Königs der Wahrheit, der seine Herrschaft über die Herzen und Gewissen sich von keiner menschlichen Macht will entwinden und verkümmern lassen! Darum wird die beste, auch die christlichste Politik immer die sein, welche am meisten Ernst macht mit dem alten Gebot: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist!“

Beiträge zur Lage der deutschen Industrie und insbesondere zum angeblichen wirthschaftlichen Rückgang Deutschlands in der angeblichen Aera des Freihandels.*)

Von
E. Laspeyres.
Gießen.

I.

Schon der Titel unserer Betrachtung zeigt dem Leser, daß wir weder an einen durchschnittlichen wirthschaftlichen Rückgang Deutschlands glauben, noch zugeben, daß wir in der letzten Zeit in einer Aera des Freihandels gelebt haben. Setzen wir uns zuerst mit der letzteren Behauptung auseinander, daß wir bis zum neuen Tarif des Jahres 1879 in einer Aera des Freihandels gelebt hätten! Die zwei Jahrzehnte seit Abschluß der englisch-französischen Handelsverträge, dem dann die anderen Verträge bald folgten, werden jetzt oft eine freihändlerische Aera genannt im Gegensatz zur heutigen entschiedeneren Schutzzollaera, in Wahrheit aber kann man für Deutschland und die meisten Staaten, England natürlich ausgenommen, eigentlich nur davon reden, daß die sechziger und siebenziger Jahre nicht mehr so stark schutzzöllnerisch gewesen sind, als die zwei oder drei vorhergehenden Jahrzehnte es waren und als das nächste Jahrzehnt, hoffentlich aber auch nur dieses, zu werden verspricht. Der Schritt bis zum Freihandel ist in den siebenziger Jahren im Wesentlichen nur in der Eisenbranche gemacht worden.

In Wahrheit dürfen wir die Frage also nur so stellen, ob in der weniger schutzzöllnerischen Zeit der sechziger und siebziger Jahre Deutschland gewerblich zurückgegangen ist, wobei selbst, wenn ein Rückgang in dieser Zeit nachgewiesen werden könnte, es noch immer zweifelhaft bliebe, ob der Rückgang nur zeitlich mit der Aufhebung und Milderung einiger Schutzzölle zusammenfällt, oder ob die etwas veränderte Handelspolitik in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem Rückgange steht. Das „posthoc" ist ja nicht immer ein propterhoc.

Soll untersucht werden, ob wir in der Wirthschaft Rückschritte gemacht haben, so muß vor allen Dingen auf das energischeste gegen eine jetzt sehr beliebte Betrachtungsweise Front gemacht werden. Wer einen Herabgang der deutschen Volkswirthschaft beweisen will, der nimmt als Ausgangspunkt der Betrachtung die abnormen Jahre 1871, 1872, 1873. Ja, diesen abnormen Jahren gegenüber ist allerdings vielfach ein Rückschlag eingetreten, die Frage aber ist, ob seit der letzten normaleren Zeit die in die sechziger Jahre vor dem französischen Krieg zu setzen ist, Deutschland Rückschritte zu verzeichnen hat.

---

*) Vergleiche außer dem großen Quellenwerk der Publicationen des statistischen Reichsamts besonders folgende drei hochinteressante Verarbeitungen des Materials unserer Gewerbezählungen. 1. Engel, Die industrielle Enquête und die Gewerbezählung im deutschen Reich. Berlin 1878. — 2. Engel, Die deutsche Industrie 1875 und 1861. Berlin 1880. — 3. Engel, Das Zeitalter des Dampfes in technisch-statistischer Beleuchtung. Berlin 1880.

Leider können wir nun vielfach für eine allgemeine deutsche Statistik nicht über das Jahr 1872 hinausgehen, weil wir vor diesem Jahre keine deutsche Statistik besitzen, in dem Falle darf man dann aber einfach die Statistik nicht ohne Weiteres benutzen.

Nehmen wir gleich ein recht schlagendes Beispiel. Als ein allgemeines Kriterium für gute Jahre der Wirthschaft gilt wohl mit Recht die Heirathsfrequenz eines Landes. Wenn auf je 1000 Einwohner viel Ehen kommen, so wird dies ceteris paribus für ein günstiges Zeichen genommen und umgekehrt. Die deutsche Statistik seit 1872 zeigt nun folgende Abnahme der Ehefrequenz:

Auf 1000 der mittleren Bevölkerung kamen Eheschließungen in

	Deutschland	Preußen
1872	10,29	10,37
1873	10,02	10,19
1874	9,53	9,78
1875	9,10	9,10
1876	8,52	8,60
1877	7,97	8,04
1878	7,69	7,85

Das sieht allerdings traurig aus, allein es fragt sich, wie vor 1872 die Eheziffer stand. Für ganz Deutschland stehen uns die Zahlen nicht zu Gebote, aber aus Preußen habe ich folgende Ziffern zusammen finden können. Im Durchschnitt der letzten 60 Jahre war dieselbe 9,03, 1867—1876 8,9. Halten wir uns an die letzteren Daten:

1867—1876 war die preußische Ehefrequenz 8,9. Da nun 1872—1876 die Ehefrequenz 9,6 war, betrug sie 1867—1871 8,02 oder wenn man die Kriegsjahre 1871 und 1873 auch noch ausnehmen will, 1867, 1868, 1869 8,5. Dann wären in Preußen doch nur die Jahre 1877 und 1878 mit 8,04 und 7,85 Ehefrequenz als ein Rückgang zu verzeichnen, nicht aber auch 1873—1875, wie das bei einer Vergleichung mit 1872 herauskommt. Wenn nun gar die Ehefrequenz von 1872 und 1873 nicht nur Wiedereinholen des Kriegsausfalles, sondern wie das die Schwindelzeit vollständig erklären würde, ein auffallendes Zufrühheirathen gewesen sein sollte, dann wäre die jetzige kleine Abnahme der Ehefrequenz nicht einmal ein Zeichen wirthschaftlichen Rückganges gegen die sechziger Jahre, sondern nur die natürliche Reaction gegen 1872/73. Wer damals schon, d. h. zu früh geheirathet hatte, der fiel in den späteren Jahren aus.

Also Abnahme der Wirthschaft gegen 1872/73 ist noch nicht Abnahme gegen normale Zeiten, sondern nur gegen abnorme hohe Zeiten. Das ist im Folgenden sehr zu berücksichtigen. Finden wir nun gar, daß gegen 1872/73 in einigen Erscheinungen eine wirthschaftliche Verbesserung stattgefunden hat, so ist diese Verbesserung gewiß eine sehr große.

Eine Vergleichung der im Jahre 1875 bei Gelegenheit der Volkszählung gemachten deutschen Industriestatistik mit der 1861 gemachten Industriestatistik des Zollvereins ist leider in sehr vielen Stücken äußerst mangelhaft; wer sich davon überzeugen will, sei auf die oben citirten Schriften von Engel hingewiesen, wir können hier dies nicht alles aufzählen, einiges wird in Verfolg unserer Darstellung hervorgehoben werden. Immerhin genügen die Daten, um nachzuweisen, in wie hohem Maße Deutschland seit 1861 Industrieland geworden ist.

Die Statistik von 1861 wies nach eine Zollvereinsbevölkerung von 35 514 323 Ortsanwesenden. Auf diese kamen 4 735 541 in der Industrie Erwerbthätige, d. h. 13 334 auf je 100 000 Einwohner. Die Statistik von 1875 ergab im deutschen Reich eine ortsanwesende Bevölkerung vou 42 727 360 Seelen mit 6 470 630 in der Industrie Erwerbthätigen, d. h. 15 144 auf je 100 000 Seelen. Im Großen und Ganzen sind dieselben Erwerbszweige in beiden Jahren ermittelt worden. Darnach wäre die industrielle selbstthätige Bevölkerung in den 14 Jahren von 1861 bis 1875 um 1810 auf je 100 000 gewachsen, also stärker als der Bevölkerungszunahme entspräche, denn eine Zunahme der industriellen Bevölkerung nur entsprechend der gesammten Bevölkerung hätte auf je 100 000 der gewachsenen Bevölkerung nur ebensoviel industrielle Selbstthätige ergeben können. Anders ausgedrückt, die Bevölkerung im alten Zollvereinsterritorium plus Schleswig-Holstein wuchs um 12,51 pCt., die industrielle Bevölkerung desjenigen Theiles von Deutschland, welcher dem Zollverein von 1861 plus Schleswig-Holstein entspricht, (also nach Abzug von beiden Mecklerburg, den drei Hansestädten und den Reichslanden) aber um 27 pCt.

Also bis 1875, welches Jahr auch schon in die Zeit der Reaction gegen die Ueberspeculation der Jahre 1872 und 1873 fällt, ist die industrielle Bevölkerung relativ stark gewachsen und die andere, besonders ackerbautreibende Bevölkerung relativ gesunken, aber vermuthlich absolut auch noch immer gestiegen. Deutschland hat in dieser Zeit den Uebergang von einem vorwiegend ackerbautreibenden Lande zu einem überwiegend industriellen Lande vollzogen, und zwar besonders in den Jahren 1872/73 mit ihrem industriellen Aufschwung, oder richtiger, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Ueberschwung. Wir sind der Ueberzeugung, daß Deutschland aus der Reaction gegen die unnatürliche Höhe unserer Industrie in den Jahren 1872/73 dauernd als ein industriell bedeutend wichtigeres Land hervorgehen wird, als es in den sechsziger Jahren gewesen war. Es ist das, wie es Michaelis so treffend nennt, die „dauernde Frucht der Conjunctur“, die selbst aus einem Ueberschwung der Industrie nachbleibt. Oder anders ausgedrückt, so tief unser industrielles Niveau unter das Ueberschwemmungsniveau der Jahre 1872 und 1873 auch wieder herabgegangen ist, das Niveau bleibt doch höher als es vor den Jahren 1872 und 1873 gestanden hatte.

Daß Deutschland Industrieland im modernen Sinne, d. h. in der Großindustrie arbeitsthätig für den Weltmarkt, geworden ist, wird recht einleuchtend aus einem genaueren Eindringen in die einzelnen Industriezweige. Leider sind die einzelnen Industrieen zur Vergleichung der Jahre 1861 und 1875 noch ungeeigneter als die gesammte Industrie, da in beiden Jahren nicht genau sich deckt, was unter einer bestimmten Industrie verstanden wurde. Doch auch die hierin ungenügenden Zahlen zeigen immer noch zur Genüge, daß einige Industrieen einen ganz besonderen Fortschritt gemacht haben. Während im Durchschnitt die deutsche Industrie um 13,6 pCt. pro 1861 auf 1875 stieg, verhalten sich die einzelnen Industrieen sehr verschieden. Sechs unter den neunzehn Gruppen sollen an Zahl der Erwerbthätigen per je 100 000 Einwohner abgenommen haben, die Gruppen „Erquickung und Beherbergung“ um 5 Thätige per 100 000 Einwohner oder 0,9 pCt. Das ist so unbedeutend, daß wir uns dabei nicht aufhalten. Zweitens „künst-

lerische Gewerbe“ Abnahme um 8 per 100 000 oder um 20,5 pCt. Ob dies richtig ist, oder ob es nicht vielmehr auf verschiedener Classification beruht, müssen wir dahingestellt sein lassen! Drittens Verkehrsgewerbe und Baugewerbe ergaben resp. 11 und 180 weniger per 100 000 oder 3,4 und 14,0 pCt. Abnahme. Hier kann man bestimmt nachweisen, daß die beiden Jahre nicht miteinander verglichen werden können. Die Abnahme im Verkehrsgewerbe ist nur eine rechnerische, weil 1875 die wichtigsten Verkehrsgewerbe, Post, Eisenbahnen und Telegraphen ausgeschlossen waren. Außerdem haftet fast allen Gewerben, besonders stark aber der Gruppe 4, Erden und Steine, der Gruppe 14, Baugewerbe und der Gruppe 18, Verkehr ein Mangel methodischer Natur an. In diesen Gruppen sind eine Menge Gewerbe enthalten, welche im Winter entweder gänzlich ruhen oder nur sehr schwach betrieben werden, z. B. Ziegeleien, Maurer und Zimmerer, Schifferei und Flößerei. Im Jahre 1875 sind aber die am 1. December beschäftigt gewesenen Arbeiter der Statistik zu Grunde gelegt, 1861 die im Durchschnitt des Jahres Beschäftigten. Endlich scheinen nach Engel die Zahlen gerade für eine der wichtigsten Industrieen fast ganz unbrauchbar, für die Textilindustrie. Hier ist 1861 mit 1875 gar nicht zu vergleichen. Wir verweisen hierfür auf Seite XI in Engels „Deutsche Industrie 1861 und 1875.“ Uebrigens haben eine absolute Abnahme selbst diesen unvergleichbaren Zahlen nach nur Verkehr und Baugewerbe erfahren, die anderen 4 Gruppen der Industrie eine absolute Zunahme an Zahl der Erwerbsthätigen, nur ist diese Zunahme nicht so stark als die Bevölkerungszunahme, also relativ d. h. per 100 000 Einwohner eine Abnahme.

Unter den 13 Gruppen mit Zunahme greifen wir hier im Text nur die heraus, welche besonders wichtig sind, geben aber für alle zusammen eine Tabelle. Die stärkste procentuale Vermehrung per 100 000 Einwohner zeigen die sog. polygraphischen Gewerbe, welche zwar nur um 65 Thätige per 100 000 Einwohner wuchsen, aber um 100 pCt., da 1861 auf 100 000 Einwohner 65 kamen, vierzehn Jahre später 130. Umgekehrt per 100 000 Einwohner die meisten Werkthätigen mehr hatte der „Handel“. Wir halten mit Engel diese Zunahme von 890 auf 1548 per 100 000 Einwohner im Handel Beschäftigter durchaus für kein Glück, denn die Zahlen scheinen zu zeigen, daß viele Leute lieber rauchend, schwatzend, hinter dem Ladentisch oder in der Ladenthür stehen, als im Schweiße ihres Angesichts zu schaffen; gerade die Schwindeljahre 1872/73 mit ihrem leider nicht zu läugnenden fast allgemeinen Bestreben, mühelos reich zu werden, werden dieser Vermehrung des bequemen Handels auf Kosten anderer anstrengenderer Thätigkeit Vorschub geleistet haben.

Eine starke Zunahme in Procenten weist die chemische Industrie auf, welche von 69 Arbeitern per 100 000 auf 121 oder um 52 Arbeitende oder um 75,4 pCt. stieg, dann die Maschinenindustrie mit 56,1 pCt. Steigerung, die Bekleidungsindustrie, welche um 24,6 pCt. über die Bevölkerungszunahme hinaus wuchs, der Bergbau mit 12,3 pCt., die Verarbeitung der Holzstoffe mit 11,7 pCt., die Industrie der Steine und Erden mit mindestens 15,4 pCt., wahrscheinlich mit mehr, da hier der „December“ wie oben angegeben eine Rolle spielt. Ferner Papier und Leder mit 19,3 pCt. Doch genug der Beispiele! Das Genauere findet sich in der folgenden Tabelle, welche geordnet ist anfangend mit dem Gewerbe, welches

per 100 000 Einwohner um die meisten „Erwerbthätigen" zunahm, bis zu der Industrie, welche um die meisten „Erwerbthätigen" per 100 000 Einwohner abnahm. Wer die Tabelle nicht studiren mag, fahre direct mit Ueberschlagung derselben im Text fort.

Nr.	Gewerbe.	Es kamen Erwerbthätige auf je 100 000 Einwohner im Jahre		1875 kamen auf je 100 000 Einwohner Erwerbthätige mehr oder weniger als 1861		Zunahme oder Abnahme der Erwerbthätigen per 100 000 Einwohner 1875 gegen 1861 in Procenten	
		1861	1875	mehr	weniger	% mehr	% weniger
17	Handel	890	1548	+ 658	—	+ 73,9	—
13	Bekleidung	1977	2465	+ 488	—	+ 24,6	—
6	Maschinen	483	754	+ 271	—	+ 56,1	—
11	Holzstoffe	972	1086	+ 114	—	+ 11,7	—
3	Bergbau	903	1014	+ 111	—	+ 12,3	—
12	Nahrungsmittel . . .	1533	1621	+ 88	—	+ 5,7	—
4	Steine, Erden	539	622	+ 83	—	+ 15,4	—
10	Papier, Leder	367	438	+ 71	—	+ 19,3	—
15	Polygraph. Gew. . . .	65	130	+ 65	—	+ 100,0	—
7	Chemische Ind.. . . .	69	131	+ 52	—	+ 75,4	—
5	Metallverarbeitung . .	944	982	+ 38	—	+ 4,0	—
1	Gärtnerei	42	60	+ 18	—	+ 42,9	—
2	Fischerei	45	46	+ 1	—	+ 2,3	—
19	Gastwirthschaft	554	549	—	— 5	—	— 0,9
16	Kunst	39	31	—	— 8	—	— 20,5
8	Heizung, Beleuchtung .	108	99	—	— 9	—	— 8,3
18	Verkehr	325	314	—	— 11	—	— 3,4
9	Textilindustrie	2205	2169	—	— 36	—	— 1,6
14	Baugewerbe	1274	1094	—	— 180	—	— 14,1
	Alle 19 Gewerbe .	13 334	15 143	+ 1809	—	+ 13,6	—

Sehr interessant wäre es zu untersuchen, welche Theile von Deutschland industrieller geworden sind als andere oder in welchen der Umschwung vom Ackerbauland zum Industrieland stärker war. Die Verschiedenheit in der Größe der Staaten macht den Werth von Vergleichen des großen Preußen mit jedem der andern kleinen und kleinsten Staaten sehr problematisch, wir wollen also nur unterscheiden Preußen und das übrige Deutschland.

Im Jahr 1861 war das übrige Deutschland dem Königreich Preußen noch überlegen gewesen. Auf 100 000 Einwohner kamen industriell Selbstthätige in Preußen nur 12 326, im übrigen Deutschland 15 110 per 100 000 Einwohner oder 2778 mehr. Das übrige Deutschland war um 22,6 pCt. industrieller als Preußen. Im Jahr 1875 kamen in Preußen auf 100 000 Einwohner 14 086 industriell Selbstthätige, im übrigen Deutschland aber 16 740 auf 100 000 Einwohner, oder nur 2 654 mehr. Das übrige Deutschland war nur noch 18,8 pCt.

industrieller als Preußen, Preußen hatte sich also dem übrigen Deutschland mehr genähert, indem sein industrieller Aufschwung seit 1861 noch größer war als der des übrigen Deutschland. Preußen, das noch nicht so industriegesättigt war wie das übrige Deutschland, konnte leichter an Industrie zunehmen, als das schon so industrielle Deutschland. Die Zunahme in Preußen von 12 326 auf 14 086 oder um 1760 per 100 000 war eine Zunahme von 14,2 pCt., die im übrigen Deutschland von 15 114 auf 16 500 oder um 1386 nur eine Zunahme von 10,8 pCt. Die Zunahme in Preußen war um 374 auf je 100 000 stärker als die des andern Deutschland. Der Bergbau und die hieran sich anlehnende Industrie haben dies besonders bewirkt.

Das auch 1875 noch stattgefundene industrielle Uebergewicht des übrigen Deutschland über Preußen ist aber nicht in allen Industriegrößen anzutreffen, sondern nur in einigen, während andere in Preußen stark überwiegen. Werfen wir auch hierauf noch einen Blick.

Im übrigen Deutschland überwiegen die Kleinindustrieen. Rechnet man alle Gewerbe bis 50 Gehilfen per Geschäft zusammen, so fallen von diesen 2 919 476 Geschäften in ganz Deutschland auf Preußen 1 661 985, auf das übrige Deutschland 1 257 491, d. h. resp. 57 pCt. und 43 pCt., während die Bevölkerungsantheile 60 und 40 pCt. sind. Preußen hat also einen Antheil an den kleineren Gewerben, welcher seinem Bevölkerungsantheil nach zu klein ist. Dagegen in den Betrieben mit mehr als 50 Arbeitern fallen von allen 8479 Betrieben auf Preußen 5125 oder 60,4 pCt., auf das übrige Deutschland 3354 oder 39,6 pCt., also auf Preußen etwas mehr, als seinem Bevölkerungsantheil entspricht. Unter diesen größeren Betrieben hat Preußen von den ganz großen, d. h. mit 1000 und mehr Arbeitern, 74 pCt. gegen 60 pCt. Bevölkerungsantheil. Nach der Arbeiterzahl berechnet ist Preußens Uebergewicht in den großen Industrieen noch viel bedeutender, doch würde uns dies hier zu weit führen.

Wie nicht in allen Größen der Unternehmung Preußen hinter dem andern Deutschland zurücksteht, so auch nicht in allen Industriezweigen. Da eine Untersuchung hierüber noch nirgends angestellt ist, wollen wir hier etwas ausführlicher sein.

In Preußen sind nur 4 unter den 19 Industriehauptgruppen, die Stärke nach der Arbeiterzahl bemessen, stärker auf je 100 000 Einwohner als im übrigen Deutschland. Die Hauptindustrie ist hier der Bergbau. Derselbe war 1861 in Preußen um 646 Arbeiter per 100 000 Einwohner oder um 130 pCt. stärker als im anderen Deutschland, im Jahr 1875 aber um 1012 Arbeiter per 100 000 Einwohner oder um 258 pCt., ist doch absolut die Arbeiterzahl im übrigen Deutschland von 62 948 auf 55 637 herabgegangen, wenn die Zahlen von 1875 mit denen von 1861 ganz vergleichbar sind. Die zweite Gruppe, in der Preußen überwiegt, wäre das Verkehrsgewerbe. Im Jahr 1861 war Preußen um 158 Arbeiter per 100 000 Einwohner oder um 70 pCt. bedeutender, im Jahr 1875 um 101 per 100 000 Einwohner oder um 49 pCt. Dann folgt noch Fischerei im Jahr 1861 mit 30 per 100 000 oder mit 115 pCt. und 1875 mit 42 auf 100 000 oder 247 pCt. mehr. Beide Gruppen hängen von der Lage zur See ab, in welcher das Küstenland Preußen über das Binnenland überwiegt. Endlich

ist um eine Kleinigkeit Preußen noch bedeutender in Heiz- und Leuchtstoffen, im Jahr 1861 nur um 3 per 100 000 Einwohner oder um 2,8 pCt., im Jahr 1875 um 9 per 100 000 oder um 8,9 pCt.

In allen anderen Industriezweigen überwiegt das andere Deutschland, also eigentlich mit Ausnahme der Hütten und Salzsiedereien in allen „verarbeitenden" Beschäftigungen, denn Preußen ist namhaft stärker nur in Bergbau, Hütten- und Salinenwesen, in Fischerei, in Verkehrsgewerbe. Preußens zum Theil fast reine Ackerbauprovinzen stellen die Industrie, die auch in Preußen stellenweise so kolossal ist, gegen das übrige Deutschland mit viel weniger fast reinen Ackerbaugegenden stark zurück.

Unter den 15 Hauptindustriegruppen, in denen Preußen hintenan steht, nimmt die hervorragendste Stelle an Arbeiterzahl die Textilindustrie ein, und ist in dieser auch das Uebergewicht anderer Staaten über Preußen am stärksten. Auf je 100 000 Einwohner hatte Preußen im Jahr 1861 nur 1745 Textilarbeiter, das übrige Deutschland aber nicht weniger als 3020, also per 100 000 Einwohner je 1275 Arbeiter oder 73 pCt. mehr. Im Jahr 1875 ist das Uebergewicht nicht mehr so stark (Preußen ist industrieller geworden), sondern nur noch 1122 Arbeiter auf 100 000 Einwohner mehr oder nur noch 65 pCt. Darauf folgt das Baugewerbe 1861 mit 504 per 100 000 Einwohner mehr oder mit 46 pCt. mehr. Auch hier ist das Uebergewicht in Abnahme, denn 1875 war es nur noch 380 mehr auf 100 000 Einwohner, oder 40 pCt. mehr. Dann folgte früher die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel mit je 488 Mehrarbeitern oder 36 pCt., 1875 mit nur noch 415 Mehrarbeitern oder 28 pCt., dann das Bekleidungsgewerbe mit je 320 Mehrarbeitern oder 17 pCt. im Jahr 1861 und je 267 Mehrarbeitern oder 11 pCt. im Jahr 1875, ferner Holz- und Schnitzstoffe 1861 mit je 245 Mehrarbeitern oder 28 pCt. und 1875 mit je 368 Mehrarbeitern oder 39 pCt. mehr. Diese 5 Industrieen mögen für weitere Specialisirung genug sein, für die anderen 10 Industrieen sei auf die folgenden Tabellen verwiesen. Aus diesen Tabellen formen wir nur noch folgende Gesammtbilder: In 9 Industriegruppen unter 15 ist das Uebergewicht des übrigen Deutschland gewachsen und nur in 6 geringer geworden, aber diese letzteren 6 Industrieen, in denen Preußen sich herausgearbeitet hat, umfassen die 4 in Deutschland der Arbeiterzahl nach bedeutendsten Industrieen, die eben geschilderten: Textilindustrie, Bekleidungsindustrie, Baugewerbe und Nahrungs- und Genußmittel. In diesen ist Preußen am meisten dem übrigen Deutschland nachgeeilt, außerdem noch im Handelsgewerbe und in der chemischen Industrie. Dagegen ist trotz dem schon 1861 bestehenden Uebergewicht das andere Deutschland dem preußischen Staat noch weiter vorausgeeilt in Kunst- und Handelsgärtnerei, in den polygraphischen Gewerben, in den künstlerischen Betrieben, in der Metallverarbeitung, in Erden und Steinen, in Maschinen und Werkzeugen, in Papier und Leder, in Holz- und Schnitzstoffen und in Beherbergung und Erquickung. Vergleiche über all dieses die folgenden zwei Tabellen, welche die Industrieen in jedem der Jahre 1861 und 1875 enthalten, anfangend mit Bergbau, in welchem Preußen am meisten überwiegt, durchgehend durch die Industrieen mit Gleichheit von Preußen und sonstigem Deutschland und endigend mit der Textilindustrie, in welcher Preußen am meisten zurücksteht.

Nr.	Industrieart.	Auf je 100 000 Ortsangehörige kamen Erwerbsthätige: 1861				
		Deutschland	Preußen	Nichtpreußen	Preußen per 100 000 Seelen + als Nichtpreußen	Preußen per 100 000 Seelen − als Nichtpreußen
3	Bergbau, Hütten und Salinen .	903	1 137	491	646	—
18	Verkehrsgewerbe	325	382	224	158	—
2	Fischerei	45	56	26	30	—
8	Heiz- und Leuchtstoffe	108	109	106	3	—
1	Kunst- und Handelsgärtnerei . .	42	42	43	—	1
15	Polygraphische Gewerbe . . .	65	58	78	—	20
16	Künstlerische Betriebe	39	30	55	—	25
5	Metallverarbeitung	944	933	965	—	32
17	Handelsgewerbe	890	876	914	—	38
7	Chemische Industrie	69	53	97	—	44
4	Steine und Erden	539	491	624	—	133
6	Maschinen und Werkzeuge . .	483	433	571	—	138
10	Papier und Leder	367	316	455	—	139
19	Beherbergung und Erquickung .	554	472	695	—	223
11	Holz- und Schnitzstoffe . . .	972	883	1 128	—	245
13	Bekleidung und Reinigung . .	1 977	1 862	2 182	—	320
12	Nahrungs- und Genußmittel . .	1 533	1 857	1 845	—	488
14	Baugewerbe	1 274	1 091	1 595	—	504
9	Textilindustrie	2 205	1 745	3 020	—	1 275
	Alle . . .	13 334	12 326	15 114	+ 837	— 3 625 — 2 788

In der Gruppe übriges Deutschland sind natürlich sehr verschiedene Staaten zusammengefaßt, so das ackerbautreibende Oldenburg und das industrielle Sachsen. Wir wollen darum einmal für die 5 Hauptstaaten d. h. bis Hessen herunter nach der Arbeiterzahl per 100 000 Einwohner mit einander vergleichen. Von den fünf Staaten Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen ist Sachsen der industriellste im Jahre 1861 mit 21 810 Arbeitern per 100 000 Einwohner, im Jahre 1875 mit 22 906. Dann folgt Hessen mit 15 254 resp. 15 198, Württemberg mit 14 955 resp. 15 306, Baden mit 13 298 resp. 15 818 und endlich Bayern mit 12 558 resp. 14 086 per 100 000 Einwohner, Bayern hat eben mit Preußen große Aehnlichkeit in dem Verhältnisse von sehr industriellen zu sehr ackerbautreibenden Gegenden. Die industrielle Thätigkeit ist in Baden fast genau gleich groß 1861 sowohl als 1875. Im Jahre 1861 hatte Preußen 12 326, Bayern 12 558 Arbeiter per 100 000 Einwohner, im Jahre 1875 beide genau gleich, nämlich 14 086. Die Zunahme der Industrie seit 1861 ist am größten in Baden.

Verfolgt man die Verschiedenheit der Staaten in einige Hauptindustriezweige, so findet man genug der interessantesten Wandelungen. Suchen wir einige Charakteristica heraus. Das Verhältniß Preußens zu Sachsen im Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen hat sich genau umgekehrt. Im Jahre 1861 hatte Preußen nur



Nr.	Industrieart.	Auf je 100 000 Ortsanwesende kamen Erwerbsthätige 1875				
		Deutschland	Preußen	Nichtpreußen	Preußen per 100 000 ± als anderes Deutschland +	−
3	Bergbau, Hütten, Salinen . .	1 014	1 404	392	1 012	—
18	Verkehrsgewerbe	314	306	205	101	—
2	Fischerei	46	59	17	42	—
8	Heiz- und Leuchtstoffe	99	100	91	9	—
7	Chemische Industrie	121	103	128	—	25
17	Handelsgewerbe	1 548	1 462	1 490	—	28
16	Künstlerische Betriebe . . .	31	23	54	—	31
15	Polygraphische Gewerbe . . .	130	112	144	—	32
1	Kunst- und Handelsgärtnerei .	60	46	79	—	33
5	Metallverarbeitung	982	959	1 040	—	81
6	Maschinen- und Werkzeuge . .	754	678	847	—	169
10	Papier und Leder	438	381	554	—	173
4	Steine und Erden	622	555	746	—	191
19	Beherbergung und Erquickung .	549	441	704	—	263
13	Bekleidung und Reinigung . .	2 465	2 353	2 620	—	267
11	Holz- und Schnitzstoffe . . .	1 086	942	1 310	—	368
14	Baugewerbe	1 094	950	1 330	—	380
12	Nahrungs- und Genußmittel .	1 621	1 495	1 910	—	415
9	Textilindustrie	2 169	1 717	2 839	—	1 122
	Alle . . .	15 144	14 086	16 600	+ 1 164	— 3 578
						— 2 414

1137 Bergarbeiter auf 100 000 Einwohner, Sachsen aber 1452. 14 Jahre später hatte Preußen 1404, Sachsen nur noch 1160, nicht als ob Sachsen absolut an Zahl der Bergarbeiter stark abgenommen, die Zahl blieb fast gleich, 32 330 und 31 900, aber die Bevölkerung wuchs stark, 24,06 pCt., und darum die starke Abnahme per 100 000 Einwohner; dagegen nahm in Preußen die Arbeiterzahl im Bergbau stärker zu als die Bevölkerung. Die Bevölkerung stieg um 13,46 pCt., die Bergleute um 37 pCt. In der Maschinen- und Werkzeugindustrie stand schon 1861 Sachsen obenan mit 819 gegen 433 in Preußen, 435 in Bayern, 656 in Württemberg, 323 in Baden, 514 in Hessen, und ist Sachsen auch am stärksten absolut gewachsen um 345 per 100 000, während Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen nur um 245, 214, 264, 251, 300 per 100 000 Einwohner stiegen. Relativ, weil es Anfangs noch unbedeutender war, aber doch über Preußen stand, ist das kleine Hessen hierin am Meisten gestiegen, von 514 auf 814, d. h. um 300 oder 58 pCt. Bleiben wir gleich bei der Metallverarbeitung außer zu Maschinen und Werkzeugen (Gruppe 5), so stehen Baden und Württemberg obenan, Baden in beiden Jahren mit 1240 und 1320 per 100 000, Württemberg mit 1077 und 1183. Weit unter Württemberg stehen auch die vier anderen Staaten nicht und unter einander sehr gleich, nur Hessen mit einer Abnahme. Die Zahlen sind für Preußen 933, später

959, für Bayern 891, später 966, für Sachsen 958, später 1046, für Hessen 982, später 935.

Gehen wir noch auf 3 andere einander verwandte Gruppen, Nr. 9 Textilindustrie, Nr. 13 Bekleidungs- und Reinigungsindustrie, und Nr. 10 Papier und Leder, ein, so sind große Differenzen der genannten Staaten unter einander nur in der Gruppe 9, Textilindustrie. Hier ragte Sachsen mit 8029 per 100 000 Einwohner im Jahre 1861 hoch hervor. Zwischen 1/3 und 1/2 seiner ganzen 21 810 Arbeiter per 100 000 Einwohner fielen auf die Textilbranche, aber 1875 kamen nur noch 7382 auf 100 000 Einwohner. Zur Erläuterung sei hier wieder die Vorbemerkung erlaubt, daß aus Gründen, die hier nicht breit erörtert werden können, die Daten der Industriestatistik von 1861 und 1875 recht wenig commensurabel sind und zwar gerade in Sachsen mit seinen vielen einzelnen Webstühlen. Wenn in hohem Grade der Handwebstuhl als landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung verlassen wird, dann kann als Hauptbeschäftigung an zwei Kraftwebstühlen in der Fabrik ein Mann so gewaltig viel mehr leisten, daß sogar eine absolute Abnahme der Arbeiterzahl hier keinen Rückgang der Industrie andeutet, aber die Zahl der Arbeiter ist in der Textilindustrie Sachsens nicht zurückgegangen, sondern vorgeschritten, nur nicht mit solchen Riesenschritten wie die ganze Bevölkerung mit ihren 24,66 pCt. in 14 Jahren. In allen anderen Hauptstaaten Deutschlands ist auch 1875 per 100 000 Einwohner die Textilindustrie schwächer als 1861, theilweise sogar mit absoluter Abnahme der Textilarbeiter.

Wie sehr Sachsen hier den Reigen führt, zeigen folgende Angaben für die anderen Staaten. 1861 hatte Sachsen 8029, Baden das nächststärkste, nur 2541, Württemberg 2455, Preußen 1745, Bayern 1594, Hessen 971, und im Jahre 1875 Sachsen 7382, Württemberg, welches jetzt Baden überflügelt hat, 2098, Baden 1837, Preußen 1717, Bayern 1505, Hessen 936.

Die Weiterverarbeitung der Gewebe in der Bekleidungsindustrie ist wieder per 100 000 Einwohner ausnahmslos, wenn auch in verschiedener Stärke, gestiegen, doch unterscheiden die Staaten sich in diesem in Deutschland immer noch mehr handwerksmäßig betriebenen Zweige sehr wenig unter einander, wenn man dagegen die Unterschiede in der Großindustrie der Faserstoffe und der Metalle stellt. Im Jahre 1875 standen Württemberg, Sachsen, Baden einander fast genau gleich mit 2665, 2664, 2618 Arbeitern per 100 000 Einwohner und auch Bayern, Hessen, Preußen stehen mit 2557, 2446, 2353 kaum nach. Zu verwundern ist ja auch nicht, daß diese Industrie innerhalb Deutschland so wenig Verschiedenheiten aufweist. Im Jahre 1861 war die Verschiedenheit noch viel bedeutender, so stand damals obenan Sachsen mit 2347, Preußen und Baden untenan mit nur 1862 und 1881 Arbeitern per 100 000 Einwohner.

Die verwandte Gruppe Papier und Leder ist am stärksten in Hessen, und zwar hier nicht in Papier, sondern in Leder mit 860 per 100 000, dann folgt Sachsen mit 781 (hier wohl mehr Papier als Leder) und dann in größerem Abstande Baden mit 528, Württemberg mit 556, Preußen mit 381 und endlich Bayern mit 372.

Doch wir würden den Leser ermüden, wollten wir für alle Industrieen diese Vergleichung der Staaten durchführen. So sei nur noch erwähnt, daß in der

Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, d. h. in der Bearbeitung der Ackerbauprodukte Baden und Hessen obenan stehen, der Tabak- und der Weinbau spielt hier wohl eine große Rolle. Vergleichungen im Verkehrsgewerbe, im Baugewerbe, in der Fischerei sind unthunlich, da hier schon eine Vergleichung von 1861—1875 für ganz Deutschland zweifelhaften Werthes war, wie wir oben zeigten, ehe wir in Vergleichung der deutschen Staaten unter einander eintraten.

Leider haben wir nun gar keinen Anhalt, wie weit von der in den Jahren 1872/73 erreichten oder von der im Jahre 1875 noch innegehabten Höhe wir bis heute etwa herabgestiegen sind, leider wird auch in in diesem Jahre am 1. December die Gewerbestatistik nicht wiederholt. Eine solche Wiederholung würde uns äußerst werthvolle Aufschlüsse gebracht haben.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Was vermögen wir gegen die Syphilis als Volkskrankheit jetzt zu thun?

Von
Professor von Sigmund.
Wien.

I.

Die Bekämpfung von Volkskrankheiten, ihre Hebung und Abwehr, läßt sich selbst durch sehr aufopfernde ärztliche Thätigkeit allein nicht, sondern nur durch das damit innig verbundene umsichtige und energische Zusammenwirken des Volkes selbst mit seinen Leitern — Regierungs- und Verwaltungsorganen — erzielen. Die Richtigkeit dieses Satzes erweist sich vielleicht am sinnfälligsten bei der heute am meisten verbreiteten und verderblichsten aller Volkskrankheiten — der Syphilis. Hauptsächlich deshalb, weil ein solches Zusammenwirken bisher fehlt, hat dieselbe nach und nach in allen Ländern und in jeder Klasse der Gesellschaft sich eingewurzelt und schädigt mit einer, von den gewöhnlichen Beobachtern kaum geahnten, Bösartigkeit vielfach die materiellen und sittlichen Interessen der gesammten Menschheit, nicht nur in der Gegenwart, sondern bedroht vielmehr auch jene der kommenden Generationen.

Nicht blos die der Zahl der Erkrankten nach rasch zunehmende Verbreitung der Syphilis ist es, die wohl jedermann auffällt, sondern mehr noch ist es die noch nicht allgemein bekannte Zunahme jener Erkrankungen, deren Ursache durch die gegenwärtig besonders eifrig betriebenen, wissenschaftlichen Forschungen als Folgen der Syphilis anatomisch und klinisch erkannt, ja so zu sagen, neu-entdeckt worden sind. Diese Seuche erzeugt nämlich weit zahlreichere und weit schwerere Störungen in unserem Organismus, als man selbst nur noch vor wenigen Jahrzehnten herkömmlich annahm. Eine Reihe von Erkrankungen, meistens an sogenannten inneren Organen, Hirn und Rückenmark, Sinnes- und Bewegungswerkzeugen, Brust- und Baucheingeweiden, werden nach und nach, oft sehr verborgen durch Syphilis eingeleitet. Dieser Sitz und diese Entstehungsweise, minder grell hervortretend und wohl häufiger, als die herkömmlich gefürchteten Zerstörungen an der

Außenseite des Erkrankten, berechtigen uns, die Syphilis, heute für eine weit bösartigere und gefährlichere Volkskrankheit zu erklären, als man von jeher und auch erst vor wenigen Jahren noch angenommen hat. Der Trost, womit man sich in neuerer Zeit hier und da trägt, daß die Krankheit, wenngleich häufiger, so doch in milderen Formen auftrete, erweist sich schon solchen zweifellosen Thatsachen gegenüber als nichtig, der daraufhin gemachte Versuch zur Beschwichtigung der lauten Rufe nach Abhilfe als trügerisch; über der Vernachlässigung einer planmäßigen energischen Bekämpfung pflanzt der tückische Feind immer riesiger in alle Glieder des Einzelnen und der ganzen Gesellschaft sich tiefer ein.

II.

Mit Vorbedacht ist für unsere Beschwerde über Vernachlässigung der Abhilfe der Ausdruck „planmäßige energische“ Bekämpfung gebraucht; denn an dieser hat es bisher gefehlt und fehlt es heute noch; wenn vereinzelte und einseitige Anläufe dazu, wie sie Belgien und Italien, dann etwa noch einzelne Städte und Verwaltungsorgane (in England z. B.) in neuester Zeit unternahmen, allerdings schon bewiesen, daß sich mit einem gewissen ernsten Zusammenwirken etwas mehr leisten lasse als mit vereinzelten Bemühungen, stehen solche dennoch in gar keinem richtigen Verhältnisse zu der Größe, Gewalt und Bösartigkeit der Krankheit. Nicht gefehlt hat es von Alters her an ebenso grausamen als zweckwidrigen Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung gegen Syphiliskranke in verschiedenen Ländern, deren sociale Verhältnisse die Verbreitung der Syphilis begünstigten, während die Heilkunde nur wenig dagegen zu leisten vermochte. Als Gegenbild hat es aber auch nicht gefehlt an Vorschlägen zur Bekämpfung der Seuche, gegründet auf Wissenschaft und Humanität; Fachmänner, Vereine, amtliche Körperschaften haben in unzähligen Anträgen in diesem Sinne ihre Stimme erhoben — bisher so gut als vergeblich! Und sogar die gerade im letzten Jahrzehnt selbst von den Regierungen einberufenen oder doch autorisirten internationalen Sanitätscongresse haben ihre gründlich und verständig ausgearbeiteten Forderungen ohne den geringsten Erfolg erhoben und weisen uns wenigstens zum Beginn an die Selbsthilfe. Indem wir über müßigen weiteren Klagen die Zeit nicht verlieren wollen und die Fragen nach den Ursachen einer so unheilvollen Vernachlässigung der späteren Beleuchtung auffsparen, gehen wir lieber gerade zu an die Erörterung unserer Hauptfrage: Was vermögen wir jetzt gegen die Syphilis als Volkskrankheit zu thun?

Fassen wir die Antwort darauf bündig zusammen, so lautet sie: Möglichst zahlreiche Organe für die Behandlung der Erkrankten und die Wahrung der Gesunden sofort zu gewinnen und durch diese und mit ihren Leistungen die Gesellschaft und deren Vertreter für zweckmäßigere Maßregeln gegenüber der Seuche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln günstiger und theilnehmender zu stimmen, die Gesetzgebungs- und Verwaltungskörper aber zu festgestellten sowie allgemein eingehaltenen gleichförmigen Verfügungen auch

gegen diese Volkskrankheit immer und immer wieder beharrlich und nachdrücklich anzugehen.*)

III.

Behandlung der Erkrankten und Wahrung der Gesunden bildet eine unzertrennliche Aufgabe, zu deren Lösung die Aerzte zunächst und unmittelbar mit der Ausübung ihres eigenen Berufes am meisten beitragen, weiterhin mittelbar aber auch durch Belehrung und persönlichen Einfluß auf die Gesellschaft und ihre Vertreter höchst günstig einwirken können. Bisher haben verhältnißmäßig viel zu wenige Aerzte in diesem Sinn an der Bekämpfung der Syphilis sich betheiligt; die individuelle Behandlung der Erkrankten insbesondere war sogenannten Specialisten überlassen — der allerschwerste Fehler gegenüber einer Volkskrankheit, welche bei beiden Geschlechtern, in jedem Lebensalter, unter allen Ständen, immerwährend und häufig vorkommt — um nicht richtiger zu sagen herrscht —, welche sich in fast allen Organen des Körpers vorfindet, mit überaus zahlreichen anderen Krankheiten verbindet und zur zweckmäßigsten Behandlung die mannigfachsten Kenntnisse fordert, die bisher schon von Altvorderen als „allgemein" (καθολικος) und innerlich — (im Gegensatze zu der vulgären Bezeichnung „örtliche und äußerliche") bezeichnet — auch in die allgemeinste Sphäre der Behandlung jedes Praktikers fallen sollte. In der neuesten Zeit hat diese richtigere Anschauung endlich mehr Geltung gewonnen, indem in beinahe allen medicinischen Schulen der Unterricht über Syphilis ertheilt wird und für die praktische Ausbildung der Aerzte darin mehr oder minder mannigfache Gelegenheit dargeboten ist. Wenn nun vor der Ertheilung des Rechtes zur Ausübung der Heilkunst eine angemessene Prüfung des künftigen Praktikers überall stattfindet, so wird durch das Zusammenwirken solcher Aerzte nicht nur den Erkrankten zunächst zweckmäßige Hilfe häufiger als bisher zugänglich sein, sondern auch die Heilkunde und die Humanität im großen Ganzen wesentlich gewinnen.

In seinem täglichen Berufe ist der private, zumal der Haus- und Familienarzt weit eher als der gewöhnlich ferner stehende und fremde „Specialist" in der Lage, gegen Syphilis frühe und lange genug die angemessene Behandlung zu führen. Bisher galt gar oft die Voraussetzung, daß der gewöhnliche Arzt in diesem „besonderen Fache" nicht genügende Kenntnisse besitze, oder sich überhaupt damit nicht befassen wolle, während auch die herkömmliche Geheimhaltung der Erkrankung mit dazu beiträgt, den Erkrankten in die Hände des „Specialisten" zu liefern; auf diese Art gelangten und gelangen heute noch zahllose Kranke nicht zur zweckmäßigen Behandlung, werden sehr häufig nicht geheilt, tragen, indem sie siech bleiben, ein langwieriges Leiden fort; aber gar oft verpflanzen sie dasselbe auch auf

*) Mit der Benennung Syphilis haben wir hier auch die venerischen Erkrankungen umfaßt, weil sie ihrer Entstehung und Verbreitung nach auch dazu gehören, sowie Behandlung, Verhütung und Abwehr derselben gleiche Maßregeln fordern, wie die heutzutage von denselben wissenschaftlich getrennten syphilitischen Krankheitsformen. Hier ist nicht der Platz, die besonderen Unterschiede der Gruppen hervorzuheben, auch keine besondere Begründung nöthig gegenüber der Benennung Volkskrankheit.

Andere.*) Daß eine frühe sachverständige Behandlung günstigere Erfolge liefert als eine verspätete, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber dabei muß auch die angemessene häusliche Pflege der Kranken ganz besonders in Anschlag gebracht werden, welche bei der üblichen Verheimlichung der Krankheit und Hilfeleistung Fremder in der Regel abgeht. Der Haus- und Familienarzt, genauer mit der Constitution und Individualität seiner Kranken vertraut, leistet auch gewiß eine besser dem Einzelfall angepaßte Kunsthilfe und endlich vermag er seine Kranken immerhin länger und genauer als ein ferner stehender Arzt zu beobachten, um über den Abschluß — die „Heilung“ — ihres Leidens ein möglichst sicheres Urtheil abzugeben. Bekanntlich ist nichts schwieriger, als eben dieses und nichts gefährlicher, als ein Fehler darin: solchen Fehlern haben wir ja die Verbreitung der Krankheit überaus häufig zuzuschreiben, darunter auch ihre Vererbung von den Erzeugern auf die Erzeugten und ebenso jene durch die Impfung.

Ueber Entstehung und Verlauf sowie Verwickelungen und Behandlungsweisen der Syphilis harren noch gar mancherlei wissenschaftliche Fragen der gründlichen Lösung: wer aber vermöchte zu denselben mehr und zuverlässigere Beiträge nach und nach zu sammeln, als gerade der private, vornehmlich der Haus- und Familienarzt, der gar viele Kranke seit ihrer Geburt bis zum Tode, ja bisweilen mehrere Generationen einer Familie, genauer kennt und beobachtet? ..... Vergessen wir nicht, daß die Syphilis auch in ihrem einfachsten Verlauf immer ein langwieriges Leiden darstellt, welches den Kranken selbst und dem oberflächlichen Beobachter für kürzere oder längere Zeitfristen erloschen scheinen kann, während der länger und genauer eingehende Hausarzt auch diesen Umstand nicht übersehen mag.

IV.

Indem die meisten, wenn nicht alle, Aerzte persönlich an der Behandlung der Syphilitischen sich betheiligen, tragen sie auch zur Wahrung der Gesunden am meisten bei, denn je früher und je zweckmäßiger überhaupt die Krankheit behandelt wird, desto sicherer ist zugleich ihrer weiteren Verbreitung vorgebaut. Aber durch eine solche allgemeine Theilnahme vermögen die Aerzte auch noch mehr als bisher auf die Bildung einer richtigeren und humaneren Anschauung über Syphilis und daran Erkrankte in der Gesellschaft einzuwirken und damit auch in derselben ein verständigeres und theilnehmenderes Verfahren den Betroffenen

*) Der Name Specialist wird viel mißbraucht, und gerade bei der Syphilis fallen die schwereren Formen der Erkrankung nicht in die Behandlung der im Publicum als „Specialisten“ sich selbst ankündigenden und empfehlenden Personen; diese beschäftigen sich allenfalls mit den ersten örtlichen mehr oder minder einfachen Erscheinungen, deren Abnahme und Verschwinden nicht als Heilung zu betrachten ist, indem die mehr oder minder schweren und verwickelten Folgekrankheiten später auftreten. Die Unkenntniß dieses Vorganges der Erkrankung trägt wesentlich mit Schuld an der Verbreitung der Syphilis, über deren Heilung binnen wenigen Wochen niemals ein Urtheil abgegeben werden kann. Das höchst unsittliche und nachtheilige Treiben solcher „Specialisten“ mit Verbot und Verfolgung wirklich einzuschränken, ist nur dann möglich, wenn alle Aerzte sich mit der Behandlung der Syphilis beschäftigen.

gegenüber anzubahnen, ganz gleich jenem bei anderen Volkskrankheiten.

Die Humanität vermag durch die praktischen Leistungen wohlgebildeter und charaktervoller Aerzte gegenüber der Gesellschaft überaus viel zu gewinnen. Es sind nicht wenige und bedeutsame Vorurtheile zu beseitigen, welche wir in Beziehung auf Syphilis überkommen haben und die uns hindern, sie eben so theilnehmend und milde zu beurtheilen, wie manche andere Krankheiten, an deren Entstehung wir unmittelbar oder mittelbar auch selbst die Schuld tragen!

Die Behaftung mit Syphilis wird herkömmlich als eine Schande und Sündenfolge angesehen. Die daran Erkrankten erleiden dadurch vielfältige Nachtheile, werden übel beleumbdet und sehr häufig aus der Gesellschaft ausgeschlossen, beschimpft und verachtet, ja oft mit mancherlei mehr oder minder empfindlichen Strafen belegt; und Erörterungen über Syphilis werden in der „guten Gesellschaft", sowie in Versammlungen als unanständig oder gar compromittirend möglichst gemieden. Als Hauptgrund dafür wird angegeben, daß die Syphilis als Folge — in der Regel von geschlechtlichen — Ausschweifungen auftrete, die Scheu vor Ansteckung durch die Erkrankten hinzugerechnet. Ohne den Sitten- und Anstandslehren, sowie dem positiven Gesetz in irgend einer Art nahe treten zu wollen, muß man die volle Richtigkeit des ersten Satzes bestreiten: gar häufig wird Syphilis nicht durch „Ausschweifungen" übertragen, sondern durch Verirrungen und Verführungen unerfahrener Individuen, welche, mit der Erkrankung unbekannt, dieselbe anfangs übersehen, solche, wenn einmal damit bekannt, unter Reue und Schamgefühl meistens zu verbergen trachten und eben so oft die zweckmäßige Hilfe nicht finden. Gar oft ist die Veranlassung zu derlei Verirrungen einerseits die Befriedigung eines allmächtigen, unwiderstehlichen Triebes (in der Regel beim Manne) einer- und andererseits Habsucht, Erwerbs- und Mittellosigkeit (in der Regel beim Weibe). Man bezeichnet gewöhnlich die öffentliche Prostitution als die häufigste Entstehungs- und Verbreitungsquelle der Syphilis, unrichtiger Weise — vielmehr gerade nicht diese, sondern der geheime geschlechtliche Verkehr — die geheime Prostitution in ihren tausend Varianten und Nuancen — ist es, durch welchen die Syphilis in allen Schichten der Gesellschaft am allerhäufigsten ihren Weg mehr oder minder kühn und schlau macht. Soll man nun Menschen der Schande und Strafe verfällen für Handlungen, begangen meistens unter Unzurechnungsfähigkeit? . . . Ist es nicht humaner und klüger, die Verunglückten durch mildes, versöhnliches Benehmen der zweckmäßigen Behandlung möglichst frühe zuzuführen und dadurch schweren Erkrankungen derselben vorzubeugen, während damit zugleich der Verbreitung der Krankheit auf Andere am sichersten vorgebeugt wird? . . . Wir haben auf dieses Humanitätsprincip nur hingedeutet, mit dessen Befolgung jedoch auch große materielle Vortheile nicht blos für die Betroffenen selbst, sondern für die gesammte Gesellschaft verknüpft sind. Bei zweckmäßiger Behandlung verläuft die Krankheit einfacher, meistens zugleich kürzer; eine mehr oder minder rege Thätigkeit — Beschäftigung, Arbeit — läßt sich damit nicht selten verbinden, und ganz entschieden wird der zweckmäßig behandelte Kranke sicherer, früher und vollkräftiger seinem Berufe wiedergegeben, als es beim Gegentheile der Fall ist. Abgesehen also vom

Gewinn an Leben und Gesundheit lassen sich statistisch jene Verluste an Arbeits- und Vermögenscapital in trockenen Zahlen berechnen, welche durch die jetzt noch übliche Aechtung der Syphilitischen den Einzelnen und der Gesellschaft erwachsen: es sind das riesige Summen, über welche Kriegs- und Finanzminister, Marine- und Handelsämter mit Millionen von Gulden den sprechendsten Beweis liefern könnten, wenn sie über die Syphiliserkrankungen und die dadurch bewirkten Schädigungen ihrer Ressorts eine wohlanalysirte Statistik hielten. Aber auch in kleineren geschlossenen Körperschaften läßt sich derselbe Beweis leicht erbringen: nehmen wir einen verhältnißmäßig geringen an unseren Arbeitervereinen, Fabriken oder „Innungen".*)

V.

Doch zu weit von unserer Hauptaufgabe kämen wir hier mit solchen Einzelheiten ab: wir wollten damit nur darauf hindeuten, daß bei einer allgemein sich einbürgernden verständigeren Anschauung über Syphiliserkrankung zugleich eine Allen insgesammt zu Gute kommende Behandlung und Abwehr der Krankheit erst recht zu hoffen ist, indem wir dann gemeinsam zu den für uns schon verfügbaren Mitteln der Selbsthilfe sofort greifen, ohne auf die vor der Hand nicht erreichte Hilfe von „oben" — die Initiative der Gesetzgebungs- und Verwaltungsorgane — noch länger vergeblich zu harren. Der leitende Gedanke für diese Selbsthilfe ist, die Erkrankten möglichst allgemein frühe der zweckmäßigen ärztlichen Hilfe zuzuführen und lange genug unter der (bei dieser Krankheit besonders wichtigen) Beobachtung zu halten — eine Aufgabe, zu deren allerdings schwierigen Lösung Belehrung und Anweisung, Warnung und Rüge, Drohung, Zwang und Strafe, schließlich dann Vergeben und Vergessen, je nach Umständen grad- und stufenweise in Anwendung kommen müssen. Der wohlhabende und bemittelte Kranke kann zu der angemessenen Hilfe leichter gelangen — obwol auch dieser darin häufig fehlgeht — aber minder bemittelte und arme Kranke finden sie schwerer oder gar nicht, und daher ist nur für solche die Fürsorge zu schaffen. Diese besteht in der Einrichtung möglichst zahlreicher ärztlicher Verordnungsanstalten („Polikliniken", „Ambulatorien", „Hausordinationen", „Dispen-

*) Hier folgt aus einer leider ganz übersehenen statistischen Arbeit eines österreichischen Militairarztes, Dr. Krügkula (s. Wiener Medic. Wochenschrift 1879 Nr. 3—6) ein einziger Satz, aus welchem über alle die bezeichneten Fragen richtigere Belehrungen fließen, als aus zahllosen bändereichen Abhandlungen. Es verursachten 15 245 Fälle von venerischen Erkrankungen (59,5 Fälle per Tausend aller Kranken) im Jahre 1875 einen Mehraufwand von 207 360 Gulden und 53 Kreuzer ö. W., jeder einzelne Kranke einen Mehraufwand von 14 Gulden 8 Kreuzer, es entgingen dem Heere dabei 520 491 Arbeitstage. Die obige Ziffer haben wir der Statistik des Jahres 1875, als eines ziemlich normalen, entnommen, weil kein Krieg, keine bedeutenden Epidemien, keine socialen Calamitäten eingetreten waren und die Lebensmittelpreise mäßig ausfielen. Es sind nicht alle Erkrankten der Armee gezählt, weil bezüglich der Chargen, der Beurlaubten u. s. f. eine strenge Evidenz der Erkrankung unausführbar ist; Dr. K. betont aber in seiner sehr lesenswerthen Arbeit u. A. auch die seit 1873 statistisch erwiesene Zunahme der Erkrankungen im Heere. Man nehme nun Vergleiche mit anderen Heeren vor, deren Krankenzahl nicht günstiger sein mag und . . . sollte es im Civilstand anders sein? . . .

satorien" u. dgl. m.), welche mit Krankenhäusern in wohlgeordnete Verbindung gebracht werden. Die bereits bestehenden verschiedenen Krankenpflege- und Unterstützungsvereine, sowie die in Fabriken und geschlossenen Gesellschaften eingeführten Krankenvereine gewähren bereits eine solche Fürsorge mehr oder minder umfassend; sie wären nach Maßgabe des Bedürfnisses zu vermehren und ihr Beistand nur humaner und liberaler dahin zu erweitern, daß Venerische und Syphilitische nicht grundsätzlich aus denselben ausgeschlossen sind, wie es in manchen geschieht. Abgesehen von den dabei unterlaufenden unvermeidlichen Täuschungen erscheint ein solcher Vorgang sogar unklug, ja ungerecht, weil die Zahl der Theilnehmer dadurch verringert wird, während bei etwaiger sehr langer und sehr kostspieliger Behandlung immerhin die ein gewöhnliches Mittelmaß überschreitenden Kosten von den Betroffenen und den Angehörigen, allenfalls von den Gemeinden, erhoben und diesfalls eigene statutarische Bestimmungen festgestellt werden könnten. Endlich darf nicht übersehen werden, daß manche mehr oder minder schwere Erkrankung (Hals- und Kehlkopf-, Beinhaut- und Knochen-, Eingeweide-, Nerven- u. dgl. m.) nicht ausgeschlossen werden, obwol sie syphilitischen Ursprunges sind.

Verordnungsanstalten in wohlgeordneter Verbindung mit Krankenhäusern erweisen sich erfahrungsgemäß sehr zweckmäßig*) insbesondere für die fast überall, besonders aber in großen Städten auffallend wachsende familienlose, wandernde, sogenannte „flottirende" Bevölkerung, die auch in der Mehrzahl dem jüngeren Alter angehört. Dienstboten, Taglöhner, Handarbeiter, Handlanger u. s. f., diese überaus große Masse unserer Gesellschaft, welche in der Regel weder einem Vereine noch irgend einem anderen Verband angehören, sehr häufig, vielleicht überall am häufigsten, von venerischen und syphilitischen Krankheiten befallen werden, bedürfen solcher Anstalten am dringendsten. Bekanntlich wissen die meisten Personen dieser Klasse anfangs gar nichts von ihrer Erkrankung und, wenn sie solche gewahr werden, nichts von der Bedeutsamkeit derselben und dazu nichts von Aufsuchung zweckmäßiger Behandlung. So vernachlässigte Krankheitsfälle liefern das größte Contingent in unsere Krankenhäuser, bevölkern diese wiederholt und oft sehr lange und verursachen den Betreffenden großartige Auslagen dafür. Das aber ist noch nicht Alles; zu spät in die Anstalten eintretend haben sie gar häufig die Krankheit mehrfach auf Gesunde verbreitet, oder zu frühe der ärztlichen Obsorge entgangen, thun sie später neuerdings dasselbe. Oesterreich hat eine sehr humane Maßregel in seinen öffentlichen Krankenhäusern eingeführt, welcher zufolge jede syphilitische Person unbedingt Aufnahme findet. Eine andere eben so verständige als humane Einrichtung gewährt den Syphilitischen (und zwar selbst den von der Polizeibehörde eingelieferten) die Behandlung in den allgemeinen Krankenhäusern selbst ganz gleichförmig mit sämmtlichen übrigen verschiedenen Kranken jeder Art. Die Scheidung der Syphilitischen von diesen in eigenen Abtheilungen ist freilich

*) Wien hat eine sehr namhafte Zahl von Betten für Syphilitische in seinen Spitälern — nahezu an 1000 auf etwa 4500 der Gesammtzahl — und doch entsteht oft Platzmangel; weit mehr herrscht derselbe in den Provinzialstädten des Reiches, um ausländischer großer Städte nicht zu denken, in welchen thatsächlich alle sich meldenden Syphilitischen nicht aufgenommen werden können. Die hierüber gesammelten dringend der Abhilfe bedürftigen Mängel sind geradezu unglaublich. . . . .

ganz genau vollzogen, immerhin aber der Ruf der hier Verpflegten weit mehr geschont, als wenn besondere **nur den** Syphilitischen gewidmete Spitäler beständen. Der Erhaltung beider Maßregeln haben wir bei jeder Gelegenheit das Wort auf das nachdrücklichste geredet, denn auch in Oesterreich hat es zeitweise an Stimmen nicht gefehlt, welche die Syphilitischen in ganz abgesonderte Anstalten absperren wollten, um auch damit die Furcht vor der Syphilis zu steigern, bekanntlich ein nicht nur vergebliches, sondern geradezu schädliches Unternehmen, indem bei Verheimlichung von Erkrankungen damit nur die Vermeidung zweckmäßiger Behandlung gefördert würde, während die unmittelbare Einreihung der Syphilisabtheilung unter die übrigen die Lehrer und Aerzte in organischer Verbindung mit den Fortschritten ihrer Berufsgenossen erhält und den angehenden Aerzten die Gelegenheit zu praktischer Ausbildung im Fache möglichst reichlich und bequem darbietet.

VI.

Um Erkrankte frühestens der zweckmäßigen Behandlung zuzuführen (und damit auch der Verbreitung der Krankheit vorzubeugen), hat man bei ansteckenden Volkskrankheiten in neuester Zeit bekanntlich die allgemeinste Anzeigepflicht von Erkrankungen als strenge gesetzliche Maßregel einzuführen versucht. Die Anzeige hätten Aerzte, Angehörige der Kranken, deren Nachbarn u. drgl. m. an die Behörden zu erstatten. Was man immer von solchen Anzeigen halten mag, bezüglich der Syphilis sind sie als allgemeine Maßregel unausführbar, und man soll daher lieber Beweggründe ausmitteln, welche die Erkrankten selbst veranlassen, möglichst frühe zweckmäßige Hilfe zu suchen = „Selbstanzeige“. Obenan möchten wir auf die Einreihung des Unterrichtes über Naturgeschichte und Gesundheitspflege des Menschen in allen Schulen, ganz gleich mit dem der Religionslehre, als Regel hinweisen, und sie zwar nur im wohlverstandenen Interesse Aller empfehlen. Daß dieser Unterricht nach Inhalt und Form den Bestimmungen der Schulen recht praktisch angepaßt werde, versteht sich von selbst. Erst dadurch wird der heranwachsende Mensch sein eigener Beobachter, sein eigener Schirmer und vorkommenden Falles mehr geeignet und geneigt, Erkrankungen wachsamer ins Auge zu fassen. Kommen nun gesellschaftiche Einrichtungen ihm zu Hilfe, welche die Auffindung der Hilfe erleichtern, so ist für die Selbstanzeige geschehen, was man von der Gesellschaft eben nur zu erwarten berechtigt ist. Geben dann Gemeindevorstände, Vereinsleiter, Dienst- und Arbeitsgeber ihrem Personale hierzu noch die Weisung, bei Erkrankungen überhaupt den Arzt, beziehungsweise die Verordnungsanstalten unverweilt aufzusuchen, indem sie in das persönliche Document derselben (Dienstbuch, Aufnahmsschein u. drgl.) Namen, Ort und Zeit dafür verzeichnen, so rückt man der frühen Ermittelung auch syphilitischer Erkrankungen in der zartesten Weise näher, zumal, wenn solche Weisungen bei geeigneten Anläßen mahnend und warnend den betreffenden Personen in Erinnerung gebracht werden. Erst wenn solche Einrichtungen bestehen und ernstlich gehandhabt werden, läßt sich Drohung und Strafe gegenüber den Unfolgsamen, Leichtsinnigen, Widerspenstigen rechtfertigen: dann aber mögen die Paragraphen des Strafgesetzes*) ihre nachdrückliche Anwendung

*) Alle Gesetzbücher enthalten solche Bestimmungen, welche auf körperliche Verletzung, Vergiftung, Schädigung der Erwerbsfähigkeit u. dgl., lauten, und welche man eben nur richtig auslegen und verständig anrufen muß.

in der That ernstlich finden. Erfahrungsgemäß werden auf dem Lande, wie in Städten, die dem häuslichen Dienste und dem Handarbeiterstand angehörigen Individuen am allerhäufigsten Empfänger und Verbreiter der Syphilis, sowie das Militair und demselben ähnlich organisirte Corps (Marine, Finanzwächter, Hafenarbeiter u. s. f.). Bei diesen kann nächst der Belehrung auch die Untersuchung, auf die wir später zurückkommen, weit leichter nachhaltiger gehandhabt werden, um sie der Behandlung möglichst zuzuführen und auch nach dieser unter zweckmäßiger Beobachtung zu behalten. Viel schwieriger ist das bei dem überaus zahlreichen und heutzutage seinen Platz weit häufiger als früher wechselnden freien Dienst- und Arbeiterpersonale. Der Vorschlag, diese einer sanitätspolizeilichen Untersuchung zu unterziehen, ist geradezu unausführbar: wol aber läßt sich die Einrichtung treffen, daß jede einzeln lebende und ehelose mannbare Person eine eigene Karte bei der Gemeindebehörde zu lösen hätte, welche ihr für den Fall der Erkrankung überhaupt die ärztliche Hilfsleistung bestimmt nachweist und ihr zugleich die Pflicht einschärft, bei Erkrankungen sofort dieselbe aufzusuchen. Auch sollten alle Gemeindebehörden die Vereine für Krankenpflege der dienenden Klasse auf das allerwärmste fördern; wenn die minder Bemittelten auch nur eine sehr geringe Beisteuer dazu liefern, so erwächst dadurch in denselben die Neigung den Arzt aufzusuchen dennoch viel reger, als wenn man bei der einfachen Belehrung und Anweisung bleibt. Daß den ganz Mittellosen die Hilfe ohne Entgelt beschafft werde, versteht sich von selbst.

Am meisten vermögen Arbeits- und Dienstgeber zu früher Ermittelung und zur Abwehr der Verbreitung der Syphilis dadurch mit beizutragen, daß sie in den ihr Personal betreffenden Aufnahms- und Entlassungsdocumenten die Bestätigung der Gesundheit derselben bezüglich „ansteckender Krankheiten" von einem competenten Arzt ausdrücklich beisetzen lassen. Eine solche Controle, allgemein nützlich, läßt sich in sehr schonender Form ausüben: allenfalls genügt allein die Versagung der Bestätigung, um auf die Ursache davon zu schließen. Den Mitgliedern des Militairs, der Marine, sowie zahlreicher in ähnlicher Weise organisirter Corps ist die Anzeigepflicht ihrer Erkrankung gesetzlich befohlen, und verschiedene Controlsweisen sind dafür eingeführt, u. A. auch periodische ärztliche Untersuchungen. Die jetzige Art der Ausführung dieser Untersuchungen ist indessen wenig geeignet, ihrem Zwecke zu genügen; schon der Ort entspricht dafür nicht, auch nicht die dazu gewidmete Zeit, geschweige daß sie umfassend und genau genug geübt werden können, indem sich ein großer Theil der Mitglieder denselben zu entziehen vermag und auch factisch entzieht. Immerhin aber werden selbst durch solche mangelhafte Controlen mehr oder minder zahlreiche Kranke entdeckt und der Behandlung zugeführt, und eine zweckmäßigere Ausführung würde nach allen Richtungen hin sehr ersprießlich ausfallen. Ganz besonders wäre dieselbe gegenüber den nach dem Gesetze so überaus zahlreich in den Wehrstand eintretenden jüngeren Leuten von Wichtigkeit, welche in allen Klassen der Gesellschaft sich freier bewegen, die Syphilis häufiger bekommen und — häufiger verbreiten, als wenn sie nicht diesem Berufe angehörten. Die aus dem Wehrstandsverbande zeitweise beurlaubten oder für immer verabschiedeten abgehenden Personen sollten niemals entlassen

werden, ohne bei Erkrankung an Syphilis vorher geheilt oder doch einer anderweitig zweckmäßigen Behandlung dagegen zuverlässig theilhaft zu werden.*)

Eine sehr zweckmäßige Einrichtung besteht an unseren Hochschulen in dem Verein zur Pflege kranker Studenten. Für einen sehr mäßigen Beitrag erwerben die Mitglieder desselben das Recht, die Hilfe (in einer eigenen Liste verzeichneter) bewährter Aerzte und erforderlichen Falles auch die Aufnahme in die Krankenanstalt, ja für die Saison in gewissen Curorten, in Anspruch zu nehmen. Daß in diesem Verein den Syphilitischen unbedingt die ganz gleiche Behandlung mit anderen Kranken zu Theil wird, mag nicht nur für alle Schulanstalten, sondern für die gesammte Gesellschaft als wohl erprobtes Vorbild ähnlicher Einrichtungen dienen. In allen Schulanstalten für Erwachsene beider Geschlechter sollte ein den Zöglingen derselben in Inhalt und Form angemessener Unterricht über öffentliche Gesundheitspflege stattfinden, welchem selbstverständlich eine bündige Naturgeschichte des Menschen eingereiht wäre. Der mit diesem Unterricht betraute Arzt wäre auch der (von vielen Seiten schon mit vollem Rechte begehrte) „Schularzt" — Vertreter der Gesundheitspflege überhaupt gegenüber seinen jungen Lebensgenossen und in den Schulräumen insbesondere.

VII.

Die Syphilis ist stets eine langwierige Krankheit und bedarf selbst bei dem einfachsten und mildesten Verlaufe längerer Beobachtung der daran Behandelten, auch nach Beendigung ihrer Behandlung, wenn das Schwinden der Mehrzahl der Krankheitserscheinungen keine arzneilichen oder technischen Eingriffe mehr erheischt und die Krankheit erloschen scheint. Die nothwendige Dauer einer solchen Beobachtung läßt sich in scharf abgemessenen Zahlen allgemein nicht aussprechen, sondern nur von Fall zu Fall bezeichnen — die schwierigste und doch die wichtigste Aufgabe des Arztes, denn durch einen zu frühen günstigen Ausspruch gefährdet er nicht nur den einzelnen Kranken, sondern auch alle gesunden Personen, welche mit ihm darauf hin in eine die Uebertragung der Krankheit vermittelnde Berührung gerathen, eine häufige Verbreitungsart der Syphilis. Um sicher zu gehen, haben nicht wenige Aerzte es vorgezogen, die Syphilis geradezu für unheilbar, die von anderen Berufsgenossen als geheilt erklärten Fälle von Heilung aber als Täuschung auszurufen — eine durch gründliche Beobachtungen widerlegte Anschauung, bei welcher immerhin zugefügt werden muß, daß bei manchen Formen der Syphilis Reihen von Jahren zur Heilung erforderlich sind, während auch manche gar nie geheilt werden. Nachzuweisen, daß in diesen Fällen weniger die Syphilis selbst, als vielmehr ihre Complicationen und gar oft unzweckmäßige Behandlung die Schuld der Nichtheilung trugen, würde hier zu weit führen, muß aber doch hervorgehoben werden! Die Mehrzahl der Syphilitischen wird auch aus öffentlichen Heilanstalten zu frühe entlassen, ehe noch selbst nur jene

*) Bekanntlich unterliegen Frauenzimmer der dienenden Klasse einer strengeren Beaufsichtigung als Männer. Eine Untersuchung dieser auf Syphilis unterbleibt bei vielen Genossenschaften und Arbeitergruppen überhaupt, weil sie als allgemeine Zwangsmaßregel nicht durchführbar ist. Dagegen wäre die anständig begründete Forderung eines Gesundheits-Zeugnisses unter schicklichen Formen wol meistens ausführbar und — sehr ersprießlich!

Zeitfrist verstrichen ist, welche wir als nothwendig kennen, um ein Urtheil über die Heilung derselben abzugeben. Raummangel und Drängen der Kranken selbst veranlassen zu diesem Vorgehen, welches wir höchlich mißbilligen, ohne vor der Hand Abhilfe leisten zu können. Die Folge eines solchen Verfahrens ist die Häufigkeit von wiederholten Erkrankungen, sogenannten Rückfällen, welche längere Zeit und höhere Kosten zu ihrer Behandlung fordern, aber auch neue Verbreitungsquellen der Syphilis abgeben. Eine umsichtige Statistik, wie wir sie heute noch nicht besitzen, wird herausstellen, daß gerade die nach einer Behandlung der Syphilis unterhaltene längere Beobachtungsfrist erst die Anhaltspunkte abgeben kann, um über die Ergebnisse derselben, beziehungsweise die Heilung der Kranken ein vollgiltiges Urtheil auszusprechen. Freilich wartet die weitaus kleinste Zahl von Behandelten dieses Urtheil ab, tritt zu früh in alle gewohnten Berührungen des täglichen Lebens wieder ein und vergißt in der Regel selbst die einfachsten ärztlichen Belehrungen und Warnungen. Während die Wissenschaft mit allen Hilfsmitteln nach jenen Merkmalen forscht, welche als Wahrzeichen des Erlöschens der Syphilis dienen mögen, sollen alle unsere Bestrebungen darauf gerichtet sein, daß bei den Syphilitischen mindestens die für die typische Entwickelung der Syphilisformen bekannten Zeitfristen abgelaufen sind, bevor jenes Urtheil als giltig angenommen wird. Welche Mittel und Wege zu diesem hochwichtigen Zweck zu wählen seien, das bleibt jenen Erwägungen anheimgestellt, welche vor der Hand nur nach Art, Zeit und socialen Verhältnissen zu pflegen wären. Seiner Zeit (noch 1849) bestand im Wiener k. k. allgemeinen Krankenhause die gesetzliche Anordnung, die Heilung von den Behörden zugeschickter Syphilitischer vor ihrer Entlassung commissionell, d. h. unter Zuziehung des städtischen ersten Amtsarztes zu konstatiren. Man gab diese Anordnung auf, weil man die Competenz des Krankenhausarztes als genügend ansah. Eine andere Einrichtung untersagte die Entlassung jeder syphilitischen Person überhaupt, bevor die Heilung derselben nicht vom Krankenhausarzt ausgesprochen sei, und gestattete sie den von ihm als nur gebessert oder ungeheilt Bezeichneten blos gegen die Vorlage eines Reverses, welcher die Fürsorge für zweckmäßigere Pflege bis zur Genesung versicherte. Alle diese Bestimmungen hatten den Zweck, der Rückkehr der Syphilitischen in die Berührung mit Gesunden so lange zu steuern, bis sie von der Syphilis genesen seien. Aber gerade über diese Genesung läßt sich unter den jetzt bestehenden Verhältnissen das endgiltige Urtheil in vielen Fällen gar nicht abgeben und die noch so vielfach verklauselten Reverse sind eben nur eine eitle Täuschung, eine Spiegelfechterei, indem wir außer Stande sind, mit unseren behördlichen Organen den Vollzug des Inhalts solcher „Documente" zu controliren, vielmehr hat uns die Erfahrung überzeugt, daß die Entlassenen, jeder fernern Controle enthoben, Syphilis recht häufig verbreiten.

Mit Beziehung auf solche schwere, die Verbreitung der Syphilis oft genug begünstigende Uebelstände, wäre wenigstens die organische Verbindung der öffentlichen Krankenhäuser mit wohlgeleiteten Ordinationsanstalten (IV. V.) anzustreben, wodurch aus ihnen Entlassene binnen gewissen genauer bezeichneten Fristen sich regelmäßig solange einstellen, bis sie hier als zuverlässig geheilt erklärt würden. Es wäre eine Form zu finden, mit welcher man in human anständiger, aber erforderlichen Falls auch strenger Weise die Reconvalescenten der Syphilis in ihrem eigenen, sowie im

Interesse aller mit ihnen Verkehrenden zu dieser Maßregel anhalten könnte. Die Berechtigung dazu scheint uns keines besondern Gesetzes zu bedürfen: sie fließt aus den allgemeinsten einfachsten Pflichten der Behörden, für den Schutz gegen die Alle bedrohende Gefahr, die Sicherheit gegen schwere Verletzungen, zu sorgen. Man hat eine solche Forderung als Beschränkung des persönlichen Rechtes der Freiheit abgelehnt. Bei Epidemien wie Cholera, Pest, Gelbfieber, Blattern findet eine viel weiter gehende Beschränkung statt, ohne daß diese Volkskrankheiten alle so allgemein, so tückisch und so schwer bedrohten, wie die Syphilis.

VIII.

Von den übrigen großen Volks- und Weltkrankheiten: Cholera, Pest, Gelbfieber, Typhus, Blattern und Diphtheritis unterscheidet sich die Syphilis unter anderem auch dadurch wesentlich, daß sie zweifellos nur durch (unmittel- oder mittelbare) Berührung Gesunder mit Kranken entsteht; man kann daher durch die Vermeidung solcher Berührungen Gesunde gegen die Erkrankung schützen, also ihre Verbreitung verhüten; man kann ferner die Entstehung der Krankheit immerhin früher erkennen, ihre Entwickelung Schritt für Schritt verfolgen, sie entsprechend behandeln und schließlich auch meistens heilen. „Heilung der Erkrankten mit Absonderung der Gesunden wird die Syphilis tilgen: der Mensch allein erzeugt und verbreitet sie, er vermag sie daher auch zu vernichten", so lautete die Folgerung der Theoretiker. Auf diese Folgerung haben dann Idealisten die Zuversicht auf Ausrottung der Syphilis gebaut und je nach ihrer Anschauungsweise mannigfache Vorschläge für diesen Zweck beantragt. Leider sind die wichtigsten Bedingungen derselben unter den heute bestehenden Verhältnissen geradezu unausführbar. Wie wir nachgewiesen haben, unterliegt schon der Nachweis, die Entdeckung und die Anzeige der Erkrankten den größten Schwierigkeiten, noch mehr aber ihre zweckmäßige Behandlung bis zur sicheren Heilung. Ein Blick auf die gegenwärtige überaus lebhafte und fast täglich gesteigerte Strömung des persönlichen Verkehrs in allen Richtungen zeigt, daß jede darauf zielende Maßregel genau so strenge nicht durchgeführt werden könnte, und damit fällt jede darauf gebaute Hoffnung. Sofern solche Vorschläge dienen, um Berührungen zwischen Kranken und Gesunden zu verringern und möglichst frühe deren Folgen vorzubeugen, theilen auch wir dieselben, allerdings, wenn auch nur mit weniger sanguinischen Erwartungen, aber desto mehr mit Aufforderung zu beharrlicher Ausdauer in der Anwendung von Mitteln, welche praktisch wirklich zunächst erreichbare Beschränkung der Seuche erzielen lassen.

Wir legen daher ganz besonderes Gewicht auf jene Maßregeln, durch welche die Berührungen Gesunder mit Kranken möglichst verhütet werden, und rechnen zu den Kranken auch solche, welche der Syphilis in mehr oder minder hohem Grade verdächtig sind — Maßregeln zum Schutz, zur Wahrung der noch Gesunden und zur Abwehr der Krankheit überhaupt.

Erfahrungsgemäß kann die Syphilis mittelbar übertragen werden durch verschiedene mit dem syphilitischen Gifte besudelte Gegenstände, am häufigsten solche unserer täglichen Benutzung, ärztliche Instrumente, Verbandgeräthe, Verbandstoffe, Sauglappen der Kinder, Eßwerkzeuge, Trinkgefäße, Wäschestücke,

schon angerauchte Cigarren und Tabakspfeifen, Blaswerkzeuge (Mundstücke der Musiker und Glasbläser) u. drgl. m.; aber auch mit den besudelten Fingern (von Aerzten, Wärtersleuten, Hebammen u. s. f.), mit der Ammenbrust und mit den Kindeslippen werden Uebertragungen vermittelt.*) Solchen Uebertragungen kann nur durch Handhabung der emsigsten Vorsicht und eingehende Belehrung vorgebeugt werden, welche klar und eindringlich in allen Schulen von Erwachsenen beider Geschlechter und in den vielverbreiteten Schriften: Zeitungen, Kalendern, Jahrbüchern, Arbeits- und Dienstbüchern u. drgl. m. erläutert werden sollte. Ohne die natürliche Schamhaftigkeit zu verletzen, läßt sich in verständiger und anständiger Weise die Gefahr einer solchen Uebertragung gemeinfaßlich darstellen. In keinem Pädagogium dürfte die Inhalt und Form bezeichnende Anleitung zu solchen Belehrungen fehlen. Freilich wäre die beste Gelegenheit dazu in dem Unterricht über Naturgeschichte und Gesundheitspflege des Menschen gegeben; aber noch ist dieser Zweig unserer Ausbildung noch lange nicht genug beachtet, zunächst zum allergrößten Nachtheil sämmtlicher Lernenden und Lehrer.

Die Gesetzgebung hat zum Schutze der Gesunden namentlich bei der Kuhpockenimpfung, der rituellen Beschneidung, der Kindernährung durch Ammen und Saugwerkzeuge, der Benutzung von Badeanstalten in den meisten Ländern mehr oder minder zweckmäßige Maßregeln angeordnet, und in der That vermögen gerade die Aerzte zur genaueren Handhabung derselben am meisten beizutragen: nichts geschah bisher hinsichtlich der hereditären Syphilis. Selbstverständlich liegt die Verhütung von Uebertragungen durch Finger von Aerzten, Hebeammen, Wärtersleuten u. dgl. Personen ganz in dem Bereiche der ärztlichen Auf- und Vorsicht. Man wird die heute bekannten chemischen Schutzmittel: Carbol-, Salicyl-, Thymol-, Borsäure u. a. m. bei allen Anläßen, die auch nur Verdacht von Uebertragung mit sich bringen, nachdrücklich in Anwendung ziehen.

Hinsichtlich der hereditären Entstehung der Syphilis wäre ein Gesetz zu erwirken, welches für die üblichen Acte der Eheschließungsbewilligung ein Gesundheitszeugniß als Vorbedingung aufstellte; ferner wäre, zumal in öffentlichen Anstalten, eine besondere Aufmerksamkeit jenen Kindern und jenen Müttern zuzuwenden, bei welchen thatsächlich erwiesen oder höchstwahrscheinlich Syphilis als Ursache von Todt-, Früh- und Fehlgeburten überhaupt bei den Müttern, — fehlerhafte Orga-

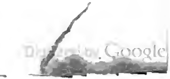
*) Vielerlei Sagen gehen im Volk über Ansteckungen, welche erfahrungsgemäß grundlos sind, obenan die vielberufene Uebertragung von Abtritten und dann von Cigarren, die durch die kranken Verfertiger besudelt seien; von ersteren kam mir niemals ein zweifelloser Fall vor, und bezüglich der letzteren ist die Unrichtigkeit einer solchen Behauptung durch zahlreiche Untersuchungen von mir und anderen erwiesen worden, indem man die Ursache der Erkrankungen auf andere Anläße — die gewöhnlichsten geschlechtlichen Verkehrs — zurückführen konnte, während unter den angeschuldigten Fabrikarbeitern nicht eine einzige an Syphilis erkrankte Person aufgefunden wurde. Beiläufig sei es auch hier noch bemerkt, daß diese Seltenheit des Vorkommens der Syphilis in wohlgeleiteten Fabriken der Reinlichkeitspflege, der geregelten Lebensweise, dem gesicherten Erwerbe sowie der in anständiger Weise dargebotenen ärztlichen Hilfe gleichmäßig zugeschrieben werden mag — ein vielfach lehrreiches Beispiel.

nisation bei den Kindern angesehen werden muß. Kinder, von syphilitischen Eltern abstammend, sollten, wenn auch von Erscheinungen der Krankheit noch frei, mindestens während jener Periode überwacht werden, binnen welcher sie Ammen zur Säugung überlassen sind.

Als einen sehr bedeutsamen Schutz gegen Uebertragung von Syphilis betrachten wir eine nach allen Richtungen hin geförderte Reinlichkeitspflege, für deren Ein- und Durchführung nicht genug geschehen kann; unsere Gewohnheiten und unsere häuslichen sowie socialen Einrichtungen lassen, zumal gegenüber den dienenden und den unbemittelten Klassen, noch überaus viel zu wünschen übrig. Wer die Reinlichkeit und Behäbigkeit dieser Klassen fördert, nützt zunächst am meisten sich selbst: reinliche Personen entdecken Erkrankungen früher und dulden solche in der Regel nicht lange, ohne Hilfe zu suchen. Nun wird Syphilis nur von verletzten auf verletzte Hauttheile übertragen und nistet sich nur auf solchen ein — was kann zweckmäßiger sein, als wohlgeregelte und Jedermann zugängliche Einrichtungen zur Reinlichkeitspflege? — In diesem Sinne sprechen wir Wasch- und Badeanstalten das Wort auf das allerwärmste, wünschen aber auch, daß in unseren Wohnungen weit mehr Bedacht auf Behelfe für jene Pflege genommen werde, als es bisher sogar in Palästen geschehen ist.

IX.

Betrachtet man die Entstehungs- und Verbreitungsweise der Syphilis in allen ihren Richtungen unter sämmtlichen Volksklassen genauer, so gelangt man bei näherer Prüfung der eigentlichen Erfolge aller von uns oben bezeichneten Maßregeln gegen die Verbreitung derselben — der Behandlung der Erkrankten und Wahrung der Gesunden —, gar bald zu der Ueberzeugung, daß im günstigsten Falle weitaus nur der kleinste Theil der Seuche mit jenen Maßregeln bekämpft wird, und daß es hauptsächlich darauf ankommt, dieselbe dort einzuschränken und zu bekämpfen, wo sie am häufigsten entsteht und verbreitet wird — in der sogenannten Prostitution, dem vielgestaltigen Verkehre beider Geschlechter zur Befriedigung des Geschlechtstriebes außer der Ehe für eine sehr verschieden geartete Entgeltung. Aus den zahlreichen Verhandlungen über Syphilis und dieses uralte und große, aber auch unvertilgbare sociale Uebel wissen wir, daß weniger die öffentliche und beaufsichtigte, vielmehr und ganz besonders die geheim betriebene Prostitution es ist, welche die häufigste Ursprungsstätte der Syphilis ausmacht; sie liefert nicht blos die zahlreichsten, sondern zugleich vorwiegend die schwereren und oft vernachlässigtesten Erkrankungen. Wie bei der Syphilisfrage giebt es auch bei der Prostitutionsfrage eine sehr mannigfache Reihe von Vorschlägen zur Unterdrückung und Vernichtung dieser schweren Krankheit der ganzen Gesellschaft, da sie ja bekanntlich in den höchsten, sowie in den niedrigsten Sphären derselben betrieben wird. Keiner dieser radicalen Vorschläge läßt sich allgemein durchführen, und wir müssen uns begnügen, Maßregeln aufzustellen, womit die Prostitution mindestens beschränkt und abgedämmt werden kann, gleichförmige Maßregeln, für welche dann eine möglichst allgemeine Geltung in vielen Ländern anzustreben ist. Mit dieser zwischen den



Extremen vermittelnden Tendenz läßt sich weit mehr erreichen, als mit dem gegenwärtig üblichen einerseits theilnahmlosen Gehenlassen oder andererseits der Forderung rücksichtsloser Strenge. Nun läßt sich aber die Prostitution nur bis in gewisse Kreise verfolgen und ihre Ueberwachung nur dort beginnen, wo sie nachweisbar gegen ausgesprochenen Lohn, d. h. gewerbsmäßig betrieben wird. Eine solche Ueberwachung fordert obenan die Zulassung von sogenannten geduldeten Häusern — „Bordellen". Auf welche noch so ernste, strenge und beharrliche Weise man auch diese Häuser zu verhüten und abzuschaffen versucht hat, alle Mühe ist vergeblich gewesen; unterdrückt auf einer, wurden sie auf einer anderen Stelle wieder errichtet und zwar nur noch schädlicher, weil wenigstens eine Zeitlang geheim, unterhalten. Bei dem heutigen Zustande der gesammten Gesellschaft in allen Welttheilen bilden denn die Bordelle eine harte Nothwendigkeit, mit deren Befriedigung dem humanen Gefühle wenigstens immer angemessen Rechnung getragen werden kann, indem durch die wohlgeregelte amtliche Ueberwachung den dort Aufgenommenen die umsichtigste hygienische Pflege und die Wahrung ihrer persönlichen Rechte gesichert werden kann. Noch versöhnlicher aber mögen die Gegner der Bordelle gestimmt werden, wenn sie dagegen den Zustand jener Prostituirten kennen lernen, welche in nicht beaufsichtigten Häusern preisgegeben sind, und wenn sie schließlich aus den statistischen Berichten entnehmen, daß eine systematische Regelung der Prostitution, und dabei obenan die Ueberwachung in bestimmten Häusern, die geheime Prostitution überhaupt, deren Zahl, sowie Schwere der Syphiliserkrankungen im Besonderen vermindert, während der anständige Theil des weiblichen Geschlechts dadurch gegen unsittliche Angriffe immerhin mehr geschützt wird.

Wir möchten daher wenigstens unseren autonomen Gemeinden die Regelung der Prostitution zu ernsterer praktischer Beachtung, als sie bisher gefunden hat, empfehlen. Sie sollten sich etwa Brüssel, Lyon, Turin, Mailand, allenfalls sogar Seestädte, wie Marseille, Hamburg, Toulon, Kopenhagen zum Muster nehmen. Ueber die Forderung einer Regelung von oben, d. h. durch ein bestimmt formulirtes Gesetz und die Aufstellung besonderer Vollzugsorgane verstreicht eine zu lange Zeit und die vielseitige (bekanntlich überaus bedeutsame) Schädlichkeit der nicht geregelten Prostitution trifft unmittelbar am schwersten gerade die Gemeinden selbst, während Land und Staat allerdings, jedoch nur mittelbar mitleidet. Selbst nur die durch Prostitution genährten contagiösen Erkrankungen, obenan Syphilis, kosten sogar in Ziffern pecuniär nachweisbar die Gemeinden so riesige Ausgaben, daß sie die Verschiebung und Verschleppung der Regelung eines wirren, höchst widerwärtigen Zustandes, über deren Nothwendigkeit bereits viele Fachmänner, Commissionen, Vereine, ja selbst gelehrte Körperschaften ein endgiltiges Urtheil ausgesprochen haben, nicht länger zugeben sollten.

Eine wahre und wohl unbesiegbare Calamität bleibt indessen die Unmöglichkeit, der Verbreitung der Syphilis durch die nicht zu beaufsichtigende, geheim betriebene Prostitution in den mittleren und höheren Classen der Gesellschaft energisch entgegenzutreten. „Gleiches Recht und gleiche Pflicht für Alle" wäre ein ebenso erhabener als für Alle gleich segenbringender Grundsatz auch auf diesem Gebiete des socialen Lebens; aber man frage nur gerade in der Prostitutions- und Syphilisfrage nach der Durchführbar-

keit desselben,*) um sich mit unserem Grundsatze: „das mit den verfügbaren Mitteln unter den gegebenen Verhältnissen zunächst Erreichbare auszuführen und damit und daraufhin höhere Erfolge anzustreben," einverstanden zu erklären: Heranziehung aller Aerzte zur Behandlung der Syphilis, Belehrung in Familie, Schule, Vereinen, durch die Presse, vielseitige Begünstigung der Gesundheitspflege überhaupt und der Krankenpflege der Syphilitischen insbesondere, daraufhin endlich auch Warnung, Rüge und Strafe bilden die Elemente jenes Vorgehens, womit auch die geheime Prostitution mittelbar mehr beschränkt und minder schädlich gemacht werden kann.

Idealisten haben unter Anderem auch rücksichtslose Verfolgung und strenge Bestrafung aller Prostituirten, ganz besonders aber der Syphilitschen vorgeschlagen und darauf lautende Gesetze und Vollzugsmaßregeln gefordert. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen — höchst wahrscheinlich auch später niemals — sind wohl weder Gesetzgebungs- noch Vollzugsorgane für diesen Vorschlag zu finden, abgesehen von der gemeinhin kaum geahnten vielfältigen Schwierigkeit, Prostitutions- und ganz besonders Krankheits-Uebertragungsacte so zu beweisen, daß sie straffällig erscheinen. Immerhin aber soll man sich jenen Anträgen anschließen, welche die wissentliche Uebertragung der Syphilis im Einzelfalle angemessen bestraft haben wollen, und, obwohl die Scheu vor der Schande selbst in solchen Fällen verhältnißmäßig selten zur offenen Anklage bezüglich der herkömmlich verheimlichten Erkrankung führen mag, werden doch selbst nur einzelne solcher Anklagen bei strenger Bestrafung des Schuldigen belehrend und warnend auf die betreffenden Kreise einwirken.**) Eigene klar und kategorisch auf Syphilis lautende Gesetze, speciell mithin auch Strafbestimmungen, sind allerdings sehr wünschenswerth, aber bisher nicht erreicht worden; uns scheint es zwar, daß in jedem Gesetzbuche Paragraphen bereits vorhanden sind, welche auf die durch die Krankheit verursachten Verletzungen des Körpers und Schädigungen der Gesundheit überhaupt sammt deren Folgen Anwendung finden können, sobald man dieselbe ernstlich nachsuchen will.

X.

Eine planmäßig ausgeführte und veröffentlichte Statistik der Syphilis in allen ihren Beziehungen zu den Erkrankten, der Familie und Gesellschaft, der Gemeinde und dem Staate würde die gründlichsten Belehrungen

*) Es liegt hier weit ab, in die Einzelnheiten der Prostitution einzugehen; Verhandlungen darüber liegen in kaum übersehbarer Menge vor. Die moderne Gestaltung des Verkehrs und der gesellschaftlichen Zustände fördert die Prostitution in einer Weise, welche jede systematische Maßregelung derselben unmöglich macht; um so mehr muß man Jenen zustimmen, welche die Folgen, die Gefahren derselben, eindämmen und verringern; dahin gehören auch alle unsere Vorschläge zur Verminderung der Syphilisverbreitung durch die unter allen Umständen ausführbaren Maßregeln.

**) Es gilt in dieser Beziehung auch der Vergleich mit der Paternitätsklage, welche durch den Code Napoléon, weil die Nachforschung verboten, zum bequemsten landläufigen Deckmantel der gröbsten Unsittlichkeit geworden ist, ohne daß bisher diese Satzung gerechter und humaner geändert werden wäre. Freilich müßte die „récherche de la paternité" mit jener Umsicht und jener Individualisirung des Falles geleitet werden, welche bei unseren heute vorhandenen Einrichtungen blos ausnahmsweise vorausgesetzt werden können.

nach allen Richtungen und die sicherste Handhabe bieten, um die allgemeinste Theilnahme an den Maßregeln zur Bekämpfung der Syphilis zu bewirken. Merkwürdigerweise trifft man nicht einmal auch nur dürftige Daten über die Zahl von Syphilitischen jener Körperschaften, für welche Staat und Gemeinde mit dem Gelde der Steuerträger aufkommen müssen, während über alle anderen Krankheiten sogar der Wochen- und Monatsberichte oft kein Ende ist, und zu Zeiten von großen Epidemien Art und Zeit und Zahl der Erkrankungen die pünktlichste Verzeichnung finden. Allerdings wüthet die Syphilis jahraus jahrein überall in Millionen unter uns und erregt als schon altgewohnter Gast nicht nur kein Aufsehen, sondern es gilt gegen Anstand und guten Ton, davon besondere Erwähnung zu thun. Diese Gleichgiltigkeit, diese Nichtbeachtung, ja Verheimlichung gegenüber dem riesigen *immer bösartiger anwachsenden* Feinde soll schwinden: in den Vereinen, in den Vertretungskörpern, in den gesetzgebenden Versammlungen, in den Verwaltungssphären und in der Presse*) muß Zahl, Ort, Zeit, Art der Erkrankungen, Zuwachs und Abnahme der Erkrankten, Ergebniß ihrer Behandlung und der Maßregeln zur Bekämpfung dieser Volkskrankheit die größtmögliche Aufmerksamkeit finden, und namentlich von der heute allmächtigen Presse Belehrung und Warnung, Anregung zu Mitverständniß und Mithilfe in der gesammten Bevölkerung vermittelt werden. Um diese Theilnahme vorzubereiten, ist es nothwendig, daß die Statistik möglichst zahlreiche Daten zusammenstelle über die Zahl und persönliche Stellung der Erkrankten, die Art der Erkrankungen und ihrer Behandlung, die Ergebnisse dieser und der daran gereihten Beobachtung, ferner über den Ort und die Zeit der Erkrankungen selbst. An diese allgemeinen Rubriken mögen sich dann noch die Angaben der Kranken über die Zeit, Ort und Art der Entstehung — die Uebertragung — der Krankheit, über die früheren Erkrankungen und Behandlungsweisen derselben reihen; endlich sind die Kosten der Behandlung selbst und hiemit der Entgang an Erwerb während und zufolge der Krankheit zu veranschlagen, sowie die von derselben verursachte kürzere, längere oder für Lebensdauer bleibende Schädigung des Organismus. Vergessen sei es nicht, die Störungen der Schwangerschaft, die Fehl- und Früh-, die Todtgeburten, *sowie die massenhafte Kindersterblichkeit* zufolge von Syphilis sammt dem ganzen Contingente der vererbten Krankheit gehörig mit zu registriren. Wenn die Gemeindeverwaltung einer großen Stadt, der Minister einer Armee oder Marine (einschließlich die bei der Stellung zum Heere und bei den Superarbitrien betheiligten Behörden), der Leiter einer zahlreichen Körperschaft (Bau-, Gewerbs-, Handelsvereine u. dgl. m.), eine so näher eingehende Statistik bearbeiten ließen, so würden sie sich entsetzen über die von ihnen selbst nie geahnte Summe auch nur an Arbeits- und Geldcapital,

*) Wir verstehen darunter nicht blos die periodische, sondern die Presse überhaupt, zumal jene in alle Schichten der Bevölkerung dringenden Schriften, wie Kalender, Jahresberichte, Jahrbücher u. dgl. m., in welchen, nach Inhalt und Form passend gelieferte, Darstellung die Nothwendigkeit und die Art zweckmäßiger Maßregeln gegen eine solche Volkskrankheit gemeinfaßlich dargelegt würde, der Statistik ungemein günstige Erfolge von Maßregeln der Gesundheits- und Krankenpflege, wie einzelne Länder (*Belgien* obenan) und Städte (*Brüssel* obenan), einzelne Corps (die *belgische* Armee und Marine), einzelne Körperschaften (Eisenbahnkrankenvereine, Innungsärztliche Berichte u. dgl.) — solche müßten besonders betont werden u. s. w.

welches durch die Syphilis alljährlich gefordert wird und welches in colossalen Beträgen wenigstens herabgemindert werden könnte, wenn man planmäßig, gemeinsam und verständig gegen diese Volkskrankheit einschreiten würde. Aber ein viel weiter gehendes, höheres Interesse knüpft sich an eine solche Regelung: es ist die Sorge um die körperliche Tüchtigkeit und allseitige Leistungsfähigkeit der gesammten Generation, welche durch die Syphilis immer tiefer geschädigt und, weil dieser Proceß nur nach und nach sich vollzieht, der schnelllebigen, mit tausend anderen Kümmernissen belasteten großen Masse der Bevölkerung unbeachtet entgeht.

XI.

Die meisten civilisirten Länder und Gemeinden haben bei dem Ausbruche von großen Volkskrankheiten: namentlich Cholera, Pest und gelbes Fieber besondere Organe und „Commissionen" zur Bekämpfung derselben aufgestellt, mit eigenen Vollmachten ausgerüstet und bedeutenden Geldmitteln ausgestattet, überdieß ist solchen Organen die wohlthätige Unterstützung von der Bevölkerung gar häufig vielseitig beigestanden. Nichts ähnliches hat man gegenüber der Syphilis bisher gethan; ein sonderbarer Gegensatz in der Behandlung gleicher Thatsachen, der noch greller hervortritt, wenn man erwägt, daß die gesammte Bevölkerung in allen ihren Schichten ununterbrochen dieser riesigsten und bösartigsten sämmtlicher Weltseuchen, weit verderblicher und gefährlicher als Cholera, Gelbfieber und Pest blosgestellt ist! Von welcher Seite man auch diese Thatsache betrachtet, desto mehr wird man von der Apathie und Unthätigkeit der öffentlichen Gesundheitspflege gegenüber der Entstehung und Verbreitung der Syphilis befrembet. Und doch kennen wir diese Entstehung und Verbreitung genauer als die aller übrigen Volkskrankheiten, wir sind fähig, dieselbe mit zweckmäßiger Behandlung der Kranken zu heilen und mit wohl eingeleiteten Schutzmaßregeln die Gesunden zu bewahren, daher gegen die Syphilis als Volkskrankheit weit mehr auszurichten, sobald wir unsere Kräfte zu ihrer Bekämpfung planmäßig vereinigen, als gegen die übrigen Seuchen, welche die Massen hinwegraffen, oft ohne daß wir den Erkrankten mit allen unseren Hilfsleistungen wesentlich zu helfen vermögen. Erwägen wir noch, daß die Syphilis in der weitaus größten Mehrzahl das Jugend- und Mannesalter befällt, unzweckmäßig behandelt oft lebenslängliches Siechthum und frühen Tod zur Folge hat, dem Nähr-, Lehr- und Wehrstand gleich große Verluste fortwährend beibringt, so begreift man nicht, wie so überaus viele Fachmänner, Vereine, Commissionen und Congresse immer und immer wieder nach energischeren Maßregeln gegen die Syphilis bis heute so gut als erfolglos gerufen haben. Die Welt hat sich eben an gar manche Landplage und schwere Noth gewöhnt: so auch an Syphilis, Blattern, Typhus und in neuerer Zeit an Diphtheritis.

Bis es endlich gelingen mag — die Hoffnung geben wir nicht auf, ja wir bauen sie auch mit auf die Ausführung unserer bescheidenen Anträge — bis es gelingt, die Staats- und Gemeindeverwaltungen zu bestimmen, in einsichtigere und thätigere Bekämpfung des größten Weltfeindes einzutreten, sollte die Gesellschaft zur Selbsthilfe schreiten und, wie bereits wiederholt betont, mit den unter den gegebenen Verhältnissen für sie eben verfügbaren Mitteln die Syphilis bekämpfen.

Zu diesem Zwecke wäre, wie die Dinge heute liegen, die Gründung eines Vereines zum Schutze gegen Volksseuchen überhaupt empfehlenswerth, in welchem allerdings der Syphilis die meiste Beachtung zufiele, weil sie eben am zahlreichsten überall und immer besteht. Eine nur auf Syphilis namentlich allein beschränkte Vereinsbildung hätte keine Aussicht auf Erfolg, indem die öffentliche Meinung in ihrer Wohlthätigkeit noch viel zu befangen ist, um ihr gegenüber an Werken der Humanität sich offen ausgiebig zu betheiligen, während durch die Einschaltung der Syphilis unter die übrigen Volkskrankheiten auch vorurtheilsvollen, sittenstrengen und frömmigen Wohlthätern der Eintritt in den Verein offen bliebe. Als Sitz eines solchen Vereins kann nur eine größere Hauptstadt mit lebhaftem Verkehr gedacht werden, in welcher in angemessenen Krankenanstalten obenan Fachkräfte vorhanden sind. Fachmänner: Aerzte und ärztliche Hilfsbeamte, ferner Männer mit einflußreicher Stellung, mit Kenntnissen und humanen Gesinnungen, mit Arbeitslust und Geldkräften sollten sich vereinigen, um an die Ausführung der von uns bezeichneten Maßregeln werkthätig zu gehen. Selbstverständlich hängt es von der Umsicht und dem Tact der sich vereinigenden Männer ab, die Sympathien nicht nur der gesammten Gesellschaft überhaupt, sondern auch jene der Behörden und Verwaltungsorgane zu erwerben. Klare Darlegung zweifelloser Thatsachen und kluge Benutzung von den durch Zeit, Ort und persönliche Beziehungen dargebotenen Verhältnissen werden einen solchen Verein zu einem weit wirksameren Vertreter der Gesundheitspflege, als alle Congresse und Conferenzen bisher gewesen sind, machen.

Der Verein hätte als seine Aufgabe zu betrachten, zunächst eine möglichst vollständige statistische Uebersicht der Syphilis in seinem Kreise — Land und Gemeinde — zu verfassen (X.) und mit dieser in der Hand die Maßregeln für Behandlung der Kranken für Verhütung der Krankheit im Sinne unserer Anträge (IV. V. VI.) zu veranlassen oder doch wenigstens zu unterstützen. Eine immer umfassender und in alle Einzelnheiten der Entstehung, Verbreitung und Behandlung der Syphilis eingehend fortgesetzte Statistik, die Erfolge der Maßregeln zur Behandlung und der Abwehr (IX. X.) würden die Grundlagen bilden zu der den sämmtlichen Ergebnissen weiter angepaßten Wirksamkeit. Es schließt eine solche Vereinsthätigkeit bekanntlich auch eine kluge, berechnete und wohl unterhaltene Anregung der Theilnahme der Gesellschaft durch Schrift und Wort in sich, und namentlich jene der Presse. Immerhin aber wird die Theilnahme von Gemeinden, Körperschaften (Fabriken, Innungen, Schifffahrt-, Handels- und Gewerb-Kranken- und Pflegevereinen, Bauunternehmungen, Dienstbotenverbänden u. s. w.) zweckmäßig anzustreben sein.

Mit den günstigen Ergebnissen seiner Thätigkeit als Belegen vermag ein solcher Verein an die Organe der Gesetzgebung und Verwaltung in höherer und höchster Instanz dann vielleicht erfolgreicher jene Anträge zu stellen, welche von so vielen Seiten bisher vergeblich ausgesprochen worden sind. Es wird dem Vereine mit jenen Belegen auch gelingen, Zweigvereine zu gründen und, indem die Thätigkeit solcher immer weiter ausgedehnt, wohl auch in anderen Städten und Ländern Nachahmung findet, wenigstens theilweise jene allgemeinere Bekämpfung der Syphilis einzuleiten, welche von mehreren Sanitätscongressen als gleichförmige internationale Maß-

regel auch letzthin wieder beantragt worden war. — Sollte indessen auch nur eine mittelbare Begünstigung und Unterstützung der Zwecke des Vereins von Seite der Behörden erreicht werden, so würde schon damit gegen die Verbreitung der Syphilis sehr viel Terrain gewonnen sein, und wenn dann einstens die Behörden selbst die planmäßige Bekämpfung derselben in ihre eigene Hand nehmen, so werden die Vereine zu ihren besten mitwirkenden Vollzugsorganen gehören.

Norddeutsche Flachlandsgeologie.

Von
A. von Lasaulx.

Wer kann sich des Gefühles einer gewissen Sehnsucht nach den fernen Bergen erwehren, wenn eine Fahrt durch Flachlandsgebiete, welche von Bergsäumen umzogen werden, die blauen duftigen Gipfel, im nebligen Horizonte verschwimmend, vor dem Auge vorüberführt? Da liegen sie, die Gegenden, in denen mit der würzigen Luft dem Leben frische Kräfte zuströmen, in denen Lunge und Auge köstliche Nahrung, der Geist anregendes Studium mancherlei Art findet. Das sind, so denkt insgemein der Mensch, die Schatzkammern auch der Güter, die das materielle Leben verschönern helfen. In sichtbaren, reichgeschmückten, entzückenden Profilen ragt dort empor, was als die Basis unseres ganzen Daseins gelten muß, die ewige, jungfräuliche Erdveste.

Wenn der alte Schweizer Scheuchzer sagt, daß Gott die Gebirge dorthin gesetzt habe, wo er Platz und Steine fand, sie aufzubauen, so erscheint dann das Flachland, das einförmige Tiefland, erst recht wie eine leere Bettlerfaust, in welche die schönsten Gaben der Gottheit nicht hineingefallen sind.

Und wenn, wie es Hugh Miller in einem seiner Vorträge ausspricht, Geologie und Landschaft so innig mit einander verknüpft sind, daß beide ihre besten Motive nur in den Bergen bieten, dann ist der allgemeine Glaube wohl auch gerechtfertigt, daß nur die Gebirge sprechende Zeugnisse der Geschichte unserer Erde seien, daß man Geologie nur im Gebirge treiben und daß nur hier der Geologe freudige Früchte einheimsen könne.

Aber zum Glück ist diese Ansicht doch nicht ganz richtig und auch in dieser Beziehung sind die Gaben der Natur gleichmäßiger vertheilt. Man darf nicht vergessen, daß zwar in den Gebirgen Vieles sichtbar vor uns steht, was im flachen Lande unter bescheidener und einförmiger Decke sich verbirgt, aber nicht ganz fehlt.

Auch das Flachland hat seine Geologie. Die ödesten, sandigen Küstenstrecken, mit scheinbarem ewigem Einerlei, bieten dem geistigen Blicke doch viele und tiefgründige Arbeit, auch wenn sie nicht einmal durch den saftigen Schmuck grüner Buchenwälder wenigstens dem leiblichen Auge angenehm erscheinen. Auch das Flachland ist ein an Inschriften reiches Blatt in der Geschichte der Erde. Seine Documente sind nicht weniger bedeutend als die, die uns in den tiefgefurchten Schluchten und schneebedeckten Gipfeln der Hochgebirge entgegen treten. Aber ihre

Lösung ist nicht so erfreulich und ihre Entzifferung darum oft auch weniger leicht. Die Schriftzüge sind weniger vielgestaltig und ein linienarmer Buchstabe drückt manchmal aus, was durch eine ganze bilderreiche Darstellung uns das Bergland ausführlich erzählt.

Auch die Geologie unseres norddeutschen Flachlandes ist darum länger unbeachtet geblieben. Erst in dem letzten Jahrzehnt, wo die verdienstvollen Arbeiten der geologischen Landesuntersuchung von Berlin aus ihr Arbeitsnetz über diese Gebiete ausgespannt haben, lenkt sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr darauf hin. Die Landesuntersuchung dient in glücklicher Vereinigung doppelten Zwecken, der Agricultur und der Geologie. Immer deutlicher treten die bedeutsamen geologischen Thatsachen uns vor Augen, die ihre Forschungen uns aus den unscheinbaren Falten des Flachlandes enthüllt. Mag uns eine kurze geologische Excursion hierüber unterrichten.

Nehmen wir die reizenden Ufer der Kieler Bucht zum Ausgange unserer Wanderung. Mit dem freudigen Genusse erfrischender Seeluft und des Duftes schattiger Wälder werden wir auf das Angenehmste das Studium wichtiger geologischer Erscheinungen verbinden können. Wir besteigen eines der vielen kleinen Dampfboote und fahren von Kiel hinüber an die vorspringende Landzunge bei Heikendorff, dort wo an den sogenannten Kitzebergen in prächtigem Buchenhaine ein kleines Lusthaus steht. Saftige, blumenreiche Wiesen ziehen einen bunten Teppich über den Untergrund. Aber an einer Stelle ist derselbe erschlossen und nicht etwa, um Sand zu graben, den wir hier zunächst vermuthen möchten. Es liegt hier mitten im Walde ein Steinbruch. Ein Steinbruch, höre ich mit Erstaunen fragen, hier, wo es weit und breit keine festgewurzelten Felsen giebt? Und doch ist es buchstäblich richtig. Es werden hier die zahllosen z. Th. riesig großen Felsblöcke gesprengt und bearbeitet, die in den Thon- und Sandschichten der Uferhügel zu Tausenden und aber Tausenden begraben liegen. Pflastersteine, aber auch manche architektonische Zier wird hier gewonnen. Besser noch sehen wir die Menge und Vielfältigkeit der Blöcke am Meeresufer, wo das Spiel der Wellen sie übereinander rollt. Ja, wenn wir einen rechten Einblick in die Massenhaftigkeit thun wollen, womit diese Felsblöcke in allen Größen, vom verschwindenden Sandkorn bis zum hausgroßen, cyklopischen Steine zusammengescharrt sind, so würden wir einen Einschnitt aufsuchen, wie ihn etwa die neue Bahn von Kiel nach Eckernförde durch die Hügel südlich der Stadt gelegt hat. Aber auch auf unserer Wanderung finden wir Material genug. Gehen wir daher von Heikendorff an der Küste entlang, nordostwärts an Möltenort vorüber, wo ernst und schweigend eherner Geschütze Mund unbefugten Schiffen den Eingang in die deutsche Bucht verwehrt und darüber hinaus bis nach Laboe, dem reizenden kleinen Bade mit dem malerischsten Motive eines Hafens, das man an diesen Küsten finden kann. Hier öffnet sich der unbegrenzte Ausblick in die Ostsee und an diesem Ziele wollen wir ruhen und nachdenken über das, was wir auf der Wanderung gesehen.

Eine ganze Reihe inhaltreicher Schriftzüge ist nun schon unter uns dahingeglitten wie die dem kundigen Leser verständlichen Punkte und Striche auf dem endlosen Papierstreifen des Telegraphenapparates. Die Mannigfaltigkeit der losen Gesteinsstücke, Gerölle und Geschiebe genannt, ist uns zunächst aufgefallen. In

Menge sahen wir den muschlig brechenden, meist tiefbraun oder fast schwarz gefärbten Feuerstein, mit der weißen charakteristischen allbekannten Verwitterungsrinde, fast onyxartig erscheinend. Bei ihm liegen die braunen, Cigarren nicht unähnlichen Belemniten, von denen wir wissen, daß sie eines Thieres versteinertes Gehäuse sind und keineswegs das, wofür sie abergläubischer Wahn gehalten: Teufelsfinger oder Donnerkeile (βέλεμνον=Geschoß), mit denen man Alpdruck und mancherlei andere Uebel wundersam heilen zu können glaubte. Sie stehen der Familie der Ammoniten aus der Classe der Kopffüßler nahe und liegen zu tausenden in den Kreidefelsen von Rügen, an der englischen und irländischen Küste, kurz wo immer die Kreideformation erscheint. Dort in ihrer geologischen Heimat sind auch die Flintsteine mit ihnen benachbart, die in langen Reihen geordnet durch die Kreidewände hinziehen. Treu vereint mischt sie auch hier die Meereswelle. Sie erzählen uns, daß sie von anderem Gestade herüberkamen. Aber nur ein einfaches, kurzes Capitel von der Welle Kraft und Bewegung ist die Geschichte ihrer Reise. Denn im Norden des eigenes Landes finden wir die Kreide. Was Wunder, daß sie das Meer uns vor die Füße spült.

Aber da liegen nun neben diesen andere Gesteine und andere versteinerte Thierreste, deren Heimat wir nicht so nahe zu finden vermögen, ja die wohl tausende von Kilometern weit hergekommen sein müssen. Betrachten wir so einen großen Steinhaufen, wie er dort zum Straßenschotter aufgehäuft liegt, einmal etwas näher. Auch dem, der vollkommen Laie ist in der Kunde der Gesteine, wird eines sogleich auffallen, besonders wenn er aus dem Binnenlande kommt: ein großer Theil der Gesteine ist durch eine ziegelrothe Farbe ausgezeichnet, wenn sie auch im einzelnen nach ihrer Zusammensetzung und Beschaffenheit verschieden erscheinen. Die Beobachtung ist richtig. Und je mehr wir von den Gesteinsblöcken, die äußerlich alle schmutzig und grau erscheinen, mit dem geologischen Werkzeuge, dem Hammer bearbeiten und ihnen frische Wunden schlagen, um so mehr tritt uns diese rothe Färbung entgegen. Gerade diese Farbe der Gesteine ist aber recht bedeutsam, sowie für einen steckbrieflich verfolgten Verbrecher ein besonderes Kennzeichen. Denn so weit wir auch durch die Gebirge des Landes hinter uns, den Harz, den Thüringer Wald hindurchwandern, diese rothen Granite, Gneisse, Quarzite suchen wir dort vergebens. Nicht auf dem gewöhnlichen Wege, der die Gerölle an das Gestade des Meeres führt, auf meerwärts gerichteter Wasserbahn sind daher diese Gesteinsblöcke hierhin gelangt. Wir müssen unsere Blicke nordwärts wenden, in die Berge der skandinavischen Länder, um diese rothen Gebirgsarten wieder zu finden. Dort kennt sie der Geologe in weiter Verbreitung. Die rothe Farbe ist die Farbe des Rostes, sie ist bedingt durch Eisenoxyd, das alle die Mineralien dieser Gesteine als ein feinvertheiltes Pigment durchdringt. Und so verweist uns die rothe Farbe, das besondere Kennzeichen dieser fremden Gesteinsblöcke, nicht nur auf ihre nordische Heimat, sondern erinnert uns zugleich daran, daß diese Länder zu den eisenreichsten der Erde gehören, daß in den Gebirgen die mächtigsten Lager von Magneteisenerzen eingeschaltet liegen, wie in Smaland, Wermland und Lapland! Von diesen ausgehend drangen die eisenschüssigen Gewässer durch die ganzen Gebirge hindurch und färbten die Gesteine roth.

Ist aber nun einmal der Blick im Allgemeinen nordwärts gerichtet, so

finden wir für manche Gesteine auch die enger begrenzten Heimatsbezirke heraus. Da fesselt ein eigenthümliches, röthlichbraunes, fast chocoladenfarbiges Gestein den Blick! In einer braunen Grundmasse liegen weiße und gelbe Leistchen, die man als Feldspath erkennt. Wer einmal die prächtige, große Porphyrschale vor dem Rosendaler Schlosse bei Stockholm gesehen oder den Sarkophag Carl's XIV. in der Kirche von Riddarholmen zu Stockholm, der wird das Gestein sogleich wieder erkennen. Es ist der berühmte Porphyr von Elfdalen in dem früheren Dalarne. Bewundernswerthe Arbeiten hat die große dortige Porphyrschleiferei geliefert, seit man das schöne Gestein entdeckte (1772—73) und der damals hungernden Provinz eine neue Industrie in diesen Anlagen geschaffen hat. Das Gestein ist nicht zu verwechseln mit einem anderen; es ist, wie auch der rothe antike Porphyr, unter hunderten von Gesteinen leicht herauszufinden. Um so sicherer ist daher hier der Schluß, daß die Stücke am Ufer der Kieler Bucht ihren Weg von Elfdalen hierhin gefunden. Nicht minder unzweifelhaft erzählen von ihrem Geburtsorte andere Geschiebe, die zugleich dem Mineralogen, wegen der seltenen Mineralien, die sie enthalten, Freude bereiten. Da liegen z. B. Blöcke eines weißen körnigen Kalksteines oder Marmors, in denen blaugrüne oder perlgraue Oktaëder eines Spinell eingewachsen sind, der nicht anderswo in diesen Farben und von der gleichen Beschaffenheit bis jetzt gefunden wurde. Mit ihm liegen in dem Marmor zahlreiche licht kolophoniumbraune Körner von Chondrodit, eines ebenfalls seltenen Minerals. Wir kennen die Fundstätte dieser charakteristischen Gesellschaft von Mineralien im Marmor, zu Aker in Södermannland, südlich von Jönköping am Wetter-See, wird dasselbe Gestein gebrochen. Auch die an Zirkon reichen Syenite von Frederikswärn in Norwegen finden wir, wenn auch selten, unter den Geschieben. Es ist ein sehr merkwürdiges, für die Geschichte der Chemie ganz besonders wichtiges Gestein. Von den bisher bekannten Elementen sind über 30 in den zahlreichen Mineralien dieses Gesteines enthalten und darunter gerade die seltensten, die wir kennen, die in ihnen erst entdeckt wurden, so die Yttererde, Tantal, Cer, Lanthan, Thor, Niob u. A.

So führen uns alle Betrachtungen über das Ursprungsgebiet eines großen Theiles der Gesteinstrümmer, die wir auf unserer Wanderung auflesen, nach dem Norden, und mehr und mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß in all den großen und kleinen Blöcken weither von Skandinavien eingeschleppte Gesteine vorliegen. Es sind alles erratische oder Wanderblöcke, die man recht treffend an der schottischen Küste travellers, Reisende, nennt.

Wer in den herrlichen Alpen die Erholung von des Jahres Arbeit, frische Kraft zu neuem geistigen Schaffen sucht und dabei die Thäler, Vorberge und Tiefländer der Schweiz durchwandert, für den sind diese felsigen Wanderer, diese travellers, alte Bekannte.

Gletscher und reißende Bergwasser sieht er weithin Gesteine fortbewegen und auf einen Boden niederlegen, für den diese Gesteine dann Fremdlinge sind. Hier scheint also die Lösung des Phänomens der erratischen Blöcke im Allgemeinen eine einfachere zu sein.

Noch heute sehen wir in den Thälern der Alpen die Vorgänge vor unseren Augen gewissermaßen sich wiederholen, die bei jenen Erscheinungen gewirkt haben.

Wir sehen die Gletscher über die unterliegenden Felsenplatten der Thalböden hin, zwischen den Steinwänden der steilen Thalgehänge ihren unaufhaltsamen Weg nehmen, vorschreitend oder zurückweichend, schwindend, wie es das Gesetz der Gletscherbewegung bedingt. Und wo er über die rauhe Felsenbahn sich fortschiebt, da ebnet sie der Eisstrom, glättet, rundet die Felsen und schneidet mit Furchen und Ritzen die Richtung seiner Bewegungen ein und thürmt in langen Linien und mächtigen Wällen das lose Material in regelmäßiger Lagerung auf, das ihm auf seiner Bahn von den einschließenden Felsenufern zustürzte. Jene wollsackähnlichen Rundhöcker, Schafen auf grünender Weide vergleichbar (roches moutonnées), Gletscherschliffe und alte Moränenhalden zeigen uns einstiger Gletscher Bahn an, obwohl sie schon Jahrtausende verlassen sein mag.

So erkennen wir, daß einst die Gletscher der Alpen sich weit mehr ausgedehnt haben wie jetzt. Denn nicht nur in den Thälern des Hochgebirges selbst, nahe der Wiege der Gletscher und dem Laufe ihres nunmehr beschränkten Daseins finden sich die unverkennbaren Spuren ihrer gewaltigen, mechanischen Arbeit. Weit hinaus, aus dem Gebirge bis in die vorliegende Ebene meilenweit hinaus, liegen die unauslöschlichen Schriftzüge ihrer Vorgeschichte.

Wer von Süden, z. B. von Mailand kommend, in die Alpenthäler vordringen will, wird diesen Spuren begegnen. Gigantische, urzeitliche Moränen ziehen ihre Wälle quer vor den Mündungen der Alpenthäler hin. Man sieht sie bei Camerlata, ehe man zum Comer See, bei Clusone, ehe man zum Lago d'Iseo kommt und in vielen anderen Gegenden. Alle Arten der Erscheinung liegen hier dicht gedrängt bei einander und freilich so verständlich, so anschaulich werden kaum anderswo diese geologischen Vorgänge illustrirt als gerade hier. Moränen, geschliffene und polirte Rundhöcker mit Stirn und Rückenseite, geritzte und gefurchte Steinplatten liegen zahllos beisammen und auf Schritt und Tritt folgen uns die Documente der Geschichte alter Eisströme, nicht mehr in Hieroglyphen, sondern in leicht lesbarer, zugänglicher Schrift geschrieben.

Wer also an den alpinen Bildern den für das Verständniß dieser Vorgänge unumgänglich nöthigen Anschauungsunterricht genossen hat, der wird auch an den Gestaden der norddeutschen Flachländer, auch auf unserer Wanderung an den Ufern der Kieler Bucht, leicht die Erscheinungen wieder erkennen, die auch hier als das wichtigste Document für die Geschichte dieser Gebiete anzusehen sind. Mit dem trefflichen Kenner der glacialen Erscheinungen der Alpen, mit Desor, können wir unter Anwendung auf unser Gebiet vollkommen übereinstimmend sagen: „Le grand argument en faveur de la théorie glaciale est et sera toujours la roche striée.“

So deuten denn die unter den Erdwällen von Möltenort liegenden geschrammten und polirten Felsenblöcke es unverkennbar an, daß auch über sie einst Eismassen, wie ein Riesenhobel über seine Unterlage, dahinglitten.

Uns stellen sich nun von selbst zwei Fragen: wie kamen die Blöcke von den nordischen Gestaden zu uns über das trennende Meer hinüber und wie kamen sie mit dem Eise in Berührung, das ihnen seine Zeichen hinterließ?

Schiffen, die von den englischen Küsten hinüber nach Nord-Amerika fahren, werden zuweilen Eisberge verhängnißvoll, die von den arktischen Eisfestlanden losgelöst

in dem vom Polarkreise südwärts niedergehenden Meeresstrome bis an die Küsten von Neu-Fundland treiben. Auch sollen Eisbären auf solchen dem ewigen Muttereise entrissenen Schollen rettungslos in die ihnen tödtlichen warmen Sonnenstrahlen hineingeführt worden sein, thierische Travellers, denen die Eisscholle zu unfreiwilligem Fahrzeuge dient. So können, der Schluß ist nahe liegend, am Ende doch auch leblose, steinerne Travellers befördert werden, um so leichter, als sie nicht mit widerstrebendem Willen, sondern in willenloser Hingebung auf das Transportmittel geheftet werden. Und den Eisschollen mit ihren oft riesigen Dimensionen gegenüber erschien kein Felsblock zu schwer, als daß sie ihn hätten tragen können.

Damit sind wir denn auch auf die erste Erklärung gekommen, die man für die großen, unermeßlich in der Zahl über die ganzen norddeutschen Flachlande ausgestreuten Wanderblöcke zu geben versuchte. Schwimmende Eisberge sollten sie über das Meer hintransportirt haben, das damals über die heutigen flachen Küsten hin bis weit ins Binnenland fluthete.

Denn gerade so weit, wie wir den Spuren einer allgemeinen Meeresbedeckung in der jüngsten geologischen Vergangenheit, der Diluvialzeit, folgen können, von Hollands fluthumstrittener Küste bis zu den Niederungen der Weichsel, bis nach Schlesien und nach Süden bis an die ersten aufragenden Gebirgszüge, ja über niedrige Päße in dieselben hinein bis in die Berge Sachsens, überall ist das Phänomen der erratischen Blöcke und der mit ihnen verbundenen Eiswirkungen in wechselnder Großartigkeit verbreitet.

Ueber dieses ganze Meer hin schwammen also, so sagte jene Erklärung, damals zahllose mit Felsblöcken bedeckte Eisschollen, mit denen sie sich in Skandinavien beladen hatten und legten ihre Last dort nieder, wo sie durch Schmelzen verzehrt oder durch Stranden an der Küste aufgehalten wurden. Drifttheorie nannte man diese Ansicht, von den Treibeismassen, auf die sie sich gründete. Vieles schien allerdings recht wohl bei dieser Annahme zusammen zu passen.

Denn daß in der That die skandinavische Halbinsel und darüber nach Osten hinaus auch die ganze finnische Platte einst ein vergletschertes Land gewesen, dafür fand man dort allenthalben dieselben Anzeichen, wie man sie am Fuße der Alpen sieht. „Rundum", sagt Kjerulf, der norwegische Geologe, „um die höchste Erhebung Norwegens und Schwedens zeigen sich die Spuren, vor Allem die Streifungen des Felsbodens, von jenen, als den Ausgangspunkten, sich verbreitend." Man kennt heute genau die alten Moränenreihen, die es sogar ermöglichen, kartographisch die Stadien festzustellen, die in jenen Gebieten die Gletscherbedeckung durchmachte.

Der Fuß dieser Gletscher tauchte ins Meer und die sich ablösende Stirn desselben schuf die schwimmenden Eisberge, wie heute noch an Grönlands Küsten. Wälle der Seiten- und Mittelmoränen solcher Gletscher lösten sich hier auf in ein nach allen Seiten hin ausziehendes Heer von Wanderblöcken, jeder schiffend unter der an deutlichen Merkzeichen erkennbaren Flagge seiner heimatlichen geognostischen Beschaffenheit.

Und auch für die geschrammten und gestreiften Blöcke, die wir im norddeutschen Flachlande finden, schienen sich so die Eisspuren zu deuten, die sie an sich tragen. Vieles sprach dafür, daß sie erst an Ort und Stelle diese Schrammungen

erlitten, wo sie heute liegen. Die Streifungen zeigen bestimmte Richtungen, die Rundhöcker eine Vorder- und eine Rückseite und an vielen sind diese übereinstimmend gestellt. Welch ein Zufall sollte diese Regelmäßigkeit zu Wege gebracht haben, wenn die Blöcke in Skandinavien schon mit den Schrammen auf die Eisscholle gerathen wären? Nein, das ergibt sich an vielen Stellen auf das Unzweifelhafteste, erst nach dem Transporte trat die Schrammung und Polirung ein. Wo aber die schwimmenden Eisberge, die einen gewaltigen Tiefgang haben, so daß ihnen ein trefflicher Kriegshafen, so tief wie die Kieler Bucht, wohl keine schiffbare Bahn geboten hätte, wo diese Eiskolosse den Untergrund mit ihrem Fuße streiften, während die Fluth sie vorwärts trieb, da konnten sie auch wol die unterliegenden Felsblöcke hobeln und schrammen und andere Wirkungen hervorbringen, wie sie sonst der Gletscher erzeugt. Auch soweit stand die Drifttheorie noch auf dem Boden verständlicher Erklärung. Aber doch erhoben sich nun, je mehr man die Gebiete des Flachlandes durchforschte, immer neue Schwierigkeiten, die nicht recht in diese Theorie passen wollten, und immer mehr Anzeichen wurden gefunden, daß das Phänomen der Diluvialgeschiebe doch wohl durch andere, noch großartigere Vorgänge geschaffen wurde. Schon die eine anscheinend einfache Thatsache war doch nicht so leicht zu erklären, wie die Scheuersteine, d. h. die immer nur unter dem Gletscher sich bildenden Geschiebe, auf die Eisschollen gerathen seien. Denn dort, wo sie herrührten, hatte das Eis alle Felsen unter sich und bedeckte sie, und hier, wo sie strandeten, trug es doch die steinerne Last. Aus der Unterlage mußten sie auf die Oberfläche gekommen sein! So sollen denn auch in Wirklichkeit die von den arktischen Gletschern kommenden Eisberge, so versichern uns kundige Nordlandsfahrer, nur in ganz seltenen Ausnahmen mit solchen steinernen Passagieren befrachtet sein.

Solche und mancherlei andere Bedenken mochten schon lange aufmerksamen Forschern aufgestiegen sein. Und so beantwortete denn auch schon vor fast einem halben Jahrhundert ein bescheidener deutscher Forscher, damals Professor an der Forstakademie zu Dreissigacker, A. Bernhardi,*) die Frage nach der Herkunft der nordischen Felsblöcke mit einer anderen Annahme, die erst in den letzten Jahren von allen Seiten discutirt wird. Er sprach die Meinung aus, „daß einst das Polareis bis an die südlichste Grenze des Landstriches reichte, welcher jetzt von jenen Felsentrümmern bedeckt wird, daß dieses im Laufe von Jahrtausenden allmälig bis zu seiner jetzigen Ausdehnung zusammenschmolz, daß also jene nordischen Geschiebe verglichen werden müssen mit den Wällen von Felsbruchstücken, die fast jeden Gletscher in bald größerer, bald geringerer Entfernung umgeben oder mit anderen Worten nichts Anderes sind als die Moränen, welche jenes ungeheure (Gletscher) Eismeer bei seinem allmäligen Zurückziehen hinterließ.“

Das ist in Bernhardi's Worten die Annahme, die heute der Drifthypothese gegenüber steht und die man die Gletschertheorie nennt: im Gegensatze zu der Theorie des Treibeises, die Theorie des festen Inlandseises. Wohl war es bei Bernhardi mehr ein unbewußtes Hellsehen gewesen, das ihn, seiner Zeit soweit voraus, eine Ansicht aussprechen ließ, für die erst heute sich die Beweise von allen Seiten mehr und mehr zusammen finden.

*) Jahrb. f. Mineralogie ꝛc. 1832. pag. 258.



Wenn wir von Laboe, dem Ziele unserer geologischen Excursion aus, den Blick nach den dänischen Inseln und darüber hinaus nach Skandinavien wenden, dorthin, wo die Heimat der Blöcke liegt, die uns umgeben, so sehen wir auch in die Richtung, aus der die ersten geistigen Bausteine zur festen Fundamentirung und zum Ausbau der Gletschertheorie über das norddeutsche Flachland gekommen sind. Johnstrup in Kopenhagen und der geistreiche Torell in Stockholm, des berühmten Nordenskjöld anregender Begleiter auf dessen erster Nordpolfahrt, sind gewissermaßen als die selbständigen Wiederentdecker und Begründer der von Bernhardi nur in zaghafter Ahnung ausgesprochenen Theorie zu bezeichnen. Johnstrup schilderte zuerst in überaus klarer, einfacher und anschaulicher Darstellung, wie einst ein breiter Strom festen skandinavischen Gletschereises bis an die Küsten von Rügen und über die seltsame Insel Moen hinüber vorgerückt sein müsse. Torell aber sprach es vor allen Anderen zuerst in der vollen Allgemeinheit aus, daß eine von Skandinavien und Finnland ausgehende großartige Vergletscherung einstmal das ganze norddeutsche Flachland überzogen habe. Nicht unvorbereitet fand die aus dem Norden kommende Anregung den Boden der deutschen Forschung über diese Frage. Emsige Arbeit, getragen von deutscher Gründlichkeit und Vertiefung, förderte nun von allen Seiten vielfältiges Material zu Tage, das allerdings mehr und mehr den Ansichten jener Forscher Recht gab.

Hier an den holsteinischen Küsten war es der treffliche Meyn, der das Diluvium studirte und diesen Theil der heimatlichen Geologie zuerst erschloß. Ganz vornehmlich aber waren es die Arbeiten des um diese und viele andere wichtige Fragen der norddeutschen Flachlandsgeologie hochverdienten Prof. Behrendt in Berlin und des unermüdlich eifrigen Directors der sächsischen geol. Landesanstalt Prof. Credner in Leipzig, die den größten Theil des Beweismateriales aufdeckten, sammelten, sichteten und erläuterten, das der Gletschertheorie siegreiche Bahn brach.

Nun wurden die Schwierigkeiten noch einmal ins Einzelne erörtert, die der Erklärung eines Transportes durch schwimmende Eisschollen sich entgegen setzten. Nun war es wiederum das unwiderlegliche Argument Desor's „la roche striée", das von entscheidender Bedeutung wurde. Denn bis tief in das Binnenland, bis auf die Höhen an den Ufern der Pleisse und der sächsischen Mulde ließen sich die Gletscherschliffe, die polirten und geritzten Felsen verfolgen. Hier erschienen sie zum Theil in einer Ausführung, wie sie nie eine strandende Scholle, sondern nur ein Gletscher bewirken kann, der sein Eis mit eigener Kraft allen Unebenheiten des Bodens auf das innigste anschmiegt und unwiderstehlich darüber hinführt. Gerade in dem Umstande, daß eine schwimmende Scholle nur von der Fluth, nicht von der eigenen Kraft bewegt wird, liegt vielleicht ein sicherer Grund, ihr überhaupt die Fähigkeit abzusprechen, Felsoberflächen zu schrammen. Sie wird vor dem Hindernisse halten oder es umgehen, aber nicht es furchend und polirend überwinden.

Es fanden sich gerade die charakteristischsten Erscheinungen der Gletscher wieder, so z. B. die sog. Gletschertöpfe oder Strudellöcher, wie sie in dem Gletschergarten zu Luzern zu Seiten des ewigen Löwen, den Thorwaldsen's Meisterhand erschuf, in modellartiger Vollkommenheit zu sehen sind. Sie erkannte Prof. Berendt nicht an einer, sondern an vielen Stellen des norddeutschen Flachlandes, fast in

allgemeiner Verbreitung von den Thonlagern bei Uelzen in Hannover an bis in die Niederungen der Weichsel und der Oder. Da fanden sich ferner die Moränenwälle, die die Stirn der alten Gletscherbedeckung einst gesäumt hatten, Blockanhäufungen und Packungen von regelmäßigem Verlaufe und gewaltiger Erstreckung, man erkannte die von Nord nach Süd gerichteten alten Betten der abfließenden Gletscherbäche, den jetzigen Flußläufen entgegenstrebend, die Stauchungen in den Schichten, wie sie der Gletscher bewirkt, wenn seine Stirn biegsame Schichten erfaßt, vor sich her schiebt und zusammenpreßt. Und so könnten wir der Einzelheiten noch viele aufzählen, die alle mit einander das großartige Bild vervollständigen und ergänzen, welches uns das ganze Land von den Centren der scandinavischen und finnischen Länder an unter einer einzigen gewaltigen Gletscherdecke darstellt.

An der Hand der Thatsachen aber, welche die sorgsame Erforschung der Diluvialgebiete über alle Länder Norddeutschlands bis heute festgestellt hat, nimmt dieses Bild noch um ein Wesentliches bedeutendere Umrisse an. Denn aus der Schichtenfolge der Diluvialgebilde läßt sich nicht nur ein einmaliges Vorschreiten dieser 100 Meilen und mehr breiten Innlandseisdecke erkennen, dem ein einmaliges Schwinden gefolgt wäre, nein, ein vielleicht dreimaliger Wechsel von Gletscherbedeckung, eisfreiem Meere und landfester Trockenheit ist über unser Flachland dahingegangen.

Die Schicht, welche als das eigentliche Product des Gletschereises, als die Grundmoräne bezeichnet werden muß, in welcher vorzüglich die geritzten und geschrammten Wanderblöcke liegen, ist hier wie allenthalben im norddeutschen Küstengebiete ein ungeschichteter Lehm, den man den Block- oder Geschiebelehm nennt. Er findet sich in mehrfacher Wiederholung übereinander, getrennt durch Sandbänke, von anderer Beschaffenheit und fast frei von den bezeichnenden Blöcken.

Auch an den Ufern der Kieler Bucht tritt uns in den vom Wellenschlage steil gerissenen Küstenwänden dieses Verhältniß offen entgegen. Oben sehen wir den gelben Blocklehm, mit den vom Eise bearbeiteten Wanderblöcken, ungeschichtet, ohne Regel in seiner Masse, oft ein wahres Durcheinander verschiedener Materialien. Darunter liegen oft 5 und mehr Meter mächtige Sande, deutlich geschichtet im Gegensatze zu jenem, oft in feinen gleichmäßigen Lagen, ein echtes Sediment aus dem Wasser. Unter diesem Sande erscheint dann eine zweite grau-blau gefärbte Lehmschicht. Sie umhüllt wieder Blöcke, wie die obere, ist also eine ältere Grundmoräne eines älteren Gletschereises.

Welch' ein Zeitintervall aber trennt diese beiden gleichartig gebildeten Blocklehme! Ein Zeitraum, der groß genug war, die Eisdecke soweit schwinden zu lassen, daß der Boden für ein eisfreies überfluthendes Meer frei wurde, groß genug, den Boden ins Trockene zu heben und in kleineren nun im Binnenlande liegenden Süßwasserbecken fein geschichtete Sedimente zum Absatz zu bringen, groß genug endlich, das Eis wieder vordringen zu lassen, bis es die alten Gebiete mit seiner starren Hülle wieder begrub. In dieser Zeit aber lebten Thiere, die wir anderswo als Zeitgenossen des Menschen finden.

So entwickelt sich, jemehr wir uns in die Einzelheiten vertiefen, um so vielgestaltiger vor uns die lange Epoche der Diluvialzeit. Immer mehr aber

drängt sich uns damit auch die Ueberzeugung auf, daß nicht ein einzelner Vorgang, und nicht ein Complex gleichartiger Processe diese Vielgestaltigkeit zu erklären vermag, sondern daß nur die Annahme einer ganzen Reihe verschiedener, sich wiederholender geologischer Factoren uns an die Schwelle der Lösung dieser großen Fragen bringen kann. Machen es doch jetzt schon gewisse Beobachtungen nicht unwahrscheinlich, daß eine Vereinigung oder ein Wechsel von Drift und Gletscherarbeit die heute getrennten Theorien auf dem ersehnten Boden der Wahrheit wieder zusammenführt.

Ueberdenken wir am Ziele unseres geologischen Spazierganges noch einmal, was uns die Wanderung im Geiste angeregt hat, indem wir ausruhend hinausblicken über das schrankenlose Meer, dessen Welle zu unsern Füßen mit nordischen Geschieben spielt! Dann wenden wir uns dem rückwärts liegenden flachen Lande nicht mehr mit dem Gedanken zu, daß es für die Geschichte der Erde keine Documente berge. Das Buch der Schöpfung hat kein unbeschriebenes Blatt!

Nicht nach der Weite des Weges und der Höhe der Berge mißt sich das Maaß des Genusses, den uns die Betrachtung der Natur gewährt, sondern nur nach der Tiefe des inneren Verständnisses für ihre Schönheit und der Innigkeit ernstlichen Durchdringens ihrer Probleme.

Literarisches.

Deutsche Kreuz- und Pilger-Fahrten nach dem heiligen Lande. Herausgegeben von **Röhricht und Meißner.** Berlin, Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung (H. Reimer).

Die französische Akademie des inscriptions beschäftigt sich, wie bekannt, seit ungefähr fünfzehn Jahren mit der Edition eines Recueil des historiens des croisades. Diese Ausgaben haben indessen, die Auteurs armeniens et arabes ausgenommen, den Anforderungen nicht entsprochen, welche die neuere historische Quellen-Kritik zu stellen berechtigt ist. Außerdem schreiten die desfallsigen Publicationen nur langsam vorwärts.

Aus diesem Grunde hat sich in Frankreich vor ungefähr fünf Jahren eine Société pour l'histoire de l'Orient latin gebildet, welche vorläufig nur die Herausgabe der kleineren Chroniken in Angriff nehmen will, jedoch für die betreffenden Publicationen einen umfassenderen Plan als die französische Akademie im Auge hat.

Diese Gesellschaft, an deren Spitze der Graf Melchior de Vogué, Paul Riant und de Marsy stehen, und der als Mitglieder de Mas Latrie, Leopold Delisle, Paul Meyer, Gustav Schlumberger und andere Notabilitäten angehören, beabsichtigt alle auf die historischen Beziehungen des Orients und Occidents bezüglichen Chroniken, Bullen, Briefe, Urkunden, Reisebeschreibungen u. s. w. bis zum Jahre 1500 zu sammeln und nach den Grundsätzen der durch Pertz und Ranke begründeten kritischen Methode herauszugeben. Die eigentliche Leitung der Arbeiten hat der Graf Paul Riant übernommen, welcher sich nicht allein durch eine Reihe von Schriften über die Skandinavier im heiligen Lande, die Vorgeschichte des ersten und vierten Kreuzzuges &c. unter den Fachhistorikern eine hervorragende Stellung erworben, sondern sich auch in der Lage befindet, die Zwecke der Gesellschaft durch die Gewährung der erforderlichen Geldmittel nachhaltig zu fördern.

Die erste Publication der Gesellschaft bilbeten die ältesten lateinischen Beschreibungen von Pilgerreisen nach dem heiligen Lande, vor deren Vollendung der mit der einschläglichen Litteratur auf das genaueste vertraute Titus Tobler leider im Jahre 1877 starb; an seine Stelle trat Meunier. Ferner gab Martin Thomas in München, auf dem Gebiet byzantinischer und venetianischer Geschichte als Meister bekannt, die berühmte venetianische Chronik: De passagiis in Terram sanctam heraus, Gustav Schlumberger die Numismatique de la Terre sainte, demnächst Reinhold Röhricht in Berlin die Scriptores quinti belli sacri minores, während Carl v. Halm in München, Belgrano in Genua, Sathas und Michelaut in Paris in verwandten Richtungen thätig waren.

Ueber die Fortschritte der in Angriff genommenen Arbeiten giebt ein Jahresbericht vollständige Auskunft. Um für die erforderlichen vielseitigen Detailstudien stets einen Vereinigungspunkt zu haben, wird vom nächsten Jahre ein eigenes Organ unter dem Titel: Les archives pour l'histoire de l'Orient latin erscheinen.

Während auf diese Weise die Pariser Ge-

sellschaft hauptsächlich die Geschichte der Beziehungen des Orients und Occidents, des heiligen Landes und der dahin gerichteten Züge und Reisen ins Auge faßt, hat sich der im Jahre 1878 zusammengetretene deutsche Palästina-Verein besonders die geographische und topographische Erforschung des heiligen Landes zum Ziel gesetzt.

Das lebhafte Interesse, welches die Bildung dieses Vereins gefunden, spricht sich in dem Verzeichniß seiner Mitglieder aus. An der Spitze derselben befindet sich Se. Maj. der Kaiser mit dem König von Württemberg, dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, dem Kronprinzen des Deutschen Reichs und dem General-Feldmarschall v. Moltke; Männer aus allen Ländern und Ständen, sowie allen Bekenntnissen angehörig, sind dem Verein beigetreten.

Seit 1878 giebt der Verein im Verlag von Baedecker in Leipzig eine eigene Zeitschrift unter der Redaction des Lic. Dr. Guthe daselbst heraus. Die Ziele der Gesellschaft sind zunächst auf eine gründliche Kenntniß des Landes gerichtet; man hofft durch systematisch angestellte Ausgrabungen über manche noch nicht gelöste Fragen Aufklärung zu gewinnen. Außerdem hat man die Lebensweise, Sitten und Gebräuche, sowie die ganzen Culturzustände der Landbevölkerung zu erforschen begonnen, und für diese Zwecke die Einrichtung fester wissenschaftlicher Stationen auf dem Gebiet der historisch-archäologischen und naturwissenschaftlichen Studien ins Auge gefaßt.

Dem entsprechend haben die Hauptarbeiten der erwähnten Zeitschrift sich bisher innerhalb der Geographie und Topographie des heiligen Landes bewegt; für diese ist der Baurath Schick in Jerusalem besonders wissenschaftlich thätig; außerdem wird eine Sammlung und Verarbeitung aller in altjüdischen, syrischen und arabischen geographischen Werken enthaltenen Materialien über Land und Bevölkerung Palästina's vorbereitet.

Da in dieser Hinsicht auch die nach dem heiligen Lande unternommenen Pilgerfahrten eine quellenmäßige Bedeutung besitzen, so hat die erwähnte Zeitschrift auch diese in den Kreis ihrer Publicationen gezogen.

In dem Jahrgang 1878 haben Dr. Meißner (Custos an der Kgl. Bibliothek zu Berlin,) und Dr. Röhricht (Oberlehrer am Humboldts-Gymnasium daselbst) eine solche interessante Pilgerreise des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz und Brieg (1507) mitgetheilt.

Dieselbe gehört einer Reihe monographischer Vorarbeiten an, welche in einem kürzlich von den beiden Verfassern (Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin) herausgegebenen Werk über die deutschen Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande ihren Abschluß gefunden haben.

Nachdem zuerst die Franzosen und sodann Belgier, Skandinavier und Italiener den Antheil, welchen ihre Vorfahren an jenen gewaltigen Kriegsfahrten genommen, in wissenschaftlichen Denkmälern zur Anerkennung gebracht, trat die gleiche Anforderung auch an die deutsche Geschichtsforschung als eine nationale Ehrenpflicht heran.

Unter dem Eindruck der glorreichen Kriegsthaten von 1870 und 1871 begann der eine der beiden Herausgeber — Dr. Röhricht — seine nationalen Studien auf dem Gebiet der Kreuzzüge. Die Resultate derselben sind in den „Beiträgen zur Geschichte der Kreuzzüge" in 2 Bänden 1874 und 1878 (Berlin, in der Weidmann'schen Buchhandlung) erschienen.

Der erste Band enthält eine auf umfangreichen Detailforschungen beruhende Darstellung der Kreuzfahrt des Kaiser Friedrich II., an die eine monographische Arbeit über den Feldzug Saladins gegen die Christen (1187 und 88), sowie eine von Silvestre de Lacy gemachte, aber noch nicht veröffentlichte Uebersetzung einzelner Abschnitte aus der Chronik des Kemal-ed-Siä sich anschließt.

Der zweite Band giebt sodann nach einer Einleitung über die Wallfahrten vor den Kreuzzügen die Geschichte der von den Deutschen unternommenen Kreuzfahrten; mit besonderer Genauigkeit sind die von Konrad IV. und Friedrich I. Barbarossa geführten Züge behandelt. Der Anhang enthält einen genauen Katalog aller seit 400—1300 nachweisbaren deutschen Kreuzfahrer mit Angabe der darauf bezüglichen Quellen. Den Schluß bildet eine Zusammenstellung der an deutsche Kreuzfahrer sich anknüpfenden Sagen.

Es sind hiernach die Beziehungen Deutschlands zum Orient, wie sie in den Kreuzzügen zum Ausdruck kamen, zum ersten Male wissenschaftlich erläutert und dargelegt.

Die Fortsetzung dieses Werkes bilden nun die vorstehend erwähnten, kürzlich erschienenen „Deutschen Pilgerreisen nach dem heiligen Lande", welche den geschichtlichen Entwickelungsgang für die Zeit von 1300 bis 1600 weiter führen.

Der betreffende Katalog giebt das Jahrweise angelegte, mit den erforderlichen Quellen-Angaben versehene Namens-Verzeichniß von ca. 1400 Pilgern. Es ist hiermit die Geschichte der deutschen Wallfahrer bis zu dem Zeitpunkt fortgeführt, in welchem der Durchbruch eines neuen Zeitalters sich deutlich entschieden hat. Zunächst ging die Absicht der beiden Herausgeber nur dahin, eine vollständige Zusammenstellung der in den Pilgerschriften aufgeführten, nachweisbaren deutschen Pilger abzufassen; im Verlauf der Arbeit und bei der Einsicht der desfallsigen Reisebeschreibungen erweiterte sich jedoch der anfänglich gehegte Plan zu der Aufgabe, aus der Fülle jener Reiseschriften mit möglichster Ausnutzung des gesammten gedruckten und ungedruckten Materials ein anschauliches Bild der deutschen Fahrten nach dem heiligen Lande herauszuarbeiten.

Zu diesem Behufe haben die Editoren im Ganzen dreißig Handschriften ausgenutzt, von denen dreiundzwanzig fast ausschließlich un-

edirt, oft sogar dem Namen nach unbekannt durch auszugsweise Mittheilung zum ersten Male der Forschung zugänglich gemacht sind.

Dies ganze Material ist sodann in der „historischen Einleitung" zu der übersichtlichen zusammenfassenden Charakterschilderung einer solchen Pilgerfahrt condensirt, so daß die Hauptmomente derselben in den einzelnen Bildern der Ausrüstung und Abfahrt, des Reiseweges, des Aufenthalts in Palästina und der Heimkehr wie in einer Camera obscura an uns vorüberziehen.

Ueberall sind aus den vorhandenen Reiseschriften die einschläglichen Belagstellen angegeben. — In den auszugsweise abgedruckten neu aufgefundenen Quellenschriften nehmen die Mittheilungen aus dem heiligen Lande die Hauptstelle ein. Dieser palästinographische Theil des Werkes enthält noch eine bis jetzt fehlende bibliographische Ergänzung zu der grundlegenden Bibliographia geographica Palästinae Toblers für das Decennium von 1867—1877, von welchem letzteren Jahre ab bekanntlich der Professor Solin in Tübingen einen jährlichen Bericht über die Geographie des heiligen Landes in der Zeitschrift des Palästina-Vereins publicirt.

In Folge der erwähnten Ergänzungen, welche 1000 derartige Schriften nachweisen, ist es der eingehenden Kenntniß und den mühevollen Studien des Dr. Meißner gelungen, die vorhandene bibliographische Lücke auszufüllen, so daß die gesammte einschlägliche Litteratur jetzt vollständig vorliegt.

Um den Werth dieser neuesten Publication zu würdigen, wird es genügen, auf die Beurtheilung hinzuweisen, welche die „Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge" in dem Jahresbericht für Geschichtswissenschaft für 1878 (Berlin, Mittler u. Sohn, 1880), Seite 337 gefunden. Der Verfasser — heißt es dort — hat die Aufgabe gelöst, die Quellen aus sechs Jahrhunderten nicht blos zu suchen, sondern auch zu durchforschen und zu verwenden. Gilt es doch auf dem Gebiet der Literatur der Kreuzzüge mehr als auf einem anderen Felde der mittelalterlichen Geschichtsforschung aus allen Theilen Europas die Schrift-Denkmäler heranzuziehen, um abschließende Forschungen zu unternehmen. Außer Hormeyr („Die Bayern im Morgenlande") und Rießler („Die bayerischen Jerusalempilger") hat in Deutschland noch Niemand es unternommen, die Thätigkeit auch nur eines deutschen Stammes für das heilige Land zu betrachten.

So hat der Verfasser mit einem würdigen Denkmal die Erinnerungen an die Thaten unserer Vorfahren im Morgenlande wachgerufen und einen höchst verdienstvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Nation wie des ganzen Mittelalters und der Culturgeschichte der Menschheit geliefert.

Die gegenwärtig von dem Dr. Röhricht in Gemeinschaft mit dem Dr. Meißner herausgegebenen deutschen Pilgerreisen von 1300 bis 1600 bilden eine Fortsetzung der vorstehend charakterisirten „Kreuzzüge", und dürfen auf eine gleiche Beurtheilung mit vollem Recht um so mehr Anspruch erheben, als in diesen halbvergessenen deutschen Fahrten ein ganz eigenthümliches Sittengemälde unseres Culturlebens zur Anschauung gebracht ist. Z.

The Parliamentary History of the Irish-Land-Question from 1829 to 1869 and the origin and results of the Ulster Custom, by Rv. Barry O'Brien.

Das vorliegende Werk gewährt einen lehrreichen und spannenden Ueberblick der gesetzgeberischen Thätigkeit des Britischen Parliaments in Beziehung auf die Agrarverhältnisse Irlands. Am 1. November in erster und schon am 18. November in zweiter Auflage erschienen, gewinnt es noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß es von Bright am 17. November in einer Volksversammlung dringend, mit dem Hinweis darauf, daß es von Gladstone beifällig aufgenommen, empfohlen worden ist. So wird der Schleier, der bisher die wichtigste Vorlage an das am 6. Januar 1881 zusammentretende Parlament umhüllte, einigermaßen gelüftet.

Es läßt sich hiernach annehmen, daß die neue Irishland-bill, wie die frühere vom Jahre 1870 sich an die aus dem Gewohnheitsrecht in der Grafschaft Ulster hervorgegangenen Einrichtungen anschließen wird. Dort besteht im Wesentlichen Friede zwischen den Grundeigenthümern und Pächtern. Hergestellt ist dieser befriedigende Zustand durch Befestigung der Dauer des Pachtrechts; die Entschädigung des Pächters bei Exmissionen, sein Anspruch auf ganzen oder theilweisen Erlaß des Pachtzinses bei Unglücksfällen sind gesetzlich geregelt. Das wichtigste dem Pächter gewährte Recht ist aber das der Unterverpachtung (sublocatio, goodwill). Die Weigerung der Annahme eines Unterpächters muß der Grundeigenthümer durch aus dem Charakter oder der Unfähigkeit des Unterpächters, vor dem Richter nachzuweisende Gründe des Widerspruchs motiviren.

Unter dem Schutze dieser Einrichtungen sind die befriedigenden Zustände in Ulster herbeigeführt. Eine Nachbildung und Ausdehnung derselben auf ganz Irland wird den wesentlichen Inhalt der neuen Vorlage bilden. Daß die Entwickelung der Gesetzgebung dahin führt, hat O'Brien aus den Parliamentsreden und Akten überzeugend nachgewiesen.

O'Connell stellte schon der Heiligkeit des Eigenthums die des Besitzes gegenüber. Nur durch die Erkenntniß, daß es nicht blos im Interesse, sondern auch in der Pflicht des Eigenthümers liegt, die Pächter unter annehmbaren Bedingungen leben zu lassen, kann das gegen Irland begangene Unrecht, dessen Nachwehen jetzt das Land erschüttern, gesühnt werden. Bei der Union der 3 Königreiche im Jahre 1603 gab es eine Parthei, welche die Einheit nur durch Ausrottung der Iren für erreichbar hielt. Aufgeklärte Staats-

männer haben mit rührender Ausdauer sich dieser Methode der Einigung entgegengestemmt. Aber auch jetzt ist diese Uebertreibung des Eigenthumsbegriffes noch nicht ausgestorben. Gladstone hat den harten Kampf gegen diesen fanatischen Egoismus aufgenommen.

So lange dieser Kampf nicht geschlichtet, ist das britische Reich in seiner Weltstellung gelähmt und damit zugleich die freiheitliche Entwicklung der Menschheit gefährdet.

O'Brien tritt durch seine lichtvollen Schilderungen als ein nicht zu verachtender Streitgenosse für Gladstone auf den Plan.

Dr. Gustav Eberty.

Fürst Bismarck, sein politisches Leben und Wirken. Von **Ludwig Hahn.** Band III. Berlin, Wilhelm Hertz. 1881.

Nach längerer Unterbrechung, die durch Krankheit des Verfassers verursacht war, ist nun die Fortsetzung des obigen Werkes erschienen. Der dritte Band bietet eine Uebersicht über den gesammten Verlauf der orientalischen Frage und der Einwirkung der deuschen Politik auf dieselbe. Die Verhandlungen des Berliner Congresses sind deshalb genau und protocollarisch in diesem Bande geschildert und geben ein Bild von den großen Bemühungen des Fürsten Bismarck, die orientalischen Wirren auf friedlichem Wege zu beseitigen. Mit welchen Schwierigkeiten der Reichskanzler zu kämpfen hatte, um unter den Mächten den Frieden aufrecht zu erhalten, beweisen die diplomatischen Actenstücke und Reden während des Congresses. Die deutsch-österreichische Verbindung und die Berliner Nachconferenzen sind in diesem Bande noch unerwähnt geblieben. Wir hoffen, daß der Verfasser vielleicht das amtliche Material hierüber schon für den nächsten Band zur Veröffentlichung erhält, um so mehr, als über die Berliner Conferenzen schon jetzt im Auslande und namentlich von dem italienischen Minister Cairoli wichtige und werthvolle Actenstücke publicirt sind.

Auch über die Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck hat der Verfasser eingehend berichtet. Dieser Theil des Werkes bietet aber nichts Neues, da das Ganze auf einer Sammlung bekannter officieller Aeußerungen und Thatsachen beruht.

In Bezug auf die Verhandlungen über Wiederherstellung des kirchlichen Friedens mit der Curie liegt dem Verfasser ein reiches Material vor, er will dasselbe aber erst später und, wie er sagt, „hoffentlich im Zusammenhange mit der wirklichen Erreichung dieses edlen Zieles", benutzen. Wir glauben, oder befürchten vielmehr, daß dieser Wunsch, den Frieden mit Rom bald hergestellt zu sehen, nicht erfüllt werden wird. Nach einer Publication im Decemberhefte dieser Zeitschrift über die Ansichten des Cardinals Jacobini und nach einer Unterredung mit dem Cardinal Hergenröther ist auf irgend welches thatsächliche Entgegenkommen seitens der Curie nicht zu hoffen. Die Curie scheint vielmehr ihre frühere Stellung wieder einnehmen zu wollen und in ähnlicher Weise wie unter Pius IX. die Rechte des Staates zu bekämpfen. Daß Fürst Bismarck dieselben aber nicht preisgeben wird, ist unsere vollste Ueberzeugung, und gerade durch diese Beharrlichkeit wird der Reichskanzler auch über die vaticanische Politik den Sieg davontragen. Es wird deshalb die in Aussicht gestellte Publication des Materials über die Friedensverhandlungen mit Rom sehr werthvoll sein, wenn auch nach einer Aeußerung des Cardinals Hergenröther es nicht ausgeschlossen ist, daß auch die Curie dann die Actenstücke über diese Verhandlungen veröffentlichen wird.

Die Werke italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden, Berlin. Ein kritischer Versuch von **Ivan Lermolieff.** Aus dem Russischen übersetzt von **Dr. Johann Schwarze.** Leipzig. E. A. Seemann. 1880.

Der Verfasser obigen Buches nennt sich einen Abkömmling slavischer Race und macht dem Norden ein ehrendes Geschenk, indem er ihm eine solche Fülle von Wissen und Feinheit der kritischen Beobachtung, wie dies Buch sie enthält, zuschreibt. Uns sei es indeß erlaubt, an der Authenticität dieser Abstammung zu zweifeln; es steckt zu viel Sonne und südliches Licht in der Schrift, um sie der kalten Zone zuzutrauen, vielmehr dünkt uns, als sähen wir hinter der liebenswürdigen Maske das gütig-ironische Lächeln Eines, dessen Wiege in dem Lande gestanden, wo die Malerei ihre schönste Blüthezeit erlebte.

Doch dem sei, wie ihm wolle, wir wollen hier nur auf dies werthvolle Buch aufmerksam machen, welches, so scheint's uns, den richtigen Weg zeigt, um zu einer Kunstwissenschaft zu gelangen. Es ist im Grunde ein sehr oberflächliches, für das Verständniß der Bedeutung der bildenden Künste ziemlich werthloses Verfahren, blos zu untersuchen, ob dies oder jenes Bild dem einen oder anderen Maler zuzuschreiben sei, und die Richtung einer ganzen Schule auf den Einfluß eines einzelnen maßgebenden Meisters zu begründen. Es ist überdies auch unzuverlässig, da es dabei doch immer etwas auf's Rathen ankommt. Anders aber ist es, wenn wir, dem Verfasser obigen Buches folgend, an der Hand der Experimentalmethode, den Geist der bildenden Kunst in den verschiedenen Localitäten gleichsam organisch aus dem heimathlichen Boden herauswachsen sehen, in tiefer innerlicher Uebereinstimmung mit der Sprache des Volks, dem Dialekt und mit dessen durch die natürlichen Einflüsse bestimmten Charakter und besonderer Individualität. Da zeigt sich uns die Geschichte der bildenden Kunst denselben erhabenen Gesetzen unterworfen, welchen die Forschung jetzt

auf allen Lebensgebieten nachgeht; die hohen Meister erscheinen nicht mehr als die Ausgangs-, sondern als die Gipfelpunkte einer organischen Entwicklung, und das ästhetische Glück, welches sie uns bereiten, erhöht sich, indem wir sie als Ausdruck einer ganzen Zeitepoche und einer besonderen Race betrachten lernen. Der uns vergönnte Raum erlaubt nicht, auf eine nähere Besprechung einzugehen; doch dürfen wir versichern, daß, wenn auch einzelne Behauptungen der Schrift Widerspruch erfahren werden, das Buch doch allen vorurtheilsfreien Lesern eine reiche Quelle der Belehrung und des Genusses werden wird. M. v. M.

Aus Aegyptens Vorzeit, eine übersichtliche Darstellung der ägyptischen Geschichte und Cultur. Von Dr. **F. J. Lauth.** Verlag von Th. Hofmann. Berlin 1881.

Bei dem gegenwärtigen großen Interesse des Publikums an Allem, was das uralte Culturland Aegypten betrifft, wird dieses Werk sehr willkommen sein, obgleich es zum Theil einen polemischen Charakter angenommen hat. Wir finden in dem Werke u. A. die Höhepunkte des Reiches unter Sethosis I. und Sesostris, die Anarchie und Fremdherrschaft und die Geschichte der Dynastien geschildert. Es bietet dieses Buch deshalb ein Gesammtbild der Geschichte Aegyptens von den ersten Anfängen bis auf Augustus. Bisher besaßen wir in unserer Literatur nicht ein gleiches Werk und der Autor sagt mit Recht, daß seine Schrift eine Lücke ausfüllt, die nicht nur für den Forscher, sondern auch für den, der sich mit der Geschichte Aegyptens näher vertraut machen will, empfindlich war. Frei von romanhafter Erzählung hält sich Lauth streng auf dem Boden der Wissenschaft, ohne hierdurch das Studium seines Werkes dem Laien unmöglich zu machen. Es ist in letzter Zeit viel über die altägyptische Cultur und Geschichte gedichtet werden, so daß es doppelt erwünscht ist, wenn dem großen Publikum ein wahres Bild über dieses Wunderland gegeben wird. Das Buch wird deshalb Vielen eine Befriedigung gewähren und Theilnahme durch seine lebendigen Schilderungen erwecken. Abbildungen und ein Namenregister sind demselben beigefügt.

Reisebriefe eines Diplomaten. Von **Charikles.** Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Den Inhalt dieses Buches bilden Briefe aus Konstantinopel, aus dem Jahre 1876, nebst Epilog; ein Ausflug nach dem Thurme von Babel in 1851, eine daran sich schließende Reise von Bagdad nach Ispahan in diplomatischer Mission der hohen Pforte, und eine erste Ferienreise, die den pseudonymen Verfasser vor dreißig Jahren von Wien durch das südliche Deutschland, den Rhein hinunter und nach Paris führte. Der Verfasser ist eine in Deutschland und namentlich in Berlin wohlbekannte Persönlichkeit, die eine scharfe Beobachtung und ein richtiges Urtheil besitzt. Besonders tritt dies in der Beurtheilung seiner heimischen Zustände hervor, über deren Zerfahrenheit er volle Klarheit besitzt, die er prophetisch so vorausgesehen, wie sie sich nach Jahren wirklich gestaltet haben. Es ist dieser Theil des Buches der interessanteste, ihm schließt sich an stofflichem Interesse die Reise nach Bagdad an. Der Verfasser schreibt das Deutsche im Allgemeinen correct, einige besonders in die Augen springende Verstöße hätten leicht durch nochmalige Durchsicht vermieden werden können (pag. 42, 51, 57), — Anderes, z. B. ein gewisses Coquettiren mit Gefühlen, an deren Existenz es uns schwer gemacht wird zu glauben (pag. 58 die Schilderung seiner Seelenstimmung beim mechanischen Genusse frischer Austern), hätte besser eingeschränkt werden können. Im Ganzen jedoch liest sich das Buch mit Interesse und hat es für die Geschichte der Gegenwart seinen Werth. J.

Georg Ebers: Der Kaiser, Roman in zwei Bänden. Stuttgart und Leipzig. Hallberger, 1881.

In diesem neuesten Roman behandelt der Verfasser die Zeit Hadrian's, dessen Gestalt er zum Helden seiner Dichtung gemacht hat. Er füllt damit eine Lücke aus in der Reihe seiner Werke, die bestimmt waren, die Geschichte Aegyptens von den frühesten Zeiten bis zum völligen Aufgehen dieses Wunderlandes in dem römischen Weltreiche darzustellen. Hatte er in „Uarda" die Glanzperiode der Pharaonenherrschaft, in der „Aegyptischen Königstochter" die Kämpfe zwischen Aegypten und Persien, in den „Schwestern" die Ptolemäerzeit behandelt, so versetzt er uns durch den „Kaiser" mitten in die römische Cultur, in eine Zeit, in der das Reich seine gewaltigste Ausdehnung erlangt hatte und noch zusammenhielt. Das Christenthum, das in „Homo sum" hauptsächlich zur Geltung gelangt, spielt auch hier schon eine bedeutende Rolle; der Verfasser zeigt nun, wie dieser neue Culturfactor sich entwickelt, der, freilich noch nicht im Stande, den alten Götterglauben zu vernichten, ihm doch schon Boden abgewinnt und nach Selbständigkeit ringt. Wie in allen anderen Werken ist es dem Verfasser auch in diesem gelungen, ein lebensvolles, farbenreiches Bild der antiken Cultur, in diesem Falle der römisch-alexandrinischen, zu geben, den historischen wie den erdichteten Gestalten außerordentliche Körperlichkeit zu verleihen und Alles zu vermeiden, was das ästhetische Gefühl verletzen könnte. Hadrian und sein schöner Günstling Antinous bilden den Kern der Dichtung, an dem sich alles Uebrige krystallisirt, und die historisch hinlänglich begründete Eigenthümlichkeit des Kaisers, seine Wanderlust, sein unersättlicher Wissensdrang, seine Vielseitigkeit, die Gegensätze und das Romantische in seinem Wesen, werden in entsprechenden Handlungen und

mit feiner psychologischer Motivirung dem Leser verständlich gemacht. Manche der erdichteten idealen Gestalten, wie die des Bildhauers Pollux und der Christin, der Wittwe Hanna, wirken in hohem Grade sympathisch und nehmen für sich wie für die ganze Dichtung ein. Der Boden, auf dem die Ereignisse sich abspielen, ist Alexandria, wo sich Hadrian längere Zeit aufhielt, da das wissenschaftliche und künstlerische Leben der Stadt, die Eigenart des ägyptischen Landes ihn anzogen und wohin auch die Kaiserin Sabina mit ihrem Hofstaat gekommen war. Der Umstand, daß der Kaiser sich incognito nach Alexandria begiebt und sich mehrere Tage unter dem Namen Claudius Venator in dem Schlosse Lochias aufhält, um ungestört die Stadt, Land und Leute kennen zu lernen, bietet dem Dichter die Fäden zum Grundnetz seiner Schöpfung und Gelegenheit zu geschickten Verwicklungen, zu deren allmäliger Lösung eine Fülle von interessantem, culturhistorischem Material Dienste leistet. Das Aegyptische tritt in dieser Dichtung allerdings mehr in den Hintergrund, das specifisch Alexandrinische, der Charakter der zweiten Hauptstadt des Reiches, der durch die Mischung der verschiedensten ethnischen Factoren und Religionen erzeugt wird, bilden den Fonds, von dem sich die Gestalten und die Handlungen der Helden des Romans plastisch abheben. s.

Franzi und Heini. Geschichte zweier Kinder in Wien. Von **Leopold Kompert.** Berlin 1881. Otto Janke.

Kompert genießt mit Recht den Ruf eines der feinsinnigsten Psychologen unter den modernen Belletristen. Mit Vorliebe wendet er sich zu den Armen, den Kleinen dieser Welt, und gibt hier aus dem tiefen Schachte des Gemüthes köstliche Schätze von Edelmuth, Gesinnungsgröße, echter Menschenliebe. Die vorliegende Erzählung ist eine mit den feinsten Pinselstrichen ausgeführte Studie über die Kinderseele; „moralkrank" nennt der Dichter die Kinder Franzi und Heini, die in der Schule nur mit dem äußerlichen Studienapparat beschäftigt, ein selbständiges, uncontrolirtes Seelenleben führen, das sie auf Irrwege führt, ohne daß sie sich dessen bewußt werden, da sie über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit ihres Handelns zu keiner klaren Erkenntniß kommen. Die Erzählung ist trefflich componirt, in klarem, harmonisch abgetönten Styl geschrieben, und die tiefe und geistvolle Charakterzeichnung wird auch solche Leser fesseln, die sich angesichts ihrer stofflichen Effecthascherei, ihrer zwar prunkhaften, aber theilweise recht hohlen Aeußerlichkeit, von der modernen Romanproduction abgewendet haben. T.

Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjam, verdeutscht durch **Friedrich Bodenstedt.** Breslau. Schletter'sche Buchhandlung. 1881.

Omar war der Sohn eines Zeltmachers in einem Dorfe bei Nischelpur in der Provinz Chorazzan, wo er wahrscheinlich um die Mitte des 11. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung geboren wurde. In der Geschichte der Wissenschaften steht er als der erste Astronom seiner Zeit verzeichnet. Da es in Persien Gebrauch war, als Dichter einen besonderen Namen zu führen, so nannte er sich nach dem Gewerbe seines Vaters, in dem er selbst mitgearbeitet haben soll, bis ihn eine königliche Pension der drückenden Nahrungssorgen enthob, Chajjam, d. i. Zeltmacher. Indem ich wegen weiterer Nachrichten über sein Leben und sein Wirken auf Bodenstedt's Einleitung verweise, sei nur noch bemerkt, daß die ersten deutschen Uebersetzungsproben aus dem Nachlasse des alten Persers, denn Omar selbst hat seine Sinngedichte nie gesammelt und der Oeffentlichkeit übergeben, von Hammer-Purgstall, Dr. Wollheim und Adolf Friedrich Grafen von Schack herrühren. Der erste von diesen Dreien nennt Omar „den persischen Voltaire"; Rückert „einen zaubervollen Dichter"; Hyde in seiner „Veterum Persarum Religio" einen „König der Weisen". Wenn man Bodenstedt's Uebertragung zur Hand nimmt, so wird man alle diese Urtheile bestätigt finden. Es herrscht in den Liedern und Sprüchen eine heitere olympische Ruhe und die tiefe Weisheit des Dichters erscheint durchaus nicht dem Genusse des Lebens abgewendet. Mit feinem, witzigen Geiste ironisirt er die Thoren, die das Leben entfliehen lassen, ohne Liebe und Wein kennen zu lernen, die Gott zu dienen glauben, indem sie seine köstlichsten Gaben verschmähen. Vor Allem sind es die Pfaffen, die er nicht müde wird mit den feingeschliffenen Pfeilen seines Spottes zu beschießen. Er hatte deshalb auch viel von ihren Verfolgungen zu leiden. Indessen würde man irren, wenn man ihn irreligiös nennen wollte; sein Glaube war ein reinerer, tieferer als der der Priester, und indem er den Islam bekämpfte, faßte er Gott im Sinne des reinen Parsismus als Geist. Gerade in seinen schönsten Sprüchen wird man ein tiefes, religiöses Gefühl nicht vermissen. Ein erleuchteter Geist, ein klarer Verstand, gepaart mit tiefem Gefühl und Liebe zur Wahrheit und einer an Bildern reichen Phantasie, das sind die Eigenschaften Chajjam's, welche in der Uebertragung Bodenstedt's die vorzüglichste Fassung erhalten haben. Wir glauben es diesem gern, wenn er in der Einleitung sagt, daß ihm, außer der Verdeutschung der Sonette Shakespeare's, keine andere Aneignung aus fremden Sprachen so viel Freude gemacht habe wie diese. Die Uebertragung ist vielleicht noch höher zu stellen wie die der Sonette und bildet jedenfalls in ihrer Vollendung ein Seitenstück zu Mirza Schaffy-Bodenstedt. Die Lieder und Sprüche des Persers werden besonders in denjenigen Kreisen die wärmste Aufnahme finden, in denen Göthe, an den Chajjam oft gemahnt hat, geehrt und geliebt wird. — Die Ausstattung des Buches ist ebenso prächtig wie geschmackvoll.

R. S.

A. Kayser-Langerhannß: Odin, Nordisch-germanische Göttersage. Mit 12 Illustrationen in Lichtdruck und zahlreichen Vignetten von **E. Ph. Fleischer.** München. Bruckmann.

Die Religion und Weltanschauung unserer Vorfahren scheinen endlich ihre Rechte geltend machen zu wollen, die sie haben, in den Studienkreis der Deutschen gezogen zu werden. Bisher waren sie die vernachlässigten Stiefkinder, die hinter allem Fremden zurückstehen mußten, jetzt aber fängt man allmälig an, zu erkennen, daß der Deutsche wol auch die deutsche Culturgeschichte gründlich studiren muß, wenn man auch noch weit davon entfernt ist, die Beschäftigung mit deutscher Grammatik, deutscher Geschichte, Literatur und gesammter Cultur in erste Linie zu stellen. Es sind in den letzten Jahrzehnten mehrere Werke erschienen, die darauf abzielten, die nordisch-germanische Mythologie gemeinverständlich größeren Kreisen zugänglich zu machen, und diese Aufgabe hat sich auch die als lyrische Dichterin hinlänglich bekannte Schriftstellerin Frau A. Kayser-Langerhannß gestellt, als sie es unternahm, die bedeutendsten Mythen der nordischen Völker in poetischer Form zu behandeln und der deutschen Nation damit ein nationales Weihnachtsgeschenk zu machen. Die Verfasserin hat die schwierige Aufgabe in geschickter Weise gelöst, indem sie diese vielen unzusammenhängenden Mythen in Beziehung zu der Gestalt des obersten Gottes Odin brachte und ihnen dadurch Einheit verlieh. Die 22 Gesänge, in die das ganze Werk eingetheilt ist und deren Versmaße je nach dem betreffenden Inhalt variiren, geben in der That ein vollständiges Bild des nordischen Götterlebens und enthalten, besonders wo echt menschliche Töne angeschlagen werden, viel wahrhaft Schönes. Anmerkungen am Schlusse des Werkes erläutern die nordischen Bezeichnungen und geben die Deutungen und Erklärungen, die für Denjenigen nöthig sind, der mit der nordisch-germanischen Mythologie nicht vertraut ist. Der Werth dieses schönen und glänzend ausgestatteten Werkes wird wesentlich durch die Illustrationen erhöht, die der Münchener Maler Herr Philipp Fleischer für dasselbe geschaffen hat und die in vorzüglichem Lichtdruck reproducirt sind. Genialität im Entwurf, Originalität und lebhafte Phantasie treten auf allen diesen Bildern in vortheilhafter Weise zu Tage, und es ist somit durch das Zusammenwirken zweier Künste in dem „Odin" ein Prachtwerk geschaffen, das wir Allen, die ein Interesse für das alte Germanenthum, für nationale Cultur, für die Denkweise unserer Vorfahren haben, auf das Wärmste empfehlen können. s.

Ueber das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien. Von **Dr. Robert Pilger**, Gymnasial-Director. Berlin. Weidmannsche Buchhdlg. (H. Reimer).

Bei der Discussion über die betreffenden Positionen des Cultusetats ist in der letzten Session des preußischen Landtages wiederholt auf diese wichtige Broschüre eines Fachmanns hingewiesen worden, in welcher die Mißstände, die unser Gymnasialwesen immer üppiger zu überwuchern drohen, an der Hand eines sorgfältig gesichteten und Angesichts der Gefährlichkeit des in Frage stehenden Verbindungswesens erschreckend reichhaltigen Materials offen bloßgelegt werden. Dem Verfasser gebührt das Verdienst, weitere Kreise sowie die zuständigen Instanzen nachdrücklich auf die Nothwendigkeit hingewiesen zu haben, jenen Mißständen, je eher und energischer, desto besser, Schranken zu ziehen und die Aeußerung des Cultusministers, daß man den albernen, rohen und läppischen Nachahmungen des Verbindungswesens der Universitäten energisch steuern müsse, lassen hoffen, daß es nicht bei der frommen Absicht bleiben wird. Nur liegt auch hier die Gefahr nahe, über's Ziel hinauszuschießen und mit der Strafe, die auf den Schüler zielt, am schwersten und empfindlichsten die Eltern zu treffen. Eine straffste Anziehung der Schuldisciplin ist offenbar ein wirksameres und dabei weniger in die Familienverhältnisse störend eingreifendes Mittel, als das allzu schroffe Anwenden der Relegation u. s. w. Daß namentlich das Pensionswesen in den Städten eine Brutstätte für allerlei Ausschreitungen ist, muß zugestanden werden, doch bleibt auch hier, wo nicht Alles, so doch das Wesentliche einer verschärften Controle seitens der Schule vorbehalten, die nur lax geübt worden sein kann, wo das beregte Unwesen allzusehr in's Kraut geschossen ist. Die besten Werkzeuge zur Abhilfe sind jedenfalls energische, aber maßvolle Directoren. T.

Geflügelte Worte, oder Citatenschatz des deutschen Volkes. Von **Georg Büchmann.** Zwölfte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, 1880. Haude und Spener'sche Buchhandlung.

Fünfzehn Jahre sind verflossen, seitdem die erste Auflage dieses Citatenschatzes erschien und heute liegt bereits die zwölfte davon vor. Schon damals mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen, haben sich die „Geflügelten Worte" seitdem durch ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus verbreitet und im Auslande ähnliche Sammlungen angeregt. Die Kritik hat sich dem allgemein bekannten, beliebten und vortrefflichen Werke gegenüber auf die erfreuliche Anzeige zu beschränken, daß von ihm abermals eine neue Auflage erschienen ist. Hinzuzufügen ist nur, daß der fleißige Sammler den Citatenschatz um eine sehr große Zahl von geflügelten Worten vermehrt, andere, die bereits in den früheren Ausgaben sich befanden, in der gegenwärtigen neu bearbeitet hat und daß alle jene geflügelten Worte früherer Auflagen, deren Verfasser sich nicht angeben lassen, von Büchmann jetzt in einen Anhang verwiesen worden sind. R. S.

Raoul der Page. Von **Eufemia Gräfin Ballestrem.** Leipzig. F. Albrecht. 1881.

Gräfin Ballestrem hat sich durch mehrere früher herausgegebene Dichtungen die Gunst des Publicums erworben und mit Interesse nehmen wir ein neues Werk von ihr entgegen. In vieler Hinsicht ist die uns vorliegende Dichtung, die einen „Sang aus alten Tagen" bildet, den besten dieser Gattung gleichzustellen. Mit warmer, poetischer Empfindung schildert die Dichterin das Leben, Lieben und Leiden ihres Helden „Raoul" und verbindet mit ihm Begebenheiten und Personen aus der Geschichte.

Das Reich der Töne. Bildnisse und Schilderungen berühmter Künstler und Künstlerinnen. Dresden. Wilhelm Streit. 1881.

Eine große Reihe von Biographien bedeutender Männer und Frauen im Reiche der Töne nebst Portraits bilden den Inhalt dieses Buches. Wenn auch keine kultur- und kunsthistorischen Betrachtungen mit diesen Lebensschilderungen verbunden sind, so ist doch das kleine Werk als Nachschlagebuch für Musiker und Laien zu empfehlen, namentlich da nicht nur Biographien deutscher, sondern auch ausländischer Künstler und Künstlerinnen in großer Zahl in dem uns vorliegenden Bande enthalten sind. Der Verfasser des Buches, der nicht auf dem Titelblatte, sondern nur in dem Vorworte der Verlagshandlung genannt wird, ist Herr A. Flamont. Die Ausstattung des kleinen Werkes verdient Anerkennung, nur scheint uns das große Format desselben nicht sehr praktisch zu sein.

Hinnerk Brodersen. Von **Robert Geißler.** Wismar. Hinstorff. 1881.

Diesem Gedichte ist der friesische Landvogt Hinnerk von Brodersen als Heldengestalt zu Grunde gelegt, der als Letzter seines Stammes nach vielen Kämpfen sein Grab in der tosenden Brandung seiner Hallig findet. Das Buch ist reich an poetischen Schönheiten und hat eine markige Sprache. Es kann in vieler Beziehung diese Dichtung ein Gegenstück zu Tennyson's „Enoch Arden", von dem eine neue vortreffliche Uebersetzung von Robert Waldmüller (Duboc) uns vorliegt, bilden und wird die Theilnahme der Leser erwecken.

Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält:

Buonaventura, G., und Schmidt, A. Italienische Unterrichtsbriefe 34—40. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.

Devrient, Otto. Briefe von Iffland an Göthe. Frankfurt a. M., W. Rommel.

Falckenberg, Dr. Richard. Grundzüge der Philosophie des Nicolaus Cusanus mit besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Erkennen. Breslau 1880, Wilhelm Köbner.

Führer durch die Königlichen Museen. Berlin 1880, Weidmann'sche Buchhandlung.

Gerold, Rose v. Eine Herbstfahrt nach Spanien. Wien, Carl Gerold's Sohn.

Hamel, Richard. Klopstock-Studien. 2. und 3. Heft. Rostock 1880, Carl Meyer's Buchhandlung.

Herquet, Karl. Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan. Halle a. S. 1881, Buchhandlung des Waisenhauses.

Jahn, Hermann Eduard. Im Bann der Venus. Rostock, Carl Meyer.

Kalbeck, Max. Zur Dämmerzeit. Gedichte. ebd.

Kolisch, Siegmund. Marie Antoinette, Mirabeau, Robespierre. Wien 1880, L. Rosner.

Lamartine, Jocelyn. Uebersetzung von J. Bernhard. ebd.

Leander, Richard. Träumereien an französischen Kaminen. 12. Aufl. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Lehmann, Dr. Otto. Ueber Kant's Principien der Ethik und Schopenhauer's Beurtheilung derselben. Berlin 1880, Theobald Grieben.

Maltzahn, W. v., und Borberger, R., Gotth. Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Dünzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Berlin 1880, Theodor Hoffmann.

Maurer, Aloys. Die Styllehre der architektonischen Formen der Renaissance. 2. Aufl. Wien, A. Hölder.

Müller aus Guttenbrunn. Des Hauses Fourchambault Ende. Breslau, Schottländer.

Paulitschke, Dr. Philipp. Die geographische Erforschung des afrikanischen Continents. 2. verm. und verb. Aufl. Wien 1880, Brockhausen & Bräuer.

Putlitz, G. von. Rafaella, Novelle. Stuttgart, Richter und Kappler.

Rethwisch, Dr. Ernst. Der Begriff der Definition. Berlin, Theobald Grieben.

Schlenther, J. F. Stirb und Werde. Ein Weltbild nach Lucrez und Audeeren. Berlin, Damköhler.

Smiles, Samuel. Hilf dir selbst. Colberg, C. F. Post.

Sophocles' Electra. Uebersetzung von Dr. Feldmann. Hamburg, H. Grüning.

Vogler, Dr. Max. Die Verwahrlosung des modernen Charakters. Leipzig, Paul Frohberg.

Weitbrecht, Carl. Gedichte. Neue Ausgabe. Stuttgart, A. Bonz.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. G. Janke** in Berlin.



Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.



Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.



Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechster Jahrgang.

Heft 2. Februar 1881.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

VI. Jahrgang. Heft 2. Februar 1881.

Seite

Die politischen Wirren in Oesterreich 137

Briefe aus Italien. II. 146

O. Ernst: Die Töchter des Paschas, Novelle 153

A. F. von Schack: Ein Maler, Erzählung in Versen 191

G. A. von Klöden: Buddha 197

Vogel: Unser Planetensystem und die Planeten. I. 213

Th. Fischer: Die Dattelpalme im Cultur- und Geistesleben des Orients 227

E. Laspeyres: Beiträge zur Lage der deutschen Industrie und insbesondere zum angeblichen wirthschaftlichen Rückgang Deutschlands in der angeblichen Aera des Freihandels. II. 235

Th. Weishaupt: Die Simplon-Eisenbahn 240

C. Gareis: Die Expansionskraft des deutschen Volkes 245

A. Eulenburg: Metallische Heilwirkungen 258

Emil Naumann: Musikalische Aphorismen 270

Literarisches 274

Die politischen Wirren in Oesterreich.

* * *

Wir begegnen in älteren, wie in neueren schriftlichen Ausführungen und öfter noch im mündlichen Verkehre, dem mehr oder minder deutlich ausgesprochenen pessimistischen Gedanken, daß Oesterreich-Ungarn, dieses Conglomerat verschiedener Völkerstämme und Regierungseigenthümlichkeiten, keinen Bestand haben könne, und in nicht gar zu langer Zeit der Auflösung entgegengehen müsse, insbesondere seit es dem Dualismus verfallen ist und in Oesterreich mindestens einer immer weiter gehenden Decentralisation entgegensteuert.

Wenngleich Staaten, die lange Dauer gehabt, in welchen tausendfache Verbindungen der einzelnen Bewohner und ihrer Interessen sich hergestellt haben, eine Widerstandsfähigkeit besitzen, die sich nicht leicht aus den Zuständen kurzer Zeitepochen berechnen läßt und jedenfalls größer ist als allgemein angenommen wird — so kann den erwähnten Voraussetzungen nicht ganz jeder Untergrund abgesprochen werden, wenn man namentlich die Verhältnisse der Gegenwart ins Auge faßt, welche, wenn auch lange nicht eine Auflösung der Monarchie, denn doch eine Schwächung derselben herbeiführen und nach Außen und Innen die Macht und die Bedeutung des Staates vermindern. In der That sehen wir, was zunächst Oesterreich und Ungarn betrifft, eine immer weitere Entfremdung sich vorbereiten, welche allmälig auch seitens des Auslandes gefühlt wird und die zunächst auf die äußeren Angelegenheiten und auf die militairische Stellung der Monarchie ihren nachtheiligen Einfluß ausübt.

Auf der einen Seite ist das Eingreifen Oesterreich-Ungarns in die äußeren Verhältnisse, sobald dasselbe das Gebiet der reinen Diplomatik verläßt und auf den realen Boden der materiellen Angelegenheiten des Reiches gestellt ist, jeder wirksamen und zeitgemäßen Initiative entkleidet, oft unmöglich und immer zeitraubend, wenn, wie das gewöhnlich der Fall ist, dieses Eingreifen von dem schwer zu erreichenden Einverständnisse beider Reichshälften abhängt.

Ob die mit dem internationalen Verkehre ganz unvereinbaren Einrichtungen Dauer haben können, dürfte wohl in verhältnißmäßig nicht zu langer Zeit sich erweisen, um so mehr, als es auch im höchsten Interesse der gemeinsamen Regierung Oesterreich-Ungarns liegen sollte, dieselben durch andere praktischere zu ersetzen.

Auf der anderen Seite verliert in der Auffassung des außenstehenden Beobachters die Heeresmacht der Monarchie von ihrer Wichtigkeit und Bedeutung, wenn

man die Fortschritte in Betracht zieht, welche in Ungarn die Organisirung einer der Selbständigkeit zustrebenden Landwehr macht und die Dreitheilung berücksichtigt, welche der gesammte Wehrstand erfahren hat, indem derselbe die gemeinsame Armee, die Landwehr Oesterreichs und die Honved-Armee Ungarns als nahezu gesonderte Heeres-Organismen umfaßt.

Die Heeresfrage hängt aber zu sehr mit der politischen Richtung beider Reichstheile zusammen, als daß nicht die Annahme zulässig erschiene, es sei unter allen Umständen auch in der Zukunft ein Zusammenwirken der drei Heerestheile nicht ganz gewährleistet.

Diese Annahme ist indeß noch immer nicht durch vorangegangene Thatsachen gerechtfertigt, und so bedauerlich auch der komplizirte Organismus der gesammten Heeresmacht erscheinen mag, so sind doch auch gewichtige Faktoren thätig, um die Einheit des Heeres aufrecht zu erhalten. Unter diese Faktoren zählen wir einerseits die gemeinsamen Gefahren, welche der Monarchie von außen drohen könnten, andererseits die finanziellen Zustände der beiden Reichshälften, wodurch auch Ungarn trotz aller Agitationen von ultramagyarischer Seite an einer größeren Entwicklung der eigenen Landwehr im Sinne der Loslösung verhindert wird.

In wie weit Ungarn das bisher befolgte System allmäliger Abtrennung der eigenen Interessen von jenen Oesterreichs einhalten wird und kann, dürfte wohl in erster Linie von der eigenen Lebensfähigkeit desselben als Staat abhängen, und es scheint, daß selbst der nächste Ausgleich noch nicht der letzte sein wird, den beide Reichshälften abschließen werden, da Ungarn auch dann nicht der Anlehnung an Oesterreich wird entbehren können.

Gewiß ist indeß, daß Ungarn in der Ausbildung und Entwicklung der Herrschaft seiner magyarischen Nationalität mit Entschiedenheit — vielleicht auch mit ungerechter Härte — vorgeht, dadurch in jedem Falle die Bildung und Erhaltung des Staates möglich macht, während in Oesterreich Erscheinungen zu Tage treten, die, wenn sie sich bleibend erhalten würden, die Zerstückelung dieser Reichshälfte in einzelne Faktoren zur Folge haben würden.

Es hat einiges Interesse, die bekannten Bestrebungen zusammenzustellen, welche sich in Oesterreich zur Zeit geltend zu machen trachten, und die Art und Weise zu erörtern, in welcher die verschiedenen Parteien vorgehen, um möglicherweise zu ihren wenn auch verschwommenen und unklaren Zielen zu gelangen.

In den Wäldern Brasiliens wächst ein Baum, den man Cipo matador nennt. Er kommt an jeder Stelle des Waldes zur vollen Entfaltung, wo derselbe neben einem kräftigen Stamm anderer Gattung Wurzel faßt. Der Cipo matador strebt nach der Höhe empor, indem er mit seinen biegsamen Aesten den schützenden Stamm umklammert und seinen schmächtigen Körper an diesen lehnt, um den Stürmen und seiner eigenen Schwäche trotzen zu können. So wächst er heran, den mächtigen Stamm in seinen Armen, bis er dessen Krone erreicht und die eigene mit derselben einträchtig vermengt. Er nimmt, wenn der Boden ihm günstig ist, und der Wurzelstock des stützenden Baumes ihm Nahrung gestattet, an Stärke und Mächtigkeit zu, umklammert immer fester und rücksichtsloser denselben und bringt ihn unter Umständen um sein Leben. Der Cipo matador kann sich dann zuweilen selbständig erhalten, der morsche Stamm, dem er sein Leben und Gedeihen ver-



dankte, fällt hingegen, zwischen seinen Armen erdrückt, in Staub zu Boden. — Oft stirbt aber der große Baum noch ehe sein Dränger erstarkte und der nächste Sturm reißt Alles um, den Stützenden wie den Gestützten. In anderen Fällen drängen sich mehrere Cipos um einen und denselben Stamm, benehmen sich gegenseitig die Nahrung und erringen keines ihr Ziel, indem sie sich gegenseitig zerstören.

Fast scheint es als würde Oesterreich diesem Bilde gleichen. An dem deutschen Baum, der sich kräftig entfaltete, ranken sich die Cipos hinan und bedrängen sein Leben, entziehen ihm seine Säfte, lechzen nach Selbständigkeit und nach der Zerstörung ihres früheren Beschützers, dessen Unterstützung sie nicht mehr zu bedürfen glauben. Dabei kömmt ihnen der Umstand zu Statten, daß manche Zweige dieses Stammes den Cipos zu Hilfe kommen und, den eigenen Nachtheil und Schaden nicht erkennend, das Wachsthum und das Treiben der Feinde befördern.

In der österreichischen Reichshälfte ist es vor Allem Galizien, welches alle Vorbereitungen trifft, um sich allmälig vom Reichsganzen abzusondern. Es kann aber eine solche Absonderung nicht eher mit vollem Ernste anstreben, bis es nicht innerlich auf Kosten der Reichshälfte genügend erstarkt und die Möglichkeit voraussehen kann, den russischen Theil Polens an sich zu ziehen. Die Polen Galiziens erblicken aus diesem Grunde jede Schwächung Rußlands als das nächste Ziel, auf welches sie Einfluß zu nehmen bemüht sein müssen und das ihrem Wunsche nach von Seiten Oesterreich-Ungarns für sie erreicht werden soll.

Die Polen haben von jeher mit mehr Phantasie als Ueberlegung, mit mehr Selbstüberhebung als politischem Wissen und Können, in ihrer früheren Unabhängigkeit sowohl, wie in der späteren Abhängigkeit, ihr Volk regiert und geleitet und auch preisgegeben.

Ihr Streben ist auch heutzutage ein nebelhaftes, mit den realen Machtverhältnissen des Aus- und Inlandes nicht im Einklang stehendes, ist weder auf eigene Kraft noch auf eigene Mittel begründet. Sie sind heute wie ehemals keine guten Verwalter ihrer individuellen Güter, wie des Landes, hoffen zu viel vom Auslande, sind bei Weitem nicht einig im Inland, ja stehen im Allgemeinen im Gegensatze zum größeren Theile der Bevölkerung des Landes. Die höheren Classen betrachten sich als die allein maßgebenden, haben daher keinen Anhang im Volke, das sie bedrücken und welches in einer hart empfundenen Abhängigkeit von der Aristokratie lebt. Dieses Volk, welches zudem auf einer ziemlich tiefen Stufe der Bildung steht und erhalten wird, ist, wenn nicht verachtet, doch mißachtet und nimmt keinen Einfluß auf die Geschichte des Landes.

Schon aus diesem Grunde ist die Verwirklichung polnischer Träume wohl noch in unbestimmte Zukunft zu verlegen, und diese Zukunft wird sich sicherlich anders gestalten als die Polen sich gern einbilden oder vorspiegeln. Sie berechnen in der That nicht, daß unter ihnen hoch angesehene Familien sich nicht scheuen würden, selbst mit Rußland ein Einvernehmen zu pflegen, daß Ruthenen und Juden, also ein großer Theil der Bevölkerung, ihnen feindlich gegenüber stehen, und daß endlich, wenn sie sich auch von Oesterreich loslösen könnten, sie nur in die Abhängigkeit Rußlands gelangen würden, ihre Selbständigkeit aber mit eigenen Mitteln und Kräften niemals zu erreichen im Stande wären.

In jedem Falle waren aber die Polen Galiziens geschickt genug, um sich in Oesterreich eine Art Selbständigkeit zu verschaffen, indem sie die momentanen Verlegenheiten und Schwächen der jeweiligen Regierung sich zu Nutze machten und ihre Stimmen gegen Entgelt für ihre Sonderzwecke verwertheten.

Die Tschechen in Böhmen und Mähren streben ihrerseits zunächst nach einer ähnlichen Ausnahmestellung im Reiche, wie Galizien. Sie haben gleichwohl mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als die Polen, welche in ihrem Lande immerhin das gebildete Element der Bevölkerung darstellen und ihre Suprematie aufrecht zu erhalten wissen.

Die Majorität der Tschechen — im Lande — oder wie sie gern sagen in den Ländern der böhmischen Krone — ist nicht groß genug, um dem culturell überlegenen deutschen Stamme daselbst ein slavisches Joch auflegen zu können. Diese Länder sind überdies zum überwiegenden Theile an ihren Grenzen von Deutschen umgeben, welche naturgemäß auf die tschechische Bevölkerung einen um so größeren Einfluß ausüben, als Handel und Verkehr, Wissen und Können deutschen Ursprungs sind und in den böhmischen Ländern nicht entbehrt werden können.

Um diesem Einfluß einen anderen entgegenstellen zu können, kamen einige Führer der Tschechen auf den, gelinde gesagt, sonderbaren Einfall, sich den Russen in die Arme zu werfen, mit welchen sie in Wirklichkeit nur das Slaventhum, aber keine andere völkerverbindende Kraft in Berührung bringen kann. — Die Verständigen unter den Tschechen wissen wohl selbst, daß das tschechische Volk in socialer und fortschrittlicher Entwicklung und Beziehung höher zu stellen ist als das russische, daß sie auf Grundlage der sittlichen Arbeit, der staatlichen Ordnung und gesetzlichen Freiheit stehen und demgemäß dem Zustand eines absolut regierten, unmündigen Volkes entwachsen sind, während sie auf der anderen Seite numerisch keine Geltung in dem großen russischen Reiche erlangen können.

Die Tschechen können aber unmöglich wünschen, ein zweites Polen für Rußland werden zu wollen, um so weniger, als sie — von der deutschen Bevölkerung im Lande abgesehen — mit mehr Wissen, Ausdauer und Energie und mit größerem Selbstbewußtsein eigener Leistungsfähigkeit, sowie reeller Hilfsmittel einen weit schärferen Gegensatz zu Rußland bilden würden, als dies bei den Polen der Fall ist.

Die ganze Annäherung von Seite einiger Führer der Tschechen an Rußland kann also nur zu dem Zwecke angebahnt worden sein, Oesterreich Verlegenheiten zu bereiten und dessen Regierung zu Concessionen zu bewegen. Wir sehen hier ab von einzelnen Panslavisten, welche eine ideale Einigung aller slavischen Stämme anstreben, und bemerken nur, daß die Tschechen nach dieser Richtung den Polen ein Dorn im Auge sind. Die Galizier theilen sich in Polen und Ruthenen, von welchen, wie wir wissen, die Polen die entschiedenen Führer sind. Sie haben eine Geschichte hinter sich, die noch immer frisch im Gedächtnisse des polnischen Volkes lebt, und stehen in Berührung mit den Polen Rußlands, zum Theil auch mit jenen Preußens, auf deren Sympathien sie rechnen dürfen. Sie betrachten sich als den edelsten Slavenstamm und fänden es unter ihrer Würde, von untergeordneteren, wenn auch zahlreicheren Stämmen derselben Nationalität regiert zu werden. Sie haben wenigstens in ihren höheren Klassen geistige und materielle Mittel genug,



um sich im Lande und in Oesterreich großen Einfluß zu verschaffen, sie sind überdies geschmeidig und biegsam und wissen sich in maßgebenden Kreisen beliebt zu machen.

In Böhmen und Mähren befinden sich vorwiegend nur zwei Nationalitäten: die Tschechen und Deutschen. Wenn auch die letzteren in der Minderzahl sind, so ist diese immerhin so bedeutend an Ausdehnung, Tüchtigkeit, Bildung und Besitz, daß sie dadurch mindestens gleiche Geltung und jedenfalls hohe Wichtigkeit im Lande und Reiche erlangt hat. Diese Minderzahl steht übrigens auf eigenen Füßen und hat sich der Mehrzahl niemals untergeordnet. Die Tschechen beanspruchen demgemäß die Führerschaft nicht auf Grund ihrer höheren Cultur und geistigen Entwicklung oder größerer Leistungen im Allgemeinen, sondern einzig und allein mit Rücksicht auf ihre Mehrzahl.

Aber die Deutschen üben einen um so größeren Einfluß in diesen Ländern, als, wie schon erwähnt, dieselben von anderen Deutschen fast überall umgeben sind, Handel und Verkehr und alle geistigen und materiellen Interessen nach deutscher Seite gravitiren und daß endlich eine deutsche Aristokratie und ein deutscher Grundbesitzerstand mächtig genug sind, um den tschechischen die Wage zu halten, ja unter Umständen sie zu überragen.

Nach alledem ist es nicht zu gewagt, vorauszusetzen, daß trotz einer geschichtlichen Unterlage, welche die Tschechen aus alter Zeit und aus fast mittelalterlichen Verhältnissen hervorholten und zusammenschmiedeten, Böhmen und Mähren durch ihre geographische Lage einer immer größeren Verdeutschung entgegengehen müssen, weil sie eben unter der Herrschaft der geistig und volkswirthschaftlich vorgeschrittenen deutschen Nationalität in Oesterreich und außerhalb desselben stehen und in diese naturgemäß aufgehen werden, mögen auch zuweilen, wie eben in der gegenwärtigen Epoche, Rückstauungen vorkommen, welche ganz anderen als rein nationalen Beweggründen ihr Auftreten verdanken und wohl auch aus dem Widerstande abzuleiten sind, welchen jeder Organismus der herannahenden oder drohenden Zersetzung entgegenstellt.

Aber selbst in der pessimistischen Voraussetzung, daß Oesterreich in Folge aller der gegenwärtigen Zerwürfnisse im Innern einer Zerbröckelung entgegengehen sollte, kann es nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß Böhmen und Mähren deutschen Einflüssen und deutschen politischen Neubildungen untergeordnet bleiben werden, daß sie nur in deutscher Gemeinschaft zu leben bestimmt und im Stande sein können.

Die Tschechen sind, ohne es zu wollen, bewußt oder unbewußt durch die Macht der Verhältnisse, der Geschichte und der geographischen Lage des Landes, der deutschen Cultur anheim gefallen, sind in ihr aufgewachsen, haben sich in ihr eingelebt, genießen in geistiger und in materieller Beziehung den aus dieser Gemeinschaft hervorgehenden Nutzen und haben mit den übrigen slavischen Stämmen keine Gemeinsamkeit der Bildung und Entwicklung, würden somit in deren Mitte, trotz eines ähnlichen Idioms, sich fremd und unbehaglich fühlen. Zu diesen beiden slavischen Völkerschaften — Polen und Tschechen — welche in ihren Anschauungen, Zielen und Bestrebungen nichts gemein haben als den Wunsch, den österreichischen Centralismus zu schwächen und möglicherweise aus dieser Schwächung Vortheile für

die eigene Selbständigkeit zu erzielen — zu diesen beiden gesellt sich noch in Oesterreich eine slavische Gruppe im Südwesten, die keinen großen Anspruch auf politische Bedeutung machen kann, die gleichwohl gern mitthut und nachahmt, was andere kräftigere Slavenstämme zur Erreichung ihrer nationalen Ziele beginnen. Dieser Gruppe, welche die Slovenen Oesterreichs umfaßt, gebricht es an Einheitlichkeit und abgerundetem Gebiete; sie ist zurückgeblieben an geistiger Entwicklung und Tüchtigkeit und ist zu sehr von den sie umgebenden Stämmen anderer Nationalitäten abhängig, um irgend welche Selbständigkeit erlangen zu können.

Bei den Slovenen tritt auch der Umstand einer Einigung hindernd entgegen, daß sie einerseits sich selbst zu den Südslaven rechnen und nach dem Süden gravitiren möchten, andererseits mit Tschechen und Polen Fühlung behalten müssen, um irgend wie im Zusammenhange mit den actionsfähigen slavischen Stämmen zu bleiben. Von diesen letzteren werden die Slovenen wenig beachtet und nur dazu benützt, um für die von ihnen befolgte Opposition gegen den Centralismus auch von dieser Seite Kräfte heranzuziehen.

Durch die Doppelstellung, welche die Slovenen zwischen Süd- und Nordslaven einnehmen, bleiben dieselben auch in Kroatien selbst, das von anderen Interessen und politischen Rücksichten geleitet ist, fast ganz außer Rechnung und ihre Action in Oesterreich ist nur eine im Kleinen zersetzende, keine aufbauende, weil ihnen auch alle Mittel hierzu fehlen.

Während in Böhmen, Mähren und Galizien eine mächtige und reiche Aristokratie besteht, wovon ein bedeutender Theil, auf nationalen und feudalen Grundlagen stehend, der Einheitlichkeit Oesterreichs mit aller Macht widerstrebt und die Zersetzung in einzelne Organismen betreibt, giebt es für die Slovenen keine solche Partei und wird die Agitation nur von der niedern Geistlichkeit, von etlichen Schullehrern und von Individuen untergeordneter sozialer Stellung und Bildung betrieben. Die Slovenen ringen überdies noch mit der Entwickelung und Feststellung ihrer Sprache, ihrer Literatur und selbst ihrer Nationalität, zur Zeit aber mit noch ungenügenden geistigen und materiellen Mitteln.

Wir sehen hier von Dalmatien ab, welches geographisch abgetrennt, in Oesterreich eine eigenthümliche Stellung einnimmt, sich wohl mit der Zeit an seine neugeschaffenen Hinterländer anlehnen dürfte, aber zur Zeit keine mit Oesterreich im näheren Verbande stehende Organisation besitzt. Das Bildungselement in Dalmatien ist an der Küste das italienische, dem von Seiten des überwiegenden Theiles der slavischen Bevölkerung eine sehr starke Opposition gemacht wird. Diese slavische Bevölkerung theilt sich aber wiederum in Kroaten und Serben, in Katholiken und Griechen, welche weit entfernt sind sich unter einander zu vertragen.

Dalmatien würde nur dann für Oesterreich und für die Gesammtmonarchie Wichtigkeit erlangen, wenn es mit derselben in innigerem Verkehre stände und wenn im Reiche die Wichtigkeit des eigenen adriatischen Meeres nach Gebühr erkannt werden wollte. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen kann es in politischer Beziehung hier außer Betracht gelassen werden.

Was die italienische Nationalität anbelangt, welche an den südwestlichen Grenzen Oesterreichs nach Geltung ringt, so steht diese in keiner Beziehung zu den inneren Verhältnissen des Reiches, sie gravitirt vielmehr nach Italien, von wo aus

eine Agitation aufrecht erhalten wird, welche nur aus dem Grunde fühlbar wird, weil die Rücksichten, welche die österreichische Regierung früherhin für ihren italienischen Besitz einhalten zu müssen glaubte, zu einer Gewohnheit geworden sind und zuweilen in Nachlässigkeit sich verwandelten. Mit größerer Festigkeit und Consequenz und mit mehr Verständniß geleitet, würden diese Grenzvölker allmälig anderen Sinnes werden.

Jenen Gruppen gegenüber, welche von Slaven gebildet, und von diesen letzteren so gerne als Ganzes und als überwiegend in Oesterreich genannt werden, welchen aber, wie wir gesehen haben, ein gemeinsames Ziel, gemeinsame Interessen und gemeinsame Bestrebungen mangeln — diesen Gruppen steht als mächtigster Stamm der deutsche gegenüber.

Die Deutschen in Oesterreich sind die Träger der Civilisation und des Fortschrittes. Sie sind diejenigen, welche nach Süden und Osten vorgedrungen sind, von welchen halbbarbarische Völker belehrt und nach deutschem Vorbilde großgezogen wurden.

Man mag die Wissenschaft oder die Kunst, den Handel und Verkehr oder die Industrie und Agricultur ins Auge fassen, überall stehen die Deutschen in Oesterreich oben an und weist der deutsche Stamm die kräftigsten Triebe auf. Unter seinem Einflusse erstarkte das Reich, fanden die anderen Nationalitäten geistige Nahrung und Hilfe, ohne ihn würde in Oesterreich kein Fortschritt zu verzeichnen sein, mindestens kein solcher wie ihn die heutige Zeit anderen Nationen gegenüber erfordert.

Wohl ist es wahr, daß die Zerfahrenheit der gegenwärtigen Verhältnisse in Oesterreich zu nicht geringem Theile auf das Schuldbuch der Deutschen zu schreiben ist, daß ihre Uneinigkeit und die Zersplitterung der Parteien ihre Regierungsfähigkeit in Frage stellten, daß einerseits dogmatisirender Professoren- und Juristenton, andererseits überschwänglicher Idealismus das praktische staatsmännische Talent nicht bekundeten, welches zur Bildung einer kräftigen Regierung und zur Führung eines ganzen Reiches unbedingt erforderlich ist.

Dieses Talent ist zwar außerhalb der deutschen Parteien noch viel weniger zum Vorschein gekommen, aber eben jene Zerfahrenheit der deutschen sogenannten Verfassungspartei machte es möglich, ja fast unvermeidlich, daß eine Regierung zu Stande kam, welche die brennenden Fragen des Augenblickes nur dadurch zu lösen vermochte, daß sie sich einer Majorität außerhalb der Verfassungspartei, so gut es eben ging, mit Hintangebung jeder Rücksicht auf die Zukunft und wir fürchten auch auf das Wohl des Reiches, versicherte, diese Mehrheit aber durch Zugeständnisse erhält, wie sie von den einzelnen Gruppen derselben angefordert werden. Allmälig ermannen sich übrigens die Deutschen zu einheitlichem Vorgehen und genöthigt durch die meist in Folge ihrer Uneinigkeit heraufbeschworenen unhaltbaren Zustände, werden sie — so hoffen wir — in nicht gar zu langer Zeit die Stellung einnehmen, die ihnen gebührt und im Rathe der Krone Vertretung finden.

Wir möchten nur wünschen, daß neben den gewandten Juristen und angesehenen Gelehrten auch solche Elemente sich entwickelten und geltend machten, welche der volkswirthschaftlichen Richtung jene Impulse zu geben vermöchten, deren das Reich bedarf, um aus der Noth und Sorge errettet zu werden, in welche es allmälig verfiel.

Auch sollte von mancher Seite die politische Freiheit nicht mißverstanden und der Entwickelung von Theorien Einhalt gethan werden, welche im praktischen Leben der Völker keinen Boden finden können und dürfen.

Die Deutschen sollten endlich bedenken, daß die sozialen Formen nicht ohne Bedeutung sind für Staatsmänner, welche ihren sonstigen Fähigkeiten nach zur Führung der Staatsgeschäfte berufen sind. — Die Aristokratie des Reiches, von welcher anzunehmen ist, daß sie noch dieser Richtung entsprechen möchte, ist leider zum großen Theile in staatsmännischer Beziehung, gegenüber den Leistungen ihrer Ahnen, zurückgeblieben und politisch unbedeutender geworden. Indeß ist auch hierin, wenn auch langsam, eine Wendung zum Besseren zu erwarten.

Würden nur die anderen Nationalitäten in Oesterreich mit den Deutschen, welche Freiheit, Gesetzlichkeit und vor Allem die Einheit des Reiches anstreben, im Kampfe stehen, so möchten die letzteren unzweifelhaftes Uebergewicht erlangen und selbst andere nationale Fractionen an sich ziehen können. Aber die Sache steht nicht so einfach. Einerseits stehen alle Feudalen, welcher Nation sie auch angehören, zu den Slaven, als Gegensatz zu dem freiheitsliebenden Deutschen, andererseits sind es die Klerikalen, welche diesen Slaven die gegenwärtige Majorität im Reichsrathe verschaffen.

Von dem Streben der Feudalen ist es unnöthig zu schreiben. Ihre Ziele sind mit der Gegenwart nicht zu vereinbaren und nur Mangel an Wissen und Erfahrung kann auf Gedanken über Staatseinrichtungen führen, welche mit den heutigen politischen und kulturellen Verhältnissen in directem Widerspruche stehen. Die Klerikalen haben größere Wichtigkeit, sie umfassen eine namhaftere Bevölkerungszahl und werden durch die thätigen Agenten einer Kirche geführt, welche, trotz allen Schädigungen ihrer Macht in der Neuzeit, noch immer dominiren möchte im Volke wie im Staate.

Diese Kirche, welche einer Religion der Duldung und Liebe Eingang und Festigung verschaffen soll, eine Religion, welche zuerst die Gleichheit der Menschen vor Gott lehrte und dazu beigetragen hat, die Schmach der Sclaverei, den schwarzen Flecken zu beseitigen, der das ganze Alterthum verdunkelte und verunstaltete, diese Religion, welche dem Menschen überall und in jeder Stellung gleiche Pflichten auferlegt und gleiche Tugenden zum Vorbilde macht — diese Religion endlich, die unsere Civilisation und Cultur begründet, wird nun, und leider schon seit langer Zeit, entgegengesetzten Zwecken und Zielen dienstbar gemacht, sie ist zur Gegnerin der Freiheit und des Fortschrittes geworden und verdammt die Pflicht eines jeden Menschen, die ihm verliehenen Gaben und Fähigkeiten zum Besten seiner selbst und seiner Nächsten in sittlicher Arbeit geistig wie physisch zu verwerthen.

Unwissenheit, Vorurtheil und Fanatismus sind die Stützen eines kirchlichen Systemes, in welchem keine freiheitlichen Regungen, keine Geistesarbeit aufkommen dürfen und zwar um der Kirche Macht und Besitz auf Grundlagen zu sichern, die selbst den Staat jeder selbständigen Regung berauben würden.

Trotz alledem wird mit solchen Mitteln und Kräften schwerlich dieses Ziel erreicht werden. Der Strom des Wissens und der Erkenntniß fließt zu tief und breit um dadurch gehemmt zu werden und jede Neuerung verleiht ihm neue größere Kraft um die entgegen gestellten Hindernisse zu durchbrechen.

Die Klerikalen rechnen mit der Zahl, die Gebildeten mit der Kraft und Entwickelung des Geistes und endlich sind Wissen und Erkenntniß auch die Grundlagen der Ausbildung unseres materiellen Wohles, welches in letzter Auflösung alle Kreise beherrscht, welchem Glauben und welcher Nationalität sie auch angehören mögen.

Doch genug an dem. Es ist hier nicht der Ort, um Religion und geistige wie materielle Entwickelung der Menschen einander gegenüberzustellen. Nur die Thatsache wollen wir constatiren, daß die klerikale Partei sich nicht scheut, unter Führung der Slaven in Oesterreich zu wirken, daß sie mit den Feudalen aufs engste verbunden, daß sie einerseits in Galizien, andererseits in dem deutschen Tirol zur Herrschaft gelangt ist, endlich auch in allen übrigen slavischen und deutschen Ländern einen namhaften Theil der untersten Schichten der Bevölkerung, insbesondere aber die Frauen beherrscht.

So sind denn Polen, Czechen, Slovenen, Feudale und Klerikale mit einander vereinigt, um Oesterreich als Einheitsstaat zu schwächen, und denselben in Organismen zu zerbröckeln, die verschiedenen Zwecken dienstbar, verschiedenen Zielen zustrebend, die einheitliche Macht und Kraft des Reiches zu untergraben drohen. Der vorläufige Charakter dieser Bewegung ist aber ein slavischer, ein gegen das Deutschthum gekehrter.

Die Unterdrückung des deutschen Einflusses, durch welchen Einheit und gesetzliche Freiheit gewährleistet werden, ist demgemäß der Angelpunkt, um welchen das ganze Sinnen und Treiben jener Parteien sich concentrirt und bewegt.

Leider sind einzelne deutsche Stämme, vom Klerikalismus erfaßt und irregeführt, der antideutschen Bewegung beigetreten unter der Vorstellung, daß die deutsche Verfassungspartei der demokratischen Richtung im schlimmsten radicalsten Sinne zuführe und den Glauben zerstören wolle. — Sie sind, durch solche Darstellungen verblendet, ihrer heiligsten Pflicht untreu geworden und stehen für Grundsätze ein, welche den Slaven Vortheil bringen sollen.

Man kann sich als Deutscher eines Gefühles der Scham und der Niedergeschlagenheit nicht erwehren, wenn man echtdeutsche Stämme mitwirken sieht an dem Aufbau der Herrschaft der Slaven in Oesterreich, von welchen jene Deutschen Mißachtung und die Ausbeutung der Früchte deutscher Arbeit zu erwarten haben, zu welch letzterer die Slaven bislang sich nicht aufzuschwingen vermochten.

Durch Zuziehung dieser mit Blindheit geschlagenen deutschen Stämme haben die dem Deutschthum feindlichen Parteien die Majorität in der Vertretung des Reiches erlangt und einem Zustand der Dinge im Reiche Eingang verschafft, den man nun mit sorgenvollen Blicken allerwärts betrachtet. Denn darüber müssen wohl Alle sich klare Rechenschaft geben, daß die von den Slaven in Aussicht gestellte Aenderung der Regierungsform und der Einrichtungen in Oesterreich die ganze Monarchie und alle europäischen Staaten aufs Empfindlichste berührt.

Noch ist es Zeit indeß das Unglück abzuwenden, welches dem Deutschthum und dem Staate droht, wenn die verfassungstreuen Deutschen Oesterreichs zusammenhalten und es nicht versäumen, die deutschen Stämme ihres Landes über die von den Slaven geleitete Bewegung vollends aufzuklären. Denn hier handelt es sich nicht um den Glauben, sondern um den Bestand des Staates und um die

Aufrechthaltung einer Nationalität, welche wahrlich die Slaven um ihre geistige und materielle Entwickelung nicht zu beneiden braucht, die vielmehr alle Bedingungen in sich schließt, um Führerin im Reiche zu sein und zu bleiben.

Die Zustände, welche zur Zeit in Oesterreich heraufbeschworen wurden, führen naturgemäß zu einem haltlosen Föderalismus, zu mittelalterigen Zuständen und zu einer Zersplitterung der Kräfte, welche selbst durch den, man möchte sagen, idealen Mittelpunkt der Krone, nicht zusammenzuhalten, nicht zu einheitlichem Wirken zu vereinigen sein werden. — Die Geschichte lehrt das zur Genüge.

In der physischen wie in der geistigen Welt stören sich gegenseitig die einzelnen Körper in ihren Bahnen, wenn sie auch einer centralen Kraft untergeordnet bleiben. Sie werden von ihren normalen Richtungen abgelenkt und ihre Macht und ihr Einfluß nach außen sind um so geringer, je weiter sie sich von einander entfernen, je verschiedener die Richtungen sind, in welchen sie wirken.

„Die ewigen ehernen Gesetze, nach welchen sich unseres Daseins Kreise vollenden", sind durch menschliche Einrichtungen und Maßregeln nicht zu brechen oder zu umgehen, an ihnen scheitern alle menschlichen Anstrengungen und Entwürfe, welche mit denselben nicht im Einklang stehen und zu diesen Gesetzen gehört obenan das einfache: Einheit ist Macht und loses Gefüge ist Schwäche. — Das mögen die Großen und Kleinen in Oesterreich bedenken und beherzigen.

Briefe aus Italien.

II.

Italien auf der Berliner Conferenz.

Rom, im December 1880.

In der italienischen Kammer der Abgeordneten ist an das Ministerium Cairoli eine wichtige Interpellation über seine auswärtige Politik gerichtet worden. Die Beschuldigungen waren schwerer Art. Um sie in wenigen Worten zusammenzufassen, so sagte man, daß die italienische Regierung auf dem Berliner Congreß die eigenen Interessen zum Opfer gebracht und den eignen Ursprung verkannt, daß sie immer und überall eine ungewisse, schwankende und sich widersprechende Politik befolgt habe.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Cairoli, erklärte in seiner Antwort, daß die Regierung die ihr vom Parlamente vorgeschriebene Politik befolgt habe, d. h. eine immer friedfertige und eine immer versöhnliche.

Sicher ist das Ministerium Cairoli-Depretis weder das beste noch das geschickteste der überhaupt möglichen Ministerien, doch ist es gut genug für ein Parlament wie das gegenwärtige, welches mit wenigen Ausnahmen aus absoluten Mittelmäßigkeiten zusammengesetzt ist. Zum Beweise dessen genügt es die Namen derer anzuführen, welche das Ministerium über seine auswärtige Politik interpellirt haben, d. h. die Deputirten Maurigi und Savini. Der erstere ist eine Mittelmäßigkeit in jeder Hinsicht, der zweite ein geistreicher Romanschriftsteller, doch eine politische Null.

Um nun die Vorfälle in ein klares Licht zu setzen, halten wir es für angebracht das zu veröffentlichen, was sich auf den von Italien auf der Berliner Conferenz genommenen Antheil bezieht, natürlich nur bezüglich der auswärtigen Politik, soweit sie für deutsche Leser Interesse haben kann.

Am 8. Juni 1880 lud der deutsche Geschäftsträger in Rom, Baron Derenthall, den Minister Cairoli ein, den italienischen Botschafter zu Berlin, Grafen Launay, zu beauftragen, an der Conferenz, welche am 16. Juni zur Lösung der türkisch-griechischen Grenzfragen zusammentreten sollte, Theil zu nehmen.

Sobald die italienische Regierung ihre Zustimmung ertheilt hatte, war es ihre erste Sorge, in Berlin nicht isolirt aufzutreten. Sie gebrauchte die Vorsicht sich mit zwei Mächten, Frankreich und England, in Einvernehmen zu setzen, um der Conferenz einen Grenzentwurf zu empfehlen, welcher, obwohl eine genaue Interpretation des Berliner Vertrages, doch eine weitgehende Deutung zu Gunsten der Griechen zuließ und zugleich dem Nationalgefühl Rechnung trug. Eine geheime Depesche des Ministers Cairoli an den Grafen Launay lautete:

Rom, den 11. Juni 1880.

An den Grafen Launay, königl. Botschafter in Berlin. In Folge des mit Frankreich und England gefaßten Einvernehmens und um eine zu Gunsten der Griechen weitgehende und zu gleicher Zeit nationale Auslegung des Berliner Vertrages zu erzielen, ist es erforderlich, daß das Project der neuen griechischen Grenze in folgenden Worten zum Ausdruck komme: Der Thalweg des Kalamas von der Mündung bis zur Quelle bei Han Kalabaki, sodann der Gebirgskamm, welcher die Wasserscheide zwischen der Vnitza, dem Aliaemone und dem Mavroneri einerseits (im Norden) — dem Kalamas, der Arta, dem Aspropotamus und dem Salamyrias (Peneus) andererseits (im Süden) bildet. Diese Linie würde südlich, also für Griechenland, den See von Janina mit seinen Zuflüssen, Metzovon, Triculo, Larissa u. s. w., lassen. Cairoli.

Graf Launay, ein genauer Dolmetscher der empfangenen Instructionen, empfahl diesen Entwurf in der ersten und zweiten Sitzung der Conferenz. Von Allem gab er in einigen vertraulichen Berichten Rechenschaft und dürfte es angemessen sein, hier einige nicht veröffentlichte und interessante Auszüge wiederzugeben:

Berlin, den 19. Juni 1880.

„Ich sagte heute, daß alle Mächte in gleichem Maße vom Wunsche und vom Willen beseelt sind, ein Programm zu Stande zu bringen, welches die Ordnung und die Versöhnung bezweckt. Auch Italien, gerufen, seinen Einflußantheil in die Wagschale zu legen, wird darauf halten, alle Fragen, welche, wenn sie unerledigt bleiben, noch gefährliche Krisen würden herbeiführen können, entfernt zu sehen. Es wird gleichzeitig darnach trachten, daß diese Fragen in einer Weise gelöst werden, die den Principien entspricht, welche die Basis seiner Politik bilden. Eine Grenzberichtigung in Epirus und Thessalien tritt wieder in den Kreis der Ideen und hat einen dringenden Charakter. Der bei Anstrebung dieses Zieles zu befolgende Weg ist durch den Congreß in seiner dreizehnten Sitzung und in dem 24. Artikel des Berliner Vertrages, dessen Geist- und Grundgedanke jeder der Bevollmächtigten zu bewahren bestrebt ist, vorgezeichnet worden.

Italien wünscht sehnlichst, daß das Werk der Conferenz nicht ohne praktisches Resultat bleibe. Der Erfolg wird nur gesichert werden können, wenn die Hohe Pforte, sowie sie es erklärt, sich bemüht, diese Aufgabe zu erleichtern und die griechische Regierung ihr Bestes thut, in richtigem Maße ihre Wünsche mit den mancherlei der Lage anklebenden Schwierigkeiten zu vereinigen.

Die Bestrebungen Griechenlands, dessen Wohlfahrt Italien ungemein am Herzen liegt, müssen sich in Einklang bringen mit den allgemeinen europäischen Interessen; wollte es gewisse Grenzen überschreiten, würde es sich verrechnen und sich schweren Gefahren aussetzen. Es wird sich vielmehr bemühen müssen, in den neuen Landstrichen, welche ihm überwiesen worden sein werden, jede Ursache zur Unzufriedenheit zu beseitigen, eine Politik der Besänftigung zu befolgen und vor Allem den neuen Völkerschaften des unter ein constitutionelles Regime gestellten griechischen Königreiches, ohne jeden religiösen Unterschied, eine vollständige Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte zu garantiren.

Was die Hohe Pforte betrifft, so weiß sie, daß die Conferenz berufen worden ist, um über die Spur einer Grenzlinie zu berathschlagen, welche als die billigste und passendste angenommen werden soll, um den Interessen des ottomanischen Reiches und denen Griechenlands Genüge zu leisten. Sie läßt im Princip schon die Grenzberichtigung zu. Sie würde eine That von hoher politischer Weisheit begehen, wenn sie ebenso anerkennen würde, daß die Gebietsabtretung, welche man von ihr verlangt, für sie nicht ein Grund von Schwäche sein wird — daß das beste Mittel, um mit einiger Genauigkeit die Concessionen festsetzen zu können, das ist: sie in möglichst zweckentsprechender Weise ins Werk zu setzen. Sie wird übrigens finden, daß die neue Abgrenzung vielleicht das einzige Mittel ist, welches man Agitationen entgegen setzen kann, die, indem sie sich unaufhörlich erneuern, die Hilfsquellen des Reiches erschöpfen und den Erfolg seiner besten Absichten paralysiren. Es ist zu hoffen erlaubt, daß Dank der Weisheit der Türkei und Griechenlands sich zwischen ihnen Beziehungen werden herstellen lassen können, welche in den Wünschen der vermittelnden Mächte liegen.

In Verfolg dieser Betrachtungen habe ich die Annahme der Grenzlinie empfohlen, welche mir durch Ew. Excellenz geheime Depesche vom 11. d. M. bekannt gegeben und vom französischen Botschafter in gemeinsamem Einverständniß mit mir und dem großbrittanischen Collegen vorgeschlagen wurde.

von Launay."

Die Türkei hatte einen Entwurf in Vorschlag bringen lassen, bei weitem unter dem von Frankreich gemeinsam mit Italien und England vorgeschlagenen, der aber in der dritten Sitzung verworfen wurde. Graf Launay erklärte ihn für unannehmbar als Basis einer Diskussion. Er machte außerdem bemerklich, daß, den Principien entgegengesetzt, welche die Grenzfragen regeln, der türkische Entwurf keine wechselseitige Vertheidigungslinie bildete — ein Grund mehr, um ihn zu verwerfen.

An Stelle dessen legte Griechenland durch Brailas Armeni einen Entwurf vor, welcher nördlicher als der gemeinsam vorgeschlagene ging. Der italienische Botschafter erklärte, daß derselbe die vom Berliner Congreß festgesetzten Merkmale überschritte und deshalb abzulehnen wäre.

Die Türkei machte einen zweiten, weitergehenden, aber den gemeinsam gemachten bei weitem nicht erreichenden Vorschlag, denn er gab Griechenland nicht die Städte Prevesa, Janina, Metzovo und Larissa. Graf Launay bemerkte, daß die Türkei, wenn sie eine Gebietsabtretung mit solchen Einschränkungen anböte, sich nur von den eigenen Interessen leiten ließe. Er erinnerte daran, daß die Konferenz, da sie das Mandat erhalten habe, die Interessen beider benachbarten Staaten dem Geiste des Berliner Vertrages gemäß zu versöhnen, ungeachtet ihres Wunsches ihre Fürsorge für das ottomanische Reich zu beweisen, nicht auf eine den vom Congresse kundgegebenen Absichten so wenig entsprechende Gedankenordnung würde eingehen können.

Es ist bekannt, daß Rußland durch Saburow einen für Griechenland noch viel günstigeren Gesetzentwurf vorschlagen ließ, indem derselbe dieser Nation nicht etwa die Linie des Kalamas zugestand, sondern die Gebirgslinie nördlich dieses Flusses und die ganze Küste, Corfu gegenüber, Griechenland überließ.

Italien war diesem Entwurfe entgegen. Da die Griechenfreunde ihm dies würden zum Vorwurf haben machen können und besonders die deutsche Regierung glauben machen könnte, daß Italien, treulos geworden, sich der Türkei genähert habe, so lag ihm daran, die Erwägungen, auf Grund deren es diesem Entwurfe entgegen war, bekannt zu geben.

Diese Erwägungen finden sich in einem Rapport des General Sirani; es dürfte von großem Werthe sein, denselben von militairischem Standpunkt aus in Deutschland kennen zu lernen.

Rapport.

„. . . . . Da weder eine Frage der Geschichte noch der Ethnographie zu erwägen ist, müssen die beiden in Betracht kommenden Grenzlinien verglichen werden, zuerst von dem Gesichtspunkte der Erleichterung aus, welche Griechenland durch sie in Betreff seiner Finanzen und betreffs der Sicherheit der benachbarten, etwaigen albanesischen Einfällen ausgesetzten Völkerschaften finden würde, sodann von dem Gesichtspunkte der Vertheidigung des hinter jener Grenze liegenden Territoriums.

„Unter diesen beiden Gesichtspunkten liegt meiner Ueberzeugung nach der Vortheil auf Seiten der Kalamaslinie.

„In der That, die Höhen, zwischen welchen hindurch der Kalamas sich seinen Weg bahnt, sind nicht hohe Gebirgszüge mit steilen und felsigen Kämmen, sondern kleine Berge und Hügel, an keiner Stelle höher als 1000 Meter, zumeist weit darunter. Ferner sind im Allgemeinen ihre Gipfel abgerundet und wegbar — den größten Hindernissen begegnet man in den Schluchten, welche ihre Flanken zerklüften. Es folgt daraus, daß, wenn gute Pässe nicht im Ueberfluß vorhanden sind, doch Pfade für Fußgänger und Schleichhändler sich zahlreich vorfinden. Dasselbe findet sich in den Appenninen des südlichen Italiens, welche mit den entsprechenden Gebirgen Albaniens und Epirus' viele Vergleichspunkte bieten.

„Wenn nun die Grenzlinie sich längs des Kammes der Höhen, welche zur Rechten den Kalamas in die Flanke stoßen, sich entwickeln sollte, so würden die Griechen gezwungen sein, um die 90 Kilometer lange Linie zu beobachten, vom Meere bis zu den Bergen von Zagori, jeden Augenblick Wachen auszustellen und

doch würde es ihnen dadurch nicht gelingen, alle Zugänge zu verschließen. Da es nun aber nicht möglich ist, all' dieselben zu überwachen, so würden Schmuggler und Räuberbanden immer Mittel und Wege finden, der Wachsamkeit der Griechen zu spotten und in ihr Gebiet einzubringen.

„Ganz anders würde die Lage sein, wenn die Linie des Kalamas angenommen würde. Derselbe nimmt schon wenig von seiner Quelle entfernt, d. h. in der Umgegend von Vissiani seinen Lauf in einem tiefen und zwischen Hügeln eingeengten Graben, welcher sich fast ohne Unterbrechung bis nach Bourdari hinzieht in der Weise, daß auch an der tiefsten Stelle seines Laufes der Uebergang nicht schwierig, seine Ueberwachung dagegen leicht ist.

„Nach seiner Vereinigung mit dem Vassista (dem vermuthlichen Abzugskanal des Beckens von Janina) engen sich die Gewässer des Kalamas, schon umfangreich genug und sehr reißend, auf einer Strecke von ca. 40 Kilometern in ein sehr tiefes und steiles Bett ein, welches sich erst bei Souliasi wieder verbreitert, zehn Kilometer vom Meere entfernt. Auf diesem ganzen Wege ist der Kalamas an keiner seichten Stelle, wenn nicht in der Nähe der Mündung, zu passiren und ihn mit Kähnen zu überschreiten, ist wegen der Rapidität seiner Gewässer nicht ohne Gefahr.

„Es ist also klar, daß die Ueberwachung der Linie des Flusses, dessen Uebergangspunkte nur wenige und wohlbekannte sind, sich in einer bei weitem leichteren, vollständigeren und wirksameren Weise und mit geringerem Kraftaufwand bewerkstelligen läßt.

„Der Vergleich beider Linien sodann vom Gesichtspunkte der militairischen Vertheidigung führt zu keinen andern Schlüssen.

„Es ist ein wohlbekannter Grundsatz der Militair-Geographie, daß eine Gebirgskette, deren Gipfel eine Grenzlinie bilden, einen positiven Vortheil der einen oder der andern der beiden benachbarten Mächte nicht gewährt; sie stellt zwischen diesen eine Art Gleichgewicht her, welches nur gebrochen wird, sobald es einer von ihnen gelingt, sich in Besitz der beiden Abhänge zu setzen. Diese, Herrin dann der Pässe, wird sich in einer positiv vortheilhaften Lage befinden, denn, wenn sie nur die eignen Zugänge bestmöglichst schützt, bedroht sie zu gleicher Zeit die Stellung des Gegners durch die in ihrem Besitz sich befindlichen Ausgänge.

„Folglich, angenommen die Griechen hätten die Grenze des russischen Projektes zu vertheidigen, so würden sie, wollen sie die Gipfel behaupten, genöthigt sein, sich in Cordons zu zersplittern, um alle Pässe und alle dabei sich befindlichen Hauptpunkte zu bewachen und zu vertheidigen — wollen sie eine solche Situation, welche sie auf ihrer ganzen Front schwächen würde, vermeiden, so werden sie von zwei Sachen die eine thun müssen, entweder vordringen, den andern Abhang gewinnen und am Fuße des Gebirges die Verbindungspunkte der Thäler besetzen, oder sich hinter die Linie des Kalamas zurückziehen. Wahrscheinlich würden die Griechen diesen Entschluß fassen, denn es läßt sich nicht annehmen, daß sie zu einem starken und energischen Angriff Albaniens hinreichende Streitkräfte besitzen.

„Die Kalamaslinie, welche aus den vorher aufgezählten Gründen nicht leicht anzugreifen ist, es sei denn oberhalb des Zuflusses Vassista, d. h. in der Gegend

von Delvinochi und in ihrem unteren Laufe — würde den Griechen gestatten, ihre Hauptstreitkräfte vor Janina concentrirt zu halten. In solcher Position würden sie, sich auf eine einfache Ueberwachung des mittleren und allenfalls unteren Kalamas beschränkend, den Feind, welcher in die Ebene von Janina vorzudringen versuchte, verjagen und den feindlichen Detachements, welche in das südliche Epirus durch die obenerwähnten Uebergänge des mittleren und unteren Kalamas eingedrungen wären, in die Flanken und den Rücken fallen können.

„Zögen sich aber die griechischen Truppen erst hinter den Kalamas zurück, nachdem sie von den Höhen vertrieben worden sind, so würde augenscheinlich ein großer Theil jenes strategischen Vortheils verloren gehen und seine Vertheidigung wäre eine sehr zweifelhafte.

„Folglich ist im Interesse der Griechen die Kalamaslinie in jeder Hinsicht vorzuziehen. Sie brächte den militairisch unschätzbaren Vortheil mit sich, eine concentrirte Vertheidigung zu ermöglichen. General Sironi."

Nichtsdestoweniger versuchte General Sironi zu Gunsten Griechenlands ein Zugeständniß zu erhalten. Er machte bemerklich, daß beim Paß von Petra, wo die Straße nach Salonichi den Mavronerifluß kreuzt, sich verschiedene Pfade abzweigen, welche den von französischer Seite vorgeschlagenen Entwurf auf dem Bergrücken zwischen dem Olymp und dem Tschapkaberg erreichen, daß jener Höhenstrich, wenn auch leicht zugänglich, in Friedenszeit schwer zu beobachten und in Kriegszeit schwer zu vertheidigen sein würde, daß im Interesse selbst der guten Beziehungen zwischen beiden Nachbarn es nöthig wäre, auch den Paß von Petra den Griechen zuzugestehen. — Die Bemerkungen des General Sironi wurden vom englischen Delegirten, General Simmons, richtig befunden, aber der Paß von Petra wurde nicht bewilligt, als nicht enthalten in dem Becken des Salamyrias.

Graf Launay, welcher den Vorzug der Kalamaslinie aufrecht hielt, machte auf der Conferenz die Gründe des Generals Sironi geltend.

Der russische Vertreter Saburow that sein Bedauern kund, daß sein Vorschlag nicht gut aufgenommen worden sei. Er behauptete im Gegensatze zu der Meinung des italienischen und englischen Vertreters, daß der Thalweg des Kalamas nicht die für eine gute und starke Grenzlinie zwischen Griechenland und der Türkei verlangten Bedingungen vereinige. Er bemerkte, daß auf der Conferenz zu Konstantinopel sowohl die griechischen als die türkischen Bevollmächtigten ernste Einwendungen gegen eine solche Linie gemacht hätten, daß Graf Launay, sobald er lediglich die Schwierigkeit, dem hellenischen Reiche eine Gebietsvergrößerung zu verschaffen, aus dem Wege räume, nur Zank und Streit mit den benachbarten Völkerschaften herbeiführen würde.

Graf Launay entgegnete, er könne ohne die Rechtswohlthat des Inventariums die Aussage der citirten Bevollmächtigten nicht acceptiren, denn natürlich, da die Einen ein Maximum, die Andern ein Minimum wollen, hätten sie sich gelobt, einen vermittelnden Vorschlag ins Wasser fallen zu lassen. Nach der Ansicht des Botschafters Rußlands sollte man wenigstens eine der Parteien, Griechenland, zufriedenstellen — ihm schiene es vielmehr angebracht, wie groß auch immer die verschiedenen Sympathien wären, doch nicht die Aufgabe des Vermittlers zu ver-

lassen, sondern, soweit es nur möglich sei, die Interessen Aller zu versöhnen zu suchen.

Beim Erwähnen der Griechenland benachbarten Völkerschaften zielte der russische Botschafter auf Albanien. Richtig entgegnete Graf Launay, daß, wenn man die ethnographische Seite der Frage in den Kreis der Betrachtung ziehen wolle, sich Italien in der glücklichen Lage befinden würde, jedwede Discussion auf diesem Gebiete, ohne sie jedoch zu provociren, annehmen zu können. Das hieß soviel, daß Italien eine Discussion über die Rechte der albanesischen Nationalität, um nicht Verdacht gegen sich zu erregen, nicht provocire, daß aber, wenn ein Anderer die Frage aufgeworfen hätte, Italien glücklich gewesen sein würde, die Rechte der albanesischen Nationalität zu bejahen, wie es jetzt die der griechischen bejahete.

Während also Italien sich Allem wiedersetzte, was vom Berliner Vertrage abschweifte, nahm es Alles an, was mit ihm vereinbar, dem hellenischen Volke günstig war.

Aber andere Thatsachen müssen wir noch bemerken: vor Allem die Vertheidigung der religiösen Freiheit. Hinsichtlich derselben schlug Graf Launay folgende Formel vor:

„Es ist selbstverständlich, daß in den neuen Gebietstheilen, welche dem hellenischen Reiche einverleibt werden sollen, Niemandem der Unterschied des religiösen Glaubens oder Bekenntnisses als Grund wird entgegen gehalten werden können in Allem, was den Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte betrifft, die Zulassung zu den öffentlichen Stellen, Aemtern und Ehrenposten oder die Ausübung der verschiedenen Gewerbe und Industrien an jedwedem Orte.

„Die Freiheit und offene Ausübung aller Culte werden allen nationalen und fremden Einwohnern jener Gebietstheile gewährleistet, und kein Hinderniß wird weder der hierarchischen Organisation jener Gemeinden, noch ihren Beziehungen zu ihren geistlichen Oberhäuptern entgegengesetzt werden."

Diesen Grundsätzen trat der französische Botschafter, Graf St. Vallier, augenblicklich bei.

Wir haben schon gesehen, wie Graf Launay, als er von den Grenzen in Epirus sprach, auf Albanien hindeutete. Sicher konnte er den direct oder indirect Albanien betreffenden Fragen gegenüber nicht daran anknüpfen. Da jedoch dem Secretariat der Conferenz albanesische Petitionen übergeben worden waren, war er der Meinung, daß die Conferenz sich in irgend einer Form mit denselben beschäftigen müsse und theilte dem Fürsten Hohenlohe mit, daß er betreffs derselben das Wort ergreifen möchte.

Wir lassen hier den Auszug eines Rapportes an den Minister Cairoli folgen:

„Berlin, den 29. Juni 1880.

„ . . . . . Ich habe dann das Wort ergriffen, um mich mit einigen Bemerkungen, die ich soeben gehört hatte, einverstanden zu erklären. Dieselben gaben von einer gewissen Sorge für die gemischten Völkerschaften diesseits und jenseits der neuen westlichen Grenzen Zeugniß. Die Agitation, welche sich bei ihnen sogar vor dem Zusammentritt der Conferenz bemerkbar gemacht hat, verdient die Aufmerksamkeit der Mächte und besonders Italiens auf sich zu ziehen. In Folge der



Nähe seines Gebietes und seiner größeren Interessen im adriatischen Meere muß ihm daran liegen, daß jene Landstriche ruhig und sicher sind vor jeder fernerweitigen Verwicklung.

„Es wäre ein Akt hoher politischer Weisheit und Klarheit, wenn die hohe Pforte, welche die Verantwortlichkeit für die Gefahren ablehnen will, deren nahes Bevorstehen sie voraussieht, sich befleißigte, die Geister zu beruhigen, sie so gut es geht vorzubereiten, die neuen Grenzzustände anzunehmen und das verlangte Opfer weniger schwer erscheinen zu lassen. . . . Graf Launay."

Graf Launay stellte keinen formellen Antrag, da es nicht Aufgabe der Conferenz war, sich mit Fragen, welche jener der neuen griechischen Grenze fremd waren, zu beschäftigen. Aber er that, wie man zu sagen pflegt einen Schritt vorwärts und verständigte die Mächte, verständigte die Völkerschaften Albaniens, daß, wenn ihre Stunde gekommen sein wird, Italien zuerst die nothwendigen Reformen zu Gunsten der albanesischen Nation anempfehlen wird.

Italien wird sich immer erinnern müssen, daß es zuerst sich mit dem Schicksal der Albanesen beschäftigt hat.

Was wir bisher berichtet haben, wird von größter Wichtigkeit durch eine Nachricht, die in diesen Tagen aus Deutschland an die italienische Regierung gelangt ist. Diese Nachricht ist in einem Telegramm enthalten, welches folgendermaßen lautet:

„Fürst Bismarck befürwortet einen Compromiß zwischen Griechenland und der Türkei. — Der Sultan will Griechenland diverse Gebiete abtreten, nicht jedoch die Städte Janina, Metrovo und Larissa. Als Ersatz will der Sultan der Cession der Golfe von Arta und Volo, wichtig in doppelter, in militairischer und merkantilischer Hinsicht, kein Hinderniß in den Weg legen."

Der Ideen-Austausch zwischen den Mächten wird bis gegen Ostern währen. Es ist möglich, daß Griechenland sich darein schickt, wenn es sieht, welche Stellung Fürst Bismarck dabei einnimmt. D. M.

Die Töchter des Paschas.

Novelle von O. Ernst.

Erstes Kapitel.

Eine leichte Schneedecke lag auf den Dächern der Häuser von Stambul. Dunkel hoben sich die Minarets und Moscheekuppeln von dem leuchtend weißen Untergrunde ab, auf den die Abendgluth ein rosiges Licht ausströmte. In den winkligen, unregelmäßigen Straßen, auf den weiten, wüsten Plätzen hatte der Schnee sich bereits schmelzend in den üblichen Winterschmutz verwandelt, den Fußgänger und Lastthiere mühsam durchwateten, während kecke Reiter und eilige Coupés ihn in rücksichtslosem Jagen hochaufspritzen machten. Am Ende eines Wirrsals von namenlosen Straßen und Gassen, eingehegt von hohen Mauern und Küchengebäuden, lag ein weitläufiger Konak, dessen Einfahrt von der Straße in einen engen und ziemlich lichtlosen Hof führte. Aus diesem öffneten sich verschiedene Thüren ins

Selamlik, das in seiner Weitläufigkeit und Stattlichkeit mit der versteckten Lage des Hauses und dem unscheinbaren Aufgange zu demselben einen überraschenden Contrast bildete. Weite, mattenbelegte Gänge führten um ein längliches Viereck von Gebäuden, das in seiner Mitte einen jener lauschigen, heimlichen Gärten einschloß, wie die Türken sie so lieben. Trotz der winterlichen Zeit grünten anmuthige Rasenplätze um springende Fontainen, und immergrüne Sträucher und Bäume, die in ihrer ruhigen Unwandelbarkeit keiner Jahreszeit anzugehören scheinen, hoben sich sanft von den Böschungen ab. Ein Theil der Gartenanlagen erstreckte sich bis unter die Haremfenster, die nur mit niedrigem, weitläufigem Holzgitter versehen, für die aufgeklärte Gesinnung des Gebieters jener geheimnißvollen Wohnstätte Zeugniß ablegten.

In einem der Zimmer des Haremliks, einem großen, hohen Gemache, dessen Wände mit Bücherschränken und Karten bedeckt waren, während ein grüner, mit Heften und Schreibutensilien belegter Tisch in der Mitte des Raumes dessen Anrechte auf den Titel eines Schulzimmers noch deutlicher hervorhob, saßen auf niedrigem Divan, in der Nähe eines der zahlreichen Fenster, zwei junge Mädchen, beide kaum den Kinderschuhen entwachsen. Der Ausdruck saßen paßt freilich nicht ganz für die Stellung, die sie einnahmen, denn ihre Glieder ruhten in weicher, aufgelöster Haltlosigkeit auf den Kissen, entgegen allen Regeln geziemender Dressur, wie sie wohlerzogene europäische Backfische zu beobachten pflegen, und doch übergossen von einer wilden, ungesuchten Grazie, die jeden bildenden Künstler hätte begeistern müssen.

Trotz alles Sichgehenlassens der beiden Lagernden war ihre Gemüthsstimmung indessen keine apathische; sie schienen im Gegentheil mitten in einem Streit begriffen, dem stark hervorgestoßene Hauchlaute der türkischen Worte, die sie wechselten, und jeweilige schlangenhaft gleitende Bewegungen der Arme und Füße Nachdruck verliehen. Ja, jetzt eben ging die blonde kleine Schönheit mit dem weichen, welligen Haarmantel, der von blauem Bande zurückgehalten um ihre Schultern wehte, und den klaren Taubenaugen so weit, ein gedrucktes Blatt, das ihre feine, zartgegliederte Hand hielt, recht energisch vor dem Antlitz ihrer Gefährtin zu schütteln, und diese, in Purpurgluth getaucht, und die Augen, in denen die rabenschwarze Iris an Dunkelheit nicht von der Pupille übertroffen wurde, zornblitzend und thränenfunkelnd auf ihre Gegnerin gerichtet, antwortete auf die Geberde, indem sie das eine Füßchen im goldgestickten Pantoffel gar unsanft auf den Boden stieß.

„Ist auch Paris gefallen," rief sie stürmisch, „so ist doch Frankreich nicht vernichtet, und Deine wilden Germanen, Saliseh, werden nicht Herren der Welt. Schütze uns Allah davor. Sollen wir Osmanli es nicht sein, vor denen die Völker der Erde sich beugen, so doch von allen Giaurs zuerst und allein die Franzosen."

„Wenig Hoffnung dafür, Erabieh," höhnte die andere. „Es geht zu Ende mit Deinen Lieblingen, und die meinen werden mächtig. Nicht aus unserer Hand sollen sie die Herrschaft der Welt reißen, aber unsere Verbündeten sein. Was Richard Löwenherz und Saladin geträumt, jetzt soll es Wahrheit werden."

„Du wirst mich nicht glauben machen wollen, daß Löwenherz ein Deutscher war. Ein Inglis war er, sagt die Geschichte. Da, da." Und sie sprang auf

und lief an den Tisch, ein dünnes, französisches Schulbüchlein ergreifend, das sie, nachdem sie es eilig durchblättert, der andern vor die Nase hielt. „Lies, wenn Du kannst."

„Richard Plantagenet, surnommé Coeur de Lion," las die Gegnerin langsam und ohne Geläufigkeit. — „Roi d'Angleterre! — Aber Du weißt wol nicht," fuhr sie dann schnell auf Türkisch fort, „daß die Inglis und die Deutschen eines Stammes sind. Lies Du, wenn Du kannst, in meinem Schulbuche!"

Und drohend zog sie ein dickbäuchiges, mit barockem englischem Einbande versehenes Buch aus einem der Bücherregale und blätterte eifrig darin nach Angeln und Sachsen. Erabieh, die kein Wort Englisch verstand, während ihre Schwester Saliseh dieser Sprache vollkommen mächtig war, ließ nun das Thema historischer Forschungen fallen und steifte sich auf ihre Sympathien allein. Mit einer leichten Bewegung ihrer kleinen braunen Hand wies sie das Schulbuch von sich und sagte dann:

„Weiß ich doch, wer Dich zur Frankenhasserin gemacht hat. Deine häßliche, langweilige Engländerin, die Dich im Koran der Christen lesen lehrt und an drei Götter glaubt. Weil sie meine Léonie haßt und beneidet, darum spricht sie auch schlecht von ihren Landsleuten. Aber „It hawlar, karwan kaçar (der Hund heult, doch die Karawane zieht vorüber)." —

„Was ist Deine Léonie?" fragte Saliseh. „Ein Weib, das der Vater in Paris von der Straße aufgelesen und aus Mitleid mit hierhergebracht, wo sie Dich ihre Sprache lehrt. Miß Potter dagegen ward uns von einer hochgestellten Lady empfohlen und ist highly respectable."

„Mag sie sein, was Du sagst, ich hasse sie dennoch. Sie ist böse und falsch und dürr wie eine Cypresse, sie will Dich unserm heiligen Glauben entfremden und sieht verachtend auf uns Alle nieder."

„Du lügst," rief Saliseh heftig und sprang von ihrem Platze auf.

„Wie wagst Du das zu sagen?" schrie die andere und fuhr gleichfalls in die Höhe. „Glaubst Du, weil Abdullah Pascha Dich vorzieht und Deine Mutter, die Sclavin, blos um Deinetwillen zur ersten Frau genommen, Du dürftest mich beleidigen? Ist Zuleka gleich nur die zweite Frau, so war sie doch mit Abdullah verheirathet, ehe ich geboren und ist besserer Herkunft als Deine Néné."

„Was hat die Mutter zu bedeuten?" höhnte Saliseh. „Des Vaters Liebling bin ich, mich nahm er auf Reisen, mich ließ er in seinem Wagen sitzen wenn er ausfuhr. Du bliebst im Harem bei den Sclavinnen, wenn ich mit ihm war. Mich machte er mit den Frenghi-Damen bekannt, mich ließ er europäisch erziehen."

„Du schmeichelst ihm, Du sendest ihm Deine Sclavinnen, ihn im Bade zu bedienen, Du streichelst ihm den Bart, so oft Du ihn siehst, und doch hast Du mich nicht ganz verdrängt."

„Weil Léonie für Dich spricht. Weißt Du nicht, daß sie des Vaters Chalfâ geworden? Das kommt Dir zu Gute."

„So sagt Miß Potter; aber es ist nicht wahr. Léonie ist gut und rein. Ich liebe sie. Deine Inglis ist so häßlich, daß kein Mann sie eines Blickes würdigt. Darum verleumdet sie die Schönen."

„Ich verbiete Dir so zu sprechen," rief Saliseh zornglühend.

„Ich lache Deines Verbotes,“ entgegnete Erabieh kühn.

Saliseh warf sich auf sie und drückte ihr die Hand auf den Mund. Nun rangen die Schwestern mit einander; ihre Augen schossen Blitze, ihre kleinen Hände ballten sich, gellende Schreie ertönten von ihren Lippen. Der Lärm wuchs und wurde draußen gehört. Beide Thüren des Zimmers sprangen auf, und schwarze Sclavinnen steckten die Köpfe hindurch, sich dann schnell zurückziehend.

Bald darauf nahten eilige, schwerfällige Schritte, und von jeder Seite des Gemachs betraten einige Frauen dasselbe. Allen voran war eine große, dicke Türkin im nachlässig umgehängten wollenen Rock, Ohren und Finger geschmückt mit werthvollen Steinen, die außer Athem auf die Kämpferinnen zueilte.

„Saliseh, Cusum,“ (mein Lamm) rief sie flehend, „laß ab von Deiner Schwester. Was drückst Du ihr den Mund zu? Höre Deine gute Néné.“

„Laß mich!“ keuchte Saliseh, die, obwohl schwächer als Erabieh, dennoch mit Erfolg das Ringen fortsetzte, „Du hast mir nichts zu sagen.“

Inzwischen hatte auch Zuleka, Erabieh's Mutter, sich an ihre Tochter gewendet, um einen Friedensschluß herbeizuführen. Aber vergebens. „Sie hat mich beleidigt,“ war Erabieh's verbissene Antwort. Rathlos standen die Mütter mit ihren Sclavinnen vor den aufgeregten Mädchen. Da kam ihnen Hilfe. Eine lange, dünne Europäerin, deren eckige Glieder unter einem enganliegenden, schäbigen Anzuge hervortraten, glitt sachte durch eine der offenen Thüren und näherte sich hochaufgerichtet und mit strengem Gesichtsausdruck den Streitenden.

„Oh for shame, Miss Saliseh,“ begann sie mit scharfer Stimme, „what a shocking behaviour!“ — und ihre Hand auf den Arm ihrer jungen Schülerin legend, machte sie diesen los von der Umschlingung Erabieh's und zog die hochathmende, heiß erröthende Saliseh auf die Seite. — „Welch einen Grund konnten Sie haben, Ihre Würde so zu vergessen?“ fuhr sie dann auf Englisch fort, „Sie, die Lieblingstochter eines hohen Herren, der Günstling der hochgestelltesten Ladies, meine Schülerin! Ich fasse es nicht.“

Kopfschüttelnd stand sie vor der Beschämten, die nicht zu antworten wagte. Inzwischen war auch Erabieh ins Gebet genommen worden.

Eine nicht mehr ganz junge, aber schöne Frau, nachlässig in weite, weiße Gewänder gekleidet, das bleiche, feine Gesicht, in dem lichtbraune Augen traurig schimmerten, von dichten, schwarzen Flechten umrahmt, war durch die Gruppen der türkischen Frauen zu ihr getreten und hatte leise den Arm um ihren Hals geschlungen, Erabieh's erhitztes Gesicht an ihre Brust ziehend und vorwurfsvolle Worte in ihr Ohr flüsternd. Das junge Mädchen zitterte heftig und sagte endlich auf Französisch, sich aus der Umschlingung emporrichtend: „Ich verdiene keinen Tadel, Léonie; Saliseh hat mich angegriffen, ich vertheidigte mich nur.“

„Sie hat mich gereizt,“ rief Saliseh in schlechtem Französisch zu Léonie gewendet. „Sie will sich mir nicht beugen.“

„Warum sollte sie das auch?“ fragte Léonie ruhig. „Sie sind beide die Töchter eines Vaters und haben gleiche Rechte.“

„If you please,“ fiel Miß Potter ein, „meine Schülerin als Erstgeborne, als Lieblingstochter des Paschas, darf wohl beanspruchen, daß ihre beiden Schwestern sich ihr unterordnen. Bisher war das als selbstverständlich betrachtet worden; seit

einiger Zeit erst fängt Miß Erabieh an, sich zu emancipiren, und ich würde mich nicht wundern, wenn selbst Sinipher, die kaum höher steht als eine Sclavin, sich auch eine Stellung geben wollte. Es fehlt ihr nur noch Jemand, der sie dazu aufhetzt."

Léonie erwiderte kein Wort, Erabieh aber, die sich nur mit Mühe bisher zurückgehalten, brach jetzt los:

„Nicht ich bin es, die meine Stellung verkennt, sondern Saliseh, der Sie den Hochmuth eingepflanzt. Einst spielten wir harmlos mit einander; jetzt hält sie sich für Besseres als wir. Sie sind es, die von Abdullah Pascha erreichen, daß Saliseh besondere Rechte genießt, schönere Kleider hat als ich. Sie wollen mich auf eine Stufe drängen mit Sinipher, die mein Vater mit Recht geringschätzt, weil sie der dritten Frau entstammt. Aber es soll Ihnen nicht gelingen. Noch ist das Ohr des Pascha's mir nicht ganz verschlossen, noch nicht sein Herz."

„Wenigstens fehlt es Ihnen nicht an einer Fürsprecherin, Miß Erabieh, die zu jeder Stunde bei Abdullah Pascha Zutritt hat."

Léonies Auge flammte auf, aber sie bezwang sich, nahm Erabieh's Arm und wandte sich mit ihr zum Gehen.

In diesem Augenblick zeigte sich an der Thür eine groteske Gruppe. Ein kleiner, rundlicher Mann mit rothem, von weißem Bart eingerahmtem Gesicht, das Haupt mit einem hellrothen Fez bedeckt, die Glieder in einen weiten Zobelpelz gehüllt, kam ziemlich schnell herangewatschelt, die Hand auf die Schulter einer großen, alten, weißhaarigen Negerin gestützt, die in ein kostbares Gewand von gelbem Atlas gekleidet und mit Schmuck überladen war. Vor dem Nahenden trat alles ehrfurchtsvoll bei Seite; Emineh Hanum und Zuleka Hanum kreuzten demüthig die Arme auf der Brust, wie es ihre Sclavinnen thaten, auch Erabieh nahm eine gebeugte Stellung an; wogegen Saliseh dem Vater entgegensprang und seine Hände und Wangen mit Liebkosungen bedeckte. Der Pascha streichelte sie freundlich und warf dabei aus seinen kleinen, schwarzen Augen scharfe und spähende Blicke auf die Umstehenden. Endlich schritt er dem Divan zu, ließ sich mit gekreuzten Beinen auf demselben nieder, und seinen kostbaren Rosenkranz durch die Finger gleiten lassend, wandte er sich fragend in türkischer Sprache an seine Töchter.

„Was hat es wieder gegeben? Meine von Allah geliebte Amme holte mich aus dem Bade, um hier Frieden zu stiften."

„Saliseh will mich erniedrigen," rief Erabieh halblaut.

„Glaub' es nicht, Baba meiner Seele," schmeichelte Saliseh. „Wir hatten einen politischen Streit. Du weißt, sie ist für die Franzosen, ich halte es mit den Deutschen."

Der Pascha lachte. „Saliseh, Cusum, Du bist eine große Diplomatin, Du solltest eines Großveziers Frau werden. Nun, wer weiß! Jetzt aber genug des Zankes. In meinem Harem will ich Ruhe haben. Emineh und Zuleka kratzen und beißen sich schon lange nicht mehr. Ha, ha, sie haben auch keinen Grund dazu, denn eine sieht mich so wenig als die andere. Setzt Ihr den Zank der Mütter nicht fort! Ich will Euch etwas schenken, damit Ihr Euren Aerger vergeßt. Was verlangt meine Saliseh?

„Eines der Pferde, die Ismael Pascha Dir aus Egypten geschickt."

„Nicht übel, Du sollst es haben, sobald es für Dich zugeritten worden."

„Und dann läßt Du mich wieder einmal mit Dir ausreiten, nicht wahr, Djanum? (Meine Seele.) Seit ich den Yaschmak genommen, hast Du es mir verwehrt. Warum willst Du Deiner armen Saliseh keinen Schimmer von Freiheit mehr lassen? Bist Du ein Alttürke geworden, Benim Baba?" (Mein Vater.)

„Nicht doch, nicht doch, mein Augenlicht. Es soll geschehen. — Nun, Erabieh, was soll ich Dir geben? Ein Paar Ohrringe, ein Nargileh?"

„Dasselbe was Du Saliseh gabst, mein Vater," entgegnete Erabieh entschlossen, einen flehenden Blick auf den Pascha gerichtet, der verlegen lächelte. Saliseh, mit allen Zeichen der Entrüstung, wandte sich an Miß Potter, um ihr in geläufigem Englisch von dem neuen Anspruch Erabieh's zu berichten.

Inzwischen hatte sich Léonie dem unschlüssigem Vater genähert. „Excellenz," sagte sie, „gestatten Sie mir, mich für meine Schülerin zu verwenden, damit dieselbe gleiche Rechte mit ihrer älteren Schwester genieße. Es bricht ihr das Herz, sich von ihrem Vater vernachlässigt zu sehen."

Mit freundlichem Ausdruck der Züge betrachtete Abdullah Pascha die liebenswürdige Sprecherin.

„Da Sie es wünschen, Mademoiselle," entgegnete er in elegantem Französisch, „soll es geschehen. Möchte aber nur Erabieh nicht vergessen, daß sie Ihnen diese Gunst verdankt."

„Ich wage zu hoffen, Excellenz, daß, wenn Erabieh Sie auf Ihren Spazierritten begleitet, es ihr gelingen wird, Ihnen näher zu treten. Sie verdient die ganze Liebe ihres Vaters."

„Vous êtes un ange, Léonie. — Was hast Du Saliseh?"

Diese stand mit abgewendetem Gesicht in der Nähe ihres Vaters und wischte sich trotzig die Augen.

„Nimm das Pferd zurück, Benim Baba" schluchzte sie. „Mich verlangt nach keinem getheilten Vorzug."

„Cusum, weine nicht, Du sollst die Wahl unter den Pferden haben und bestimmen, wohin wir reiten. Bist Du's zufrieden?"

„Saliseh's Zärtlichkeit für ihren Vater ist zu ausschließlich," mischte sich hier Miß Potter in's Gespräch „als daß sie es nicht schmerzlich empfinden müßte, wenn eine andere sich zwischen ihn und sie drängt."

Der Pascha schaute rathlos umher. Er wußte den Streit der Parteien nicht mehr beizulegen. Endlich fiel sein Blick auf Zulema, die alte Negerin, die ihm gegenüber auf einem Polster Platz genommen. Er gab ihr einen Wink.

„Stifte Du Frieden, Djanum," sagte er vertraulich, „ich räume das Feld."

Und mit größerer Schnelligkeit als seine Corpulenz erwarten ließ, durchschritt er das Gemach und eilte durch die Corridore dem Selamlik zu, froh dem häuslichen Kriegsschauplatz zu entrinnen. Die Amme war inzwischen gravitätisch aufgestanden und bedeutete den beiden Hanums ruhig, das Gemach zu verlassen. Als sie ihren Befehl erfüllt sah, wandte sie sich den jungen Mädchen und ihren Lehrerinnen zu: „Dil Adami bejan eder (die Zunge verräth den Menschen). — Wollt Ihr jetzt Frieden schließen, meine Lämmer?" fragte sie dann schmeichlerisch.

Keine Antwort erfolgte.

„Dann bitte ich Abdullah Pascha, den Stern meines Busens, daß er Sinipher ein Pferd gebe wie Euch und sie mitnehme. Ist sie doch sein Kind, wie Ihr.“

Ein rascher Wechsel ging in den Zügen der beiden Mädchen vor.

„Verschone uns mit Sinipher,“ rief Saliseh rasch, „sie steht zu tief unter uns.“

„So gieb Erabieh Hanum die Hand und denke dessen was der Prophet sagt: Die Kinder eines Vaters sollen Frieden halten.“

Da Saliseh keine Miene machte, dem Rathe der Amme zu folgen, wandte diese sich an Erabieh:

„Geh', Djanum, und versöhne die Erstgeborene, ihre Würde sollst Du ehren.“

Erabieh, weniger stolz als ihre Schwester, zudem unter Léonies weichem, bittendem Blick nachgiebiger geworden, streckte die Hand nach Saliseh aus.

In diesem Augenblick erschien eine Sclavin und brachte Miß Potter eine Meldung. Diese antwortete einige türkische Worte und wandte sich dann an ihre Schülerin:

„Frau von Roxburg will Sie sehen, ich lasse Sie in Ihren Salon führen. Kommen Sie dorthin, und ersparen Sie sich die Versöhnungsscene hier.“ Saliseh, nur zu gern bereit im Trotz zu beharren, nickte ihrer Schwester flüchtig zu und sagte: „Eine Frenghi erwartet mich drüben, ich muß zu ihr. Dir will ich vergeben, Erabieh, weil es unsere Herrin Zulema so verlangt.“ Der Amme eine tiefe Verbeugung machend, schritt Saliseh aus der Thür und folgte Miß Potter durch einen langen, matten bedeckten Corridor, dessen Wände mit bunten Bildern und Porzellantellern geschmückt waren, in einen anderen Theil des Harems, in welchem sich ihre Privatzimmer befanden. Léonie und Erabieh sahen sich schweigend an, dann sagte erstere mit einem Seufzer:

„Sie müssen es tragen, Erabieh. Ergebung ist der weibliche Heldenmuth.“

Zweites Kapitel.

Frau von Roxburg war eine Dame zu Anfang der Dreißiger, die Gattin eines Ministerresidenten, der seit einer Reihe von Jahren seinen Duodezstaat in der türkischen Hauptstadt mit Würde und Geschicklichkeit repäsentirte. Die Anzahl der Unterthanen seiner Nation überstieg kaum einige Dutzend, die Handelsbeziehungen zwischen seinem Vaterländchen und der Türkei waren nicht wichtiger als die politischen; dennoch fand der geschäftige Diplomat immer Gelegenheit, seine Fähigkeiten geltend zu machen und in jeweiligen ceremoniösen Besuchen auf der Hohen Pforte, beim Großvezir oder dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten die brennenden Fragen seines Ressorts zu erörtern. Er war bei allen hohen türkischen Würdenträgern gern gesehen, weil er sich als leidenschaftlichen Türkenfreund aufspielte, und da seine lebhafte und für Männerhuldigungen sehr empfängliche Gattin gleichfalls einen ganz besonderen Herzenszug zu den Osmanlis empfand, machte es sich von selbst, daß ihr Haus der Sammelplatz aller Elemente wurde, welche zu Beginn der 70er Jahre, durch Rußlands Vorgehen in Bezug auf den Pariser Tractat argwöhnisch gemacht, und durch die Mißwirthschaft von Abdul Aziz beunruhigt, sich zu vereinigen strebten, um für die Integrität des türkischen Reiches und sein Gedeihen ihre Kräfte einzusetzen. Zudem

machte es Frau von Roxburg, die ziemlich geläufig türkisch sprach, Vergnügen, die Harems der vornehmen türkischen Damen zu besuchen, sich mit diesen auf vertrauten Fuß zu stellen und allerlei kleine Intriguen anzuknüpfen, die oft nicht ohne Einfluß auf den augenblicklichen Gang der politischen Angelegenheiten waren. Mit ganz besonderem Interesse der Jeune Turquie zugeneigt, zu deren bedeutendsten Häuptern Abdullah Pascha gehörte, war Frau von Roxburg, selbst eine geborene Engländerin, es gewesen, welche ihm Miß Potter für seine älteste Tochter empfohlen. Sie brachte dadurch englischen Einfluß in den Konak, und da Saliseh schnell alle Manieren und Ansichten einer selbstsüchtigen, hochmüthigen Britin annahm, so hoffte Frau von Roxburg, durch sie den Pascha, der seine Tochter vergötterte nach und nach von seiner allzuweit getriebenen Vorliebe für Pariser Leben und französische Bildung loszulösen und ihn in den Bereich englischer Einwirkung und Leitung zu ziehen. Der Augenblick dazu war besonders gut gewählt, da der Glanz des französischen Namens im Orient fast erblichen und der Geschäftsträger Frankreichs in Constantinopel zu einer unbedeutenden Persönlichkeit geworden war.

Als Miß Potter und Saliseh den kleinen, geschmackvoll mit persischer Seide und orientalischem Hausrath garnirten Salon betraten, in dem die junge Türkin Besuche empfing, fanden sie Frau von Roxburg bequem in der Ecke eines Divans ausgestreckt, mit einem kleinen, elegant gebundenen Büchelchen spielend, das sie in der Hand hielt. Sie war eine stattliche Erscheinung von beginnender Fülle, und ihr röthlichblondes Haar, die sehr weiße Hautfarbe und die grellen, grünlichen Augen, in denen rothe Punkte aufzuleuchten schienen, ließen sie auffallend, wo nicht pikant erscheinen. Mit strahlendem Lächeln erhob sie sich, um Saliseh zu umarmen und ihr zärtliche Worte zu sagen; ein Händedruck und ein vertraulicher Blick an ihre Landsmännin genügten, um die Züge Miß Potters froh aufzuhellen; dann setzte man sich zu gemüthlichem Plaudern; Frau von Roxburg zog Saliseh neben sich auf den Divan, ihre Lehrerin fiel steif auf einen Aufbau seidener Kissen, die mehr geeignet schienen, unter der Bürde jugendlicher, weicher Glieder emporzuschwellen, als diese knochige, harte Persönlichkeit zu tragen; inzwischen waren Sclavinnen mit Cigaretten und Kaffee eingetreten, die Ministerin und Saliseh begannen zu rauchen, die Erzieherin aber, jeglicher Extravaganz abhold, schlürfte zierlich den Mokka aus dem mit Diamanten besetzten Täßchen.

„Ich habe Ihnen, meine süße Saliseh, heute etwas mitgebracht, was Ihnen Vergnügen machen wird. Sehen Sie dies kleine Buch, in Perlmutter gebunden, mit rothem Rande, mit all' den bunten Bändchen als Buchzeichen. Wie gefällt es Ihnen, darling?"

„Welch niedliches Spielwerk!" rief Saliseh, das Miniaturbändchen durch ihre schlanken Finger gleiten lassend.

„Und nun betrachten Sie einmal den Druck; wie fein und zierlich er ist, und die Seiten sind mit hübschen Arabesken umschlungen; hier ist ein ganzer Theil des Textes roth gedruckt. Würde es Ihnen wohl Vergnügen machen, in diesem niedlichen Buche zu lesen?"

„Warum nicht?" meinte Saliseh. „Steht denn etwas Hübsches darin?"

„Es ist, my lovey, unser Church-Prayer-book. Sie finden darin alle unsere services für jeden Tag des Monats; zudem den Katechismus der katho-



lischen Kirche — das ist ja die unsere — und andere wichtige Dinge. Miß Potter hat mir gesagt, daß Sie so empfänglich sind für die Schönheiten der Bibel; so denke ich, auch das Prayer-book wird Ihnen Freude machen. Nehmen Sie es zum Andenken an Ihre mütterliche Freundin, der Ihr Seelenheil so theuer ist."

„Stehen auch so amüsante Geschichten darin, wie die von Ibrahim und Jussuf?" fragte Saliseh neugierig.

„Sie werden sehen, darling, beginnen Sie nur zu lesen! Miß Potter, ich sah Sie am Sonntag nicht im Evening-Service. Woher kommt das?"

„Ich war genöthigt, Saliseh zu begleiten, die ausfuhr. Oh, es ist hart, den Sabbat nicht halten zu können wie man es möchte. Aber Sie kennen meine Lage, Mylady! Ich habe mich zur Stellung einer Gouvernante erniedrigt, um meinen Schwestern die Nothwendigkeit zu ersparen, ihr Brod zu verdienen; ich bin der Sündenbock meiner Familie, genöthigt mit Ungläubigen zu leben, ihnen für geringe Entschädigung mein Bestes zu opfern."

„It is very sad, indeed," sagte die Ministerin theilnehmend. „Doch sprechen wir von etwas anderem. Sie wissen die große Neuigkeit: Khaleb Pascha kehrt von Paris zurück. Er ist begnadigt worden und wird wahrscheinlich in nächster Zeit hier diplomatische Verwendung finden. Mir, als einer langjährigen Freundin, hat er geschrieben und seine Pläne auseinander gesetzt. Sein Konak in Beschiktasch soll auf's Reichste für ihn in Stand gesetzt werden, und er will dort die beste Gesellschaft empfangen. Er sieht seine Aufgabe darin, der Jeune Turquie zu nützen, indem er ihre gesellschaftliche Verschmelzung mit den feinsten Elementen der fränkischen Colonien in's Werk setzt. Ein Ballsaal, eine Bühne, Spielzimmer, Gewächshäuser sollen es ermöglichen, Highlife im besten Sinne zu beginnen. Mich hat Khaleb ersucht, ein für alle Mal die Honneurs in seinem Hause zu übernehmen; auf diese Weise ermöglicht er der europäischen Damenwelt, seine Feste zu besuchen."

„Excuse me," sagte Miß Potter, „wer ist Khaleb Pascha?"

„Wie, me dear, Sie kennen ihn nicht? Er und Abdullah Pascha sind Freunde; sie lebten lange Jahre in der Verbannung in Paris und bereisten die deutschen Spielbäder. Er ist einer der aufgeklärtesten Türken, hat keinen Harem, obwohl er nicht mehr ganz jung ist, und verkehrt am liebsten mit Europäern. Er ist wirklich charming in seinen Manieren und dabei von hoher diplomatischer Begabung. Wissen Sie denn auch nichts von ihm, Saliseh, dearest?"

„Oh doch, mein Vater sprach mir zuweilen von seinem Freunde. Abdullah Pascha tadelte ihn, weil er keinen Harem habe; denn mein Vater ist der Ansicht, daß der Osmanli neben den Annehmlichkeiten der fränkischen Kultur auch die Freuden, welche den Gläubigen gestattet sind, genießen müsse."

„O darling, wie nieblich sie das sagt! Poor creature, sie ahnt nicht, was es bedeutet. Wie wird sie sich einst darin finden, das Haus und Herz ihres Gatten mit andern zu theilen, sie, die so ganz dazu gemacht, allein zu herrschen, zu beglücken."

„Sie irren sich, Mylady, wenn Sie glauben, daß ich darein willigen könnte, andere Frauen neben mir zu sehen," rief Saliseh erregt. „Ich will die

Einzige sein und werde nur dann heirathen, wenn mir dies Recht zugestanden wird."

„Welch ein edler Stolz, welch ein Feuer!" rief Frau von Roxburg bewundernd. „Meine Saliseh verdient das glänzendste Loos. Spricht man nicht auch von Verhandlungen mit einem Prinzen des kaiserlichen Hauses? Mir scheint, als hätte ich so etwas gehört."

Saliseh war heftig erröthet und dann erblaßt.

„Sie wissen also nicht," fragte sie erregt, „daß die Sultanin Validé, die einst so niedrige Sclavin, die Abdul Aziz' erlauchter Vater erblickte, als sie Holz für sein Bad herbeischleppte, und deren Kismet es war, ihm einen Sohn zu geben, daß diese giftige Feindin der Frenghis und ihrer Freunde ihre Einwilligung verweigert hat zu der Heirath Prinz Raschids mit mir, Saliseh Hanum? Der Kizil Agha hat es meinem Vater verrathen. Sie haßt mich, weil ich keine Alttürkin bin."

„Saliseh," sagte Miß Potter, „ich wundere mich, wie Sie so sprechen können. A young lady sollte nie von solchen Dingen unterrichtet sein, noch weniger sich darüber äußern. Il is not the thing."

„Abdullah Pascha selbst hat mich in's Vertrauen gezogen," rief Saliseh stolz, „er behandelt mich nicht wie ein unmündiges Kind, sondern wie eine Freundin. Segen über ihn! Er will seiner Tochter Glück."

„Ich weiß, wie nahe Sie ihm stehen, Lovey," schmeichelte die Ministerin. „Sie sind ihm theurer als Feridoun Bey, sein einziger Sohn."

„Weil er auf mich alle seine Hoffnungen baut," entgegnete Saliseh. „Als Feridoun geboren wurde, lange vor mir und von einer Hanum, die seitdem gestorben, da sahen die Aerzte seinen ungeheuren Kopf, und wußten nicht, was daraus zu machen: Er wird sehr klug oder sehr dumm, sagten sie zum Pascha. Warten Sie bis zu seinem zehnten Jahre! So geschah es, und Allah wollte, daß der große Kopf leer blieb. Da trug mein Vater seine Liebe auf mich über. Mich in den kaiserlichen Harem zu bringen, war sein Ziel, ich wäre ihm dort eine mächtige Stütze geworden. Ich sollte den anderen türkischen Frauen überlegen sein; darum ließ er mich fränkisch erziehen — Prinz Raschids Geneigtheit mich zur Frau zu nehmen, war schon seit Jahren festgestellt, nun scheiterte der Plan an dem Widerstande der verhaßten Validé. Mögen die bösen Geister ihr Bed beziehen und sie plagen! Inschallah."

„Oh how silly!" rief Miß Potter. „Wie mögen Sie nur an solchen Unsinn glauben?"

„Glauben Sie nicht auch, daß Ihr zweiter Gott Dämonen ausgetrieben hat?" fragte Saliseh spitz.

„Das ist etwas anderes. Es steht in der Bibel und ist daher wahr. Aber türkische Dämonen leben nur in der Einbildung. Believe me!"

Frau von Roxburg hatte sich erhoben und unterbrach den theologischen Streit, indem sie Abschied nahm. Begleitet von Miß Potter, welche ihr gegenüber in Lächeln zerschmolz, durchschritt sie die Gemächer des Harems, überall von den Sclavinnen, die auf Teppichen kauerten, ehrerbietig begrüßt.

„Sie haben eine schöne, wenn schon schwere Mission," sagte sie zu der Lehrerin, „Saliseh's Seele ist empfänglich für die Wahrheiten unserer heiligen Lehre; lassen Sie nicht ab, bis Sie sie bekehrt haben! Welch ein Triumph, führten wir dies Lamm in die Arme unserer Hochkirche!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, die aus dem Vorsaal des Harems in das Selamlik führte, und ein junger Türke in eleganter schwarzer Stambula, das bräunliche Fez verwegen auf das eine Ohr gesetzt, die feurigen Augen blitzend von Uebermuth und Geist, trat, ein Schreiben in der Hand, den Ueberraschten entgegen. Nach einer leichten Verbeugung gegen Frau von Roxburg übergab er Miß Potter das Papier, indem er auf Französisch sagte:

„Seine Excellenz haben mich beauftragt, Ihnen, Mademoiselle, dieses Mémoire zu übergeben, mit der Bitte, es mit Saliseh Hanum zu studiren."

„Melden Sie dem Pascha meine Bereitwilligkeit, Selim Effendi," entgegnete die Engländerin.

Frau von Roxburg hatte den Blick nicht von dem jungen Türken gewendet.

„Stellen Sie mich vor," sagte sie leise zu ihrer Begleiterin.

Die nothwendige und wichtige Ceremonie der Vorstellung vollzogen, wandte sie sich an den jungen Mann.

„Sind Sie der neue Secretair des Paschas?"

„Zu Ihrem Befehl," erwiderte Selim lächelnd.

„Ich habe schon unendlich viel Vortheilhaftes von Ihnen gehört. Sie sollen das Türkische mit seltener Vollendung schreiben und sprechen."

„Es ist meine Muttersprache, gnädige Frau!"

„Wenn schon! Der Pascha sagte mir auch, daß Sie für Ausarbeitung politischer Fragen große Gewandtheit besitzen."

„Seine Nachsicht bemäntelt meine Unvollkommenheit."

„Man behauptet sogar, daß Sie dichten."

„Thäte man das, so würde man das Wort mißbrauchen, das meinen armseligen Reimereien nicht zukommt."

„Sie sind zu bescheiden. Dem Kühnen gehört die Welt."

„Ich bin der ergebene und dunkle Diener meines Herren."

Während Selim Effendi sich dergestalt in Aeußerungen der Demuth erschöpfte, straften seine Blicke, die keck und frei das Gesicht und die Gestalt der Fragerin überflogen, die Worte Lügen.

Frau von Roxburg, durch das Ausweichen der Rede und das Begegnen der Augen gleicherweise gestachelt, aber auch ungeduldig gemacht, winkte Selim Effendi einen Abschiedsgruß zu und ging mit Miß Potter weiter.

„Die Begegnung mit diesem Secretair," sagte sie flüchtig, als sie das Selamlik durchschritten, während der junge Mann ihnen in einiger Entfernung folgte, „erinnert mich daran, daß es schon lange mein Wunsch war, das Türkische grammatikalisch zu erlernen. Meinen Sie wohl, daß dieser junge Mann — wie ist doch sein Name — einen guten Lehrer abgeben würde?"

„Ich vermuthe es," entgegnete Miß Potter.

„Ist seine Beschäftigung bei Abdullah Pascha eine angestrengte?"

„Ich glaube es schwerlich. Der Pascha zieht sich allmälig von der Politik

zurück und kümmert sich auch wenig um die Verwaltung seiner Güter, die er seinem Kiahia überläßt."

„So würde sich Selim Effendi — das war ja wohl der Name — vielleicht bewegen lassen, mir türkische Stunden zu geben?"

„Er würde es sich gewiß zur Ehre schätzen. Soll ich ihn fragen?"

„Not exactly. Ich möchte ihm ein Paar Zeilen schreiben. Sie lassen sie ihm dann zukommen. Noch eins. Bei mir können die Stunden nicht gut stattfinden; wir würden jeden Augenblick durch Besuche gestört werden. Wäre es nicht möglich, sie hier abzuhalten? Sie haben kein Zimmer im Harem, das sich dazu eignete?"

„Das Schulzimmer allenfalls."

„Nein, nein, das darf ich den jungen Mädchen nicht entziehen. Sie haben kein Boudoir?"

„O doch, und es steht zu Ihrer Verfügung. Würden Sie mich Mitschülerin sein lassen?

„Nicht doch, meine Beste. Sie sind mir geistig zu überlegen, als daß ich mit Ihnen Schritt halten könnte. Ich muß allein Selims Geduld und Eifer in Anspruch nehmen können. Wie klug er aussieht! Er hat auch ganz die eigenthümliche Hautfärbung der Türken, die kein Franke, sei er wettergebräunt wie er wolle, erreicht. — Sie übergeben ihm also meinen Brief und überlassen mir das Zimmer ein paarmal in der Woche. Sprechen Sie auch zu Niemand von den türkischen Stunden; ich denke es mir aus, meinen Mann später durch meine Kenntnisse in Erstaunen zu setzen; also verderben Sie mir die Ueberraschung nicht! Und nun leben Sie wohl. Nächsten Sonntag sehe ich Sie doch in der Kirche?"

„Wenn es irgend angeht, gewiß."

„Hüten wir uns, unsere heiligsten Pflichten zu vernachlässigen! — Sie befördern Selims Antwort recht bald an mich, nicht wahr? — Und nun nochmals Adieu, und rechnen Sie für Ihre Gefälligkeit auf meine lebhafte Dankbarkeit."

Nachdem Miß Potter die Ministerin bis an ihren Wagen geleitet, kehrte sie nachdenklich in den Harem zurück.

„Sie hat sich in diesen Selim verliebt," murmelte sie kopfschüttelnd, „wie schändlich, wie abscheulich! Ich soll ihr den Weg bahnen. Natürlich muß ich es thun, um mir ihre Protection nicht zu verscherzen; aber ich werde mir wenigstens den Schein geben, nichts von allem zu merken; auf diese Weise trifft mich kein Vorwurf vor der Welt, und ich habe die einflußreiche Frau in meiner Hand."

Drittes Kapitel.

Nachdem die beiden Engländerinnen den Salon Salisehs verlassen hatten, blieb diese nachdenklich auf ihrem Divan sitzen, leichte Wölkchen aus ihrer Cigarette ziehend und ihrer Verflüchtigung mit starrem, abwesendem Blicke folgend. Sie war augenscheinlich mit ernsten, sie ganz in Anspruch nehmenden Gedanken beschäftigt. Erst als ihre Cigarette aufgeraucht war, kam sie zu sich, erhob sich leicht vom Divan, schüttelte ihre goldene Mähne und huschte in aller Schnelligkeit über den dicken, persischen Teppich, hinaus aus dem Salon und durch enge Corridore, die nach dem Schlafzimmer ihres Vaters im Harem führten. Sie wußte, daß der

Pascha nach seinem üppigen Bade und der erregenden Scene, in welcher er den Schiedsrichter hatte spielen wollen, sich dorthin zurückgezogen, um der Ruhe zu pflegen, und da sie überall ihre grandes et petites entrées hatte, stand sie keinen Augenblick an, ihn dort aufzusuchen. Das Schlafzimmer Abdullah Paschas war, seinen Grundsätzen angemessen, mit allem Raffinement von europäischem und orientalischem Luxus ausgestattet; elegante Meubles von Polisander und Rosenholz begegneten sich mit goldgestickten persischen Polstern, brokatenen Divans und Koranstühlen feinster Arbeit; alle Toilettenutensilien, die der verweichlichte Geschmack erdenken kann, in Gold, Krystall und Ebenholz ausgeführt, thürmten sich auf Mosaik-Tischplatten zu unförmlichen Haufen; der Waschtisch aber bestand, nach türkischer Art, aus einer in die Wand eingelassenen marmornen Schale, in die das Wasser aus dem oben angebrachten silbernen Krahn lief. Das viereckige Himmelbett war Pariser Fabrikat, seine purpurseidenen Vorhänge fielen indessen auf eine Lagerstatt, die nicht mit weißen Leintüchern und Eiderdecken versehen war, sondern ein unordentliches Chaos von Pelzmänteln, seidenen Kissen und Thierfellen darstellte, in dessen Mitte der dicke Pascha, in weite Tuchbeinkleider und ein Entarie — (watirte Jacke) gekleibet — behaglich thronte. Sein Nargileh stand am Boden, und er zog mit geschlossenen Augen den abgekühlten Rauch durch eine schwarze Bernsteinspitze zwischen die wulstigen Lippen; dabei dem Gurgeln des Wassers lauschend, das jeden Pfeifenzug begleitete.

Saliseh war so leise genaht, daß ihr Vater sie nicht bemerkt hatte; das Zimmer war zudem dunkel geworden, da der Abend draußen hereingebrochen war, und das Licht einer Alabaster-Ampel, die von der Decke herabhing, seine bleichen Strahlen nur auf einen engen Raum concentrirte. Sie schwang sich mit Behendigkeit auf das niedrige Lager ihres Vaters und warf ihre Arme um seinen Hals.

„Aïssé," murmelte der Pascha verschlafen.

„Nein!" lachte Saliseh hell auf. „Ich bins, Benim Pascha, Deine Saliseh." Der Pascha riß die Augen auf und sah seine Tochter verwundert an. Sie lachte noch stärker.

„Also Aïssé erwartetest Du, Cusum," sagte sie endlich, „gut, nun weiß ich doch, auf wen Deine Frauen jetzt eifersüchtig sein müssen. Doch laß uns von andern Dingen sprechen, Baba meines Herzens. Ich habe Dir Wichtiges zu sagen."

Und sie zog seinen dicken Kopf an ihre Schulter, streichelte sanft seine Glatze und seinen Bart und entzog die Pfeifenspitze zuweilen neckend seinem Munde, um ein paar Züge daraus zu thun. Der Alte, in behaglichster Laune, ließ sich die Zärtlichkeiten seines Lieblingstöchterchens schmunzelnd gefallen und wartete geduldig ab, wann es der Kleinen genehm sein würde, ihm den Zweck ihres Kommens mitzutheilen.

Endlich, nachdem Saliseh ihn genügend passiv und willenlos gemacht zu haben glaubte, begann sie zu reden:

„Du weißt, daß Deine Saliseh kein Kind mehr ist, Benim Pascha," sagte sie seufzend.

„Man sollte es nicht glauben, wenn man Dich sieht, Kützük Kedi" (kleine Katze).

„Ich werde alt und bejahrt, Djanum; bald wird die Blume verblüht sein."

„Laß sehen, wie viel Jahre Du zählst.“

„17 Mondjahre, Heurmetlu“ (Verehrter).

„Warum zählst Du nicht nach Sonnenjahren?“ neckte er.

„Es würde mir nicht viel helfen. Mond und Sonne sind die Bundesgenossen des Alters.“

„Was klagst Du, Cusum? Sieh' mich an, den Weißbärtigen!“

„Deine Jahre rauben nichts von Deiner Macht. Du bist ein Mann, ein von Allah Begünstigter. Wir Weiber, denen nicht einmal das Paradies gehört, wir haben nichts als die kurze Spanne Jugend, um uns des Erschaffenseins zu freuen. Will mein Herr und Vater, daß ich sie vertrauern soll, fruchtlos, hoffnungslos?“

„Nicht doch, Perle meines Alters, ich will Dich glücklich sehen. Was begehrst Du, was soll ich Dir geben? Sprich nur, ich kann Dir nichts verweigern. Verbirg Dein Gesicht nicht, um zu weinen! Noch einmal, was willst Du haben?“

„Gieb mir einen Gatten, Benim Baba, es ist hohe Zeit!“ —

„Cusum,“ rief der Pascha überrascht, „ich wollte es ja gern; aber woher ihn nehmen? Glaubst Du, es sei leicht, für meine Saliseh den Mann zu finden, der für sie paßt? Soll ich Dich mit Deinen Reichthümern, Deiner Schönheit, Deiner Gelehrsamkeit hinwerfen einem Alttürken, der Dich einsperrt, Dich aller gewohnten Freiheit beraubt, Dich unglücklich macht? Wollte ich Dir nicht Raschid Effendi geben, mein Reh? War es meine Schuld, daß das böse Weib im Serail — Allah verderbe sie! — Dich verschmähte?“

„Ich spreche nicht von dem Prinzen, nicht von einem Turbanträger. Ich habe einen Mann im Sinn, der wie Du denkt und fühlt, der die Giaurs nicht haßt, sondern nur belächelt, der Lebensweisheit studirt hat in der Zauberstadt Paris, dessen Konak nicht einmal einen Haremlik besitzt. Würde ein solcher Mann mich nicht würdigen, mir nicht Rechte und Freiheiten geben, mich nicht als alleinige Frau regieren lassen in seinem Hause?“

„Wen kannst Du meinen, Djanum?“ fragte der Pascha kleinlaut.

„Wen anders als Deinen Freund Khaleb Pascha, der in diesen Tagen aus dem Exil zurückerwartet wird, wie mir Frau von Roxburg gesagt hat.“

„Bei meiner Seele, er ist wenig jünger als ich!“

„Was thut es, wenn er ein aufgeklärter Mann ist?“

„Bei Allah, Cusum, Du bringst mich in Verlegenheit. Soll ich von meinem Freunde Böses sagen? Er ist ein Spieler, hat einen großen Theil seines Vermögens in Tripots verloren.“

„Das hast Du ja auch, Benim Baba, und bist doch die Krone der Männer.“

„Er hat keinen türkischen Harem; aber sein Haus ist stets geöffnet für zweideutige Frenghi-Weiber.“

„Ich will sie schon vertreiben,“ sagte Saliseh mit stolzem Ausdruck.

„Er ist glatt und falsch wie eine Schlange, und man kann seinem Worte nicht trauen.“

„Und doch ist er Dein Freund?“

„Weil wir gemeinsame Interessen haben.“

„Ihr würdet noch ganz anders zusammenhalten und Eurer Partei dienen, wenn ich das Band zwischen Euch würde. Müssen wir uns nicht rächen a der Valide, an ihrem Sohne, den sie den Löwen nennt, der aber ein Hund ist, für die erlittene Schmach? Muß Khaleb nicht seine Verbannung wett machen?“

„Die war nun doch eben keine Unannehmlichkeit für ihn, und was mich betrifft, Cusum, ich bin der politischen Intriguen müde. Ich will Ruhe haben, Freuden genießen, die unvergällt sind. Meine Sammlungen machen mir Vergnügen, mein Konak verschönert sich täglich, mein Harem ist gefüllt, meine Kinder sind wohlgerathen. Was brauche ich mehr?“

„Macht, mein Vater, Macht und Ruhm! Als Privatmann wird der hochberühmte Abdullah Pascha schnell vergessen und gering geachtet sein. Schon jetzt sind Deine Vorzimmer mäßig gefüllt, die Menge macht Dir langsam Platz auf den Straßen, wenn Du ohne Vorreiter dahinfährst; man weiß, daß Du wenig giltst im Palais. Verbinde Dich mit Khaleb Pascha, der bald ein Amt erlangen wird, und Du wirst neuen Einfluß gewinnen. Einmal wieder bei Hofe, steht es bei Dir, Deine Minen zu legen, um die jetzige Regierung zu stürzen.“

„Du räthst mir zum Aufruhr; Djanum, wohin führt Dich Dein lebhafter Geist?“ rief der Pascha erstaunt. „Bedenke, was das Sprichwort sagt: Der schnell geht, wird bald müde.

„Ich zeige Dir ein fernes Ziel, das Du erreichen kannst zum Besten Deiner Partei, Deines Vaterlandes. Englands Unterstützung würde Euch nicht fehlen, wolltet ihr Ernst machen mit einer Reform. Unter Abdul Aziz zerfällt das Reich in Stücke, und der Moskow wird sie auflesen.“

„Du bist eine große Politikerin, Saliseh, Kisdschaas (Töchterchen), und ich bewundere Deinen Scharfsinn. Doch es wäre mir lieber, Du ließest mich mit Deinen Plänen in Frieden. Ich mag wirklich nicht in meiner Behaglichkeit gestört sein. Zum Verschwörer bin ich zu fett und faul geworden. Das solltest Du bedenken.“

„Und wenn ich für Dich handelte, Benim Pascha, so daß der Ruhm der Thaten Dir würde und die Mühe mein wäre? Ich fühle Sehnsucht nach einer Rolle, wie sie Frau von Roxburg in fränkischen Kreisen spielt.“

„Du solltest keine andere Sehnsucht kennen, als die nach Liebesgenuß, meine Houri.“

„Mein Herz gehört meinem Baba, es klopft nicht ungestüm, es verlangt keine andere Liebe als die Deine. Aber ehrgeizig bin ich, und Du sollst mir die Mittel gewähren, emporzuklimmen, Du sollst mir Khaleb Pascha geben, hörst Du, böser Baba, Du sollst.“

Und sie machte ein so niedliches Mäulchen und zupfte den Alten so derb am Ohrläppchen, daß er ganz windelweich wurde und gähnend sagte:

„Du sollst Deinen Willen haben, Cusum; sobald Khaleb Pascha angekommen, will ich Dich ihm antragen. Aber die Folgen fallen auf Dich. Allah-il-Allah —, ist es Dein Kismet, ihn zum Manne zu bekommen, so kann ich nichts dagegen thun! Nun aber, Saliseh, meine Seele, laß mich mein Schläfchen vollenden, und willst Du mir eine Liebe thun, so nimm den goldenen Kopfkratzer von dem Tischchen vor meinem Lager und setze ihn in sanfte Bewegung, bis Du mich schnarchen hörst.“ — — —

Die Siesta des Paschas, während welcher Saliseh sich leise entfernt hatte, dauerte nicht lange. Sein Appetit, der sich um Sonnenuntergang zu regen pflegte, zur Stunde der türkischen Hauptmahlzeit, erweckte ihn, und ein Druck auf ein elegantes Timbre rief den französischen Kammerdiener herbei, der Seine Excellenz aus dem orientalischen Costüme herausschälte und in einen Pseudofranken verwandelte, der in schwarzer Stambula, weißer Weste und Lackschuhen, aber nicht ohne das unvermeidliche Fez, das Eßzimmer betrat. Hier erwartete ihn Feridoun Effendi, sein Sohn, ein dicker, bleicher, mit unförmlichem Kopf gekrönter junger Mann, der den Vater mit einem Handkuß grüßte, und Selim Effendi, der Privatsekretair des Paschas, der sich in kurzer Zeit zu seinem Vertrauten und Rathgeber aufgeschwungen. Die drei Herren setzten sich zu Tische, und wurden von dem europäischen Haushofmeister und seinem gutgeschulten Dienertroß mit großer Schnelligkeit bedient. Das Menu, aus türkischen und fränkischen Gerichten in bunter Reihenfolge bestehend, nahm zu seiner Bewältigung dennoch viel Zeit in Anspruch; denn Abdullah Pascha war Gastronom und liebte es zu gleicher Zeit, bei Tische eine leichte und anregende Unterhaltung zu führen. Reiche Libationen, in den feinsten Weinen dargebracht, erhöhten seine plauderlustige Stimmung, und er verfiel auf sein Lieblingsthema, die Sammlungen von Curiositäten, die er anlegte. Selim Effendi wußte mit großer Feinheit und Lebhaftigkeit auf die Gedankenwendungen seines Gebieters einzugehen und schien seine Manie zu theilen; Feridoun, mit glanzlosen Augen ins Leere starrend, warf hin und wieder ein Wort hin, das sich stets nur auf seine Wagen, Pferde und Grooms bezog; denn der fast Blödsinnige war in allem, was sich auf den Sport des Reitens und Fahrens bezog, von einer erstaunlichen Gescheidtheit und besaß eine entschiedene Begabung und ein so instinctives Urtheil in diesen Angelegenheiten, daß er mit Erfolg die Functionen des großherrlichen Oberstallmeisters hätte ausfüllen können. Leider mußte sein Ehrgeiz sich in bescheideneren Bahnen bewegen, und der väterliche Stall, die väterliche Remise waren vor der Hand seine Welt.

Nach aufgehobener Tafel sah sich der Pascha rathlos im Salon um, in den man sich begeben, und der mit kostbaren Gobelins und Sevres-Vasen geschmückt war. Im hohen Kamin brannte ein Feuer, bequeme Lehnstühle luden zum Ausruhen ein, der Kronleuchter war angezündet und erhellte die fernsten Ecken des großen Raumes.

„Was thun wir heute Abend?“ fragte der Hausherr, seinen Kaffee schlürfend und die Cigarette in den Händen drehend.

„Befiel die Tänzerinnen,“ rief Feridoun, „und laß sie die Pantomime von den Fohlen auf der Weide ausführen, die ich sie gelehrt.“

Der Pascha lächelte halb mitleidig. „Bestelle den Tanz für Dich, Feridoun, wenn es Dir Vergnügen macht, und lade Deine Schwestern dazu ein. Selim bleibt wohl bei mir.“

„Excellenz verzeihen,“ sagte der geschmeidige Secretair mit geheimnißvoller Miene, „sollte es nicht nothwendig sein, daß ich in Ihrem Auftrage Khaleb Pascha in seinem Konak aufsuchte, der, wie ich höre, heute Nachmittag angekommen ist, um von ihm die neuesten Pariser Ereignisse zu hören, ehe er sie anderen mittheilt? Er hat die Belagerung der Stadt fast bis zu Ende mitgemacht, ist dann

mit einem Sauf-conduit durch die preußischen Linien gegangen und bringt sicher manche wichtige Beobachtungen mit, deren Kenntniß Euer Excellenz sich nicht entgehen oder vorausnehmen lassen darf."

„Sie haben Recht," sagte der Pascha, der mit seinem Secretair meist Französisch sprach, „Gehen Sie, Selim, und bringen Sie mir noch heute Abend Bericht. Sagen Sie Khaleb, ich hätte ihm Wichtiges mitzutheilen und erwarte ihn nächster Tage."

„Darf ich fragen, wie Excellenz den Abend zu verbringen gedenken? Ich fürchte, Sie werden Langeweile haben."

„Ich will nach Léonie senden; sie kann mir vorlesen."

Und der Pascha, Selim verabschiedend, der sich bescheiden verbeugte, winkte einem Schwarzen, der zusammengekauert an der Thür hockte und sandte ihn zu der Lehrerin seiner Tochter.

Viertes Kapitel.

Der Harem Abdullah Paschas war heute in ungewöhnlicher Aufregung. Diuri Kouloudjian, die alte Armenierin, welche den Hanums so kostbare Feridjehs lieferte und zahllose Arbeiterinnen mit Gold- und Seidenstickereien beschäftigte, die sie dann an die Haremschönheiten verkaufte, die aber auch den Effendis junge, reizende Sclavinnen zum Kauf anzupreisen wußte, weshalb ihr Kommen stets getheilte Gefühle erregte, hatte sich zeitig am Morgen im Konak eingefunden, diesmal nicht begleitet von Waarenballen und Schachteln, dafür aber mit zur Schau getragener geheimnißvoller Miene und sonderbarer Rede. Eine Stunde lang war sie mit der Bujuk Hanum, Emineh, in leiser Berathung allein geblieben, dann hatte sie das Haus verlassen, ohne mit sonst jemand ein Wort zu wechseln. Die Folgen ihres Kommens machten sich aber sogleich in zahlreichen hastigen Befehlen der Hanum an ihre Sclavinnen kund, welche schleunige Instandsetzung der Prunkgemächer, allgemeine Bäder und reichen Putz der Mädchen bezweckten. Im Augenblick glich der Harem einem Bienenschwarme; durch alle Gänge und Zimmer flogen leichtfüßige, jugendliche Gestalten, massige Negerinnen mit grinsendem Lächeln griffen die härtere Arbeit an, halberwachsene Sclavinnen, Saliseh's und Erabieh's Spielgefährtinnen, stürmten die Baderäume und kleideten sich nach der Reinigung in die buntesten und abenteuerlichsten Trachten, die sie aus dem Inhalt ihrer Tschenbukis, der großen Cypressenholzkoffer, die die abgelegte Garderobe der Herrinnen enthielten, zusammenzustellen vermochten. Bis hinauf in die höchsten Regionen des Haremliks erstreckte sich die Bewegung. Auf Befehl der Bujuk Hanum putzten sich die beiden anderen Frauen des Paschas auf das Schönste heraus mit Doppelschlepproben, diamantengeschmückten Baretts und zahllosen dickleibigen Schmucksachen. Ihr eigener Anzug überstrahlte an Reichthum noch weit den der Nebenbuhlerinnen, und mühsam nur konnte die corpulente Frau sich unter der Last der mit Stickerei überladenen blauen Sammtrobe, die vorn weit ausgeschnitten und über rothseidenen Beinkleidern geschlitzt war, und der faustgroßen Brochen, massiven Armringe und schwerfälligen Halsbänder, von denen sie verschiedene über- und nebeneinander trug, bis in den Empfangsaal schleppen,

wo sie athemlos unter einer Art von Baldachin auf einem erhöhten Sessel Platz nahm, neben dem ein anderer unbesetzt stand.

Die Töchter des Paschas waren höflich ersucht worden, sich zu schmücken; ihnen hatte man auch Mittheilung davon gemacht, daß Nachmittags der Besuch einer vornehmen Hanum erwartet werde; mit den Gewohnheiten der Harems vertraut, waren sie nicht in Zweifel, daß es dabei auf eine Brautschau abgesehen sei; den Namen der Besucherin konnten sie indessen, trotz kleiner angestellter Intriguen, nicht erfahren. Er war ein Geheimniß zwischen der Bujuk Hanum und der Armenierin geblieben. Saliseh, welche die Pracht liebte, kleidete sich in ein kostbares Seidenkleid, das sie aus London erhalten, da Paris in dieser Zeit seine Modeherrschaft nothgedrungen aufgegeben, Erabieh, von Léonie beredet, in ein leichtes, weißes Muslinkleid, mit dem alleinigen Schmuck ihres üppigen, in dicken Zöpfen um den Kopf gelegten Haares. Die kleine Sinipher endlich, das geduldete Aschenbrödel des Paschahauses, prangte in rothsammtnen, bauschigen Pantalons und einem lila Damastschleppkleide, in das sich ihre ungeschickten, mit gelben, silbergestickten Pantoffeln geschmückten Füße oftmals gefährlich verfingen.

Als Nachmittags die Vorbereitungen beendigt waren, gruppirten sich die Hanums und Mädchen unter Leitung der erfahrenen Sclavenmeisterin in den Empfangszimmern. Die Vorzimmer wurden von Sclavinnen eingenommen, welche, überall auf den Teppichen herumkauernd, halb verstohlen ihre Cigaretten schmauchten. Im ersten Salon hielt sich Sachib, die dritte Frau des Paschas, mit ihrem wenig zahlreichen Gefolge auf; sie selbst ruhte auf einem Divan und hörte aufmerksam die Märchen einer halbverrückten Negerin an, welche, das Gesicht zu den scheußlichsten Grimmassen verzerrend, vor ihr hockte. Der nächstfolgende Saal wurde von Zuleka Hanum und ihren Sclavinnen eingenommen; hier herrschte schon mehr Ceremoniell und Würde vor; im eigentlichen Prunkzimmer aber, wo die Bujuk Hanum und die drei Töchter des Paschas, so wie seine Amme thronten, lasteten der Zwang und die Steifheit, welche die Wichtigkeit der Stunde erheischten, schwer auf allen Anwesenden. Miß Potter und Léonie hatten nicht verfehlt, sich zur gehörigen Zeit in die Nähe ihrer Schülerinnen zu begeben, um den erwarteten Ereignissen beizuwohnen; da sie mehr Freiheit der Bewegung hatten als die Türkinnen, gingen sie aus einem Gemach in das andere und gewannen so einen Ueberblick über das Ganze.

Um 4 Uhr Nachmittags, zur Stunde des Gebets, hörte man einen Wagen an der Haremthür vorfahren und ihre wuchtigen Flügel aufspringen, ein Schwarzer eilte sodann die Haupttreppe zum ersten Stockwerk hinauf und machte der Sclavenmeisterin, die in der Treppenhalle stand, eine Meldung. Sofort sandte diese Sclavinnen nach unten und begab sich selbst ins Vorzimmer, um die dort weilenden Mädchen zu alarmiren, welche die Nachricht schnell weiter trugen. Sachib Hanum erhob sich und begab sich an die Brüstung der Treppe, welche so eben von einer türkischen Dame erstiegen wurde, zu deren Seiten zwei Sclavinnen als Stützen fungirten, die ihr unter die Arme griffen. Diese Ehrenbezeugung wird jedem Besuche gegenüber, sei er jung oder alt, gebrechlich oder kraftvoll, unweigerlich zur Anwendung gebracht. Sobald die Hanum den Treppenabsatz erreicht, begrüßte Sachib sie mit tiefer Verbeugung, die leichthin erwidert wurde, und die beiden

Sclavinnen entkleideten sie ihres kostbaren Feridjeh und feinen Jaschmaks, welch letzterer sofort einer Negerin zum Ausglätten übergeben wurde. Als der Schleier gefallen war, sahen Miß Potter und Léonie, die in der Nähe verweilten, eine zierliche Frau in mittleren Jahren vor sich, die Spuren ehemaliger großer Schönheit trug und sich in modischer, europäischer Tracht elegant und sicher bewegte.

„Es ist Fatmah Hanum, die Wittwe des großen Staatsmannes," flüsterte Miß Potter, die bei solchen Gelegenheiten von ihrem verächtlichen Hochmuth gegen Léonie ein wenig abließ, dieser zu. „Sie kommt für ihren Sohn Nechib Bey eine Braut zu wählen. Saliseh wird bei diesen civilisirten Leuten ganz an ihrem Platze sein."

Mit freundlichem französischem Gruß streifte Fatmah Hanum an den beiden Europäerinnen vorüber und betrat, von Sachib und ihren eigenen Begleiterinnen gefolgt, die lange Flucht der Zimmer. In einem der nächsten begegnete ihr Zuleka Hanum, die nun höflich die weitere Führung übernahm und die Fremde bis an die Thür des Prunkgemaches escortirte, an welcher die Bujuk Hanum, die sich langsam von ihrem Sitz erhoben, schwerfällig die Ehrenbezeigungen ausführte. An der Hand geleitete sie den Gast zu dem leeren Sessel unter dem Baldachin, und nachdem beide Damen Platz genommen, nahten die Töchter des Paschas zu ehrfurchtsvollem Handkuß an Fatmah Hanum. Begrüßungsworte und Verbeugungen wurden mehrmals wiederholt, und endlich schickte man sich an, zur Förmlichkeit des Kaffee's und der Cigaretten überzugehen. Mehrere Sclavinnen waren eingetreten mit kostbaren, von reichgestickten Sammtdecken überdeckten Präsentirtellern in den Händen; als die Decken sanken, sah man auf dem einen Cigaretten, Bernsteinspitzen und glühende Kohlen, auf dem andern stand in mit Filigranarbeit bedeckten Porzellanvasen verführerisch duftender Scherbet; der dritte endlich war mit kostbaren türkischen Kaffeetassen besetzt, die in goldnen, diamantverzierten Unterschälchen ruhten. Die schönste der eine reizende Gruppe bildenden Sclavinnen schwenkte in der Hand eine Art von silbernem Weihrauchkessel, in dem die alterthümliche goldne Kaffeekanne auf glühenden, mit Mastix bestreuten Kohlen warm erhalten wurde. Fatmah Hanum nahm geschickt das ihr von einer Sclavin gebotene Kaffeetäßchen und nippte an dem dunklen, bittern Trank; während das Mädchen, kein Auge von ihr wendend, vor ihr stehen blieb, um die geleerte Tasse im richtigen Augenblick aus ihren Händen zurücknehmen zu können. Nur einzelne abgebrochene Worte wechselten die Damen, welche jetzt alle im Kreise um den Besuch herum saßen, während sie Kaffee tranken; erst als die schlanken Cigaretten an den Kohlen entzündet und an die Lippen geführt waren, kam die Unterhaltung ein wenig in Gang. Fatmah zeigte eine vollkommene Kenntniß des schwierigen türkischen Visitenceremoniells, dabei aber doch eine gewisse Freiheit in Behandlung desselben, welche Zeugniß von einem über Kleinlichkeiten erhabenen Geiste ablegte. Sie sprach mit wundervollem Wohlklange und reicher Modulation der Stimme, und ihre Worte, begleitet von strahlenden Blicken aus den immer noch glänzend schwarzen, wenn auch etwas eingesunkenen Augen und von einem anmuthigen Lächeln, konnten ihres Eindrucks schwerlich verfehlen. Trotzdem sich ihre Reden meist an die Bujuk Hanum richteten, fand sie doch Gelegenheit, manch flüchtiges Wort, manchen durchdringenden Blick zu Saliseh und Erabieh hinüber zu senden, die in ihrer Nähe

auf Kissen saßen und mit leiser Stimme und gesenkten Augen antworteten. Endlich schien Fatmah Hanum des langen Sitzens müde zu sein.

„Die Frau ist das Glück oder das Verderben eines Hauses," sagte sie feierlich. „Ich habe soviel davon gehört, daß die jungen Hanums an Klugheit und Wissen ebenso ausgezeichnet sein sollen wie an Schönheit und Güte; würde es mir erlaubt sein, das Gemach zu betreten, in welchem sie unter Anleitung ihrer vortrefflichen Führerinnen den Weg der Weisheit beschreiten?"

Trotz des Staunens, welches dieses Verlangen erregte, war die Bujuk Hanum doch sogleich bereit, Fatmah in das Schulzimmer, das freilich von dem allgemeinen Hausputz nicht berührt worden war, zu begleiten; die Dame lehnte aber diese Ehre unter Dankesbezeigungen ab und erbat sich außer den jungen Mädchen nur Miß Potter und Léonie zu Führerinnen. Mit besonderem Antheil hatten ihre Blicke schon oft auf der sympathischen Erscheinung der letzteren geruht, und als sie mit einander den Corridor entlang gingen, Fatmah die Hand auf der kleinen Sinipher Schulter gelehnt, die stolz und glücklich sich freundlich beachtet sah, begann die Besucherin in geläufigem Französisch das Wort an Léonie zu richten.

„Sie sind Französin, nicht wahr?" fragte sie mit weichem Ton. „Ich sehe es an dem Schmerz in Ihren Zügen. Sie trauern um das Unglück des geliebten Landes. Auch meine Seele blutet mit der Ihren."

„Madame," rief Léonie überrascht, „woher diese unverhoffte Theilnahme, dieses beglückende Mitgefühl?"

„Ich liebe Ihr Land," entgegnete die Türkin, „mein verstorbner Gemahl war dort erzogen und gebildet worden und als ich, ein armes, unwissendes Mädchen, seine Hanum wurde, ließ er es sich angelegen sein, mir Sprache und Literatur seines zweiten Vaterlandes vertraut zu machen. Die schönsten Stunden, die ich seinem großen Geiste, seinem edlen Herzen danke, waren verknüpft mit dem Gedanken an Frankreich."

Sie schwieg bewegt. Dann wandte sie sich freundlich an Miß Potter:

„Sie sind eine Engländerin, ich kann nicht mit Ihnen in Ihrer Muttersprache reden. Aber ich freue mich, die Töchter des Paschas in beiden Sprachen unterrichtet zu wissen. Die Ihrige wird ja zur Weltsprache."

„Nur Saiiseh Hanum, meine Schülerin, lernt Englisch," sagte Miß Potter trocken, „ihr bringe ich auch etwas Französisch bei; Erabieh Hanum muß sich mit einer fremden Sprache begnügen und Sinipher lernt nur Türkisch."

Die Dame schien erstaunt über diese Willkür, sagte aber nichts darüber. Im Schulzimmer ließ sie sich von den jungen Mädchen ihre Beschäftigungen erklären und hatte dabei freundliche Worte für jede, so daß es schwer zu entscheiden gewesen sein würde, welcher Tochter sie den Vorzug gab. Daß Léonie ihr aber sympathischer war als Miß Potter, daraus machte sie kein Hehl, obgleich sie sah, daß die Engländerin sich als die Erste im Schulreich betrachtete.

Zurückgekehrt ins Prunkgemach, blieb Fatmah Hanum nur noch kurze Zeit neben der Bujuk Hanum sitzen und brach dann auf, von zahlreichem Ehrengefolge durch die Säle geleitet. Mit fein abgestufter Artigkeit verabschiedete sie sich von den drei Frauen, küßte die jungen Mädchen auf die Stirn und ließ sich dann ihren Jaschmak anlegen. Kein entscheidendes Wort war gefallen, keine individuelle

Anspielung gemacht worden; nicht einmal den Namen ihres Sohnes hatte Fatmah Hanum erwähnt. Erwartungsvoll stand der Harem um die Scheidende, ob nicht ein Wort, ein Zeichen ihre Absicht kund thun würde. Wie sie nun, vollständig verhüllt, sich zur Treppe wandte, streifte ihr Blick noch einmal Saliseh und Erabieh, die in lieblichem Contrast bei einander standen; dann winkte sie Léonie zu sich heran.

„Besuchen Sie mich morgen," sagte sie halblaut zu ihr, „ich habe Ihnen einen Auftrag für Abdullah Pascha zu geben."

Ein elektrischer Schlag ging durch die Versammlung. Der Würfel war gefallen. Saliseh erbleichte und wandte sich halb ab, Erabieh war in Purpurgluth getaucht; Zuleka und die Bujuk Hanum wechselten kriegslustige Blicke, und die Sclavinnen drängten sich näher an erstere; Fatmah aber, als sähe sie nichts, ließ sich die Treppe hinabbugsiren und in ihren Wagen heben, der rasch davonrollte.

Als sie fort war, theilte sich im Augenblick die Versammlung in zwei feindliche Lager. Zuleka, auf ihre Tochter zueilend, schloß sie in die Arme, und beide waren bald umringt von Gruppen lebhaft Glückwünschender; Saliseh, ihrer Mutter den Rücken kehrend und Miß Potter verächtlich anblickend, winkte ihre Sclavinnen heran und wandte sich zum Gehen; da nahte plötzlich der schwarze Haremwächter, den der Pascha stets mit Botschaften betraute und übergab Saliseh ein kleines Billet. Sie riß es auf, und ein frohes Lächeln überflog ihr Gesicht. Dann folgte sie dem Schwarzen.

„Wohin?" fragte Miß Potter erstaunt.

„Zu meinem Vater," entgegnete Saliseh laut, „um aus seinem Munde zu hören, wen er mir zum Gatten erwählt hat."

Mit stolzem Blick sah sie auf Erabieh, der sie nun doch zuvorgekommen, und verließ dann das Gemach.

Fünftes Kapitel.

Frau von Roxburg saß in vertraulichem Gespräch mit ihrem alten Freunde, Khaleb Pascha, in ihrem Boudoir. Sie hatten einander früher nahe gestanden, und als der Pascha vor einigen Jahren verbannt worden war, hatte das Scheiden Beiden ein unbehagliches Gefühl verursacht. Trotzdem ihre Correspondenz, mehr oder weniger lebhaft, in der Zwischenzeit fortgedauert, hatten sich doch vielfache neue Eindrücke in Beider Gedächtniß aufgehäuft, und der Ton ihrer Briefe war aus einem zärtlichen allmälig zu einem frivolen, kühlen geworden; der Inhalt aber, hauptsächlich die politische und Skandalchronik der türkischen und französischen Hauptstadt berührend, bot immer neue Anregung zum Fragen und Antworten, und so bildete die Médisance in der That jetzt das stärkste Band zwischen dem Diplomaten und der Intriguantin. Heute hatten sie sich nach langer Zeit wieder gesehen, und die Aufgabe trat ihnen nahe, eine neue Basis für ihre Beziehungen zu finden; denn die alten Gefühle einfach wieder aufzuwärmen, wäre Beiden sicher nicht leicht geworden.

Des Paschas schielender Blick war, während er sich in Betheuerungen innigster Ergebenheit und Freundschaft erschöpfte, prüfend über die Züge und die Gestalt der Frau geglitten, deren Reize ihn einst so lebhaft anzogen; die merkbaren

Spuren des Verfalls derselben blieben ihm nicht verborgen. Indem er die kleine Hand seiner Freundin an die Lippen führte, bemerkte er, wie fett und formlos die weißen Finger geworden waren, und als Auge in Auge ruhte, notirte er die feinen Runzeln, die sich nach den Schläfen der Dame hinzogen. Selbst die Entfaltung ihrer Büste zur übermäßigen Völligkeit der Formen berührte ihn peinlich, denn er theilte den Geschmack seiner Landsleute für üppige Gestalten nicht. Ahnte der Pascha, daß, während er mit Kennerblick das Facit der Veränderungen zog, welche die Zeit in Frau von Roxburg bewerkstelligt, die weltgewandte Ministerin ihrerseits eben so scharf seine neuen Unschönheiten constatirte, daß sie die grauen Haare in seinem Bart, den schlaffen Ausdruck der Gesichtsmuskeln, die wachsartige Hautfarbe, den erloschenen Blick auf Rechnung der Jahre und des Pariser Lebens stellte und sein fahles, mattes Bild heimlich mit einem lebendigeren, farbenreicheren verglich, das sie vor Kurzem frappirt hatte? Wie dem auch sei, das Resultat der Beobachtungen der früheren Liebenden war der gemeinsame Wunsch, sich fernerhin nur in platonischen Gefühlen zu begegnen. Mit richtigem Tact vermieden sie, sentimentale Anklänge an die Vergangenheit hervorzurufen und warfen sich mit Eifer auf vertrauliche Discussionen über die Ereignisse der Gegenwart. Endlich, da der Pascha sich überzeugt zu haben glaubte, daß Frau von Roxburg ihm gegenüber schwerlich noch einer Anwandlung von Eifersucht fähig sei, fand er es an der Zeit, sie vorsichtig in einen Plan einzuweihen, der ihn augenblicklich sehr in Anspruch nahm.

„Was meine hiesigen Aussichten betrifft, meine schöne Freundin“, sagte er mit der Andeutung eines Seufzers, „so fürchte ich, sie sind nicht brillant. Die Richtung der herrschenden Stimmung ist jetzt entschieden eine den Alttürken günstige. Unser Herr und Gebieter sowie seine durchlauchtige Mutter scheinen entschlossen, Niemand mit einem wichtigen Amt zu betrauen, der nicht den Traditionen der Vergangenheit gemäß lebt, seine Weiber einsperrt, seine fünf täglichen Gebete und Waschungen mit Ostentation verrichtet und im Ramasan fastet.“

„Und warum“, fragte die Ministerin, „wollen Sie sich nicht diesen Anforderungen gemäß umformen, mein Pascha? Ihre Ueberzeugungen werden Sie doch nicht daran verhindern, sich der Hülle der Orthodoxie zu bedienen, wie Sie im Nothfall in einen Turban und ein Entarie schlüpfen würden?“

„Es ist verdammt unbequem, einen solchen Wechsel einzugehen, mit einer Vergangenheit wie die meine. Ich würde Zeit brauchen, sie vergessen zu machen und müßte den Convertirten vorstellen. Inzwischen entginge mir vielleicht die günstige Gelegenheit wieder; denn die Stimmung im Palais kann sich ändern.“

„Wenn Sie einige einflußreiche Diener des Sultans gewinnen könnten, die Ihre Bekehrung schnell und anhaltend vor seinen Ohren summen ließen, so würde die hohe Stellung sicher nicht lange auf sich warten lassen. Die hohen Herrschaften glauben zu gern, was in ihren Kram paßt.“

„Das Gewinnen hat seine Schwierigkeiten“, sagte der Pascha zögernd. „Da ich vor Ihnen keine Geheimnisse habe, sollen Sie ersehen, daß ich in letzterer Zeit mit horrendem Unglück gespielt und starke Summen verloren habe. Ach, wie oft, liebenswürdige Freundin, haben Sie mich gewarnt, dem Dämon des Spiels nicht zu sehr nachzugeben; wäre ich Ihnen gefolgt, so brauchte ich jetzt nicht als ruinirter

Mann mit Schmeichelworten um die Gunst des Dienertrosses in Dolma Bagtsché zu werben, die ich nicht mehr erkaufen kann."

„Wie kamen Sie denn auf die Idee, Ihren Konak mit so ungeheurem Luxus einrichten zu lassen und das Gerücht von Zauberfesten auszusprengen, die Sie geben wollten?"

„Ich that dies im Hinblick auf eine Hilfsquelle, die mir leider im letzten Augenblick auch versiegt ist. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich im Besitze einer Schwester bin, die mit mir das väterliche Erbe theilte. Saïda erfreute sich eines Buckels und anderer körperlicher Auszeichnungen, die sie wenig begehrenswerth machen. Zu reiferen Jahren gelangt, lebte sie allein mit ihren Sklavinnen in einem Konak, nahe dem meinen in Beschi Ktasch. Ihr übertriebener Geiz erfüllte mich mit Befriedigung, denn die Schätze, die sie bei entbehrungsvollem Leben aufhäufte, sollten mir ja einst, vielleicht recht bald — ihre Gesundheit war schwankend — zu gute kommen. Was denken Sie nun wol, was während meiner letzten Abwesenheit geschieht? Das elende Geschöpf verliebt sich in einen armseligen arabischen Stutzer, reicht ihm ihre Hand und setzt ihn in Vollgenuß des Buckels und der Geldsäcke, die sein Gegengewicht bilden. Ich bin erst jetzt von der Heirath unterrichtet worden, die meinen Erbschaftshoffnungen einen so argen Stoß gegeben; denn Allah allein mag wissen, ob diesem Liebesbunde nicht gar junge Dromedare entspringen."

Er lachte höhnisch und boshaft auf, Frau von Roxburg aber nahm eine nachdenkliche Miene an.

„Das ist ein schlimmer Zufall," sagte sie dann, und ich weiß im Augenblick wirklich nicht, wie wir Ihr arg verfahrenes Glücksrad wieder ins richtige Geleise bringen sollen."

„Ein Ausweg bietet sich mir, wenn auch freilich ein wenig anziehender," sagte Khaleb Pascha lauernd.

„Sei er noch so abstoßend, Sie müssen ihn ergreifen."

„Sie werden ja sehen. Es scheint, daß meine Verdienste, vielleicht auch meine körperlichen Vorzüge" — hier kicherte er in eitler Selbstschätzung — „nicht unbemerkt von einer jungen Erbin geblieben sind, die nichts sehnlicher wünscht, als meine Hanum Effendim zu werden. Sollte, trotz meines Widerwillens gegen die Ehe, ich mich entschließen, diesen Antrag anzunehmen, so würde dadurch meine Lage eine ganz andere, viel vortheilhaftere werden; denn über das Vermögen der Frau steht nach unserem Gesetz bei ihren Lebzeiten dem Gatten unbeschränkte Verfügung zu. Zudem ist die Familie meiner Verehrerin eine der angesehensten und die Verbindung mit ihr würde mir auch politisch eine Stütze sein."

„Nun so greifen Sie doch zu, Glückskind," rief die Ministerin freudig erregt. „Das ist ja eine Hilfe in der Noth."

„Sie ist aber nicht bedingungslos. Man erwartet von mir, daß ich der jungen Dame eine Stätte der Freiheit in meinem Harem bieten, ihrem Gang zum Leben alla franca Vorschub leisten soll; während mir gerade daran liegen muß, im Interesse meines Ansehens bei Hofe mir einen streng türkisch eingerichteten Harem zu halten, was auch mehr nach meinem Geschmack ist; denn ich kenne unsere Weiber zu gut, um ihnen anders zu trauen als unter Schloß und Riegel. Sie sind Thiere, die nur der Zwang daran verhindert, thierisch zu sein."

„Wenn aber Ihre Zukünftige der Civilisation geneigt ist, so müssen Sie einen anderen Maßstab an sie legen."

„Im Vertrauen gesagt, ich spotte der Civilisation und ihrer Einflüsse. So lange sie unseren Naturtrieben höheres Raffinement und stärkeren Reiz verleiht, ist sie mir willkommen; will sie sie aber beschränken oder gar vertilgen, so schlage ich ihr ins Gesicht."

„Ich werde ganz irre an Ihnen, Pascha. Sie waren doch sonst ein Verehrer fränkischer Frauen."

„Das bin ich noch immer, reizende Freundin. Ich schlürfe den perlenden Schaum ihres Geistes und Witzes so gern wie den Wein der Champagne; ich bewundere sie, wie man exotische, berauschend duftende Blüthen bewundert; aber ich habe bei ihnen immer das Gefühl, auf Reisen zu sein; zu Hause fühle ich mich nur beim Gläschen Raki und beim Geruch echt türkischen Tabaks."

„Ihr Cynismus ist unbezahlbar."

„So wenig sich nun Röberer und Raki, Vanille und Tabak mit einander vertragen, so wenig kann man eine Frankin und eine Türkin zusammenschmelzen. Lassen wir jede an ihrem Platz."

„So wollen Sie also den Antrag ablehnen, nur weil die Dame Ihrem häuslichen Ideal nicht entspricht?"

„Sie mißverstehen mich. Ich würde nur Ihrem Geschmack mit der Zeit eine andere Richtung zu geben wissen. Ich würde sie, natürlich mit der nöthigen Schonung, entciviliſiren."

„Nun denn, Glück zu, trotzdem ich mit den Illusionen Ihrer künftigen Gattin sympathisire."

„Sie kennen sie sogar, und ich rechne darauf, daß Ihre geschickte Hand, gewandteste der Frauen, mir Beistand leihen wird, wenn ich dessen in häuslichen Mißhelligkeiten bedürfen sollte."

„Ihr Name?"

„Saliseh Hanum, Abdullah Pascha's Lieblingstochter."

Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr der Ministerin.

„Nicht möglich! Dieses junge Kind!"

„Hat selbst seinen Heirathsplan entworfen und den Vater veranlaßt, mir davon zu sprechen. Er hat vor mir keine Geheimnisse. Einander als Schwiegervater und Schwiegersohn zu denken, machte uns alte Cumpane herzlich lachen."

„Ich entsinne mich jetzt, daß ich selbst Saliseh von Ihrer Rückkunft erzählt, Khaleb Pascha. Wenn ich nicht irre, wurde sie ganz nachdenklich bei meinen Worten. Dazu kam ihr Aerger über das Benehmen der Valide. — Doch ich begehe vielleicht hier eine Indiscretion . . . ."

„Durchaus nicht. Ich kenne die Geschichte. Sie ist allerdings ein Dämpfer für meine Eitelkeit, meine boshafte Mentorin, doch bleibt Saliseh's Entschluß immerhin für mich alten Knaben schmeichelhaft genug. Nach ihrer Photographie zu urtheilen, scheint sie nicht übel."

„Sie hat das herrlichste blonde Haar."

„Doch ohne den modernen rothen Schimmer. Je nun, sie wird es, mir zu Gefallen, färben. Ihr Mund ist zu fein, ihre Nase zu groß, den Augen fehlt es an Feuer, die Gestalt ist dürftig."

„Hören Sie auf mit Ihren Ausstellungen, Anspruchsvoller! Saliseh ist ein reizendes Geschöpf und mein ganz besonderer Liebling."

„Ah, das giebt den Ausschlag. Wenn Sie sich für die Kleine erklären, darf ich nicht länger grausam sein. Ich will Ja sagen. Abdullah und ich werden die Aussteuer festsetzen und dann soll ich meine Braut sehen! Welche Extravaganz! Nun, sie soll ihren Brautstand alla franca genießen, wenn sie es wünscht; wenn der Iman einmal seinen Hokuspokus über uns gemacht, dann beginnt mein Reich, und das verwalte ich alla turca."

Sechstes Kapitel.

Der Konak Fatmah Hanum's lag in der Nähe des Hippodroms von Stambul, nicht weit von dem Gebäude, welches ihr aufgeklärter Gemahl einst mit der Bestimmung, eine türkische Universität darin zu gründen, hatte erbauen lassen. Eine breite, gut gepflasterte, sanft ansteigende Straße führte zu dem stattlichen Hause, das sich direct auf dieselbe öffnete; nur ein kleiner Theil der Hinterfenster war mit niedrigen Holzgittern versehen.

Kaum war Léonie Gontran dem Wagen entstiegen, der sie aus dem häßlichen Stadtviertel, in welchem Abdullah's Konak lag, auf diese freie Höhe, von der das Auge ein herrliches Panorama überflog, geführt hatte, als einige Diener in Livree sie in das Haus führten, dessen eine Hälfte von Reschid Bey bewohnt wurde, während die andere seine Mutter mit ihren Dienerinnen beherbergte. Fatmah hatte in ihrem Harem die Sklaverei abgeschafft; sie umgab sich mit Töchtern früherer türkischer Bediensteten ihres Gemahls und ließ dieselben von armenischen und griechischen Frauen in häuslichen Arbeiten unterrichten. Nur einige ihrer Begleiterinnen, die seit ihrer Mädchenzeit um sie waren, hatten das Geschenk der Freiheit verschmäht, weil sie in dem Worte Sclavin einen Ehrentitel sahen und lebten mit Erlaubniß ihrer gütigen Herrin unter strengerem Verschluß.

Die Treppe zu beiden Wohnungen war gemeinsam; im ersten Stockwerk lagen an den Seiten eines neutralen Saales, in welchem die Hanum die Freunde ihres Sohnes empfing, die getheilten Räume. Die Einrichtung des sogenannten Haremliks war durchaus europäisch; noch war die Ehrfurcht vor dem Namen ihres berühmten Gatten in türkischen Regierungskreisen nicht so weit erloschen, daß man seiner Wittwe offen die Freiheiten zu schmälern gewagt hätte, welche sie bei seinen Lebzeiten genossen. Die Fenster ihrer Zimmer waren unvergittert und nur von leichten Gazevorhängen verhüllt, kein Schwarzer bewachte die Eingangsthüren, keine künstliche Drehvorrichtung beförderte die Speisen in den Harem, keine Mauer theilte den Frauengarten von dem des Selamliks ab.

Fatmah Hanum empfing ihren Besuch im Bibliothekzimmer ihres verstorbenen Gatten, das ihr eigen geworden war, denn ihr Sohn theilte die literarischen Neigungen des Vaters nicht.

Das Zimmer, dessen Wände von hohen Eichenregalen verdeckt waren, in denen reichgebundene französische und italienische Bücher standen und kostbare persische, arabische und türkische aufgerollte Manuscripte und reichverzierte Bände lagerten, hatte die Form eines Achtecks und empfing Deckenlicht; in der Mitte desselben stand ein vierseitiges Schreibpult, mit wunderlichen Schnörkeln und Ver-

zierungen bedeckt, ein Prachtstück orientalischer Kunsttischlerei, an dem vier Personen zu gleicher Zeit bequem arbeiten konnten. Mehrere Lehnstühle und Poufs in barocker Form waren ohne Symmetrie im Raum vertheilt und Gestelle voll blühender, starkduftender Pflanzen empfingen von der halb durch einen blauen Vorhang geschlossenen Glaskuppel nur so viel Licht, als zu ihrem Gedeihen unumgänglich nothwendig war.

Fatmah Hanum, in einen indischen Schlafrock gehüllt, das reiche Haar, in welches sich Silberfäden mischten, unter einem Tüllhäubchen aufgesteckt, einen chinesischen Fächer und ein französisches Buch in der Hand, ruhte nachlässig auf einem Sessel. Beim Eintritt Léonies, der ein Diener voranging, erhob sie sich und eilte ihr mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Seien Sie mir herzlich willkommen," sagte sie, indem sie zum Sitzen einlud und den Diener mit einem Wink verabschiedete. „Es ist mir lieb, unsere flüchtige Begegnung von gestern weiter zu verfolgen, und ich hoffe, wir werden uns mit der Zeit immer näher treten."

„Wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken!" entgegnete Léonie. „Noch klingen mir Ihre theilnehmenden Worte von gestern im Ohr."

„Und immer neu will ich Ihnen sagen, was ich mit Ihnen empfinde. Verzagen Sie nur nicht! Frankreich wird nicht untergehen, es wird sich aus der Krisis glorreicher und blühender als je erheben."

„Sie denken nicht an die Schrecken der Commune, die jetzt Paris in Ruinen und Asche legen?"

„Ich sehe darüber hinaus. Die Lebenskraft einer Nation ist ja unendlich stärker als die des Einzelnen. Und selbst dieser, welche Elasticität besitzt er! Wie manches Herz richtet sich auf von Schlägen, die es hätten zerschmettern können!"

„Aber es behält tiefe Narben."

„Die Narben ehren den Kämpfer. Warten Sie nur geduldig ab, bis Frankreichs Wunden geheilt sind. Dann sprechen wir uns wieder."

„Ich werde sie vielleicht noch bluten sehen. Meines Bleibens hier kann nicht lange sein."

„Wie, Sie sind Ihres Aufenthaltes im Orient schon überdrüssig? Nehmen Sie sich in Acht! Glauben Sie nicht, ungestraft Stambuls Staub von Ihren Füßen schütteln zu dürfen. Er wandelt sich zu Gold, sobald Sie diesem Lande den Rücken kehren, und hüllt es Ihnen aus der Ferne in einen verführerischen Schimmer. Zahllose Menschen haben diese Erfahrung gemacht. Also bleiben Sie ja hier!"

„Der Zweck meines Verweilens wird bald erfüllt sein."

„Sie meinen, wenn Erabieh sich vermählt. Je nun, es wird nicht an dem Pascha liegen, wenn Sie sein Haus nicht dauernd zu dem Ihren machen."

„Sie sind grausam, Madame."

„Ich, warum? Was haben Sie, um Allahs willen? Hätte ich Sie gekränkt? Was kann die Hindeutung auf Abdullahs Gastfreundschaft für Sie Verletzendes haben?"

„Sie wissen vielleicht nicht — soll ich selbst es Ihnen sagen und klagen — welch schmachvoller Verdacht mich hier verfolgt? Hat man Ihnen nie gesagt,

Madame, daß Abdullah Pascha mich von Paris hierhergebracht als seine Geliebte, daß die Güte, die er mir erzeigt und der ich das Leben danke, sich auf nichts Anderes gründet, als auf meinen Leichtsinn?"

Fatmah Hanum war ernst geworden.

„Woran habe ich ahnungslos gerührt?" rief sie lebhaft erregt. „Verzeihen Sie mir! Ich weiß nicht viel vom Haremklatsch unserer Konaks und verachte ihn. Und um Ihnen das gleich zu beweisen: Ich habe Erabieh für meinen Sohn gewählt, weil sie Ihre Schülerin ist, obwol ich noch in Zweifel darüber bin, ob nicht Salisehs energischer Sinn dem weichen, wandelbaren Gemüth meines Sohnes ein besseres Gegengewicht bieten würde. Aber ich will Reschid Bey nicht dem englischen Einfluß preisgeben. Er ist jung genug, um einige Jahre zu warten, bis Frankreich wieder mächtig geworden, und dann im Anschluß an dieses die Traditionen seines Vaters zu verfolgen, so weit dies seine untergeordneten Fähigkeiten ermöglichen. Mein Sohn ist leider, Mademoiselle, kein würdiger Sprosse des großen Mannes, dessen Ruhm Freunde und Feinde verkünden. Er hat einen kindischen, albernen Zug in seinem Charakter, der mir für seine Manneswürde bange macht. So lange er meiner Leitung folgt, wird er sich wenigstens nicht allzu stark compromittiren; geht aber seine Frau nicht Hand in Hand mit mir, so dürften die Consequenzen dieses Zwiespalts in seinen Handlungen am peinlichsten zu Tage treten. Erabieh scheint mir sanft und fügsam, sie ist durch Sie für französische Interessen gewonnen; ich hoffe, wir werden gut mit einander auskommen."

„Erabieh ist noch ein Kind in ihrem ganzen Wesen."

„Das ist mein Sohn auch. Lassen wir also die beiden Kinder mit einander spielen und die naiven Freuden halbwachsener Jugend genießen. Wir werden über sie wachen, und unserem vereinten Einflusse muß es gelingen, nach und nach ernstere Gedanken und Lebenszwecke in Beiden zu erwecken, zu pflegen. Sie kommen zu mir, wenn Erabieh sich mit meinem Sohne verheirathet. Ich bin reich genug, mir eine Gesellschafterin zu gestatten, und Sie sind anspruchslos genug, es sich bei mir gefallen zu lassen. Was meinen Sie zu dem Vorschlage?"

„Ich wage nicht, ihn anzunehmen. Solche Wohlthaten sind drückend. Und wie könnte ich sie lohnen? Dadurch, daß ich den Schatten des Verdachtes, der gegen mich gerichtet ist, auch in Ihr Haus zöge?"

„Sie nehmen dies Gerede zu ernst. Wir Kamanlis sind nicht gar so streng im Punkte der Moral, daß wir uns Hausgenossen von tadellosem Rufe wählten. — Ich verlange nicht, daß Sie sich gleich entscheiden. Auch kenne ich Ihre Lage zu wenig, um zu wissen, ob Sie noch zu erwerben brauchen oder bereits von den Früchten Ihrer Arbeit in der Heimat zehren können; aber meinen Antrag halte ich aufrecht.

„Nun hören Sie indessen auch den Auftrag, den ich Ihnen zu geben habe. Ich sollte eigentlich als Freiwerberin für meinen Sohn mich an Erabiehs Mutter wenden; aber diese Haremsgeschöpfe sind mir zu sehr zuwider, als daß ich mehr als äußere Formalitäten mit ihnen gemein haben könnte. Ich wünsche den Pascha selbst zu sehen, mit ihm alle Vereinbarungen zu treffen.

„Bitten Sie ihn in meinem Namen, mich zu besuchen. Ferner noch: Könnten Sie Erabieh einmal hierher führen? Ich möchte gern, daß mein Sohn sie bei mir

sähe, ganz wie durch Zufall natürlich. Des Paschas Erlaubniß müssen wir dazu haben; die Weiber aber dürfen nichts davon erfahren, denn es ist gegen allen Haremsbrauch."

„Ich begleite meine Schülerin oft auf Spazierfahrten; nichts hindert uns, sobald Abdullah Pascha seine Einwilligung gegeben, als Ziel einer solchen Ihren Konak zu wählen." — — — —

Als Léonie dem Pascha, der in seinem Arbeitszimmer behaglich einen Tschibauk rauchte, Bericht über ihren Besuch bei Fatmah Hanum abgestattet hatte, sagte er zufrieden schmunzelnd:

„Inschallah, so wären ja meine beiden Töchter glücklich angebracht. In unseren schlechten Zeiten und bei den Ansprüchen der jungen Effendis wie der Hanums ist das keine Kleinigkeit.

Freilich werde ich verdammt tief in den Beutel greifen müssen, um meinem Namen keine Schande zu machen. Für Sinipher wird nicht viel übrig bleiben. Je nun, für die findet sich schon ein einfacher Mann, an den ich sie los werde. Sie ist ja nicht europäisirt. Dann bleibt mir noch die Schwierigkeit, Feridon unterzubringen. Der Dickkopf wird nicht so leicht eine gute Partie machen. Endlich aber, wenn alle diese diplomatischen Actionen erledigt sind, dann darf ich mir die wohlverdiente Ruhe gestatten. Ein feiner Tisch, ein mäßiges Spiel mit guten Freunden, ein bescheidenes Maß politischer Intriguen werden mir Anregung gewähren und Ihre Gegenwart, liebstes Kind, soll wie ein klarer Strom den Garten meines Alters grünen machen."

„Sprechen Sie nicht so, mein Wohlthäter", rief Léonie, „Sie wissen, daß dies nicht sein kann. Mein Bleiben bei Ihnen, nachdem Ihre Töchter das väterliche Haus verlassen haben, würde nur die Gerüchte bestätigen, die jetzt schon über mich ausgesprengt werden."

„Afferun, afferun (Bravo)", sagte der Pascha, „ist das der Lohn für meine treue Freundschaft? Wollen Sie ein Verhältniß wie das unsrige dem Klatsch unterordnen? Sie wissen wohl, daß ich kein Heiliger bin, meine kleine Léonie, und wären Sie mir unter gewöhnlichen Umständen begegnet, ich hätte nicht angestanden, um Ihre Gunst zu werben. Doch als Allah Sie mir zuführte, als er mir die Gnade erwies, Sie zu retten aus Ihrer entsetzlichen Lage, als er mich zu Ihrem Wohlthäter machte, da gab er mir auch den Vorsatz ins Herz, nicht zu beschmutzen und herabzuziehen, was ich an Ihnen that, indem ich Ihre Dankbarkeit zum Vortheil meiner Sinne ausbeutete. Denken Sie an unser Zusammensein seit drei Jahren, und fragen Sie sich genau, ob ich je Ihnen gegenüber etwas gethan, was Sie zu Mißtrauen berechtigte."

Der alte Herr, der gewöhnlich so jovial und behäbig dreinschaute, war bei den letzten Worten ganz ernst geworden und zeigte eine schlichte Charaktergröße, die seiner Erscheinung momentan etwas Ehrfurchtgebietendes gab. Léonie, die ohnehin in ihm ihren Wohlthäter verehrte, war so ergriffen von den Ermahnungen, welche Abdullah's Andeutungen in ihr wach riefen, daß sie sich thränenden Auges abwandte und nichts zu erwidern vermochte.

Als der Pascha ihre Erregung sah, fuhr er fort:

„Sie haben mir nie gesagt, was Sie damals in Paris zu jener äußersten Grenze der Verzweiflung getrieben, auf der ich Sie fand. Aber ich bin überzeugt, daß Sie um einen Mann litten, den Sie liebten. Ich habe beobachtet, wie Sie aus der anfänglichen Erstarrung Ihres Schmerzes hier nach und nach zu neuer Bewegung erwachten, habe mich des Einflusses gefreut, den der Verkehr mit meinen Kindern, den das behagliche Dasein im meinem Hause, den unser besänftigendes, wie ein Schlummerlied einlullendes Klima auf Sie ausübten. Sie sind die Unsere geworden, Léonie, und wollen sich jetzt von uns losreißen, weil ein paar neidische Erzieherinnen und eifersüchtige Hanums Ihnen Böses nachreden? Ist das nicht unsinnig? Was kann man Ihnen denn anhaben? Sind Sie nicht unter meinem Schutze?"

„Ich will mich desselben erfreuen, so lange ich es kann, ohne mir Vorwürfe zu machen; so lange ich einen bestimmten, geschäftsmäßigen Wirkungskreis in Ihrem Hause habe. Sie können mir erwidern, ich weiß es, daß, als ich Ihnen hierherfolgte, ich nur den einen Gedanken hatte, um jeden Preis in die Fremde zu gehen, mich loszureißen von Banden, die mir das Herz zusammenschnürten, meine Wunden ausbluten zu lassen fern von dem, der sie geschlagen. Aber ich bin, wie Sie selbst es sagten, hier zu einem neuen Leben erstarkt, ich fühle, wie Ergebung und Frieden sich in mein Herz senken, ich beginne das Dasein von einem andern, höheren Standpunkte aus aufzufassen, das Nützlichkeits-, das Pflichtprincip allem Anderen voranzustellen, mit einem Worte: nicht mehr die Leidenschaft sondern die Vernunft ist mir jetzt Leitstern.

„Damit es aber so bleibe, bedarf ich einer gewissen, selbst auferlegten Disciplin einer regelmäßigen Thätigkeit, die mich verhindert zu träumen und mich zu erinnern. Diese finde ich in meinem Beruf, finde sie in der Wirksamkeit unter Frauen, und ich will sie nicht aufgeben."

„Aber, Léonie, Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß Sie der Schulbücher zu Ihrem Glücke bedürfen und der Plage mit ungezogenen Kindern. Könnten Sie denn nicht Ihr Malertalent von Neuem cultiviren und alle Tage ein paar Stunden an der Staffelei sitzen, wenn es doch einmal gearbeitet sein muß? Ich will Ihnen ein Atelier einrichten und Leinwand und Farben von Paris kommen lassen."

„Ich kann nicht mehr malen. Hatte ich je Talent dafür, so ist es gebrochen worden mit meinem Herzen. Begreifen Sie nicht, daß es der Illusionen bedarf zur Ausübung einer Kunst, der Frische, der geistigen Jugend?"

„Mashallah! nun machen Sie sich wieder einmal alt. Ich sehe schon, da hilft kein Widersprechen mehr. Ihr Freund vermag nicht, mit Ihnen zu disputiren, er kann nur wünschen und bitten. Gilt Ihnen das nichts, so verlassen Sie ihn nur und überliefern Sie ihn der trostreichen Gesellschaft seiner drei Hanums, die er alle nur zu gern in einen Sack stecken und ersäufen lassen würde, könnte er Sie dann an ihre Stelle setzen. Diese Weiber sind es, die Sie mit Nadelstichen peinigen, aus dem Hause treiben wollen; ich weiß es nur zu gut. Aber ich will nächstens einmal wie ein Drache unter sie fahren — wenn Sie es nämlich wünschen, Léonie; denn persönlich halte ich lieber Waffenruhe mit Hanums, Chalfas und Sclavinnen aufrecht."

„Nein, nein, mein Pascha“, sagte Léonie lächelnd, „meinetwegen soll es zu keinem Scharmützel in Ihrem Harem kommen. Die Hanums sind garnicht so schlimm als Sie glauben. Zuleka ist sogar oft recht freundlich zu mir, und jetzt, da Erabieh eine so glänzende Partie macht, wird ihre Mutter mir sicher noch mehr Wohlwollen zeigen.“

„So ist es die Bujuk Hanum, die alte Eselin, welche Sie verfolgt?“

„Von der sehe ich nicht viel. Sie hat es mit Miß Potter zu thun.“

„A propos“, lächelte der Pascha. „Miß Potter auf gute Art los zu werden, darauf freue ich mich wirklich. Ich hasse häßliche Frauen, und diese berechtigt mich zu einem hohen Grade des unangenehmen Gefühls. Zudem scheint sie mir auf Saliseh's religiöse Ideen einwirken zu wollen. Mein Lamm fängt an Wein zu trinken und Schinken zu essen. Ich thue das natürlich selbst, aber wir Männer haben auch das Recht, aufgeklärt zu sein. Nun, das Alles wird bald ein Ende nehmen. Sie wissen, daß ich für beide Töchter an einem Tage Hochzeit mache — aus Sparsamkeitsrücksichten. Einmal kann ich schon ein paar tausend hungrige Menschen füttern, aber zweimal hinter einander, das dürfte doch meinem Kiahia nicht behagen.“

Siebentes Kapitel.

Im Arbeitszimmer Abdullah Pascha's, das mit seinem Schlafzimmer im Harem in Verbindung stand, saß an einem der folgenden Tage in den Nachmittagsstunden der Hausherr mit seinem Freunde Khaleb Pascha rauchend beisammen. Des Letzteren Verlobung mit Saliseh war jetzt eine ausgemachte Sache, und eben erwartete er die erste Zusammenkunft mit seiner jungen Frau. Er hatte sich dazu so schön als möglich gemacht, und die Eleganz seiner Toilette, die Kostbarkeit der Ringe, mit welchen seine Finger besteckt waren, ließ in der That nichts zu wünschen übrig. Desto weniger aber waren der zahnlose Mund, die blöden Augen, die welke Haut und der grauende Bart Khaleb's im Einklange mit seinem Charakter als Bräutigam. Der nivellirende Zug, welcher die den ganzen Tag getragene Kopfbedeckung der Türken insofern kennzeichnet, als eine beginnende Glatze durch dasselbe Fez gefällig verhüllt wird, das den üppigsten Haarwuchs grausam versteckt, wurde von Salisehs Freier als ein Vortheil empfunden; sein ziegelrothes Fez, das weit in die Stirn hineinhing, bedeckte sogar noch die Furchen derselben und warf zudem einen belebenden Schimmer auf die fahle Blässe des Gesichtes unter ihm. Khaleb Pascha, der eben mit seinem zukünftigen Schwiegervater über die finanziellen Bedingungen der Heirath einig geworden war, hatte alle Ursache, mit der Freigebigkeit Abdullah's zufrieden zu sein, der über die Vermögenslage des Freundes großmüthig hinweggeglitten war. Die Morgengabe für Saliseh war auf zweihunderttausend Piaster und einen Peen (letztere Münze existirt in einzelnen Stücken garnicht, wird aber formell bei Benennung der Morgengabe bezeichnet) festgesetzt worden, sie sollte aber bei Khaleb's Lebzeiten nicht ausgezahlt werden; wurde seine Frau Wittwe, so fand der geheiligte Charakter ihrer Morgengabe nach türkischem Gesetz Berücksichtigung vor den Ansprüchen etwaiger Gläubiger des Verstobenen. Abdullah Pascha verbreitete sich eben mit vielem Vergnügen über die Aussteuer, die er seinem Lieblinge zu geben gedachte; an kostbarem Schmuck



und Kleiderpracht sollte ihr nichts fehlen; schon waren die indischen Stein- und Perlenhändler in den Konak des Paschas beschieden worden, um ihre Waare zur Ansicht vorzulegen; in den nächsten Tagen sollten nach Lyon und Marseille Bestellungen für die Toiletten Saliseh's abgehen.

Der alte Herr freute sich wie ein Weib auf das Aussuchen, Wühlen und Zusammenstellen aller der Herrlichkeiten, die er der scheidenden Saliseh mitzugeben dachte, und hätte nicht sein Kiahia zu der beabsichtigten Verschwendung ein gar zu ernstes Gesicht gemacht, er wäre vollkommen glücklich gewesen; so aber konnte er sich nicht verhehlen, daß Saliseh's Aussteuer für die ohnehin schiefe und bedrängte Lage seiner Finanzen neue, ernstliche Verwickelungen und Verlegenheiten herbeiführen würde. Mit dem fatalistischen Gleichmuth aber, der bei den Moslem selbst in Geldsachen die Gemüthlichkeit nicht aufhören läßt, fand er sich darin, den sicheren Ruin herannahen zu sehen. Kismetden ziadé olmas (man kann nicht über sein Verhängniß hinausgehen), das war sein Wahlspruch.

Gerade hatte Khaleb Pascha, dem die Zeit ein wenig lang zu werden anfing, Abdullah eine Partie Ecarté vorgeschlagen, als an der dicken Portière der Haremsthür die glänzend schwarze, nach abessinischem Geschmack durch viele Einschnitte auf den Wangen, deren Narben sich in matten Tönen abhoben, noch verschönerte Fratze des Frauenwächters erschien, der in hohen Fisteltönen dem Pascha das Nahen Saliseh Hanums anzeigte. Sogleich erhoben sich die beiden Türken und der Hausherr schritt gewichtig dem Vorhange zu, aus welchem, nachdem der Neger zurückgetreten, jetzt leicht und leise eine zarte Gestalt hervorschwebte. Saliseh war es, im schwarzen, eleganten Reitkleide, das Filzhütchen mit wallender Feder keck auf den Kopf gesetzt, die feinen Züge von einem dichten blauen Schleier verhüllt, in den schmalen Fingern die zierlichste aller Reitpeitschen. Sie küßte ihrem Vater die Hand und sagte, scheinbar ohne Khaleb Pascha zu bemerken:

„Will mein Herr mich jetzt ehren und beglücken, indem er mir erlaubt, an seiner Seite mein edles Kohêl-Roß Bertw (Lichtstrahl) zu besteigen? Es wartet so ungeduldig an der Pforte, als neidete es seinen Brüdern, welche die Sonne auf unseren Weg sendet, ihren Flug durch die Luft."

„Du siehst nicht, Djanum, daß Dein Baba nicht allein ist. Der bei ihm weilt, ist sein Freund, und er hat ihn ausersehen, das Glück Deines Herzens zu erhöhen."

Saliseh stand gesenkten Blickes ihrem Erwählten gegenüber, der mit ehrerbietigem Selam, die Augen fast geschlossen, als blende ihn ihre Schönheit, vor sie hingetreten war.

„Abdullah Pascha, mein Freund und Gebieter, dem ich nur in tiefer Ehrfurcht zu nahen wage, weil seine Vorzüge und sein Ruhm mich zu einem Nichts herabdrücken, hat mich vermuthen lassen, daß es der reizenden Houri, der Tochter seiner Wahl, gefällig sein könnte, den dunkeln, leeren Harem ihres Sclaven durch ihre überschwängliche Schönheit zu erwärmen und zu erhellen. Haben meine verzauberten Ohren falsch gehört, oder darf der glühendste aller Liebenden sich in der That eines Glückes vermessen, das er nur durch demüthigste Verehrung verdienen zu können hofft?"

„Der Wille des erhabenen Abdullah Pascha, dessen Worte ich mit Andacht vernehme, wie die heiligste Sure des Alkoran, hat über mich zu bestimmen", entgegnete Saliseh mit leiser, einschmeichelnder Stimme. „Ich sehe nur durch seine Augen, höre nur durch seine Ohren, und meine Zunge liegt versiegelt, bis er sie löst."

„Bosch Lakerdy (unsinniges Geschwätz)!" rief jetzt Abdullah Pascha tief aufathmend aus. „Genug des feierlichen Pathos, laßt Euch gehen, Kinder, wie Ihr es sonst zu thun gewohnt seid! Der wichtigen Gelegenheit ist ihr Recht geschehen. Jetzt laßt uns plaudern. Setz' Dich zu mir, Cusum, auf den Divan, und zünde Dir eine Cigarrette an; ich erlaube Dir's hier schon, wenngleich Kinder vor ihren Eltern nicht rauchen sollten. Im Harem dürftest Du es natürlich nicht."

„Und Du, Freund Khaleb, katzbuckle nicht länger, sondern nimm Dir einen Lehnstuhl und mache Dir's bequem! Wofür wären wir denn Jungtürken, wenn wir uns nicht das Leben leicht machen sollten? Mit dem Ausreiten ist es heute nichts, Saliseh, und Du wirst es wol auch fernerhin als Khaleb's Braut unterlassen müssen."

Das junge Mädchen warf einen fragenden Blick auf den Verlobten. Er fing ihn halb auf und sagte dann mit lispelnder, schwacher Stimme, als spräche er zum Großherrn selbst:

„Der Wille Saliseh Hanums wird mir immer Gesetz sein. Ihre eigene erleuchtete Vernunft soll ihre Handlungen regeln. Nicht ein tyrannischer Gebieter wird ihre Freiheit beschränken, sondern ein ergebener Sclave wird sie, wenn möglich, erweitern."

„Du hörst, Cusum", sagte Abdullah zufrieden, „was Khaleb Pascha Dir verspricht. Mißbrauche nun aber seine Nachsicht nicht. Du bist Diplomatin genug, um zu wissen, daß der Pascha nie ein hohes Ziel erreichen kann, wenn seine Hanum ihm nicht in die Hände arbeitet, Vorurtheile schont, Gebräuche ehrt, Schwächen ausbeutet."

„Es soll an mir nicht liegen," entgegnete Saliseh, ihren Vater ansehend, ihre Worte jedoch zu Khaleb Pascha hinhauchend, „wenn Dein Freund, Benim Pascha, nicht zu großen Ehren gelangt. Drei kostbare Dinge, sagt der Dichter, können den Menschen beglücken. Das Geld des Reichthums, der Edelstein der Macht, die Perle der Liebe. Deine Saliseh schmückt sich am liebsten mit edlem Gestein."

„Ist es so," rief Khaleb Pascha erfreut, „so hat eine richtige Ahnung mich geleitet, als ich das Brautgeschenk für meine Herrin wählte. Möge sie es huldvoll annehmen!"

Und er zog aus einem Sammetetui, das er in der Hand hielt, einen mit übermäßig großen, wenngleich trüben Diamanten geschmückten Ring, den er durch Abdullah Pascha seiner Braut überreichen ließ. Sie steckte ihn an ihr feines Fingerchen, das ihn nicht ausfüllte, und dankte durch ein Zeichen. Die Unterhaltung kam nun in lebhaften Fluß, und der Termin der Hochzeit wurde von den beiden Paschas, trotz des herkömmlichen Widerstrebens und Zögerns der Braut, auf den zwölften Tag des Monats Chaban festgesetzt, der ungefähr unserem Mai entsprach.

Als nach und nach die künstlichen Phrasen und überschwänglichen Ausdrücke, mit denen das Brautpaar zuerst sich gegenseitig seine Beherrschung des guten Tones hatte beweisen wollen, wegfielen, und man in einen familiären Jargon verfiel, trat das individuelle Gepräge Beider klarer und klarer hervor; der Pascha machte seine anmuthige Verlobte durch witzige und scharfe Aeußerungen, durch lebendige Skizzirung seiner Eindrücke im Exil lachen und staunen und erweckte in ihr ein leises Gefühl der Bewunderung für seinen Geist und seine weltmännische Gewandtheit. Saliseh ihrerseits, deren Amazonentracht ihn schon frappirt hatte, gab durch ihre halb naiven, halb altklugen Fragen und Bemerkungen ihm die Illusion, sich in Gegenwart einer Europäerin zu befinden und kitzelte seine Eitelkeit, daß diese im Widerspruch mit den Frau von Roxburg gegenüber betonten Maximen, sich darin gefiel, ein hoch über den gewöhnlichen Türkinnen stehendes, reizendes weibliches Wesen sich anzueignen.

Abdullah Pascha saß mit gekreuzten Beinen, wie er es immer that, wenn er sehr guter Laune war, zwischen seinen Kindern und warf hier und da ein Wörtchen unter ihre Reden.

Plötzlich vernahm man von der Seite des Männerhauses Geräusch und nahende Stimmen. Im Augenblick war Saliseh erschreckt hinter der Portière verschwunden, aus der sie emporgetaucht war; es war hohe Zeit, denn eben öffnete Selim Effendi die Thüre des Vordergrundes und ließ mit tiefer Verbeugung einen reichgekleideten, turbangeschmückten Türken eintreten, bei dessen Anblick Abdullah und Khaleb auffuhren. Verbindliche Temenehs wurden gewechselt, dann sprach der Fremde:

„Mein erhabener Gebieter, der Padischah, hatte mich nach dem Konak Khaleb Paschas, seines Getreuen, gesendet, um ihm einen Auftrag zu überbringen. Euer Kapudji (Portier), Excellenz, sagte mir, daß ich Euch in diesem Konak finden würde, an den, wie das Gerücht behauptet, Euch bald vertrauliche Bande knüpfen werden. Erlaubt, daß ich Euch dieses Schreiben überreiche, welches der Herr Euch sendet."

Mit tiefer Verbeugung empfing Khaleb Pascha das große Couvert, das in ein seidenes Tuch gehüllt war, drückte das kaiserliche Siegel an Brust und Stirn, riß dann das Papier an einer Seite auf, ohne das Wachs zu verletzen und las den Inhalt des Schreibens laut.

„Mein berühmter Vezir Khaleb Pascha!

Da das Wohl meines Reiches, welches, wie jedermann bekannt, Tag und Nacht meinen einzigen Gedanken bildet, vor allem verlangt, daß der so überaus wichtige Posten eines Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in bewährten und fähigen Händen sei, und sein gegenwärtiger Inhaber es nicht versteht, den befreundeten Mächten gegenüber die Wohlfahrt und Würde meines Reiches genug zu wahren, so will ich Dir, mein kenntnißreicher und ergebener Vezir Khaleb Pascha, dieses wichtige Amt übertragen und hoffe, daß Du es zu meiner Zufriedenheit ausfüllen wirst.

Dich empfehle ich dem Schutze Allahs und des Propheten."

Darunter stand die kaiserliche Tuphra (Namenszug) des Sultans.

Der Pascha hatte Mühe, seine freudige Ueberraschung zu verbergen.

„Erlaube mir, Dich sofort zu begleiten, Ibrahim Effendi," wandte er sich an den Ueberbringer des Schreibens, der kein anderer war, als der Tschibuktschi-Baschi, der erste Pfeifenreiniger Sr. Majestät, „um meinen Dank im Staube zu den Füßen des ruhmvollen Padischah zu stammeln."

Und mit flüchtigem Abschiedsgruß an Abdullah wollte er das Gemach verlassen.

Doch der kaiserliche Bote stand regungslos in der Mitte desselben, den Blick erwartungsvoll auf Khaleb gerichtet.

Eine peinliche Pause folgte, bis endlich Selim Effendi, sich dem neuen Minister des Auswärtigen nähernd, leise sagte:

„Er wartet auf sein Backtschisch."

„Scheytan!" (Teufel) rief Khaleb verlegen, „Ich habe nichts bei mir. Frage meinen Schwiegervater."

Der gefällige Selim näherte sich seinem Herrn, während Ibrahim Effendi sich mit einem Ausdruck von Mißvergnügen den Bart strich.

Unglücklicherweise war Abdullah Pascha auch grade nicht bei Kasse. Aber er wußte Rath.

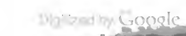
„Gehen Sie, Selim," flüsterte er auf Französisch, „und fragen Sie bei meinem türkischen Koch an. Er hat heute auf sein dringendes Verlangen einen Monat seines letzten Jahrgehaltes ausgezahlt erhalten. Der Kiuhia hat mirs gesagt. Er soll das Geld wieder heraus geben; es sind 20 Pfund. Damit wird sich der Bote wohl die Hände füllen lassen."

Selim ging achselzuckend ins Küchengebäude und brachte sein Anliegen vor. Der gutmüthige Koch fand sich bereit, obwohl er das Geld selbst nothwendig brauchte, die 19 Pfund, die er davon noch hatte, wieder herauszugeben, und nachdem Selim Effendi ein Pfund aus seiner Börse hinzugethan und die Summe in ein seidenes Beutelchen gewickelt, kehrte er ins Arbeitszimmer seines Herrn zurück und fand dort das Trifolium noch schweigend und in derselben Stellung vor. Khaleb, vor Ungeduld brennend, riß dem Retter in der Noth das Backtschisch aus der Hand und steckte es mit einigen gezwungen freundlichen Worten dem Tschibouktschi-Baschi zu, der, wie aus einem Starrkrampf erwachend, nun den Weg zur Thüre hinausfand, gefolgt von dem grinsenden Minister.

Achtes Capitel.

Während sich im Konak Abdullah Paschas die eben erzählten Scenen abspielten, waren Léonie und Erabieh, beide in seidene Fraidjahs und feine Yaschmaks gehüllt — denn es würde sich nicht geschickt haben, daß die Erzieherin ihre Schutzbefohlene in der frivolen europäischen Tracht begleitet hätte — in ihr Coupé gestiegen und hatten, nach kurzer Fahrt durch die Straßen, dem kleinen Groom, der an der Seite des Kutschers saß, den Befehl gegeben, ihn nach Fatmahs Hause zu befehligen.

Erabieh war in gewaltiger Aufregung. Ein freundliches Wort des Vaters hatte ihr angezeigt, daß ihre Heirat beschlossene Sache sei; für weitere Mittheilungen an Léonie verwiesen, erfuhr sie von dieser, daß es sich für sie um ein Begegnen mit Reschid Bey handle. Mit Zittern und Bangen sah sie dieser Zusammenkunft entgegen; denn sie mißtraute in ihrer Unerfahrenheit und Kindlichkeit sich



selbst und baute wenig auf den Eindruck, den ihre Erscheinung und ihr Benehmen auf ihn hervorbringen würden.

Obgleich im Harem auferzogen, in dem die Blüthe jungfräulicher Unbewußtheit, seelischer Reinheit früh schon durch die Berührung mit der rohesten und unverhülltesten Sinnlichkeit, durch die Theilnahme an obscönen Gesprächen, durch den Anblick unzweideutiger Pantomimen geknickt wird, war Erabieh doch während der drei letzten Jahre durch ihre Verbindung mit Léonie ein anderer Horizont eröffnet worden, und ihr anschließendes, weiches Gemüth hatte willig die Lehrerin auf sich wirken lassen. Mit der Verfeinerung ihres Gefühls, der Läuterung ihrer sittlichen Begriffe wuchs in ihr der Widerwille gegen die Gemeinheit ihrer türkischen Umgebung, und sie zog sich mehr und mehr von derselben zurück, ohne doch, wie ihre Schwester Saliseh, mit fränkischen Kreisen in Verkehr zu treten, da Léonie selbst keinen Anschluß nach Außen hin suchte.

Die junge Türkin hatte eine so ausgeprägte Vorliebe für französische Eleganz, Bildung und Cultur, daß schon allein der Gedanke, in eine Familie zu heiraten, welche ihren Geschmack in dieser Richtung theilte, sie entzückte. Zudem war Reschid Bey, dieser junge, hübsche, aufgeklärte Sohn des berühmten Ministers, gewissermaßen der Löwe der neutürkischen Gesellschaft geworden. In allen Harems unterhielt man sich von seinen selbsterfundenen, bunten Uniformen, seinen Reitkunststücken, seinen Liebschaften mit französischen Sängerinnen der Café chantants von Pera, und lange schon war die Frage discutirt worden, wen der 19jährige Erbe großer Reichthümer zu seiner einzigen Frau — denn er war entschiedener Verehrer der Monogamie — erwählen würde. Wenn Erabieh mit Herzklopfen diesen Gesprächen lauschte, wenn sie auf ihren Corsofahrten in Kiathané mit verstohlenen Blicken dem kecken Reiter folgte, der sein Vollblutpferd zwischen den Wagen der türkischen Schönen so geschickt zu tummeln verstand, daß er trotz der Wachsamkeit der berittnen Neger an manchem Wagenfenster dicht genug vorbeistreifte, um ein leises Wort, wohl gar eine Blume im Fluge erhaschen zu können; dann hatte sie sich oft gesagt, daß ihre glänzende und bevorzugte Schwester dazu bestimmt sei, seine Hanum zu werden, und mit leisem Seufzer bedauert, daß sie nicht Saliseh sei.

Nun war alles so ganz anders gekommen, als ihre Bescheidenheit es zu vermuthen gewagt; Saliseh verband sich mit einem abgelebten, vorzeitigen Greise, und ihr sollte das Glück zu Theil werden, den Helden ihrer Träume zu besitzen. Noch freilich war sie nicht am Ziel, wie sie sich ängstlich gestand. Fatmah Hanums Geneigtheit war ihr sicher, die Bedingungen mit ihrem Vater waren bereits vereinbart worden; aber Reschid zu gefallen, das blieb ihr noch übrig, und das schien ihr das Schwerste. War er doch verwöhnt durch den Verkehr mit seiner civilisirten Mutter; mit vornehmen fränkischen Damen, die den Jüngling mit Gunstbeweisen überhäuft hatten. Was kann er an ihr nur finden, das er nicht schon hundertmal in glänzenderer Form gesehen? So schwarze Augen und so dunkles Haar wie die ihren waren Gemeingut der meisten Türkinnen; so rosige gebräunte Wangen wurden im Orient als keine Schönheit betrachtet, ja mit weißer Schminke sorgfältig bedeckt; eine mittelgroße Gestalt bot weder die Vorzüge der Majestät und Würde, noch die Reize der Lieblichkeit und Anmuth. Und wenn Reschid's Auge nicht mit Wohlgefallen auf ihr weilte, war es nicht zu vermuthen, daß er dann, mit dem ganzen Eigen=

willen des verwöhnten Kindes, die Fessel abstreifen würde, die seine Mutter sich ihm anzulegen bemühte? Erabieh fühlte ihr Herz sich krampfhaft zusammenziehen bei diesem Gedanken und empfand es förmlich als eine Erleichterung, als der Wagen vor Fatmahs Konak hielt und ihren peinlichen Gedanken durch die Nothwendigkeit auf ihr Benehmen zu achten, ein Ende gemacht wurde.

Der Empfang von Seiten Fatmah Hanums war ebenso herzlich als ansprechend. Umgeben von ihrer intelligent aussehenden, in heitere Farben gekleideten Schaar von jungen Schützlingen, begrüßte sie ihre Besucherinnen in einem der großen Säle ihres Harems und führte sie, sobald sie ihrer türkischen Hüllen entkleidet worden waren, in ihr Boudoir, das mit allem Raffinement des französischen Luxus eingerichtet war.

Dort saßen die drei Damen bald behaglich auf Causeusen und Fauteuils um einen runden Tisch, auf dem der Thee servirt war. Fatmah machte mit Ungezwungenheit und Anmuth die Wirthin, und es gelang ihr, ihren Besucherinnen in kurzer Zeit das Gefühl des Zuhauseseins zu geben. Erabieh thaute auf unter den warmen Blicken und liebreichen Worten ihrer verehrten und bewunderten Gönnerin und begann in allerliebstem Französisch alle Schätze ihres fünfzehnjährigen Geistes und Herzens auszukramen, während sie von den Süßigkeiten naschte, mit denen der Theetisch reich besetzt war. Ihre Züge waren so belebt und ihre Augen so strahlend, daß, als nach einiger Zeit Reschid Bey die Thür öffnete und seine Mutter um eine Tasse Thee bat, der erste Eindruck, den er von ihr empfing, ein entschieden günstiger war. Als er ihr vorgestellt worden und sich niedergesetzt, überkam sie freilich sofort eine beängstigende Verlegenheit; er sah auch gar zu hübsch aus in seinem hellblauen, weiten Waffenrock mit rothen Schnüren und goldnen Tressen, auf dessen linker Seite ein Orden funkelte, in den unglaublich kleinen Glanzstiefeln mit Sporen, dem schwärzlichen Fez mit dicker Quaste, unter dem sein volles, weißes Gesicht mit den rothen starken Lippen und dem schwarzen Schnurrbärtchen behäbig und selbstgefällig hervorschaute. Die kleinen, weißen, beringten Hände spielten fortwährend mit der dicken goldenen Uhrkette oder der diamantenbeladenen Uhr, und dem Munde entströmte eine Fluth leichtgefügter, in allen Tonfärbungen glitzernder Worte. Fatmah Hanum, die Verwirrung ihrer jungen Freundin bemerkend, suchte ihr darüber hinweg zu helfen, indem sie selbst in ein Wortgefecht mit ihrem Sohne einging, in welchem er vor ihrem sprühenden Geist und Witz bald den Kürzeren zog. Nachdem sich dann Reschids Uebermuth ein wenig gelegt und Erabiehs Schüchternheit nicht viel vermindert, hielt sie es an der Zeit, Beiden Gelegenheit zu ungestörtem Zwiegespräch zu geben, und machte zu diesem Zwecke den Vorschlag, die Prunkzimmer ihres Konaks in Augenschein zu nehmen.

Während sie mit Léonie langsam die weiten, mit üppiger orientalischer Pracht oder glänzendem französischen Geschmack decorirten Räume durchschritt, in denen ihr Gatte einst die vornehme Gesellschaft der Hauptstadt empfing, wobei sie aus halbverborgener, goldvergitterter Loge die Vorgänge bei den Festen beobachtete und commentirte, machte Reschid Bey den Führer Erabiehs, die mit unverhohlenem Vergnügen den Erklärungen ihres Begleiters lauschte.

„Hier," sagte er, „sehen Sie eine Spieluhr, die ich gleich aufziehen will. Sie spielt Stücke aus Orpheus und Pariser Leben, auch aus der schönen Helena. Alle diese Operetten habe ich in Paris gesehen."



„Haben Sie dort gelebt, Reschid Bey?"

„Ein volles Jahr. Das hören Sie doch an meinem Accent. Man behauptet, ich spräche ein vorzügliches Französisch."

„Gewiß, gewiß," entgegnete Erabieh, die einige Schnitzer nicht zu hören versuchte.

„Das Türkische vernachlässige ich dagegen ganz. Kaum daß ich es zu schreiben vermag. Ich finde es nicht distinguirt, wenn man seine Muttersprache gut spricht. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?"

„Ohne Zweifel," stimmte Erabieh bei.

„Hier sehen Sie einmal die Waffensammlung meines Vaters. Sie wissen, er war kein Held des Schwertes, aber ich glaube, er sammelte alle diese Waffen in einer Vorahnung davon an, daß sein Sohn es einst werden würde. Sie glauben nicht, welch einen Muth ich in mir fühle. Ich warte voll Ungeduld auf einen Krieg, um mich auszuzeichnen. Ich bin jetzt Mülazim (Lieutenant) in der kaiserlichen Garde; aber im ersten Kriegsjahre muß ich es wenigstens zum Bimbaschi (Major) bringen. Dann wollen wir doch sehen, ob mein Feldherrnruhm nicht den Staatsruhm des Vaters einmal auslöscht."

„Ich hoffe es von Herzen," war Erabiehs Antwort.

„Sie wissen sicherlich, daß ich der beste Reiter in unserer Armee bin. Mein Stall ist voll englischer Pferde. Die Araber sind hier gar zu gewöhnlich. Auch springen sie nicht. Ich nehme mit meinem Palmerston einen Graben von sechs Pique Weite. Alle meine Pferde haben Namen europäischer Staatsmänner, und meine Jagdhunde auch. Wir müssen den Franken doch immer unsere Ueberlegenheit zeigen. Sind Sie nicht auch der Ansicht?"

„Ich weiß nicht," stammelte Erabieh, „ich habe es noch nie versucht."

„Sie behandeln vielleicht Ihre Französin als Ihresgleichen. Daran würden Sie sehr unrecht thun. Mademoiselle Léontine, oder wie sie heißt, ist doch nur eine andere Art von Sclavin für Sie; sie empfängt Bezahlung für ihre Dienste. Alle Franken sind servil; sie beuten uns aus, zehren von unserer Großmuth; wir müssen ihnen immer zeigen, daß wir dies fühlen. Ich verdanke gewiß einen großen Theil meiner gesellschaftlichen Erfolge dem herablassenden Stolze, mit dem ich den Franken gegenübertrete. Sie haben wohl schon davon gehört, daß viele Damen aus der Gesellschaft von Pera in mich verliebt sind?"

„Wie sollte ich?" fragte Erabieh erröthend.

„So, in der That nicht? Ich glaubte, das sei allgemein bekannt. Wenn ich mich einmal verheirate, werden viele Herzen brechen. Doch dagegen ist nichts zu machen. Ich glaube, ich werde ein vorzüglicher Ehemann sein, besonders zuerst. Meine Frau muß nur meinen Geschmack für die Civilisation theilen. Ich lese nichts als französische Romane; sie kann sie mir dann manchmal vorlesen; sie muß sich nach der neuesten Pariser Mode kleiden, und ich selbst behalte mir das letzte Wort in allen ihren Toilettenfragen vor. Finden Sie das zu viel verlangt?"

„Gewiß nicht, im Verhältniß zu dem, was Sie ihr bieten."

„Nicht wahr? Ich bin keine schlechte Partie. Mir gehört der Konak in Stambul, der herrliche Yali in Beikos, dazu habe ich Güter im Vilayet von Brussa und in dem von Adana. Vor allem aber besitze ich einen berühmten Namen.

Madame Reschid Bey, das klingt nicht übel. Und sie wird mich allein haben, wenigstens zu Hause, denn ich bin nicht gesonnen, mehr als eine Frau zu nehmen. Es würde meine Freiheit zu sehr beschränken. Meinen Sie das nicht auch?"

„Wie könnte ich anders?" sagte die Arme, der Reschids Beredsamkeit noch keine Gelegenheit gegeben, einen selbständigen Gedanken anzubringen.

Sie fühlte sich so durchdrungen von all den Vorzügen und glänzenden Eigenschaften, die er sich selbst in seiner Eitelkeit beilegte, daß ihr innerer Unwerth, eines solchen Mannes Gattin zu werden, sich ihr immer schmerzlicher offenbarte.

Reschid Bey hatte sich inzwischen ein paar Schritte entfernt, um ein Aeffchen, das auf einer silbernen Stange angekettet saß, zu streicheln. Fatmah Hanum und Léonie traten zu Erabieh.

„Wir müssen fort," sagte die Französin zu ihrer Schülerin.

„So bestellen Sie den Wagen," entgegnete diese, eingedenk der Vorschriften ihres Bräutigams, mit hochfahrendem Ton.

Man nahm Abschied. Reschid Bey drückte den Damen freundschaftlich die Hand und begleitete sie bis an den Ausgang des Harems; dann kehrte er in das Boudoir seiner Mutter zurück und warf sich lang auf eine Causeuse, mit den Sporen klirrend und sich den allzubescheidenen Schnurrbart streichend.

Fatmah Hanum machte sich am Fenster zu schaffen und wandte sich nach längerer Pause, während der sie eine Aeußerung von ihm erwartete, an ihren Sohn:

„Wie gefällt Dir Deine Braut?"

„Du hättest mir wohl etwas Distinguirteres auswählen können, Mutter! Ich bin mehr für Blondinen eingenommen und hätte gern eine schwatzhafte Frau. Diese ist gar so schwarz, und man muß ihr die Worte aus den Zähnen ziehen."

„Nimm sie nur auf meine Verantwortung," entgegnete Fatmah Hanum ernst; „an ihre dunkle Haut wirst Du Dich gewöhnen, und ihre Zunge löst sich vielleicht später mehr als Dir lieb ist. Deine Hochzeit soll mit der Khaleb Paschas zusammengefeiert werden. Es schickt sich daher, daß Du ihm einen Besuch machst. Benimm Dich dabei zurückhaltend, denn Khaleb war ein Feind und Neider Deines großen Vaters, und ich wünsche keine Intimität zwischen Dir und ihm."

„Er ist bei alledem ein guter Kerl, und sein Keller enthält das Feinste. Ich habe nichts gegen den Schwager."

Reschid Bey erhob sich.

„Also diese Geschichte ist unwiderruflich fertig? Es ist nichts mehr rückgängig zu machen?"

„Unmöglich, mein Sohn."

„Nun denn, wie Du sagst, auf Deine Verantwortung! Macht meine Frau mich nicht glücklich, so mußt Du die Kosten für einige Zerstreuungen außer dem Hause tragen. Bist Du damit einverstanden?"

„Nimm Dich in Acht, mein persönliches Interesse gegen Dich ins Spiel zu ziehen! Es könnte mir in den Sinn kommen, Erabieh den Zauber mitzutheilen, durch den ich Deines Vaters Herz an mich fesselte."

„O Mutter, Du könntest nichts Besseres thun. Mache aus Erabieh Dein Spiegelbild, und ich will sie lieben, wie mein Vater Dich liebte."

(Fortsetzung folgt.)



Ein Maler.

Erzählung in Versen.

Von
A. F. Grafen von Schack.

An dem Pfad, der längs der blauen Meerfluth
Ueber jähe Klippen von Salerno
Nach Amalfi leitet, barg sich vormals
Tief im Dickicht immergrüner Eichen
Eine Kirche, die für viele Pilger
Ziel der Wallfahrt war. Nicht Gold noch Marmor
Schmückte sie; allein auf ihrem Altar
Prangt' ein Bild der Mutter Gottes, herrlich
Wie kein and'res. Sel'ger Friede thaute,
Milde Tröstung aus der Jungfrau Augen
Auf die Beter nieder; wer die Engel,
Die geflügelt sie umschwebten, schaute,
Fühlte zu den Stätten ew'ger Freude
Sich entrückt. Zu sagen wußte Keiner,
Wer das Wunderbild geschaffen habe;
Doch vernehmt, was aus vergilbten Blättern,
Die das nahe Kloster birgt, darüber
Kund mir ward.
Ein Jüngling aus Minuri
Hatte, früh erwachtem Triebe folgend,
In Neapel, als der vierte Philipp
Ueber's Meer herüber es beherrschte,
Sich der Kunst geweiht. Seit lang erloschen
War das Morgenroth des Schönen, das uns,
Sehnsucht weckend, noch aus des Urbiners
Werken leuchtet. Nicht aus Seelenandacht
Schufen mehr die Maler; als verscholl'nes
Märchen galt's, daß Einer seiner Seele
Traumbild auf die Leinwand hinzuzaubern
Je gerungen; nur Erfolg, Gold, Ansehn
War die Losung; wer des Alltagslebens
Niedrigstes mit grellstem Farbenputze
Zu staffiren wußte, Ehrenpforten
Wurden ihm gebaut; im Wettstreit drängten
Sich um ihn die Großen, daß er ihre
Säle schmücke; jede Kirche geizte,
Daß ihr Hochaltar mit seiner Bilder
Einem prunkte. Was war neben ihm doch
Raphael? — Verwirrt, betäubt zuerst stand

Unser Jüngling — ihn Camillo nennen
Will ich — in dem wüsten Treiben. Daß er
Noch nach Höherm rang, als nach der Menge
Beifall, ward verspottet. So erstickte
Nach und nach der Andern Hohn, des Beispiels
Macht in ihm den innern Trieb, und selber
Gleich dem wilden Schwarm um ihn begann er
Um der Mächt'gen Gunst, des Volkes Zudrang
Sich zu müh'n. Vom Frühroth, bis die Sonne
Hinter Capri's Felsenstrand verglühte,
Rast nicht gönnt' er vor der Staffelei sich.
Wie im Herbst die Stachelfeigen Indiens
Wuchern, sproßten unter seinem Pinsel
Marterscenen nach Riberas Vorbild,
Spielgelage oder üpp'ge Feste
Des Olymp. Sobald ein Bild vollendet,
In den Sälen, die der Vicekönig
Spaniens der Kunst in seinem Schlosse
Aufgethan, ward es dem Blick der Kenner
Dargeboten, doch von kargem Beifall
Immer nur gekrönt; weit überstrahlten
And're Tafeln, drauf die Farbentöpfe
Ganz Italiens ausgeschüttet schienen,
Stets des Neulings Werk. Mit doppeltem Eifer
Griff er zur Palette, daß Gelingen
Seine Mühe kröne; Aller Augen
Durch den Glanz zu blenden, fingerdick lud
Er Carmin und Grün und Blau und Purpur
Auf die Leinwand; die Natur selbst, nicht ihr
Abbild, wie 's sich in der Seele spiegelt,
Galt es ja dem staunenden Blick zu zeigen.
Sorglich wurde jede Kleidermasche
Nun gemalt, daß selbst die Hand sie greifen
Konnte; aber bald enttäuscht auf's Neue
Sah er andre Bilder über seines
Triumphiren. Also sank allmälig
Ihm der Muth; wohl Morgens in die Werkstatt
Kam er noch, allein gelähmt zur Arbeit
War der Arm ihm; Trübsinn übermannt' ihn
Ganz, und wie des Geistes Sehkraft hinschwand,
Schlich auch durch die Glieder nach und nach ihm
Siechthum hin.

Am Meer entlang die Straße,
Die empor zum Posilipp führt, schritt er
Einst in tiefster Schwermuth. Ausgebreitet

Lag vor ihm das Herrlichste der Erde;
Aber auf die üppig schwellende Küste,
Von des Aschenberges Flammenkrone
Ueberragt, die dunkelblaue Meerfluth
Mit den duftenden Inseln, die voll Wollust
Sich in ihrem Schooße wiegen, schweifte
Matt sein Blick nur; Todeskälte war ihm
In die Brust schon eingezogen. Plötzlich
Bot mit freundlichem Gruß, daher des Weges
Kommend, Bruder Marco ihm die Rechte,
Der, Minuris Sohn, wie er, als Mönch nun
Wohner war des Klosters San Martino.
Ihm, dem Freunde, hatte oft Camillo
Sein vergeblich Ringen, sein Verzagen
Schon geklagt; doch heut hielt ihm Verzweiflung
Auf den Lippen selbst zurück die Klage;
Schweigend hin an des Begleiters Seite
Schritt er, auf den Boden starrend. So nahm
Marco da das Wort: Noch nie so bleich Dich
Sah ich; nur ein Schattenbild mehr bist Du
Dessen, was Du warst. O hättest nimmer
Deines Dorfes Frieden Du verlassen,
Wo so treu die Mutter Gottes Deine
Kindheit hütete. Denkst Du noch des Kirchleins
Wohl im Wald der immergrünen Eichen,
Und des Altars, wo in jeder Frühe
Einen Strauß Du frischgepflückter Blumen
Der Madonna botst? Roh war das Bild nur,
Aber lieber mir, als all die Larven
Hier, die roth und weiß geschminkten Lügen — —
    Eben sprach er's, als ein Zug von Rittern,
Alle hoch auf andalusischen Rossen,
Auf des Berges Höhe ihre Blicke
Auf sich zog. Die Ersten von Neapels
Und von Spaniens edelsten Geschlechtern,
Auf den Häuptern wallende Federbüsche
Und in edelsteingeschmückter Festtracht,
Reihten ehrerbietig sich um Einen,
Der in ihrer Mitte ritt und lächelnd
Ihre Huldigung empfing. Erkennst Du,
Wer es ist, den sie geleiten? sagte
Marco. Dem gepriesensten der Dichter
Unserer Zeit, der eben im Triumphe
Ganz Italien durchzogen, geben
Bei der Heimkehr zu dem Prachtpalaste,

Den er hier am Meere sich erbaut hat,
Sie Geleite. Eitel, wie er selber
Und wie sie, sind seine prunkenden Verse,
Hohl, geschnörkelt, flitterüberladen,
Nichts als tönende Schellen. Aber das bringt
Ehre, Reichthum. Arm, verkannt aß Dante
Der Verbannung Brod, von Ort zu Orte
Schwanken Schrittes irrend; Tasso mußte
Jahre lang in finstrer Zelle schmachten,
Und verdammt ward sein Gedicht von Denen,
Die des Schönen höchste Richter galten.
Marco's Worte überhallte Schmettern
Von Drommeten. Zum Palast Marinos,
Der mit Fahnen und mit Purpurdecken
Prangte, waren sie gelangt. Hernieder
Tönte Festmusik von den Balconen
Und den Wiederkehrenden begrüßten
Chöre von Neapels schönsten Jungfrau'n
Mit Gesang; aus ihrem Kreis trat Eine,
Einen Lorbeerkranz ihm auf die Stirne
Drückend. Als der Dichter nach der Feier
Huldvoll grüßend in sein Schloß getreten,
So fuhr Marco fort: Das heißt berühmt sein!
Sage mir, Camillo, kann ein solcher
Ruhm Dich locken? Was ist Ruhm? Ein leerer
Hauch, der hier bald weht, bald dort; auf hohle
Schädel drückt er Kränze oft, bis lachend
Sie die Nachwelt wieder abreißt. Fliehe
Jene eitlen Schaaren, welche Jünger
Sich der Kunst zu nennen wagen! Mag sie
Auch des Tages Beifall krönen, lang nicht
Währt es und von ihren Mißgeburten,
Die man heut bewundernd anstaunt, sinken
Wird die gleißende Maske. Komm, Camillo!
Gern in unserm Kloster eine Freistatt
Gönnt der Prior Dir. Dort oben wehen
Frische Lüfte; in der Einsamkeit dort,
Fern dem rastlos brausenden Getümmel
Und dem schwülen Fieberdunst hier unten,
Wird das Siechthum weichen, das verzehrend
Bis zu Deines Lebens Mark gedrungen.
In die Stadt schon während dieser Rede
Waren sie zurückgelangt; noch sträubte
Sich Camillo; doch der weise Rathschlag
Siegte. Oben hoch in San Martino

Nahm ihn eine Zelle auf, durch deren
Rebumkränzte Fenster ihm das Auge
Fern bis zum Vesuv und zu Sorrentos
Weißumschäumten Klippenufern schweifte.
Nur in leisem Murmeln drang der Straßen
Lärm zu ihm herauf und nach und nach auch
Sank, gleich einem Traum der Nacht, das ganze
Wüste Treiben drunten ihm zurück; kaum
Fassen konnt' er noch, wie eitle Ehrsucht
So zu blenden ihn vermocht, daß ruhlos
Er Phantomen nachgejagt. Von Neuem
Tauchte die Erinn'rung früh'rer Jahre
In ihm auf, wie für die Kunst die Seele
Ihm zuerst erglüht', wie süße Schauer
Ihn durchwehten, als auf den Altären
Von Florenz, Perugia er die Bilder
Alle sah, die aus der alten Meister
Herzensandacht aufgeblüht, wie Veilchen
In des Frühlings Hauch. Allein gebrochen
War, er fühlt' es wohl, die Lebenskraft ihm
Und gemessen seine Zeit; ein Bild nur
Zu vollenden hofft' er noch, in das er
Seine ganze Seele strömen wollte,
Daß es kommenden Geschlechtern Kunde
Von ihm gebe und sein Name spurlos
Nicht auf Erden schwinde. Einst des Morgens
Fand ihn Marco vor der Leinwand, wie er
Einer Mutter-Gottes Antlitz eben
Auf sie hingeworfen und voll Freude
Sank er an die Brust ihm: Ja, der Alte
Bist du wieder. Diese holden Züge
Sagen mir: Nicht um des großen Haufens
Beifall buhlend, nicht Bewundrung heischend
Schufst Du sie. Nur aus der Seele Tiefen
Konnten sie so süß, so herzbestrickend
Quellen. Freund, o laß in Deiner Arbeit
Nichts Dich stören! Fern vom lauten Markt hier
Wird ein Werk gedeih'n, wie unsre Zeit noch
Keins gesehen.
Und in selgen Stunden
Schuf Camillo weiter an dem Werke.
Still geworden war's in ihm; kein Sturm mehr
Trübte seines Innern klaren Spiegel.
Immer reiner, immer herrlicher strahlend
Aus den Dünsten, die ihn lang umschleiert,

Stieg sein Lebensstern empor; der Kindheit
Erste sanfte Andacht und der Jugend
Hohe Träume und Gesichte kehrten
Ihm zurück, und aus der Liebesfülle
Seines Herzens, das noch nie ein irdisch
Weib geliebt, geboren ward die Heil'ge,
Die auf Lichtgewölk, umschwebt von Engeln,
Aufwärts in des Himmels Glorie schaute.
Hoch in freud'gem Stolz, den er sich selber
Kaum bekennen mochte, schlug das Herz ihm,
Als das Bild vollendet, und herbei rief
Er den Freund. In Anschau'n stumm versunken
Lang stand Marco; allzu tief für Worte
War, was er empfand; allein beredter
Sprach sein Schweigen, als der wärmste Lobpreis.
Endlich feurig drückt' er ihm die Rechte:
Werth ist nicht Neapel solchen Schatzes;
Nur Verkennung würd' ihm hier; der Kirche
Bei Minuri sei er ein Vermächtniß;
Dort war das Gefühl dem schlichten Landvolk
Noch gefälscht nicht und in edler Einfalt
Blieb sein Sinn dem Schönen noch erschlossen.
Antwort gab Camillo: Durch dies Eine
Nur kann ich der Welt von meinem Ringen
Kunde geben, und vergraben soll ich's
Fern in Einsamkeit den Menschenblicken?
Marco drauf: nicht eitle Gaffer dürfen
Es entweih'n. Im tiefsten Waldesgrunde,
Wohin nie ein Menschentritt gedrungen,
Strömt die Blume ihre süßesten Düfte
In die Luft. Und hast bei Deiner Wandrung
Du auf Mailands Dom die ragenden Zinnen
Nicht gesehen, die in Schwindelhöhe
Sich zum Himmel thürmen? Oft dort, hört' ich,
Schmückt die höchste, himmelnahe Spitze,
Bis zu der empor die kühnsten Klimmer
Sich nur zitternd wagen, eines Heil'gen
Herrliches Marmorbild, an dem der Meister
Lebenslang gemeißelt: ihm genügte,
Daß des Ew'gen Auge auf ihm ruhte.
Wohl denn! sprach Camillo, seinen Namen
An den Rand des Bildes zeichnend. Aber
Weiter d'rauf sein Freund: Was soll der Name?
Oft auf stummen, namenlosen Gräbern,
Die kein Denkmal schmückt, ruht höh're Weihe,

Als auf prunkenden Helden-Sarkophagen.
Viele, glaub', die größern Segen schufen,
Als die Lieblinge des Ruhmes, haben
In Verborgenheit gelebt; vergessen
Sind sie selbst; doch ihres Wirkens Früchte
Dauern fort. Dies Bild der Mutter Gottes
Wird, auch wenn die Rechte längst vermodert,
Die es schuf, der Tröstung Himmelslabsal
Noch in's Herz der einsam Betenden gießen.
Willst Du mehr? Des Frühlings holden Sängern
Ist's genug, daß sie mit ihren Liedern
Unser Ohr erquicken; nicht Bewunderung
Heischen sie für sich, nein, bergen scheu sich
In das Dickicht. Sei wie sie, Camillo!

Und der Jüngling löschte seinen Namen.
Bald dr'auf starb er. In das Kirchlein brachte
Bruder Marco dann das Bild der Jungfrau.
In dem Buch, darin sein eig'nes Leben
Er geschildert, schrieb er, was ich eben
Nacherzählt. Vom „jungen Maler" einzig
Spricht er drin; von mir nur ward Camillo
Er genannt. Die Kirche mit dem Bilde
Ging zu Grund im Sturm der späteren Zeiten,
Aber Greise wissen noch den Enkeln
Von der Mutter Gottes zu erzählen,
Die mit Andacht und mit wunderbarem
Himmelstrost der Beter Herz erfüllte.

Buddha.

Von

Rhys Davids.

Mitgetheilt durch **G. A. von Klöden.**

Ueber den Religionsstifter Buddha und den Buddhismus und das, was seither darüber erkundet worden, haben wir neben Köppen's Werk vom Jahre 1857 auch einen Bericht unseres gelehrten A. Weber (Indische Skizzen 1857 p. 39), welcher das Wichtigste über diesen Gegenstand für die allgemeinere Kenntnißnahme summirt. Seitdem ist auf diesem hochinteressanten Gebiete weiter gearbeitet worden, und wir erhalten in der 9. Aufl. der Encyclopaedia Britannica, 1876, einen neuen zusammenfassenden Bericht von Rhys Davids, welcher uns Veranlassung giebt, die Hauptmomente unseren Lesern vorzulegen.

Als Hauptquellen für die Lebensgeschichte Buddha's werden folgende genannt: Spence Hardy: The Manual of Buddhism, 1860, aus verschiedenen Sinhalesischen Quellen; das in der Palisprache geschriebene Werk Mallalingara Wouttoo (Ver-

fasser und Zeit unbekannt), ins Barmesische übersetzt und aus diesem 1858 unter dem Titel „Legende des Barmesischen Buddha" durch Bischof Bigandet in Rangoon ins Englische; der Original-Palitext des Jātaka-Commentars, geschrieben in Ceylon im 5. Jahrhundert p. C., herausgegeben 1875 von Fausböll in Kopenhagen (die beste vorhandene Autorität); S. Beal's Romantic Legend of Sâkya Buddha, 1875, Uebersetzung einer im 6. Jahrhundert a. C. veranstalteten Uebersetzung ins Chinesische des Sanskritwerkes Abhinishkramana Sutra (d. i. Sutra der großen Entsagung, woraus großentheils die nachfolgende Lebensbeschreibung extrahirt ist); das unzweifelhaft sehr alte (Verfasser und Zeit unbekannt) Sanskritwerk Lalita Vistara, das wahrscheinlich 400 Jahre nach Buddha's Tode auf dem Concile unter Kanischka seine gegenwärtige Fassung endgültig erhalten hat, dessen Text in Calcutta in der Bibliotheca Indica, sowie eine Uebersetzung durch das Tibetanische ins Französische 1844 durch Foucaux (Paris) erschien. Die ersteren drei Bücher enthalten, in der Palisprache, die Ansichten der südlichen Buddhisten; die letzten beiden, in der Sanskritsprache und voller absurder und wunderbarer Legenden, die der nördlichen. Von besonderer Wichtigkeit in Betreff des frühesten Glaubens der Buddhisten ist namentlich alles das, worin beide übereinstimmen; beide Kirchen sind seit dem 3. Jahrh, a. C. ohne Verkehr geblieben. Der Canon der südlichen Kirche, gewöhnlich die Tripitaka oder die drei Sammlungen genannt, wurde um 250 a. C. (nach Max Müller 175 a. C.) auf der unter dem Kaiser Asoka dem Großen zu Pataliputra (Palibothra) am Ganges (302 Jahre nach Buddha) abgehaltenen Concil endgültig festgesetzt; der der nördlichen etwa zu Anfang unserer Aera auf dem unter dem mächtigen Kanischka zu Jalandhara in Kaschmir abgehaltenen Concile. Zum ersteren gehört die Buddhavansa oder die Geschichte der Buddhas, auf welcher die drei ersteren Werke basiren; zum letzteren die oben genannte Lalita Vistara.

(Von anderen wichtigen Werken seien genannt: E. Burnouf: Introduction à l'histoire du Buddhism Indien, 1844, und Le Lotus de la Bonne Loi, 1852; Sp. Hardy's Eastern Monachism, 1850, und Legends and Theories of the Buddhists aus Sinhalesischen Quellen, 1860; Lassen's Indische Alterthumskunde, 2. Ausg., 1875; Wassilieff: der Buddhismus, seine Dogmen und Literatur, 1860; Köppen's Religion des Buddha, 1857—59; Rogers' Buddhaghosha's Parables, aus dem Barmesischen, mit Einleitung von Max Müller; Schlagintweit's „Buddhismus in Tibet", 1863; E. Eitel, Three Lectures on Buddhism; Schiefner, „Eine Tibetische Lebensbeschreibung Schakjamunis", 1849; Hodgson's Essay p. 17 ff. u. 36 ff; Csoma Körösi in den Asiatic Researches, vol. XX.; Burnouf, Introd. 34—68; Barthel. St. Hilaire's Abhdl. in dem „Journal des Savants", Febr. u. März 1866.)

Wie sehr der Gegenstand der Mühe werth ist, daß man sich mit ihm beschäftigt, ergiebt sich wohl schon allein daraus, daß sich nach Max Müller's neuester Schätzung zur Religion des Buddha etwa 450 Millionen Menschen bekennen (während man die Zahl der Christen auf 340 Millionen schätzt), und daß der beste Kenner des Gegenstandes, Fausböll in Kopenhagen, sagt (Zehn Jatakas, pag. VIII.): „Je mehr ich Buddha kennen lerne, um so mehr bewundere ich ihn, und je eher Jedermann mit den Lehren desselben bekannt wird, um so besser wird es sein; denn unzweifelhaft ist er einer der Heroen der Menschheit."

Das Wort Buddha ist nicht ein Name, sondern ein Titel, und bedeutet „der Erleuchtete"; der Stifter des Buddhismus lehrte, daß er einer aus einer langen Reihe von Buddhas sei, welche von Zeit zu Zeit in der Welt erscheinen, und welche alle dieselbe Lehre (Dharmma) verkünden. Nach dem Tode eines solchen Buddha blüht die Lehre eine Zeitlang und verfällt dann, bis sie endlich vergessen ist, und dann erscheint ein neuer Buddha, welcher die verlorene Wahrheit aufs Neue lehrt. Der nächste wird der Maitreya-Buddha sein, der „Buddha der Güte". Die Sage berichtet von 24 bereits vor dem letzten dagewesenen Buddhas.

Der Buddhismus stammt aus den philosophischen und ethischen Lehren des Siddhartha Gautama, des ältesten Sohnes von Suddhodana, welcher Fürst (Radscha) in Kapilavastu und Oberhaupt des Stammes der Schakyas war, eines arischen Geschlechts, das im 5. Jahrh. a. C. an den Ufern des Kohana (damals Rohini genannt) saß, etwa 22 geogr. M. nördlich von Benares und etwa 11 geogr. M. vom Fuße des Himalaya. Der Fürst hatte zu Weibern zwei Töchter des benachbarten Fürsten von Koli; beide waren kinderlos, und daher entstand große Freude, als die älteste der Schwestern, Mahamaya, in ihrem 45. Lebensjahre ihrem Gatten einen Sohn versprechen konnte. Um in ihrem Vaterhause entbunden zu werden, reiste sie rechtzeitig ab. Dort, im herrlichen Garten, Lumbini genannt, lustwandelnd, kam unter einem prächtigen Baume das Kind zur Welt,*) wie die Mythe sagt, schmerzlos aus der rechten Seite der Mutter hervorgehend und Licht ausstrahlend, unter dem Musiciren der Devas oder Engel, sofort stehend und sprechend, und durch symbolische, nach den verschiedenen Himmelsgegenden gerichtete Schritte die Welt in Besitz nehmend.**)

*) (a. 450 a. C.?)

**) Die übernatürliche, unbefleckte Empfängniß wird den meisten großen Religionsstiftern und göttlich verehrten Männern beigelegt. So stieg Buddha auf eigenen Beschluß aus dem Himmel in die Gebärmutter der auserwählten Prinzessin hinab und trat durch die Achselhöhle ans Tageslicht, während die Nachgeburt den natürlichen Weg nahm. Der buddhistische Lama Tsonkhapa, der Reformator des Buddhismus a. 1355, ward geboren, nachdem seine Mutter durch einen Fall auf eine buddhistische Inschrift unbefleckt empfangen hatte. Maria wurde von der Kraft Gottes überschattet und empfing durch den heiligen Geist die Leibesfrucht. Gerland führt in seinen „Naturvölkern", I. p. 430, an: Fohi (in China) wurde unbefleckt empfangen. Die Nymphen stiegen vom Himmel herab, um sich in einem Flusse zu baden. Kaum waren sie in diesen hinabgestiegen, als die Lotuspflanze auf einem ihrer Kleider erschien mit ihrer Korallenfrucht. Sie wußten nicht, woher dieselbe kam, und eine der Nymphen fühlte sich versucht, von ihr zu kosten. In Folge davon wurde sie schwanger und gebar einen Sohn, der zum großen Religionsstifter, Kriegshelden und Gesetzgeber wurde. Von der Geburt des Codom in Siam wird erzählt: Vor vielen Jahren verließ eine Jungfrau in himmlischer Begeisterung die Gesellschaft der Männer und suchte die einsamsten Orte des Waldes auf, um dort die Ankunft eines Gottes zu erwarten, die den Menschen schon seit lange verkündigt worden war. Als sie sich eines Tages zum Gebete niedergeworfen hatte, wurde sie schwanger von den Sonnenstrahlen. Am Ufer eines Sees zwischen Siam und Cambodja gebar sie einen Knaben und bettete ihn in die Blätter des Lotus, welche sich öffneten, ihn aufzunehmen. Sie wurde in den Himmel versetzt; der Knabe aber, von einem Eremiten gefunden und erzogen, wurde ein großer Weiser und Wunderthäter. Archer in Korea ist ebenfalls von einer durch die Sonne befruchteten Jungfrau geboren. Huitzipochtli ist in Mejico von einem Weibe geboren, das einen vom Himmel herabgestiegenen Federball in seinen Busen aufnahm. In einem Märchen der

Sein Vornahme war Siddharta, sein Familienname Gautama. Neunzehn Jahre alt, wurde er mit seiner Base Yasodhara, der Tochter des Koli-Fürsten, verheiratet und ergab sich ganz dem Luxus- und Genußleben des Orientes. In Folge dessen klagten seine Verwandten dem Vater, daß sich sein Sohn ganz dem Vergnügen hingebe, ohne etwas zu lernen, und stellten ihm vor, wie bedenklich für das Land in Kriegszeiten ein solcher Regent sein werde. Als Gautama dies vernahm, setzte er einen Tag der Prüfung fest; und als er an diesem Tage alle Gegner in den Leibesübungen und seine Lehrer in Kenntnissen überwand, so wendeten sich die Herzen der Schakyas ihm wieder zu. Weiter wird von seiner Jugend nichts berichtet. In seinem 29. Lebensjahre wurde er einst, auf der Fahrt nach seinem Lustgarten, durch den Anblick eines vom Alter tief gebeugten Mannes betroffen; ein anderes Mal durch den Anblick eines an einer ekelhaften Krankheit Leidenden; und einige Monate später durch den schrecklichen Anblick eines verfaulenden Körpers. Jedesmal sagte ihm sein Wagenlenker Tschanna, daß dies das Schicksal aller lebenden Wesen sei. Bald darauf sah er einen Büßer in ruhiger und würdiger Weise dahergehen; und auf seine Frage, wer dieser sei, erfuhr er von seinem Wagenlenker, dies sei der Charakter und die Weise der Einsiedler.

Um diese Zeit muß sein Gemüth auf das tiefste erregt worden sein. Er hatte einen Nachmittag in seinem Lustgarten am Flusse zugebracht, dort gebadet und bestieg wieder seinen Wagen, um nach Hause zurückzukehren, als ihm die Botschaft kam, daß seine Frau von einem Knaben entbunden sei. Er sagte ruhig: „Dies ist ein neues und ein starkes Band, das ich zu zerbrechen habe." Das Volk jauchzte vor Freude über die Geburt eines Enkels seines Fürsten, und man führte Gautama im Triumphe nach Hause. Unter Tausenden zog Eine Stimme ihn besonders an, die eines jungen Mädchens, seiner Base, welche sang: „Glücklich der Vater, glücklich die Mutter, welche einen solchen Sohn und Gatten haben." In dem Worte „glücklich" lag die Nebenbedeutung „frei von den Banden des Daseins, befreit, gerettet." Dankbar dafür, daß er in solcher Zeit an seine höchsten Hoffnungen erinnert ward, nahm er, dem ja Tand keinerlei Werth mehr hatte, sein

Apachen ist es der Regen, welcher die übernatürliche Empfängniß vermittelt; in Tahiti ist es der Schatten des Blattes von einem Brotfruchtbaume, den Taaro über Hina hinweggehen läßt. Die Mutter des ersten Moidan-Häuptlings empfing durch das Fett von einer todten Bisonkuh, das sie aß. (Siehe ferner Ausland 1856 p. 518; J. G. Müller, Die amerikanische Urreligion, Basel 1855, p. 60, 113, 265, 601, 690; Rougemont, Le peuple primitive, Génève 1855, II. p. 67, 75). — Wie freigebig die Menschen mit der Würde eines Fleisch gewordenen Gottes sind, ergibt sich daraus, daß die ganze zahlreiche Klasse der sogen. Schaberons, d. i. der lebenden Buddhas, nämlich alle die höchsten lamaïtischen Priester (der Oberlama in der Blauen Stadt der Mongolen, der Kaldan in Tolon-Nor westlich von Peking, der Guison-Tamba in Groß-Kuren, der Tschang-kia-fo in Peking, der Sa-dscha-fo im Lande Shamba am Himalaia &c. &c.) für Incarnationen oder Fleisch gewordener Gott gelten, so daß der Geburt aller vielleicht eine unbefleckte Empfängniß vorangegangen ist. Auf die Bildungsstufe dieser Mongolen und der genannten wilden Völker oder der Indier vor mehr als zweitausend Jahren vermögen wir uns nicht zu stellen; und was die ausschweifende Phantasie des Orientes in den Jahren der Kindheit der Menschheit für möglich gehalten hat, das ist für unsere heutige Gottes- und Natur-Erkenntniß eine Unmöglichkeit. Gelehrte, freilich jedes gesunden Wissens baare Männer, wollen dennoch heut zu Tage ihren Mitmenschen dergleichen als heilbringende Glaubens-Artikel vorschreiben und einimpfen. v. Kl.



Perlenhalsband ab und gab es ihr. Sie knüpfte daran süße Erwartungen und träumte sich schon sein Weib; er nahm aber weiter keine Notiz von ihr. Um Mitternacht erwachte er aus unruhigem Schlummer; ein überwältigender Ekel erfüllte seine Seele. Er erhob sich sofort, rief seinen wachthabenden Wagenlenker und befahl ihm, sein Pferd zu satteln. Unterdeß öffnete er die Thür des Zimmers, in welchem sein Weib schlief, von Blumen umgeben, die Hand auf dem Haupte seines Kindes haltend. Er wollte es vor dem Scheiden in seine Arme nehmen; aber in der Furcht, die Mutter zu erwecken, trat er von der Schwelle zurück. In der hellen Julimondnacht verließ er seines Vaters Wohnung, Reichthum und Macht, Weib und Kind, um in der Wildniß ein armer und verachteter Denker und ein heimatloser Wanderer zu werden.

Mara, der große Versucher, erscheint am Himmel und zwingt Gautama anzuhalten, indem er ihm verspricht, ihm in sieben Tagen eine Weltherrschaft über die vier großen Continente zu geben, falls er sein Unternehmen aufgeben wolle. Als er seine Worte wirkungslos fand, tröstete sich der Versucher durch die zuversichtliche Hoffnung, daß er seinen Feind dennoch besiegen werde, mit den Worten: „Früher oder später wird irgend ein verlockender oder böser oder angstvoller Gedanke in seiner Seele aufsteigen, und dann werde ich sein Meister sein.“ Von dieser Stunde, an sagt die barmesische Chronik, folgte er, wie der Schatten dem Körper, dem Gesegneten, stets bemüht, auf seinen Weg irgend ein Hinderniß für seine Buddhaschaft zu wälzen.

Gautama ritt weit in die Nacht hinaus und hielt erst am Ufer des Anoma, jenseit des Kolilandes, an. Dort am Ufersande, wo später die Pietät zum Gedächtniß ein domförmiges Bauwerk errichtete, schnitt er mit seinem Schwerte seine langen Locken herunter, legte seinen Schmuck ab und sendete beides und sein Pferd durch den Diener Tschama nach Kapilavastu zurück.

In jener dunklen, glaubensleeren Zeit hoffte das unterdrückte, elende Volk nicht mehr auf eine Unsterblichkeit der Seele, sondern auf ein völliges Erlöschen der Einzel-Existenz, als auf die Erlösung von dem vom Leben unzertrennlich gehaltenen Elende. Für die Zeichen einer besser werdenden Zeit hielt man es, daß wandernde Denker entschlossen waren, die alten für Werke der Götter gehaltenen Dichtungen gegen die ganze Welt aufrecht zu erhalten; daß hier und da Büßer wetteiferten, sich über die Götter zu erheben und Einsiedler ernstlich auf irgend welche Lösung der Mysterien des Lebens sannen. Diese waren die Lehrer, welche das Volk hauptsächlich verehrte, und wenn ein solcher auch nicht ein Brahmine und ihm ein Eintritt in diese Kaste unmöglich war, so blieb doch die Möglichkeit, daß er gegen die starre Orthodoxie ankämpfte und als Religionslehrer und Reformator sich eine Wirksamkeit verschaffte.

Gautama blieb die nächsten sieben Tage in einem nahe gelegenen Haine von Mangobäumen und ging dann nach Radschagriha, der Hauptstadt von Magadha, der Residenz Bimbisaras, eines der damals mächtigsten Fürsten der Ganges-Ebene. Der Fürst, ein Freund seines Vaters, nahm ihn freundlich auf; Gautama wollte indeß, obwohl man ihn aufforderte zu lehren, doch noch nicht die Verantwortlichkeit eines Lehrers übernehmen. Er schloß sich an den brahmanischen Sophisten Alara und später an einen anderen, Udraka, an, von welchen er die ganze damalige Hindu-Philosophie erlernte. Dennoch unbefriedigt, zog er sich in den Schilfwald von Uruvela an dem nördlichsten Ausläufer des Vindhya-Gebirges zurück, und ergab

sich dort, begleitet von fünf treuen Schülern, sechs Jahre lang der strengsten Buße und Selbstreinigung, bis sein Ruf als Büßer sich rings in alle Lande verbreitete, „wie der Klang," sagt die barmesische Chronik, „einer großen am Himmelsdome hängenden Glocke." Aber eines Tages, als er ganz entkräftet wanderte, überfiel ihn plötzlich eine äußerste Schwäche, wie die des Hungertodes, so daß er sich nicht aufrecht halten konnte, sondern niederfiel. Man hielt ihn für todt, aber er kam wieder zu sich, und nahm von da an regelmäßig Nahrung zu sich und gab die strenge Büßung auf, so daß seine fünf Schüler bald die Achtung vor ihm verloren, ihn verließen und nach Benares gingen.

Nun folgte ein zweiter Kampf in Gautama's Seele, den die Berichte mit der ganzen Fülle indischer Phantasie ausmalen; seine Gedanken während der eines Tages eintretenden Krisis werden dargestellt in schrecklichen Schilderungen als Engel der Finsterniß und des Lichtes. Enttäuscht und unbefriedigt hatte Gautama alles aufgegeben, was für die meisten Menschen Werth hat, und im einsamen Studium und in Selbstverleugnung Frieden gesucht. Da es ihm nicht gelungen war, bei seinem einfachen Leben eines Studirenden, von Anderen Weisheit zu lernen, so ergab er sich jener strengen Betrachtung und Büßung, von welcher alle Philosophen damals sagten, daß sie die Menschen über die Götter erhebe. Immer noch unbefriedigt, immer nach einer Gewißheit strebend, welche er nicht erreichen zu können schien, hatte er Nachtwache auf Nachtwache, Büßung auf Büßung gehäuft, bis endlich, als er für den bewundernden Blick Anderer schon mehr als ein Heiliger geworden war, seine körperliche Kraft und sein unbezwinglicher Entschluß und Glaube plötzlich vollständig gebrochen ward. Nun, wo das Mitgefühl Anderer ihm höchst willkommen gewesen wäre, fielen seine Freunde von ihm ab und seine Schüler wendeten sich anderen Lehrern zu. Bald darauf wanderte er an die Ufer des Naranjara und erhielt sein Morgenmahl aus den Händen Sujata's, der Tochter eines benachbarten Dorfbewohners; es zu genießen, setzte er sich in den Schatten eines großen Baumes (einer Ficus religiosa), der seit jener Zeit als der heilige Bo-Baum oder Baum der Weisheit berühmt ist. Dort blieb er lange Stunden sitzen und bedachte bei sich, was er zunächst thun solle. Alle die alten Versuchungen kehrten ihm mit neuer Kraft zurück. Jahre lang hatte er alle irdischen Güter durch das Medium einer Philosophie betrachtet, welche lehrte, daß sie ohne Ausnahme den Samen der Bitterkeit in sich enthalten und völlig werthlos und vergänglich seien; aber nun fingen seinem wankenden Glauben die Wonnen des Heim und der Liebe, die Reize des Reichthums und der Macht an, sich in anderem Lichte zu zeigen und wieder in anziehenden Farben zu glänzen. Er zweifelte und erlag seinem Zweifel; aber als die Sonne unterging, hatte die religiöse Seite seiner Natur den Sieg errungen und schien sogar reiner aus dem Kampfe hervorzugehen. Er war in seinem Innern klar geworden, der Buddha, der Erleuchtete, und er hatte in der Hauptsache beschlossen, an seinem Glauben festzuhalten; aber von jener Nacht an beanspruchte er nicht nur keinerlei Verdienst wegen seiner Selbstabtödtung, sondern nahm auch jede Gelegenheit wahr zu erklären, daß aus solchen Büßungen absolut keinerlei Vortheil herfließe. Die ganze Nacht soll er in tiefen Betrachtungen unter dem Bo-Baume verblieben sein; und die orthodoxen Buddhisten glauben, daß er siebenmal sieben Tage und Nächte fastend an derselben Stelle geblieben sei, wo dann der Erz-

engel Brahma kam und ihm diente. Sein Herz war nun gefestigt, seine Seele hatte beschlossen; er vollführte mehr, als vor seiner Versuchung und vor der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, die Wahrheit zu verstehen und an ihr zu halten. Anderen mag, wenn sie denselben Versuchungen ausgesetzt werden, ohne jenen Ernst und jene Einsicht, deren Besitz er fühlte, der Glaube ganz unmöglich sein, und es würde nur Zeitvergeudung und Mühe sein, wenn man ihnen „den einzigen Pfad des Friedens“ zeigen wollte. Es ist durchaus in Uebereinstimmung mit seiner ganzen Laufbahn, wenn wir annehmen, daß es Liebe und Erbarmen für die Menschheit war, welche, wie es ihm erschien, hülflos gerichtet und verloren war, was endlich jede andere Rücksicht in ihm besiegte und Gautama zu dem Entschluß brachte, seine Lehre der Welt zu verkündigen.

Er wollte sein neues Evangelium zuerst seinen alten Lehrern Alara und Udraka überbringen; da er aber fand, daß dieselben gestorben waren, so beschloß er, sich an seine fünf früheren Schüler zu wenden, und ging demgemäß nach dem Thiergarten bei Benares, wo dieselben damals lebten. Eine alte Hymne der nördlichen Buddhisten erzählt, wie Buddha, voll von seiner neu entdeckten Mission, auf dem Wege einen Bekannten traf, welcher, über sein Erscheinen betroffen, ihn fragte, welche Religion ihn so froh und zugleich so ruhig mache. Gautama sagte ihm, daß er jetzt frei von jeder Begierde sei u. s. w. Aber sein Bekannter, scheinbar sich nicht viel darum kümmernd, fragte ihn weiter, wohin er gehe? „Ich gehe,“ sagte Buddha, „nach Benares, um das Reich der Gerechtigkeit zu gründen, um den in Dunkelheit Eingeschlossenen Licht zu geben, und den Menschen das Thor der Unsterblichkeit zu öffnen.“ Sein Bekannter hohnlächelte nur über diesen hochfliegenden Dünkel und fragte, was er mit alledem meine? Buddha erwiderte: „Ich habe vollkommen alle Leidenschaften besiegt und bin nicht länger an das materielle Dasein gebunden; ich lebe nur noch, um der Prophet der vollkommenen Wahrheit zu sein.“ Sein Bekannter antwortete: „In diesem Falle, ehrenwerther Gaudama, liegt Dein Weg dorthin“, und wendete sich nach der entgegengesetzten Richtung.

Durchaus nicht entmuthigt, ging der neue Prophet nach Benares und in der Abendkühle nach dem Thiergarten, wo die fünf Büßer lebten. Als diese ihn kommen sahen, beschlossen sie, ihn nicht als einen Oberen anzuerkennen, da er seine Gelübde gebrochen; ihn mit seinem Namen anzureden und nicht als Meister oder Lehrer; nur ihm als einem zur Kschatriya-Kaste Gehörenden einen Sitz anzubieten. Er verstand ihre veränderte Weise; sagte ihnen ruhig, sie möchten seiner nicht spotten, indem sie ihn ehrwürdiger Gautama nannten; ferner, daß sie sich noch auf dem Wege zum Tode befänden, wo sie Kummer und Enttäuschung sammeln müßten, wogegen er den Weg des Heils gefunden habe und sie zu demselben leiten könne. Sie erwiderten natürlich, daß er früher sich geirrt habe, während er seinen Körper unterjochte; wie könne also jetzt seine Seele den Sieg gewonnen haben, da er seinem Körper diene und ihm nachgebe. Buddha erwiderte durch eine Erklärung der Grundzüge seines neuen Evangeliums.

Es scheint wohl sicher, daß Buddha's Aeußeres ihn zu einer gebietenden Persönlichkeit machte und er eine tiefe, volle, durchdringende Stimme hatte, wie sie so mancher erfolgreiche Führer der Menschen besessen. Wir kennen seinen tiefen Ernst und seine völlige Ueberzeugung von der Wahrheit seines neuen Evangeliums.

Erinnern wir uns ferner der Beziehung, in welcher die fünf Büßer ehedem zu ihm gestanden, und daß sie bereits an diejenigen Theile seiner Lehre glaubten, welche unseren heutigen Gefühlen am meisten widersprechen, nämlich an die pessimistische Ansicht vom Leben und an die Seelenwanderung: so ist es nicht schwer zu verstehen, daß seine Ueberredung Erfolg hatte und daß seine alten Schüler die ersten waren, welche ihn in seinem neuen Charakter anerkannten. Ihre alte Liebe und Hochachtung erwachten bei seiner Annäherung wieder und verdrängten ihren kühlen Entschluß, so daß sie einander in Zeichen der Anhänglichkeit überboten; und als Buddha fünf Tage lang zu ihnen gesprochen, bald mit Einzelnen, bald insgesammt, nahmen sie seinen Plan des Heils vollständig an.

Gautama blieb nun in dem Thiergarten bei Benares, bis die Zahl seiner persönlichen Jünger etwa sechzig und die der Anhänger noch etwas größer war. Der bedeutendste unter den ersteren war ein reicher junger Mann Namens Yasa, welcher Anfangs aus Furcht vor seinen Verwandten nur Nachts zu ihm kam, darnach aber sein Haupt schor und das gelbe Gewand anlegte, und dem es gelang, viele seiner früheren Freunde und Gefährten dem Lehrer zuzuführen; ja, dessen Mutter und Gattin die ersten weiblichen Schüler, dessen Vater aber der erste Laienbruder wurde. Es muß bemerkt werden, daß die Idee eines Priesterthums mit mystischen Kräften völlig dem Buddhismus widerstreitet; eines Jeden Heil ist durchaus von der Modification oder dem Wachsthum seiner eigenen inneren Natur abhängig und geht aus seinen eigenen Uebungen hervor. Das Leben eines Einsiedlers wird für das geeignetste gehalten, um zu dem Zustande schöner Heiterkeit zu gelangen, den der eifrigste Schüler erstrebt; aber der eines Laienbruders, eines gläubigen Haushalters wird in hohen Ehren gehalten; und ein Gläubiger, welcher sich noch nicht für fähig hält, oder nicht Willens ist, die Bande der Heimat oder des Geschäftes zu brechen, kann eben sowohl „die Pfade betreten", und durch ein Leben der Gradheit und Güte sich eine Wiedergeburt unter Bedingungen sichern, welche für sein Zunehmen an Heiligkeit günstiger sind.

Nach der Regenzeit rief Gautama diejenigen seiner Jünger zusammen, welche sich dem höheren Leben widmen wollten und die wir Mönche nennen wollen, und sagte zu ihnen: „Geliebte Rahans! Ich bin frei von den fünf Leidenschaften, welche wie ein ungeheueres Netz Menschen und Engel in ihrer Gewalt halten; auch ihr genießet Kraft meiner Lehre desselben ruhmwürdigen Vorzuges. Auf uns liegt nun die große Pflicht, wirksam für die Menschen und Engel thätig zu sein und auch für sie den unschätzbaren Segen des Heils zu gewinnen. Laßt uns deshalb auseinander gehen, so daß nicht zwei desselben Weges wandern. Gehet und predigt das herrlichste Gesetz, legt jeden Punkt desselben aus, indem ihr es mit Fleiß und Sorgfalt entwickelt. Ich, meinerseits, werde nach dem Dorfe Sena bei der Wüste Uruvela gehen." Während seines weiteren Lebens führte Gautama jährlich denselben Plan aus, indem er während der Regenzeit seine Schüler um sich versammelte und danach als Reiseprediger umherwanderte; nur in späteren Jahren war er stets von einigen ihm am meisten anhängenden Jüngern begleitet.

In den Einöden von Uruvela lebten damals drei Brüder, Feueranbeter und einsiedlerische Philosophen, welche eine Zahl von Schülern um sich versammelt hatten und eines bedeutenden Rufes als Lehrer genossen. Gautama ließ sich unter

ihnen nieder, und nach einiger Zeit wurden sie Anhänger seines Systems; ja, der älteste Bruder, Kasyapa, nahm von da an einen Hauptplatz unter seinen Nachfolgern ein. Seine erste den neuen Schülern gehaltene Rede nennt Bischof Bigandet die Bergpredigt, und der Gegenstand derselben war ein Dschunglefeuer, welches auf der Seite der gegenüber gelegenen Hügel ausgebrochen war. Er warnte seine Zuhörer vor den Flammen der bösen Lust, des Zornes, der Unwissenheit, der Geburt, des Todes, der Hinfälligkeit und der Besorgniß; und so verglich er nacheinander alle menschlichen Empfindungen mit einer brennenden Flamme, welche etwas zu sein scheine, was sie nicht ist, welche Lust und Pein erzeugt, aber schnell dahin geht und mit Zerstörung endet.

Von seinen neuen Schülern begleitet, ging Gautama nach Radschagriha, der Hauptstadt des Königs Bimbisara, welcher, eingedenk ihrer früheren Zusammenkunft, ihm entgegenkam, um ihn zu bewillkommnen. Beim Anblicke Kasyapas, den Jeder so gut kannte, wie die Fahne der Stadt, zweifelte das Volk anfangs, welcher der Lehrer und welcher der Schüler sei; aber Kasyapa beendete die Zweifel schnell, indem er sagte, daß er seinen Glauben an die Wirksamkeit aller der kleinen und großen Opfer aufgegeben, daß Nirvana ein Zustand der Ruhe sei, welcher allein durch eine Aenderung des Herzens erlangt werden könne, und daß er ein Schüler Buddhas geworden sei. Gautama sprach alsdann zu dem Könige über das Elend der Welt, das aus der Leidenschaft stammt, und über die Möglichkeit der Befreiung durch Verfolgung des Heilsweges. Der Fürst lud ihn und seine Schüler ein, am folgenden Tage sein einfaches Mittagsmahl in seinem Hause mit ihm zu theilen, und beschenkte Gautama mit dem Garten Veluvana oder Bambushain, welcher später so berühmt geworden ist als der Ort, an welchem der Buddha so manche Regenzeit zugebracht und so viele seiner ausführlichsten Gespräche abgehalten hat. Dort lehrte er eine Zeit lang und zog zahlreiche Hörer an, unter denen zwei, Sariputra und Mogallana, später hervorragende Leiter in der neuen Kreuzfahrt wurden und dann die Sangha oder Verbrüderung stifteten, wie der Orden der Bettelmönche Buddhas genannt wurde.

Mittlerweile hatte der alte Fürst Suddhodana, welcher die Laufbahn seines Sohnes ängstlich überwacht hatte, vernommen, daß derselbe seinen Ascetismus aufgegeben habe und als reisender Prediger und Lehrer aufgetreten sei. Er sendete deshalb mit der dringenden Bitte zu ihm, nach Haus zu kommen, damit er ihn noch einmal sehen könne, bevor er sterbe. Sofort machte sich der Buddha auf den Weg nach Kapilavastu und kehrte seinem Gebrauche gemäß in einem Haine außerhalb der Stadt ein. Sein Vater, die Oheime und Andere besuchten ihn dort; aber die letzteren waren böse und wollten ihm keine Hochachtung erzeigen. Es war üblich, solche Lehrer und ihre Schüler auf den nächsten Tag zur Mahlzeit einzuladen; aber alle gingen fort, ohne dies zu thun. Am nächsten Tage ging deshalb Gautama zur gewöhnlichen Stunde aus und trug seine Schaale, um eine Mahlzeit zu erbitten. Beim Betreten der Stadt wurde er zweifelhaft, ob er geradeswegs zum Hause des Fürsten gehen solle, entschloß sich jedoch, bei seiner Gewohnheit zu bleiben. Bald gelangte die Nachricht zu des Fürsten Ohr, daß sein Sohn bettelnd die Straßen durchziehe. Erschreckt durch diese Nachricht, erhob er sich, ergriff das Ende seines Oberkleides und eilte nach der Stelle, wo sich Gautama befand, indem er

ausrief: „Erlauchter Buddha, wie kannst Du uns Alle solchem Schimpfe aussetzen? Ist es nöthig, von Thür zu Thür zu gehen und um Nahrung zu bitten? Meinst Du, ich sei nicht im Stande, für die Bedürfnisse so vieler Bittenden zu sorgen?" „Mein edler Vater," erwiderte er, „dies ist bei uns Allen Gebrauch!" „Wie denn," sagte der Vater, „stammst Du nicht aus dem erlauchten Königsgeschlechte? Keiner aus unserem Geschlechte hat jemals so ungebührlich gehandelt." „Mein edler Vater," sagte Gautama, „Du und Deine Familie, Ihr mögt die Privilegien Eurer königlichen Abkunft in Anspruch nehmen; meine Herkunft ist die von den Propheten (Buddhas) alter Zeit, und diese haben stets so gehandelt; die Gebräuche des Gesetzes (Dharmma) sind gut für diese und für die künftige Welt. Aber, mein Vater, wenn Jemand einen Schatz gefunden hat, so ist es seine Pflicht, den kostbarsten Edelstein zuerst seinem Vater zu bieten. Zögere nicht, laß mich mit Dir den von mir gefundenen Schatz theilen." Suddhodana nahm verwirrt seines Sohnes Teller und führte ihn nach seinem Hause. Dort kamen die Frauen des Hauses, ihn zu bewillkommnen, jedoch nicht Yasodhara, die er nicht wieder gesehen, seit er ihren Schlummer in ihrer Kammer bewacht, mit ihrem neugeborenen Knaben zur Seite, in jener ereignißreichen Nacht vor nunmehr sieben Jahren. „Ich will warten" hatte sie gesagt, „vielleicht habe ich noch einigen Werth in seinen Augen; er mag nach mir fragen und kommen. Hier kann ich ihn besser bewillkommnen." Gautama fiel ihre Abwesenheit auf, und ohne Zweifel daran denkend, daß ein Einsiedler ein Weib nicht berühren und von ihr nicht berührt werden könne, sagte er: „Die Fürstin ist noch nicht frei vom Verlangen, wie ich es bin; weil sie mich so lange nicht gesehen, ist sie überaus bekümmert. Wenn ihrem Kummer nicht gestattet wird, seinen Lauf zu nehmen, so wird ihr das Herz brechen. Sie möge mich umarmen, haltet sie nicht ab." Darauf ging er zu ihr und als sie ihn eintreten sah — nicht den Gatten, um welchen sie so lange getrauert hatte, sondern den Einsiedler in gelbem Gewande und mit geschorenem Haupte und Antlitz — da konnte sie, obwol sie wußte, es würde so sein, sich doch nicht halten und fiel nieder, seine Füße umfassend und weinend; darauf sich an die unüberschreitbare Kluft zwischen ihnen erinnernd, erhob sie sich und stellte sich seitwärts. Der Fürst hielt es für nöthig, ihre Fürsprache zu übernehmen und erzählte Gautama, wie sie fortgefahren, ihn innig zu lieben und alle Annehmlichkeiten des Lebens von sich gewiesen, die er selbst auch verleugnet, täglich nur eine Mahlzeit genommen habe und auf einem harten, ungepolsterten Bett geschlafen habe. Verschiedene Berichte melden uns Buddhas Gedanken bei jeder besonderen Gelegenheit, hier aber schweigen sie alle und fügen nur hinzu, er habe ihr eine Jataka-Geschichte*) erzählt, aus welcher hervorging, wie groß ihre Tugend in einem früheren Leben gewesen sei. Dann reisten sie ab; sie wurde ein eifriger Hörer seiner neuen Lehren, und als später Buddha, ganz gegen seine Neigung, dahin gebracht wurde, einen Orden weiblicher Einsiedler zu stiften, wurde sein verwittwetes Weib Yasodhara eine der ersten Buddhistischen Nonnen.

Am nächsten Tage sollte ein großes Fest zur Vermählung von Gautamas Halbbruder Nanda gefeiert werden. Gautama ging nach dem Pavillon und sagte

*) Die Jataka-Geschichten sind äußerst interessant und enthalten die ältesten bekannten Versionen so vieler Ammenlieder, hübscher Erzählungen, komischer Geschichten und Fabeln, welche heutzutage das gemeinsame Eigenthum Europas sind. (Siehe Fausböll.)

zu Nanda: „Das größte aller Feste ist die Zerstörung aller üblen Begierden, das Leben eines Einsiedlers, die Erkenntniß der Wahrheit und die Erwartung des Nirvana.“ Er gab ihm dann seine Almosenschaale und Nanda folgte ihm nach dem Nigrodha-Haine, wo er sich aufhielt. Dort bei ihrer Ankunft fragte ihn Gautama, ob er nicht in ihre Verbündung eintreten wolle; aber, obwol Nanda seinen Halbbruder zärtlich liebte, mit dem er als sein Spielkamerad aufgewachsen war (Gautama hatte keinen leiblichen Bruder), so wünschte er doch nicht, die Welt aufzugeben. Nach vieler Ueberredung willigte er jedoch ein und wurde ein Jünger. Wenige Tage nachher kleidete Yasodhara ihr Kind Rahul aufs Beste und trug ihm auf, seinen Vater wegen seines Erbes zu fragen. „Ich kenne,“ sagte das Kind, „keinen anderen Vater als den Fürsten. Wer ist mein Vater?“ Da nahm ihn Yasodhara auf den Arm und zeigte ihm durch das Fenster den Buddha, welcher grade an dem Platze sein Mittagsmahl einnahm. „Jener Mönch,“ sagte sie, dessen Aussehen so glorreich ist, ist Dein Vater; er hat vier Gruben des Reichthums; gehe hin zu ihm und bitte ihn, Dich in den Besitz Deiner Erbschaft zu setzen.“ Rahula ging zu Gautama und sprach zu ihm ohne Furcht und mit großer Liebe: „Mein Vater, wie freue ich mich, Dir nahe zu sein.“ Gautama gab ihm schweigend seinen Segen; aber dann, als er aufstand, um fortzugehen, folgte ihm Rahula und verlangte sein Erbe. Niemand hielt ihn ab, und Gautama sprach noch nichts. Als sie zum Nigrodha-Haine kamen, rief er Schariputra und sagte: „Lieber Jünger, Rahula fragt nach einer weltlichen Erbschaft, welche ihm nichts nützen würde; ich werde ihm eine geistige Erbschaft geben, welche nicht dahinschwindet; laß ihn unter uns eintreten.“ Als Suddhodana dies vernahm, wurde er im höchsten Grade betrübt; er hatte seine beiden Söhne verloren, auf welche alle seine weltlichen Hoffnungen sich stützten, und nun war ihm auch sein Enkel genommen. Voll Kummer beschloß er, andere Eltern vor ähnlichem Gram zu bewahren und ging deshalb zu Gautama und verlangte von ihm, er solle eine Vorschrift erlassen, daß künftig Niemand anders zu der Verbündung zugelassen werde, als mit Einwilligung der Eltern. Gautama willigte in das Verlangen, und nach wiederholtem Wiedersehen mit seinem Vater kehrte er nach dem Bambushaine bei Radschagriha zurück.

Achtzehn Monate waren nun seit dem Wendepunkte in Gautama's Laufbahn, seinem großen inneren Kampfe unter dem Bo-Baume, verflossen. Bis dahin stimmen alle Berichte unter einander überein und folgen der chronologischen Ordnung. Von nun an aber erzählen sie nur vereinzelte Thatsachen über Buddha oder über die Personen, mit denen er in Berührung gekommen, und zwar findet sich ein und dieselbe Geschichte gewöhnlich in mehr als Einem Berichte, aber oft nicht in derselben Ordnung. Sie lassen sich indeß nicht chronologisch ordnen. Meist sind sie erzählt, um zu zeigen, bei welcher Gelegenheit irgend ein denkwürdiger Act Gautamas statt gehabt oder irgend ein denkwürdiger Ausspruch geschehen, und sind ebenso genau in Bezug auf den Ort, als unbestimmt in Betreff der Zeit. Nur einige wenige seien hier mitgetheilt.

Ein Kaufmann aus Sunaparanta, welcher sich der Verbrüderung angeschlossen, verlangte, seinen Verwandten zu predigen und begehrte Gautama's Erlaubniß, dies zu thun. „Das Volk von Sunaparanta“, sagte der Lehrer, „ist äußerst gewaltthätig. Wenn sie Dich schmähen, was willst Du dann thun?“ „Ich

werde nichts erwidern", sagte der Mönch. „Und wenn sie Dich schlagen?" „Ich werde nicht wieder schlagen", lautete die Antwort. „Und wenn sie versuchen, Dich zu tödten?" „Der Tod ist an sich kein Uebel; Viele wünschen sogar, den Eitelkeiten des Lebens zu entfliehen; aber ich werde keinen Schritt thun, mein Hinscheiden zu beeilen oder zu verschieben." Diese Antworten wurden für genügend erklärt, und der Mönch ging an seine Mission.

Zu anderer Zeit erntete ein reicher Landmann, und Gautama, welcher ihm predigen wollte, soll sich zur Seite des Feldes aufgestellt und gebettelt haben. Der Landman, ein wohlhabender Brahmine, sagte zu ihm: „Warum kommst Du und bettelst? Ich pflüge und säe und ernte mein Brot, und Du solltest ein Gleiches thun." „Auch ich, o Brahmine," sagte der Bettler, „pflüge und säe; und wenn ich gepflügt und gesäet habe, so esse ich." „Du behauptest nun, ein Ackersmann zu sein, aber Niemand sieht Dich pflügen. Was meinst Du damit?" sagte der Brahmine. „Für meinen Landbau," sagte der Bettler, „ist der Glaube der Saame, der Kampf mit sich selbst ist der befruchtende Regen; das Unkraut, welches ich ausjäte, ist alles Das, was das Dasein spaltet; Weisheit ist mein Pflug und seine Handhabe ist Demuth; Ausdauer zieht meinen Pflug und ich leite sie mit dem Zügel meiner Seele; das Feld, welches ich bearbeite, ist das Gesetz, und die Ernte, die ich einsammele, ist der unsterbliche Nektar des Nirvana. Wer diese Ernte einsammelt, zerstört alles Unkraut der Sorge."

Bei einer anderen Gelegenheit soll er einer jungen Mutter, die durch Gram eine Zeit lang der Vernunft beraubt gewesen war, wieder zur rechten Geistesverfassung gebracht haben. Sie hieß Kisagotami. Sie hatte sich früh verheiratet, wie das im Osten gebräuchlich ist, und hatte ein Kind, als sie selbst noch ein Mädchen war. Als ihr schöner Knabe schon allein gehen konnte, starb er. Das junge Mädchen trug in ihrer Liebe zu dem todten Kinde dasselbe, an ihren Busen gepreßt, von Haus zu Haus und flehte ihre mitleidigen Freunde an, ihr Medicin für dasselbe zu geben. Ein buddhistischer Bekehrter, welcher dachte „sie versteht es nicht", sagte zu ihr: „Mein gutes Mädchen, ich selbst habe solche Medicin nicht, wie Du verlangst; aber ich denke, ich kenne einen, der sie hat." „O sage mir, wer dies ist!" sagte Kisagotami. „Der Buddha kann Dir Medicin geben; gehe zu ihm," war die Antwort. Sie ging zu Gautama, begrüßte ihn ehrerbietig und sagte! „Herr und Meister, weißt Du irgend eine Medicin, welche gut für mein Kind sein würde?" „Ja, ich kenne eine solche," sagte der Lehrer. Nun war es bei Patienten und ihren Freunden gebräuchlich, daß sie die Kräuter herbeischafften, welche der Arzt verlangte; und somit fragte sie, welche Kräuter nothwendig wären. „Ich brauche etwas Senfsamen," sagte er; und als das arme Mädchen schnell versprach, dergleichen sofort zu bringen, fügte er hinzu: „Du mußt die Körner aber aus einem Hause holen, wo weder Sohn, noch Gatte, noch Eltern oder Sklave gestorben ist." „Wohl", sagte sie, und ging nach dem Verlangten aus, immer noch ihr todtes Kind mit sich tragend. Das Volk sagte: „Hier ist Senfsamen, nimm ihn;" aber wenn sie fragte: „Sind in meines Freundes Hause irgend ein Sohn, oder Gatte, oder Eltern, oder Sklaven gestorben?" antworteten sie: „Frau, was sprecht ihr? Der Lebenden sind wenige, aber der Todten viele!" Dann ging sie nach einem anderen Hause; aber einer sagte: „ich habe einen Sohn verloren," ein

Anderer: „wir haben unsere Eltern verloren," wieder ein Anderer: „ich habe meinen Sklaven verloren." Da sie nun nicht im Stande war, ein einziges Haus zu finden, wo nicht einer gestorben war, so kam ihr endlich ein Verständniß; sie raffte sich zu einem Entschluß auf, ließ ihr todtes Kind in einem Walde und kehrte zu Buddha zurück, um ihn zu verehren. Er fragte: „Hast Du Senfsamen?" „Herr," erwiderte sie, „ich habe keinen; das Volk sagte mir, der Lebenden seien wenige, der Todten aber viele." Dann sprach er zu ihr über den wesentlichen Theil seines Systems, die Vergänglichkeit aller Dinge, bis ihre Zweifel geschwunden waren, sie ihr Schicksal hinnahm, eine Schülerin wurde und „den ersten Pfad" beschritt.

Fünfundvierzig Jahre lang nach dem Beginn seiner Mission wanderte Gautama in der Ganges-Ebene umher, niemals weiter als etwa 30 d. M. sich von Benares entfernend und immer die Regenmonate an einer Stelle zubringend, gewöhnlich in einem der Viharas oder Heims, welche der Verbrüderung geschenkt worden waren.

Sein Vetter Ananda wurde in seinem zwanzigsten Jahre ein Bettelmönch, und er scheint von diesem Augenblicke an sich an Gautama angeschlossen zu haben, beständig in seiner Nähe geblieben zu sein und seine Freude daran gehabt zu haben, ihm alle persönlichen Dienstleistungen zu thun, zu welchen Liebe und Verehrung ihn trieben. Ein anderer Vetter, Dewabatta, der Sohn des Fürsten von Koli, schloß sich ebenfalls der Verbindung an, wurde aber neidisch auf den Lehrer und hetzte den Ajatasatru auf (der seinen Vater Bimbisara getödtet hatte und König von Radschagriha geworden war), den Gautama zu verfolgen. Der Bericht über die Art, wie Buddha die verruchten Pläne dieses abgefallenen Vetters und seines vatermörderischen Beschützers zu nichte gemacht, sind ganz Legende; aber die allgemeine Thatsache von Ajatasatru's Feindschaft gegen die neue Secte und seine spätere Bekehrung darf man wohl annehmen. Die eifersüchtigen Lehrer, die Sophisten, waren, wie sich erwarten läßt, bittere Feinde der neuen Philosophie; und die Brahminen thaten das Erdenkliche, einen Glauben niederzuhalten, welcher so gefährliche Lehren einprägte, wie die Ausgleichung aller Rang- und Kastenunterschiede innerhalb der Verbindung und die Möglichkeit des Heils ohne Opfer oder ohne Beistand der Priester. Sie stifteten Leute an, den Moggalana, einen der beiden Hauptjünger, zu ermorden, und machten verschiedene Angriffe auf das Leben des Lehrers selbst; aber viele der Oberen und der große Haufe des gemeinen Volkes werden, wie wahrscheinlich richtig, als durchweg seiner Lehre günstig dargestellt, obwohl die Zahl Derer, welche sich wirklich der Verbindung angeschlossen, noch verhältnißmäßig klein war.

Auf die verwirrten und legendenartigen Nachrichten über Gautama's Wanderungen folgen ziemlich klare Berichte über seine letzten Lebenstage. Auf seiner Wanderung nach Kusinagara, etwa 26 geogr. M. im NNO. von Benares und etwa 18 M. östlich von Kapilavastu, hatte der damals 80 Jahre alte Lehrer kurze Zeit in einem Haine bei Pawa gerastet, welcher der Verbindung von einem Goldschmied jener Stadt, Namens Tschunda, geschenkt worden war. Tschunda bereitete für die Mönche ein Mittagsmahl aus Reis und Schweinefleisch; und es sei nebenher bemerkt, wie höchst unwahrscheinlich es ist, daß irgend ein Buddhist die Geschichte von Buddha's letzter Krankheit als dadurch veranlaßt erfunden haben sollte. Am

Nachmittage ging er nach Kusinagara ab, aber war noch nicht weit, als er sich ruhen mußte, und bald darauf sagte er: „Ananda, mich dürstet;" und sie gaben ihm Wasser zu trinken. Halbwegs zwischen beiden Städten findet sich der Fluß Kukuschta. Hier rastete Gautama wieder und badete zum letzten Male. Da er fühlte, daß er sterben werde und besorgt war, daß Tschunda von ihm oder Anderen Vorwürfe treffen könnten, sagte er zu Ananda: „Wenn ich dahin sein werde, sage Tschunda, daß in einem künftigen Leben seiner großer Lohn warten werde; denn nachdem ich von der Speise gegessen, die er mir gegeben, werde ich nun in Nirvana hinübergehen; und wenn er noch zweifeln sollte, so sage ihm, daß Du dies aus meinem eigenen Munde vernommen habest. Zwei Gaben werden über Alles gesegnet werden, nämlich die der Sujata, ehe ich unter dem Bo-Baume die Weisheit erlangte, und die des Tschunda, ehe ich zur schließlichen Ruhe in Nirvana eingehe." Nach wiederholten Ruhepausen kamen sie endlich an den Fluß Hiranyavati, nahe bei Kusinagara, und dort rastete Gautama zum letzten Male; dort unter einigen Sal-Bäumen, mit dem Antlitz nach Süden gelagert, sprach er lang und ernst mit Ananda über seine Bestattung und über gewisse Vorschriften, welche von der Verbrüderung nach seinem Tode zu beobachten seien. Gegen das Ende des Gespräches, als es Abend geworden, stand Ananda auf und ging bei Seite, um zu weinen; aber Gautama vermißte ihn, ließ ihn holen und tröstete ihn durch das Versprechen auf Nirvana und wiederholte, was er so oft über die Vergänglichkeit aller Dinge gesagt hatte: „O, Ananda, weine nicht, sei nicht betrübt. Du weißt, was ich gesagt habe; früher oder später müssen wir alle vom Liebsten, was wir haben, scheiden. Dieser unser Körper enthält in sich das Vermögen, seine Kraft eine Zeit lang zu erneuern, aber auch die Ursachen, welche seine Zerstörung herbeiführen. Ist irgend etwas zusammengefügt, was sich nicht lösen soll? Aber auch Du sollst frei sein von dieser Täuschung, dieser Sinnenwelt, diesem Gesetz des Wechsels. „Geliebte," sprach er, sich an die übrigen Jünger wendend, „Ananda hat mir lange Jahre mit der hingebendsten Liebe gedient. Er weiß alles, was geschehen soll; wenn ich dahin gegangen sein werde, hört auf sein Wort." Und er sprach zu ihnen noch ausführlich über Ananda's Einsicht und Güte.

Um Mitternacht kam Subhadra, ein brahminischer Philosoph, von Kusinagara, um an Buddha verschiedene Fragen zu stellen; aber da Ananda fürchtete, daß dies zu einer längeren Unterredung führen könnte, als der kranke Lehrer zu ertragen vermöchte, so wollte er ihn nicht einlassen. Gautama hörte ihr Reden und fragte, was es gebe; dann ließ er den Subhadra zu sich kommen. Dieser begann damit, daß er fragte, ob die sechs großen Lehrer (?) alle Gesetze kenneten oder ob einige wären, welche sie nicht oder nur theilweis kannten. „Jetzt ist nicht die Zeit, war die Antwort, zu solchen Streitfragen. Zur wahren Weisheit führt nur ein Weg, und dieser Pfad ist in meinem Gesetze dargelegt. Viele sind mir bereits gefolgt, und sind durch Besiegung der Lust und des Stolzes und der Schmerzen ihrer eigenen Herzen frei geworden von Unwissenheit und Zweifel und falschem Glauben, sind in den ruhigen Zustand der allgemeinen Güte eingetreten und haben Nirvana schon in diesem Leben erreicht. Ausgenommen in meiner Religion sind die zwölf großen Jünger (?), welche allein schon hinreichen, die Welt zu erwecken und von der Gleichgültigkeit zu befreien, nicht zu finden. O Subhadra, ich spreche nicht

von Dingen, die ich nicht aus Erfahrung kenne. Von meinem 29. Jahre bis jetzt habe ich nach reiner und vollkommener Weisheit gerungen, und dem guten Pfade folgend, habe ich Nirvana gefunden.“ Es bestand eine Vorschrift, daß kein Anhänger eines der rivalisirenden Systeme ohne vier Probemonate zur Brüderschaft zugelassen werden solle. Indeß wirkten die Worte oder die eindringliche Art des sterbenden Lehrers so tief auf Subhadra, daß er begehrte, sofort aufgenommen zu werden, und Gautama willigte ein. Dann wendete er sich an seine Jünger und sagte: „Wenn ich dahingegangen sein und nicht länger bei Euch sein werde, so denkt nicht, daß der Buddha Euch verlassen habe und nicht mehr in Eurer Mitte sei. Ihr habt meine Worte, meine Erklärungen der tiefen Dinge der Wahrheit, die Gesetze, welche ich für die Verbrüderung niedergelegt habe. Laßt sie Euren Führer sein; der Buddha hat Euch nicht verlassen.“ Bald nachher sprach er wieder zu ihnen und drang in sie, einander hoch zu achten, und tadelte einen der Jünger, welcher ohne Unterschied alles aussprach, was ihm einfiel. Gegen Morgen fragte er, ob einer unter ihnen irgend einen Zweifel wegen des Buddha, wegen des Gesetzes oder der Verbrüderung habe; und wenn dem so sei, so wolle er ihn aufklären. Als Niemand antwortete, sagte er: „Geliebte Brüder, wenn ihr mein Andenken ehrt, dann liebt alle Jünger, wie ihr mich und meine Lehren liebt!“ Ananda drückte seine Ueberraschung aus, daß unter so Vielen keiner zweifle und Alle fest dem Gesetze anhingen. Aber Buddha legte Gewicht auf die schließliche Ausdauer der Heiligen und sagte, daß selbst die geringsten unter den Jüngern, welche nur den ersten Pfad betreten, dennoch ihr Herz auf den Pfad zur Vollkommenheit gerichtet hätten und beständig nach den drei höheren Pfaden strebten. „In der Seele eines treuen Jüngers“, sagte er, „kann kein Zweifel gefunden werden.“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Geliebte! Was das Leben hervorruft, das ruft auch den Verfall und den Tod hervor. Vergesset dies nie, lasset eure Seelen von dieser Wahrheit erfüllt sein. Ich berief euch, um es euch zu wissen zu thun.“ Diese waren die letzten Worte, welche Gautama gesprochen; bald nachher ward er bewußtlos und verschied. Das Todesjahr steht nicht sicher fest; wahrscheinlich war es 368 bis 370 a. C. (Siehe Westergaard: Ueber den ältesten Zeitraum der indischen Geschichte und Buddha's Todesjahr. Breslau, 1862, p. 128).

Wie um jeden Religionsstifter, hat sich auch um Buddha ein weiter Kranz von Legenden und Wunder-Erzählungen gesammelt, über welche die reine Wahrheit neben der blendenden und erbaulichen Falschheit vernachlässigt ward. Das Wachsthum der buddhistischen Legenden läßt sich nicht chronologisch verfolgen; aber in einem und dem anderen buddhistischen Buche finden wir die nachfolgenden Ideen, deren Wachsthum fast unvermeidlich war. Gautama selbst wurde für allwissend gehalten und für absolut sündlos; man nahm an, er sei nach eigenem Beschlusse aus dem Himmel in seiner Mutter Schooß hinabgestiegen und habe keinen irdischen Vater gehabt; Engel hätten bei seiner Geburt Dienstleistung gethan, und unmittelbar nach derselben habe er drei Schritte gethan und mit einer Donnerstimme seine eigene Größe verkündet. Als man ihn seinem Vater überbrachte, habe ein alter Weiser Asita (Simeon) ihm gewahrsagt und prophezeit, daß er ein Buddha werden würde, der dem Volke den Weg des Heils zeigen werde. Als der Knabe fünf Monat alt war, blieb er unter einem Baume und meditirte so tief, daß er sich

selbst in Extase versetzte, und fünf weise Männer, welche nordwärts durch die Luft wanderten, wurden wunderbarer Weise über der Stelle, wo er sich befand, festgehalten, kamen herab und beteten ihn an. Die ihnen von der Sage in den Mund gelegte Hymne ist von überraschender Schönheit; sie verkündet in fünf Stanzen, daß der Knabe der Lehrer eines Gesetzes werden würde, welches das Wasser sein werde, alles Feuer der Schmerzen des Lebens zu löschen, das Licht die Welt zu erleuchten, und der Wagen, welcher uns durch diese Wildniß zu dem versprochenen Lande führen werde; daß er die Menschen von den Banden und Fesseln der Welt befreien, und der große Arzt sein werde, der alle ihre Krankheiten heile und das Elend des Lebens und des Todes überwinden solle. Die einzige andere Legende, welche wir über seine Jugend haben, ist eine, in welcher gesagt wird, er habe alle seine Zeitgenossen an körperlicher und geistiger Fähigkeit übertroffen und habe selbst seine Lehrer belehrt; die späteren Gestalten dieser Legende sind manchen Theilen des apokryphen Evangelium infantiae auf überraschende Weise ähnlich. Andere Legenden machen seinen Vater, der ein kleiner Fürst war, zu einem mächtigen, überaus reichen Könige; andere lassen ihn zu den verschiedensten Zeiten eine sehr große Zahl von Wundern thun, welche meist bloße Darlegungen seiner Macht sind, die Keinem zu Gute kommen und die nichts Anderes sollen, als die, welche davon hören, mit dem Glauben an seine große Superiorität über andere Lehrer zu erfüllen.

Viele dieser Legenden lauten in den verschiedenen Zeitaltern, in denen sie verfaßt sind, verschieden; und es ist höchst interessant, zu sehen, wie der übernatürliche Theil der Geschäfte allmälig immermehr anschwillt, namentlich bei den nördlichen Buddhisten, welche eine Theorie aufgestellt haben, nach welcher der Geist Buddha's selbst noch immer in der Kirche wirksam ist.

Diese Legenden und sein Leben in unausgesetzter Arbeit und Wanderung weisen unvermeidlich auf das hin, was die Evangelisten über Jesus berichten; sechshundert Jahre später erscheint ein großer Theil dieser Legenden an den Namen Jesu angeheftet. Die Kenntniß des Buddhismus war damals nach Westen bereits bis Alexandrien gedrungen. Von anderen an Buddha's Namen angeschlossene Legenden, wie seine Darbringung im Tempel, seine Taufe mit Feuer und Wasser, seine Disputation mit den Gelehrten, seine Transfiguration auf dem Berge, sein Hinunterfahren in die Hölle, seine Himmelfahrt u. s. w. kann nach Eitel (Three Lectures on Buddhism) nicht nachgewiesen werden, daß dieselben vor dem 5. oder 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Indien im Umlaufe gewesen; und somit würden sie als aus den Legenden des Christenthums herübergenommen erscheinen. Jedenfalls sind schon die ersten christlichen Missionäre in Canton und in Indien an das Lesen der Buddhistischen Bücher durch die überraschende Uebereinstimmung mit den Thatsachen des Christenthums (z. B. Buddha's Absicht, eine himmlische Reichsdharmaschakra zu gründen) auf das Aeußerste gefesselt worden. Ja, sie glaubten an ein Blendwerk des Teufels, als sie in Tibet, wo, wie bei den Katholiken, die Unterdrückung alles Denkens, Faulheit und Corruption der Mönche, Despotismus der Regierung und Armut und Bettelei des Volkes herrscht, auch die geschorenen Priester, ihre Glocken und Rosenkränze, ihre Bilder und ihr Weihwasser, ihre Päpste und Bischöfe, ihre Aebte und Mönche verschiedener Grade, ihre Prozessionen

und Festtage, ihre Beichten und das Fegefeuer, ihre Anbetung der Jungfrau ꝛc. vorfanden.

Die Lehren des Buddhismus und seine Entwicklung mögen einem anderen Abschnitt vorbehalten bleiben.

Unser Planetensystem und die Planeten.

Von
Professor Dr. Vogel.
Potsdam.

I.

Wenn der Astronom unsrer Tage mit seinen außerordentlich verfeinerten Instrumenten in die Geheimnisse des Himmels und der himmlischen Erscheinungen einzudringen sucht, so darf er auf eine unendlich lange Reihe von Genossen zurückblicken, die gerade so wie er, wenn auch mit anfangs sehr unvollkommenen Hilfsmitteln, das Räthsel der Weltgestaltung und Weltbewegung zu lösen sich bemühten. Die Wissenschaft der Astronomie ist uralt. Schon aus grauer Vorzeit dringt die Nachricht zu uns, daß denkende Männer aufmerksam die Erscheinungen des Himmels beobachteten und aus diesen Beobachtungen Schlüsse zogen, welche ihnen das Problem des Weltwesens zu lösen schienen. Und da war es denn kein Wunder, wenn sie, betroffen durch die Wahrnehmung, daß der Gang der Gestirne im Allgemeinen sich in wunderbarer Einfachheit und Regelmäßigkeit vollzieht, auf den Gedanken kamen, daß der Bau des Weltalls wie der Lauf der Gestirne auf dem Grundgesetz einer allgemeiner Harmonie des Weltplanes beruhe. In dieser Ansicht ließen sie sich auch nicht erschüttern, als sie wahrnahmen, daß ein Theil der Gestirne, die Wandelsterne oder Planeten, sich dieser harmonischen Theorie nicht fügen zu wollen schienen, da diese bekanntlich ihren Standort unter den Fixsternen beständig verändern, wenn sie sich auch im Allgemeinen gar nicht oder doch nicht sehr weit über die Grenzen des Thierkreises hinaus entfernen. Diese Wahrnehmung diente vielmehr jenen alten Beobachtern nur dazu, den Versuch zu machen, diese scheinbaren Dissonanzen zu verstehen und in das Ganze der Harmonie als integrirenden Bestandtheil aufzunehmen. Als Grundform aber dieser Harmonie in der Gestalt und Bewegung der Weltkörper erschien ihnen der Kreis. In Kreisform stellt sich der irdische Horizont, in seiner Vollendung gedacht, dar; in Kreisform manifestirt sich unwandelbar das leuchtende Tagesgestirn der Sonne, in Kreisform endlich steht der silberne Mond am nächtlichen Himmel, wenn wir ihn in seiner vollkommensten Gestalt bewundern. Und verfolgen wir die Gestirne, wie sie sich tagtäglich sammt der Himmelskugel bewegen, beobachten wir den Lauf der beiden Hauptgestirne an der Fixsternsphäre — überall begegnen wir derselben Form der Bewegung, der Kreisbahn. So ist denn die vielgenannte „Harmonie der Sphären“ nichts anders als die wunderbare Uebereinstimmung in dem Weltganzen, daß die Weltkörper in Kreisform auftreten und in kreisenden Bewegungen ihre ewigen Bahnen vollenden. Es ist nicht zu verwundern, wenn in Zeiten, wo Wissen und Glauben noch nicht durch eine scharfe Trennungslinie geschieden waren, an diese Gedanken sich mancherlei phantastische Vorstellungen anknüpften, denen wir hier nicht weiter nach-

zugehen haben. In keinem Falle aber darf jenen Alten das Verdienst geschmälert werden, daß sie, dürftig genug unterstützt durch die Hilfsmittel ihrer Zeit, endlich bemüht waren, sich ein anschauliches Bild von dem Wesen der Welt und seiner Bewegung zu entwerfen.

Das Volk, welches im Alterthum zuerst sich in hervorragender Weise für Beobachtung der Himmelserscheinungen interessirte, waren die Aegypter. „Wenn je unter einem Volk die Stellungen und Bewegungen der Gestirne genau beobachtet worden sind," sagt der Grieche Diodor, „so ist es bei den Aegyptern geschehen. Sie haben noch Verzeichnisse aller einzelnen Beobachtungen für eine unglaublich lange Reihe von Jahren, weil man bei ihnen von alten Zeiten her großen Fleiß darauf gewendet hat. Die Bewegungen und Umlaufszeiten und Stillstandspunkte der Planeten und ihre heilsamen und schädlichen Wirkungen haben sie sehr sorgfältig bemerkt." Die astronomische Beobachtung war natürlich Sache der Priester, und der Wunsch, den praktischen Interessen des Landes zu dienen, wie der Hang zu religiösen Speculationen mag in gleicher Weise mitgewirkt haben, die Aufmerksamkeit den Erscheinungen des Himmels zuzuwenden. Aegypten ist ja ein Geschenk des Nils. Das periodische Steigen und Fallen des segenspendenden Stromes, der regelmäßige Kreislauf des physischen Lebens waren von so eminenter Bedeutung für das Volk der „schwarzen Erde", daß es sehr natürlich erscheint, wenn die erleuchtete Priesterschaft den Blick aufwärts richtete, um die Art der unleugbaren Wechselbeziehung zwischen den Erscheinungen des Erdenlebens und den Bewegungen der Himmelskörper zu entdecken und zu festen Maßbestimmungen für die verschiedenen Zeiten und Ereignisse des Jahres zu gelangen. Andererseits aber schienen die astronomischen Studien auch die Möglichkeit zu bieten, dem Geheimniß der göttlichen Weltregierung auf die Spur zu kommen, und wenn einmal der Einfluß der Gestirne auf das physische Leben erwiesen war, so lag es nahe, einen gleichen Einfluß auch auf das Schicksal des Menschenlebens anzunehmen.

Aber während von den Forschungsresultaten der ägyptischen Priester, mit Ausnahme derjenigen, welche sich auf die Aufstellung eines festen Kalenders und einer sicheren Zeitrechnung beziehen, worin bekanntlich die Aegypter allen anderen Völkern vorangegangen sind, nur wenig bekannt worden ist, sind wir genauer über das unterrichtet, was das geistvolle Volk der Griechen durch seine fleißigen Beobachtungen der himmlischen Erscheinungen ermittelt hat. Man kann die Geschichte der Astronomie bei den Griechen in 4 große Perioden theilen: in eine mythische, die von den Anfängen der Astronomie bis zu dem Auftreten der sogenannten ionischen Naturphilosophen reicht, in eine speculative, welche ihren Abschluß in den alles bisher Erforschte in ein großes Ganze zusammenfassenden astronomischen Schriften des Aristoteles findet, in eine inductive, deren Endpunkt die astronomischen Leistungen des Alexandriners Claudius Ptolemäus, des zweitgrößten Astronomen des Alterthums, bilden, und in eine Periode des Verfalls, welche überleitet in die Zeit des 8. und 9. Jahrhunderts, wo die vernachlässigte Astronomie eine neue Heimat bei den Arabern findet. Wir heben aus der Menge der griechischen Astronomen zwei als für uns besonders wichtige hervor: Eudoxus von Knidos und Ptolemäus. Der Erstere, der um das Jahr 366 blühte, eröffnet die Reihe der wirklich beobachtenden Astronomen. Er hatte in Heliopolis wie in

Knidos eine Sternwarte errichtet und hielt sich in seinen Beobachtungen und Forschungen ebensowohl von bloßen Speculationen wie von didactischen Künsten fern. Wenn er aber trotz des inductiven Characters seiner Astronomie ebenso wie sein großer Zeitgenosse Aristoteles noch der zweiten, speculativen Periode zugezählt zu werden pflegt, so liegt dies lediglich daran, daß das den beiden Forschern zu Gebote stehende Beobachtungsmaterial noch ein äußerst dürftiges war. Eudoxus, der sich eine Zeit lang in Aegypten aufhielt und mit den dortigen Priestern in Verkehr trat, hat sich am meisten bekannt gemacht durch seine Sphärentheorie, den ersten Versuch einer geometrischen Theorie des Planetenlaufes. Nach seiner Ansicht war die Erde der feste Mittelpunkt des Weltalls, und um dieselbe kreisten die Gestirne in immer größer werdenden Abständen. Der Erde zunächst erschien der Mond, dann folgte die Sonne, darauf die fünf damals bekannten Planeten, zuletzt die Sphäre der Fixsterne. Die einzelnen Planeten dachte er sich durch besondere ihnen eigenthümliche Sphären getragen, und zwar so, daß der Planet an der Sphäre wirklich befestigt ist und von dieser bei ihrer Bewegung ohne Weiteres mitgenommen wird. Alle diese planetischen Sphären aber sollten sich innerhalb der Hauptsphäre befinden, an der die Fixsterne befestigt erscheinen.

Einen bedeutenden Fortschritt über Eudoxus hinaus bekundet das von Claudius Ptolemäus aufgestellte Weltsystem, das noch das ganze Mittelalter hindurch zur Erklärung der Himmelserscheinungen angewendet wurde. Ptolemäus, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. blühte, hat seine astronomischen Untersuchungen in einem Buche niedergelegt, welches gewöhnlich mit dem aus dem eigentlichen griechischen Titel durch die Araber verunzirten Namen Almagestum bezeichnet wird. Es ist das einzige bedeutende astronomische Werk des Alterthums, das wir besitzen, und hat auf die Entwicklung der Astronomie den mächtigsten Einfluß ausgeübt. Versuchen wir auf Grundlage desselben uns das Ptolemäische System in den Umrissen zu vergegenwärtigen.

Nach Ptolemäus haben wir uns das Himmelsgewölbe als eine krystallene Hohlkugel zu denken, an deren innerer Seite die Fixsterne angeheftet sind. In der Mitte dieser Fixsternsphäre steht, in unwandelbarer Ruhe verharrend, die Erde, und in verschiedenen Abständen von ihr befinden sich im Inneren jener Sphäre die 7 Planeten: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Jeder dieser Planeten wird durch eine besondere Sphäre getragen, sodaß es im Ganzen 8 Sternsphären giebt. Dazu treten noch 2 andere Sphären, die als jenseits der Fixsternsphäre gelegen angenommen wurden, und endlich eine letzte und höchste Sphäre, welche als primum mobile bezeichnet wurde, da von ihr die geheimnißvolle Kraft ausgehen sollte, welche den täglichen Umschwung des ganzen Weltgebäudes um die Erde bewirkte. Dieser Umschwung aber erfolgte in der Weise, daß sämmtliche Gestirne einmal im Laufe eines Tages und zwar in der Richtung von Ost nach West sich um die Erde bewegten. Dabei ergab sich nun freilich eine Schwierigkeit hinsichtlich der Planeten. Denn diese bleiben, der eine mehr, der andere weniger bei dieser täglichen Umdrehung zurück, beschreiben also am Fixsternhimmel eine Bahn, welche sich im Allgemeinen in entgegengesetzter Richtung, nämlich von West nach Ost erstreckt. Diese Abweichung fand aber darin seine Erklärung, daß jeder Planet zwar ebenfalls unter der Einwirkung des primum mobile stehe,

zugleich aber noch eine besondere Kraft besitze, welche seine Umdrehung von West nach Ost zur Folge habe. So dachte man sich z. B. den Mond, der seine Bahn am Himmel in ca. 28 Tagen zurücklegt, von der ihm innewohnenden eigenthümlichen Kraft einmal innerhalb dieses Zeitraums in der Richtung von Ost nach West um die Erde getrieben, während ihn die im primum mobile wirksame Kraft in derselben Zeit 28 Mal in der Richtung von Ost nach West um die Erde herumführt. Da nun aber beide Kräfte gleichzeitig einwirken, so vollendet der Mond innerhalb jener 28 Tage scheinbar nur 27 Mal seinen Kreislauf um die Erde in der Richtung von Ost nach West. Ganz ähnlich war es mit der Sonne. Auch hier nahm man eine besondere Kraft an, welche das Gestirn in der Zeit von ca. 365 Tagen in der Richtung von West nach Ost um die Erde bewegte.

Dieses System empfahl sich jedenfalls durch seine Einfachheit und seine leichte Anwendbarkeit für die Vorausberechnung der Himmelserscheinungen, wenn auch der Punkt von vornherein hätte stutzig machen sollen, daß doch eine ungeheure Geschwindigkeit und dem entsprechend auch eine ungeheure Kraft vorausgesetzt werden mußte, wenn die von der Erde viel weiter als Mond und Sonne entfernte Fixsternsphäre in einem einzigen Tage sich um die Erde herum bewegen sollte. Bei weiteren Forschungen ergab sich jedoch bald, daß das System in der von Ptolemäus aufgestellten Form nicht haltbar sei. Man überzeugte sich nämlich, daß die wirklichen Stellungen der Planeten mit den im Voraus berechneten nur in den seltensten Fällen zusammenstimmten. Sehr begreiflich, da eine genauere Beobachtung lehrte, daß die Planeten eine doppelte Unregelmäßigkeit des Laufes aufweisen: einmal insofern als sie sich auf den scheinbaren Bahnen der Himmelskugel nicht ganz gleichmäßig fortbewegten, andererseits als sie mitunter in der Richtung ihres Laufes einen Wechsel eintreten ließen, sodaß sie, während man sie der Regel gemäß als „rechtläufig“ d. h. als von West nach Ost sich bewegend erwarten sollte, zeitweilig wenigstens „stationär“, ja sogar „rückläufig“ d. h. von Ost nach West sich bewegend erschienen. Diese Beobachtung aber machte selbstverständlich Aenderungen an dem Ptolemäi'schen System zur Nothwendigkeit, und mit diesen Modificationen ging die ursprüngliche Einfachheit desselben verloren, und eine sehr complicirte Form trat an die Stelle.

Um die eben erwähnte ungleiche Geschwindigkeit der Planeten erklären zu können, griff man zu der Annahme, daß zwar jeder Planet sich stets mit gleichmäßiger Geschwindigkeit in einer Kreisbahn um die Erde bewege, daß aber der Mittelpunkt dieser Kreisbahn nicht mit dem Mittelpunkte der Erde zusammenfalle, sondern außerhalb desselben gelegen, also ein excentrischer Mittelpunkt sei. Die andere Ungleichheit aber, die in dem gelegentlich auftretenden Wechsel in der Richtung der Bahn liegt, erschien begründet, wenn man annahm, daß der Planet in einer solchen Kreisbahn sich bewege, deren Mittelpunkt auf der Peripherie eines anderen Kreises gleichmäßig fortschreite, sodaß also die Planetenbahn als ein Kreis
n erschien, welcher sich auf einem anderen Kreise fortbewegte. Zur Unterscheidung
Ast. beiden Kreise nannte man den beweglichen Kreis, d. h. die eigentliche Planeten-
der gr. Epicykel, den anderen festen Kreis aber, auf dessen Peripherie der Mittel-
von Kni.s. Epicykels fortgeleitet wird, den circulns deferens d. h. den herum-
die Reihe der ...s.

Allein auch diese Modification erschien bald nicht mehr ausreichend, um das Ptolemäische System im Ganzen zu retten. Neue Beobachtungen veranlaßten nun Umbildungen und Erweiterungen. Indem man aber dabei die Grundlage des ganzen Systems, die Bewegung der Planeten in Kreisen auf Kreisen, um jeden Preis beizubehalten suchte, häufte man Epicykel auf Epicykel und vermehrte durch die damit immer mehr zunehmende Complicirtheit des Systems die Schwierigkeiten in der Vorausberechnung der Erscheinungen in hohem Grade, ohne doch zugleich das zu erreichen, was man wünschte, nämlich die Berechnungen der Erscheinungen mit dem Resultate der Beobachtungen in vollständigen Einklang zu bringen.

Insbesondere waren es die sogenannten inneren Planeten, Merkur und Venus, welche sich auch dem modificirten System nicht fügen wollten. Bekanntlich zeigen sich dieselben niemals um Mitternacht in der Südrichtung, sie stehen niemals der Sonne gegenüber, während sie doch ebenso gut wie die anderen Planeten dann und wann in Opposition zur Sonne treten müßten, wenn sie sich wie diese um die Erde herumbewegen.

Um nun dieses auffällige Verharren der beiden Planeten in der Sonnennähe zu erklären, entschloß man sich endlich zu der Annahme, daß Mercur und Venus zunächst statt um die Erde um die Sonne rotirten, aber mit dieser gemeinsam weiterhin auch sich um die Erde bewegten. Man bezeichnet diese Modification des Ptolemäischen Systems mit dem Namen: Aegyptisches System. Aber auch damit war der Schaden noch nicht geheilt. Denn angestellte Messungen erwiesen das Irrthümliche auch dieser Hypothese.

So war denn das Ptolemäische System trotz aller Um- und Neubildungen, die man vorgenommen, wissenschaftlich nicht mehr zu halten. Jedenfalls konnte von einer wirklichen Lösung des Welträthsels auf dieser Grundlage nicht mehr die Rede sein. Daß trotzdem das System sein auktoritatives Ansehen das ganze Mittelalter hindurch bis in das 16. Jahrhundert hinein bewahrte, das erklärt sich leicht aus der erhabenen Stellung, welche der größte Philosoph des Alterthums, Aristoteles, in der Wissenschaft des Mittelalters einnahm. Da dessen Anschauungen über die Naturerscheinungen von vorn herein als unanfechtbar angesehen wurden, das Ptolemäische System aber sich mit denselben innig berührte, so stand es auch für die mittelalterliche Menschheit fest, daß nur in diesem Systeme das Heil zu finden sei. Religiöse Befangenheit, genährt durch die dogmatische Herrschaft der Kirche, gesellte sich dem üblichen Autoritätsglauben hinzu, und so kam es, daß so lange Zeit hindurch niemand an den durch die Gewohnheit geheiligten Sätzen des Ptolemäus zu rütteln wagte und der nach Wahrheit ringende Geist nur immer weiter von dem hohen Ziele abgelenkt und in immer unwegsamere Irrgänge verstrickt wurde.

Doch endlich tagte auch in der Astronomie wie auf andern Gebieten des Geisteslebens um die Wende des 15. Jahrhunderts ein neuer, schönerer Morgen. Männer von Geist und Kraft standen auf, die, das Verkehrte des bisherigen Wegs erkennend, muthig neue Pfade einschlugen und über Tradition und Vorurtheil sich kühn hinwegsetzten. Sie entwanden sich dem Labyrinthe der Epicykeln und eroberten sich mit geistiger Freiheit einen neuen Standpunkt, von dem aus sie die einfach schöne Harmonie des Weltalls glanzvoll vor sich aufgehen sahen.

Der Erste, der dies that und der mit Recht als der Begründer der modernen Astronomie gefeiert wird, ist ein Deutscher: Nicolaus Koppernigk (Kopernicus) aus Thorn (1473—1543), ein Zeitgenosse des großen Genuesen, der die neue Welt entdeckte und des berühmten Portugiesen, der die erste Erdumsegelung unternahm. Kopernikus' klarer und scharfer Geist rebellirte gegen die naturwidrigen Künsteleien, in denen sich das umgeänderte Ptolemäische System nachgerade gänzlich verloren hatte. Er hielt sich zu dem Glauben berechtigt, die eine göttliche Urkraft werde auch einfache Mittel zur Gestaltung des Weltplanes verwendet haben. Und indem er nun darüber nachsann, wie der scheinbar so verwickelte Lauf der Planeten sich auf eine einfachere Weise erklären lasse, gelangte er schließlich zu jenen epochemachenden Resultaten, welche er in seinem berühmten Werke: de orbium coelestium revolutionibus (1543) d. h. über die Umdrehungen der Himmelskörper niederlegte.

Das Bestreben des Kopernikus war vor Allem darauf gerichtet, aus scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper die wirklichen und wahren Bewegungen abzuleiten. Nun wußte man damals schon, daß die Sonne sehr vielmal größer sein müsse als die Erde. Ebenso ergab der Augenschein, daß die Zahl der Fixsterne eine überaus große sein müsse, wenn man auch über die Größe derselben wie der Planeten nur sehr unklare Vorstellungen hatte. Ist es nun, sagte sich Kopernikus, wohl naturgemäß zu glauben, daß um die kleine, schwache Erde herum die weit größere Sonne und das unzählige Heer der Fixsterne sich in kreisender Bewegung befinden? Entspricht es nicht vielmehr der ewigen Vernunft, wenn wir annehmen, daß die Sonne, diese riesige Weltleuchte, im Mittelpunkte des ganzen Weltsystems ruht und um sie herum die Erde, sowie die 5 Planeten ihre Kreisbahnen ziehen? Der Gedanke war nicht vollständig neu. Schon unter den griechischen Astronomen hatte es einige gegeben, welche die Möglichkeit einer Bewegung der Erde um die Sonne zur Sprache gebracht hatten. Aber Kopernikus ging über sie hinaus. Er bewies mit mathematischer Schärfe, daß die Erde sich um die Sonne bewegen müsse; er erklärte die überlieferte Anschauung von der Unbeweglichkeit der Erde geradezu für absurd und nannte die Verfechter dieser Meinung, die in der herrschenden Kirchenlehre ihre feste Begründung zu haben schien, „leere Schwätzer, der Mathematik unkundig und Verdreher der heiligen Schrift". Mit dem Muthe felsenfester Ueberzeugung spricht er es aus: „im Mittelpunkte des Alls ruht die Sonne. Denn wer möchte in diesem herrlichen Weltraume diese Leuchte an einen anderen oder besseren Platz setzen als dahin, von wo aus sie Alles zu gleicher Zeit erleuchten kann?" Mit diesem Satze aber wurde er der Begründer eines neuen und bis auf unsere Tage als richtig anerkannten Weltsystems.

Wenn aber die Sonne eine centrale Stellung in dem planetarischen System einnimmt, so gestaltet sich die Zahl und das Verhältniß der Planeten in folgender Weise. Es giebt im Ganzen 6 Planeten, welche sich um die Sonne bewegen: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn. Von diesen hat die Erde eine doppelte Umdrehung. Sie bewegt sich einmal um die Sonne und zwar im Laufe eines Jahres; sie bewegt sich aber auch gleichzeitig um ihre eigene Axe, eine Umdrehung, die in dem Zeitraum eines Tages vor sich geht. Um sie herum aber kreist der Mond, so daß, um in der Ausdrucksweise des Ptolemäischen Systems zu reden, die Mondbahn eine Epicykel beschreibt, deren circulus deferens

die Erdbahn ist. Von den 5 anderen Planeten schwingen sich 2, Merkur und Venus, innerhalb der Erdbahn, 3, Mars, Jupiter und Saturn, in größeren Kreisen außerhalb der Erdbahn um die Sonne herum.

Daß aber dieses neue System auch wirklich das richtige war, dafür lieferte den eklatantesten Beweis die Erkenntniß, daß sich vermittelst desselben der scheinbar so regellose Lauf der Planeten in einfacher Weise genügend erklären ließ. Wenn die Planeten wirklich mit gleichförmiger Geschwindigkeit sich auf einer Kreisbahn um die Sonne bewegten und der Beobachter eine ähnliche Bewegung mit der Erde um die Sonne herum ausführte, so war es leicht zu begreifen, daß der scheinbare Lauf der Planeten an der Himmelssphäre nicht blos ungleiche Geschwindigkeit, sondern auch ungleiche Richtung zeigen mußte. Eine Schwierigkeit lag nur darin, daß auch Sonne und Mond Ungleichheiten in der Art ihrer Fortbewegung aufwiesen. Indeß half sich da Kopernikus mit der Annahme, daß diese Ungleichheit die Folge einer Bewegung in excentrischen Kreisen sei oder, anders ausgedrückt, daß weder die Sonne genau im Centrum des Kreises stehe, der von der Erde um sie herum beschrieben werde, noch die Erde genau im Mittelpunkt der kreisförmigen Mondbahn.

Kopernikus hatte Großes vollbracht, als er das geometrische System des Ptolemäus umstieß und die ganze Rangordnung der Gestirne umkehrte, aber auch sein Werk war ein noch unvollkommenes. Auch er nahm noch ein unsichtbares Triebwerk an, das die Welt der Gestirne in Bewegung setzte. Auch er schwang sich noch nicht zu der Anschauung empor, daß das Weltsystem unbedingt ewigen und unwandelbaren Naturgesetzen folgen müsse. Ihm fehlte ferner, was von größter Wichtigkeit war, das Fernrohr zu schärferer Beobachtung der Himmelserscheinungen und endlich bedurfte die blos mathematische Astronomie eine nothwendige Ergänzung durch eine Physik des Himmels. Aber was Kopernikus bei all' seiner Genialität nicht zu leisten vermocht hatte, das leisteten Andere. Wetteifernd bemühte man sich, die Kopernikanische Astronomie nach verschiedenen Seiten hin zu verbessern und zur Lösung ihrer erhabenen Aufgabe immer geschickter zu machen.

Der Erste, den wir da zu nennen haben, ist der Däne Tycho de Brahe, der von 1546 bis 1601 lebte und als der eigentliche Begründer der praktischen Astronomie bezeichnet werden darf. Ein ausgezeichneter Beobachter und unermüdlicher Rechner, hat er viele werthvolle Resultate erzielt, durch die eine wirkliche Reform des Kopernikanischen Systems ermöglicht wurde. Indem er die Ergebnisse von 30 Jahre lang fortgesetzten Beobachtungen der Planetenläufe systematisch zusammenstellte, ergab sich zum ersten Male die Möglichkeit, die Abweichungen der wirklichen Stellungen der Planeten von den im Voraus berechneten übersichtlich zur Darstellung zu bringen. Freilich darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, daß Tycho bei all' seinem unleugbaren Verdienste um die Weiterentwicklung der Astronomie doch in einem Hauptpunkte einen sehr bedenklichen Rückschritt machte. Sonderbarer Weise nämlich kam er auf den abenteuerlichen Gedanken, die eben erst errungene Kopernikanische Weltanschauung dadurch wieder zurückzuschrauben, daß er die Hypothese aufstellte, daß zwar die Planeten, jedoch mit Ausnahme der Erde, um die Sonne kreisten, daß aber diese, der alten Anschauung entsprechend, sich um die Erde

bewege. Zum Glück aber fand diese rückläufige Bewegung des Tycho'schen Systems keine Zeit, tiefere Wurzeln zu schlagen. Bereits ein jüngerer Zeitgenosse und Mitarbeiter des dänischen Astronomen beeilte sich, das rein heliocentrische System des Kopernikus aus der Verdunkelung, die ihm widerfahren, wieder glänzend herzustellen, um ihm darauf seine bisher noch von Niemandem geahnte Vollendung zu geben. Das war der Württemberger Johannes Kepler, der vir incomparabilis, wie ihn Leibniz nannte.

Kepler (1571—1630) war ein mathematischer Kopf ersten Ranges. Aber das bloße Beobachten und Berechnen genügte ihm nicht. Die Astronomie sollte ihm nur die Handhabe bieten zu philosophischer Speculation und mit einem gewissermaßen teuflischen Drange suchte er das Innerste der Welt zu ergründen, das Räthsel der Natur zu entziffern. Mit Begeisterung erkannte er die Verdienste des Kopernikus an. Allein es galt nun, das neue System auch durch Vernunftgründe zu erweisen. Sein erster dahin zielender Versuch erschien 1596 in seiner Schrift: Mysticum cosmographicum oder „über die Geheimnisse des Weltbaus". Das Buch führte ihn mit Tycho de Brahe zusammen, dem von ihm hochverehrten Meister, und als dieser 1599 von dem astrologischen Kaiser Rudolf II. als kaiserlicher Astronom in Prag angestellt wurde, erschien auch Kepler bald darauf in Prag, um ihn in der Berechnung und Verbesserung der astronomischen Tafeln zu unterstützen. Aber erst nach Tycho's Tode, als er selbst in dessen Stelle eingerückt war, gewann er die Freiheit zu selbständigem geistigem Schaffen und bald erfüllte er die Welt mit den staunenswerthen Resultaten seines eminent naturphilosophisch angelegten Geistes. Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß Kepler die 1608 zuerst in Holland gemachte Erfindung der Fernröhre durch die Herstellung von Fernröhren mit 2 convexen Gläsern vervollkommnete und daß er die zu Ehren des Kaisers Rudolf sogenannten Rudolfinischen Tafeln über die Bewegungen der Himmelskörper berechnete. Seine glänzendste und epochemachendste Leistung in der Prager Zeit war die endliche Auffindung der beiden ersten der nach ihm benannten Gesetze, durch welche er sich in die Reihe der ausgezeichnetsten Männer aller Jahrhunderte stellt. Aufgebaut auf dem Grunde der sehr sorgfältigen Tycho'schen Beobachtungen und Berechnungen enthüllen diese regulae Kepleri mit einem Schlage das bisher vergebens gesuchte Räthsel des Planetenlaufes in einer ebenso einfachen wie überzeugenden Weise und liefern das reichlichste Material zum Ausbau und zur Vollendung des Kopernikanischen Systems. Erst durch sie aber wird der Astronom in den Stand gesetzt, die Himmelskörper nicht allein ihrer Art, sondern auch ihrem Maße nach zu bestimmen. Freilich nur einem gottbegnadeten Genius wie Kepler mochte es gelingen, mit den damaligen beschränkten und unvollkommenen Hilfsmitteln das Grundgesetz für die vielverschlungenen und jährlich wechselnden Planetenbahnen zu ergründen und die scheinbare Verwirrung und Unordnung in eine höhere Harmonie und wundervolle Ordnung aufzulösen. Aber staunenswerth ist auch der rastlose Fleiß, mit dem Kepler sich abmühte, das durch philosophische Intuition Gefundene durch sorgfältigste Rechnung zu mathematischer Gewißheit zu erheben. Welche Arbeit mit diesen verwickelten Rechenoperationen der mannigfachsten Art auf ihm lag, das bezeugt er selbst, wenn er einmal äußert: „Wem das Durchsehen dieser mühevollen Rechnungen Langeweile macht, der mag immerhin Mitleid mit mir haben,



da ich sie wenigstens 70 Mal wiederholen mußte, während er sie nur einmal zu lesen brauchte."

Die beiden ersten in Prag gefundenen Kepler'schen Gesetze wurden zuerst bekannt gemacht in dem 1609 erschienenen klassischen Werke: Astronomia nova, „die neue Astronomie oder himmlische Physik, überliefert in den Commentarien über die Bewegungen des Sternes Mars, nach den Beobachtungen des Tycho de Brahe". Die sehr unregelmäßigen Bewegungen des Mars nämlich hatten Kepler den ersten Anstoß gegeben, auch an der Richtigkeit der oben erwähnten Annahme von Bewegungen der Planeten in excentrischen Kreisen zu zweifeln. Fortgesetztes Denken brachte ihn dahin, die Annahme von kreisartigen Umdrehungen überhaupt zu verwerfen und nach einer neuen Bewegungsform zu forschen, die den thatsächlichen Erscheinungen auf das vollkommenste entspreche. Er fand sie endlich in der Ellipse und so lautet sein erstes Gesetz:

Die Bahn der Planeten um die Sonne ist elliptisch. Jede Ellipse hat zwei Brennpunkte, in deren einem sich die Sonne befindet.

Das zweite Gesetz läßt sich in zweifacher Weise aussprechen, je nachdem man sich auf den Standpunkt der Mechanik oder der Geometrie stellt. Im ersten Falle lautet es:

Die Winkelgeschwindigkeit eines Planeten in irgend einem Punkte seiner Bahn, multiplicirt mit der Quadratzahl der entsprechenden Entfernung von der Sonne, giebt stets dasselbe Product, d. h. ist für jeden Planeten eine constante Größe.

Im andern Falle können wir sagen:

Der Radius rector (die von der im Brennpunkt der Bahn stehenden Sonne nach dem Planeten gezogene gerade Linie), an dessen Endpunkten der Planet sich befindet, beschreibt in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume.

Erst 10 Jahre später konnte Kepler das dritte Gesetz mittheilen, das ihm 1618 in Linz, wo er damals die Stelle eines ständischen Astronomen inne hatte, aufgegangen war. Es findet sich in dem 1619 erschienenen Schluß- und Hauptwerke seines Lebens: Harmonice mundi oder „Weltharmonie" und lautet:

Die Quadratzahlen der Umlaufszeiten von je zwei Planeten verhalten sich wie die Cubikzahlen der mittleren Entfernung dieser Planeten von der Sonne.

Dies sind die höchst einfachen Naturgesetze, die den ganzen Weltraum beherrschen, nach denen nicht nur die Planeten ihre scheinbar so verwickelten Bahnen ausführen, sondern die auch, wie die Astronomen im Laufe der Zeit gefunden haben, bei den weit entfernten Fixsternsystemen Geltung haben und mächtige Sonnen zwingen, ihre Bahnen um einander zu beschreiben.

Obgleich wir erst weiter unten von den Größenverhältnissen und den Entfernungen im Planetensystem reden werden, möge hier im Allgemeinen erwähnt sein, daß unser Planetensystem nur einen sehr kleinen Theil des Weltenraums einnimmt und gegen die Entfernung des uns nächsten Fixsterns die Ausdehnung des ganzen Planetensystems ebenso verschwindend ist, wie die Dimensionen der Erde im Vergleich zu dem Raume, welchen das Planetensystem ausfüllt. Der Erdbewohner muß sich also an die demüthigende Wahrheit gewöhnen lernen, daß seine irdische Heimat nichts ist als ein verschwindend kleiner Theil eines ebenso verschwindend kleinen Theiles des ganzen unermeßlich großen Weltgebäudes.

Aber die Wissenschaft drang noch über Kepler hinaus. Wol hatte er mit unsäglichen Mühen aus den Beobachtungen die Gesetze der Planetenbewegung abgeleitet, der tiefere Grund, die physikalische Nothwendigkeit jedoch, aus welcher die Gesetze entspringen, blieb ihm verborgen. Diesen höchsten Standpunkt erreichte erst der Engländer Isaak Newton, der geniale Begründer der sogenannten mechanischen Weltordnung (1643—1727).

Sein glänzendes Verdienst ist es, daß er die bereits vor ihm von Galilei gefundenen Gesetze der tellurischen Physik auf den Himmel anwendete, daß er die Bewegungen der himmlischen Erscheinungen auf ein allgemeines höchstes Naturgesetz zurückführte, in dem wir die letzte Ursache des ganzen Weltzusammenhangs zu erblicken haben. Dieses berühmte Gesetz ist das sogenannte Attractions- oder Gravitationsgesetz (Gesetz der Anziehung oder der Schwere), ausgeführt in dem Fundamentalwerke Newton's, welches Laplace „das größte Denkmal des menschlichen Geistes" genannt hat: Principia mathematica philosophiae naturalis (1687). Das Gesetz lautet: Die Gravitation oder Attraction zweier Körper findet statt im geraden Verhältniß ihrer Massen und im umgekehrten quadratischen Verhältniß ihrer gegenseitigen Entfernung. Oder in mathematischer Formulirung: Bezeichnet man mit a diejenige Anziehung, welche ein Körper von der Masse m auf einen anderen Körper, dessen Masse m' ist, ausübt und der sich in der Entfernung r vom ersten Körper befindet, so ist $a = \frac{mm'}{r^2}$. Das ist das Gesetz, welches allen Bewegungen auf der Erde wie im ganzen Weltenraum zu Grunde liegt und das in seiner Anwendung auf die kosmischen Centralbewegungen den Satz ergab, der die Kepler'sche Hypothese glänzend bestätigte: Erfolgt eine Centralbewegung unter der Einwirkung des Attractionsgesetzes, so ist die betreffende Bahn ein Kegelschnitt (Ellipse, Parabel, Hyperbel).

Noch ehe aber Newton seinen großen Wurf that und durch Vollendung des Werkes von Copernikus und Kepler die physikalische Astronomie begründete, hatte bereits eine neue Bewegung auf dem Gebiete der Astronomie begonnen, die in ihren Resultaten unsere Kenntniß des Planetensystems in ungeahnter Weise bereicherte. Dieselbe bestand in der immer nothwendiger werdenden Anwendung des Fernrohrs auf den Himmel. Die Ordnung des Weltgebäudes, die man bisher nur auf deductivem Wege gefunden hatte, ging jetzt in leuchtender Klarheit dem erstaunten Auge auf. Und der Erste, der das, wie schon bemerkt, im Anfange des 17. Jahrhunderts erfundene Fernrohr zu Beobachtungen von Himmelserscheinungen verwendete, war der Italiener Galileo Galilei, der Zeitgenosse Tycho de Brahe's und Kepler's (1564—1633). Dieser bildete das von dem Holländer Jan Lippersshey zu Middelburg zufällig gefundene Instrument sofort nach und sah nun vermittelst desselben, was vor ihm noch keines Menschen Auge erblickt hatte. Er entdeckte die vier Trabanten des Jupiter; er beobachtete an der Scheibe des Saturn jene eigenthümlichen Ansätze, die später von Christian Huygens (1626—1695) als Ring erkannt wurde, der freischwebend die Saturnkugel umgiebt; er unterschied die den Mondphasen entsprechenden verschiedenen Phasen der Venus; er entdeckte die Mondberge und maß ihre Höhe. Zahlreiche dieser epochemachenden Entdeckungen brachten nun Bestätigung des Kopernikanischen Weltsystems und der Kepler'schen kosmischen



Gesetze. Das geocentrische System mußte auch für das blödeste Auge in Nichts zusammensinken.

Aber Galilei stand doch nur im Anfange der ganzen Bewegung, und das primitive Instrument, mit dem er beobachtete, kam etwa einem unserer Operngucker gleich. Ihm nach folgte eine große Menge von Beobachtern, die mit immer mehr sich vervollkommnenden Fernrohren und Teleskopen die Wunder der Planeten- und Fixsternwelt zu enthüllen sich bemühten und, was von besonderer Wichtigkeit war, einen neuen Planeten nach dem anderen aus dem Dunkel ans Licht zogen. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts waren außer der Erde nur die schon oben aufgezählten fünf großen Planeten bekannt, die schon dem bloßen Auge sichtbar sind. Erst dem Hannoveraner Friedrich Wilhelm Herschel (1738—1822) glückte es mit Hilfe seiner selbstverfertigten gewaltigen Spiegelteleskope einen siebenten zu entdecken, den Uranus. Er fand am 13. März 1781 in dem Sternbilde der Zwillinge einen Stern, der sich durch seinen bedeutenden Durchmesser sofort als nicht zu den Fixsternen gehörig erwies, da diese selbst bei starken Vergrößerungen und mächtigen Instrumenten immer nur als leuchtende Punkte erscheinen. Fortgesetzte Beobachtungen und Rechnungen suchten der Natur des räthselhaften Objectes auf die Spur zu kommen, man entdeckte, daß das Gestirn seine Stellung gegen die Fixsterne verändere, daß es sich fortbewege, und so war kein Zweifel mehr: man hatte einen neuen Planeten gefunden, und zwar einen solchen, der wie Jupiter und Saturn zu der Klasse der sonnenfernen Planeten gehört, aber fast doppelt so weit als der Saturn von der Sonne entfernt ist. Damit war die Bahn zu weiteren Entdeckungen eröffnet, die nun sämmtlich in unser Jahrhundert fallen. Bereits am 1. Januar 1801 erfolgte die Auffindung des Planeten Ceres. Der italienische Astronom Giuseppe Piazzi in Palermo (1746—1826) erblickte einen kleinen Stern im Sternbilde des Widders, welcher eine schnelle Ortsveränderung zeigte. Er beobachtete ihn sorgfältiger und erkannte in ihm einen Planeten, dessen Bahn zwischen der des Mars und Jupiter lag. Dies gab den Anstoß zu weiteren Beobachtungen, und diese führten zu dem schönen Resultate, daß in den nächsten 6 Jahren noch drei kleinere Planeten gefunden wurden, die zwischen Mars und Jupiter ihre Bahnen zogen. Es waren dies die Planeten Pallas, entdeckt am 28. März 1802 durch Olbers in Bremen; Juno, entdeckt am 1. September 1804 durch Harding in Lilienthal; Vesta, entdeckt am 29. März 1809 wieder durch Olbers. Nunmehr beeilte man sich auch genaue Sternkarten anzufertigen, auf denen auch die schwächeren, nicht mit bloßem Auge sichtbaren Fixsterne angegeben waren, um die etwa sonst noch zwischen Mars und Jupiter kreisenden Planeten leichter auffinden zu können. Hier hat sich namentlich die Berliner Akademie der Wissenschaften großes Verdienst erworben. Auf ihre Veranlassung hin wurden ganz vorzügliche Sternkarten angefertigt, und diese führten 1845, am 18. December, abermals zur Auffindung eines Planeten, der von seinem Entdecker, dem Postmeister Hencke in Driesen, den Namen Asträa erhielt. Seit dieser Zeit ist es gelungen, im Ganzen über 200 solcher Weltkörper aufzufinden, deren Bahnen alle zwischen Mars und Jupiter liegen. Man benennt sie ihrer Kleinheit wegen im Gegensatz zu den großen Planeten mit dem Namen Planetoiden oder Asteroïden. Es ist, wie sich Schleiden einmal drastisch ausdrückte, das Planetenproletariat, das sich zwischen Mars und Jupiter herumtreibt.

Aber außer den vielen neuen Planeten, durch welche unser Sonnensystem seit der Anwendung des Fernrohrs auf die Beobachtungen am Himmel bereichert worden ist, haben wir in Folge der verbesserten Hilfsmittel auch noch eine zweite Klasse von Himmelskörpern als demselben Systeme angehörig kennen gelernt: die Kometen. Es ist bekannt, daß in früheren Zeiten die oft so plötzlich zum Vorschein kommenden Kometen wegen ihrer räthselhaften Erscheinung und ihrer scheinbar so unregelmäßigen Bewegungen sehr gefürchtete Gesellen waren. Sie galten dem abergläubischen Gemüthe für eine Zuchtruthe der Gottheit und kündeten entweder überhaupt große Weltereignisse an oder gingen insbesondere göttlichen Heimsuchungen, wie Krieg und Pestilenz, vorauf. Heutzutage ist dieser Aberglaube bei allen aufgeklärten Nationen glücklich verschwunden. Genaue Beobachtungen haben gelehrt, daß die sonst so gefürchteten Kometen nichts sind als treue Diener der Kepler'schen Gesetze, nach denen sie sich gerade so wie die Planeten in einem Kegelschnitte bewegen, in dessen einem Brennpunkte die Sonne steht. Sie haben auch meist wie die Planeten Ellipsen zur Bahn, seltener Parabeln oder Hyperbeln, nur unterscheiden sich die elliptischen Bahnen von denen der Planeten dadurch, daß sie nicht eine langgestreckte, von der Kreisform viel mehr abweichende Gestalt zeigen. Die Zahl der Kometen, welche unserem Planetensystem angehören, ist eine außerordentlich große und ihr reihen sich für unsere Kenntniß noch immer mehr an, so daß Kepler wol Recht behalten wird, wenn er sagt, es gebe im Weltenraum mehr Kometen als Fische in der Tiefe des Oceans. Den Anstoß zur Berechnung der Kometenbahnen hat erst Newton gegeben. Indem er darauf hinwies, daß man dieselben gerade so gut wie die Planetenbahnen der Rechnung unterwerfen könne, unternahm es zuerst sein Zeitgenosse und Landsmann Edmund Halley (1656—1742), die Bahnen von 25 Kometen zu berechnen. Er machte dabei die Entdeckung, daß die Elemente von drei dieser Bahnen nahezu vollständig übereinstimmten, und zog daraus den Schluß, daß der von ihm bei seinem Erscheinen 1682 beobachtete Komet durchaus identisch sei mit dem in den Jahren 1531 und 1607 beobachteten Kometen. Wenn dies aber der Fall war, so müßte er eine Umlaufszeit von ca. 76 Jahren haben, so daß sein nächstes Wiedererscheinen auf das Jahr 1758 angesetzt werden konnte. Indessen ergaben sehr mühsame Rechnungen von Clairaut, daß der Termin zu früh angenommen worden sei, da der Komet durch die Planeten Jupiter und Saturn in seinem Laufe um die Sonne etwas aufgehalten werden würde. Als genauerer Zeitpunkt wurde daher der Anfang des Jahres 1759 hingestellt, und siehe da, man hatte sich höchstens um einen Monat verrechnet. Denn am 25. December 1758 gelang es einem Bauer Pahlitzsch in Prohlis bei Dresden, der eine Liebhaberei für Astronomie hatte, den Langersehnten und schmerzlich Gesuchten glücklich wieder aufzufinden. Was für ein Triumph für die Astronomie! Aber auch welch sicherer Beweis für die Richtigkeit der von Kepler und Newton aufgestellten Gesetze, nach denen die Bewegung der Himmelskörper erfolgen muß! Natürlich benutzte man eifrig die Gelegenheit den Kometen, der Halley zu Ehren den Namen Halley's Komet erhalten hatte, genau zu beobachten und weiterhin zu berechnen, so daß, als er nach abermals 76 Jahren, im Jahre 1835, wieder auftauchte, die Beobachtung von der vorliegenden Rechnung nur um ein Viertel Grad abwich.



Die Erwähnuug des Halleyschen zuerst als periodisch erkannten Kometen leitet uns aber ganz von selbst zu einer sehr wichtigen Erscheinung in unserem Planetensystem hin, die hier noch zum Schluß kurz erörtert werden mag. Wir bemerkten oben, wie man berechnet habe, daß der Halleysche Komet in seinem Laufe um die Sonne durch die Planeten Jupiter und Saturn eine Verzögerung erlitten habe. Wie ist das zu verstehen? Wir haben gesehen, daß alle Bewegungen der Himmelskörper, welche unter dem Einflusse des Attractionsgesetzes stattfinden, in Form eines Kegelschnittes vor sich gehen, in dessen einem Brennpunkte die Sonne steht. Es ist aber dabei stillschweigend vorausgesetzt worden, daß wir es immer nur mit einem Körper, der sich um die Sonne bewegt, zu thun haben, in Wirklichkeit jedoch verhält sich die Sache anders. Denn die Attraction ist eine allen Körpern eigenthümliche Eigenschaft, sodaß also jeder Körper auf jeden anderen einwirkt. Wenn also zwei oder mehrere Körper sich um einen Centralkörper von überwiegender Masse bewegen, so werden darum die Wirkungen der Anziehungskraft der Körper unter einander keineswegs aufgehoben. Daraus ergiebt sich das Resultat, daß die Bahn eines Himmelskörpers um den Centralkörper nicht mathematisch genau ein Kegelschnitt sein kann, sondern daß sie Abweichungen von der genauen elliptischen Form aufweisen wird, die um so größer ausfallen werden, je größer einerseits die Masse des anderen, gleichfalls um den Centralkörper rotirenden Körpers, und je geringer andererseits seine Entfernung ist. Solche Abweichungen der Himmelskörper von der vorgeschriebenen elliptischen Bahn nennt man „Störungen", und es ist begreiflich, daß dieselben dem Astronomen sehr viele Mühe bereiten und seinen Scharfsinn gar oft auf eine harte Probe stellen. Allerdings läßt sich auch ihnen mit Rechnungen beikommen. Aber diese sind deswegen so sehr schwierig, weil man, um die Bahn eines Planeten oder Kometen ganz genau zu bestimmen, wissen muß, wie groß der störende Einfluß von Seiten mehrerer Körper, wenigstens der größeren Planeten, auf die zu berechnende Bahn ist. Hier muß man sich denn auch mit Resultaten von annähernder Richtigkeit begnügen. Selbst der höheren Mathematik ist es bis jetzt noch nicht gelungen, eine allgemeine Formel zu finden, nach der die gleichzeitige Bewegung von drei Körpern, die unter dem Attractionsgesetz stehen, erfolgen muß. Das sogenannte Problem der drei Körper ist eben noch nicht zufriedenstellend gelöst. Glücklicherweise liegen jedoch die Verhältnisse in unserem Planetensystem so günstig, daß bei bestimmten Stellungen von Himmelskörpern die Größe der Störungen sich mit hinreichender Genauigkeit berechnen läßt. Diese günstigen Umstände sind einmal der überwiegende Einfluß, den die Sonnenmasse ausübt, die ja alle übrigen Massen des Planetensystems weit überragt, sodann aber die verhältnißmäßig große Entfernung, in der die größeren Planeten von einander abstehen, so daß die gegenseitige Anziehungskraft an Wirkung bedeutend verliert. Aber auch hiervon abgesehen, sind die Störungen im Umlauf der Himmelskörper keineswegs schlechthin zu verurtheilen. Sie haben auch ihre sehr gute Seite, insofern sie uns ein wesentliches Hilfsmittel darbieten, um die Masse der Körper kennen zu lernen und zu bestimmen. Denn da die Größe der Störung selbstverständlich abhängig ist von der Größe der Masse, welche stört, so kann man mit der Größe der beobachteten Störungen einen sicheren Schluß ziehen auf die Größe der störenden Masse. Aber noch mehr. Diese Störungen sind sogar

im Stande, uns das Dasein von Weltkörpern zu verrathen, ehe dieselben noch der Beobachtung zugänglich wurden.

Wir haben oben erzählt, wie die Erweiterung unserer Kenntniß des Planetensystems sich zunächst nur auf den Uranus und den Planetengürtel zwischen Mars und Jupiter erstreckt. Nun erschien es aber durchaus nicht unwahrscheinlich, daß auch noch jenseit des Uranus und weit über denselben hinaus Planeten die Sonne umkreisen. Und in dieser Ansicht wurde man bestärkt durch die Nachrechnung von Störungen, welche die Bahn des Uranus aufwies und welche in dem Dasein der schon bekannten Planeten keine ausreichende Erklärung fanden. Man schloß also auf das Vorhandensein eines transuranischen Planeten, und welcher Triumph für die rechnende Astronomie, wenn es ihr wirklich gelingen sollte, mit ihrem geistigen Auge den von Niemandem je erblickten Weltkörper zu entdecken! Und diese Hoffnung ging in glänzendster Weise in Erfüllung, der Franzose Leverrier in Paris nahm die schwierige Aufgabe auf sich, die Störungen der Uranusbahn zu berechnen und kam zu dem Ergebniß, daß dieselben sich nur durch Annahme eines neuen Planeten erklären ließen, welcher etwa im doppelten Abstande des Uranus die Sonne umkreise. Auf Grund dieser Annahme berechnete er Masse, Elemente und Bahn des unbekannten Planeten und bezeichnete für den 23. September 1846 im Voraus genau die Stellung, wo der berechnete Planet am Himmel aufzufinden sein würde. Und siehe, am Abend desselben Tages fand ihn Galle auf der Sternwarte zu Berlin fast genau an der Stelle, die Leverrier angegeben hatte. Gleichzeitig mit diesem hatte übrigens auch Adams in Cambridge sich mit der Lösung des interessanten Problems beschäftigt und war genau zu demselben Resulate gekommen, nur daß Leverrier ihn mit der Veröffentlichung des seinigen überholte. So war gleichzeitig von zwei verschiedenen Forschern die glänzendste aller Planeten-Entdeckungen gemacht worden, und der mathematische Calcül hatte eine neue Großthat in seinen Annalen zu verzeichnen.

Hiermit schließen wir unsere Erörterung über das Planetensystem, wie es sich allmälig unserer Kenntniß erschlossen hat, ab. Es ließe sich ja natürlich noch sehr vieles sagen, aber es kam uns hier nur darauf an, die Hauptpunkte ins Licht zu setzen. In einem zweiten Artikel wollen wir die Körper unseres Planetensystems mit Ausnahme der Kometen einzeln der Reihe nach in der Kürze besprechen und stellen daher dieselben hier noch übersichtlich zusammen.

Centralkörper: die Sonne.

Planeten:	Mittlere Entfernung von der Sonne	Umlaufszeit um die Sonne in Tagen
Merkur	0,39	88
Venus	0,72	225
Erde mit 1 Mond	1,00 (= 20 Mill. geogr. Meilen)	365
Mars mit 2 Monden	1,52	687
Planetoiden 219	2,13—3,94	1140—2960
Jupiter mit 4 Monden	5,20	4333
Saturn mit 8 Monden	9,54	10 759
Uranus mit 6 Monden	19,19	30 689
Neptun mit 1 Mond	30,07	60 187

Die Dattelpalme im Cultur- und Geistesleben des Orients.

Von
Prof. Th. Fischer
Kiel.

Die Dattelpalme, von welcher zu uns nur die weniger guten Früchte gelangen, weil die besseren, weicheren Sorten nicht gut transportabel sind, auch bei uns nur als Naschwerk dienen, spielt im großen Wüstengebiet der alten Welt, zwischen dem Indus und dem Atlantischen Ocean eine so außerordentliche Rolle wie sonst kein Baum in außertropischen Erdräumen. Sie ist in so hohem Grade der Charakterbaum dieses ungeheuren Ländergebiets, ja meist der einzige Baum, daß dasselbe auf den mittelalterlichen Seekarten der Italiener, auf denen Flaggen, Legenden oder eingezeichnete Bilder unser politisches Colorit ersetzen, treffend durch das Bild dieses Baumes bezeichnet zu werden pflegt. Dort ist derselbe der Ernährer von Millionen Menschen, er allein hat erst die Wüste bewohnbar gemacht und seine Cultur reicht soweit zurück als eben noch historische Zeugnisse reichen. Wir begreifen daher, daß die Dattelpalme im gesammten materiellen und geistigen Leben der Bewohner jener Länder eine ganz besondere Rolle spielt, daß er denselben, fast möchte ich sagen, menschlich nahe steht.

In dem alten Culturlande Aegypten, das noch heute in einzelnen Gegenden einem lichten Palmenwalde gleicht und wo die Steuerregister jetzt nicht weniger als 4 479 901 Dattelpalmen zählen, (gegenüber nur 1 145 048 sonstigen Fruchtbäumen) ist die Dattelpalme als Culturbaum und als Faktor im Culturleben beim Beginn unserer historischen Kenntniß selbst vorhanden. Isis, die Göttin der Fruchtbarkeit, erscheint stets mit einem Palmenzweige zur Seite und bei ihren Festen treten Palmträger in der Procession auf. Aus den Inschriften von Denderah ersehen wir, daß die Opferstiere mit Palmbast gereinigt und auf einer Schlachtbank aus Palmenholz abgethan wurden. Die noch heute bei den Völkern des Islam herrschende (nicht ganz richtige) Anschauung, daß die Palme jährlich 12 neue Blätter ansetze, in jedem Monat eines, war auch den alten Aegyptern geläufig und sie diente ihnen daher als Symbol zur Bezeichnung des Jahrescyclus mit den 12 Monaten. Unter den Dingbildern der ägyptischen Hieroglyphik ist die Datteltraube oft verwendet und unter den Lautbildern erscheint ein Mann mit Palmzweigen in jeder Hand oder einem solchen auf dem Kopfe. Nach den Forschungen von Johannes Dümichen ist unter dem in den hieroglyphischen Texten häufig genannten und stets mit ganz bestimmten charakteristischen hieroglyphischen Zeichen wiederkehrenden Baume (âm) nur die Dattelpalme zu verstehen und für den Baum tritt zuweilen die Dattel, (bâner) ebenfalls mit charakteristischem hieroglyphischem Zeichen ein. Dies läßt darauf schließen, daß der Baum schon in sehr alter Zeit, in einer Zeit, aus welcher uns directe historische Ueberlieferung kaum erhalten ist, tief im 3. Jahrtausend vor Christus schon edler Fruchtbaum war. Dem entsprechend sehen wir auf zahlreichen bildlichen Darstellungen auf den Denkmälern von Theben, deren Zeit freilich nicht genügend feststeht, Dattelpalmen mit mächtigen Fruchttrauben beladen von den Aegyptern gepflegt und bewässert. Wasserbecken und Weingärten sind dargestellt,

umgeben von Reihen von Dattel- und Dumpalmen. Dattelbrote und getrocknete Datteln sind in den Gräbern von Theben gefunden worden, eines der ersteren wird im Britischen Museum aufbewahrt. Auf dem Pyramidenfelde von Sakarrah finden wir auf der Wand des wohl mindestens bis zum Jahre 2000 v. Chr. zurückreichenden Grabtempels eines vornehmen Aegypters Namens Ti, die ihm gehörigen Ortschaften durch Frauengestalten dargestellt, welche die Todtenopfer für Ti an Speisen und Getränken herbeibringen, der Name jedes Ortes durch Zusammensetzung mit dem des verstorbenen Besitzers gebildet. Darunter erscheint auch das Palmen-Ti, also wohl der Ort, welcher Ti's Haushalt mit Datteln, vielleicht auch mit Palmenwein zu versehen hatte. Wir sehen also, daß die Dattelpalme als Volksnahrung in Aegypten in sehr alter Zeit schon eine große Rolle spielte. Doch müssen wir uns hüten, mit dem geistvollen, aber allzusehr an vorgefaßten Anschauungen festhaltenden Thomas Buckle diese ihre Bedeutung zu überschätzen und etwa auf diese massenhafte und billige Nahrung allein die Verdichtung der Bevölkerung und die ganze eigenthümliche Culturentwickelung der Nil-Oase zurückzuführen. So wichtig im ganzen Wüstengebiet noch heute die Dattel als Volksnahrung ist, so bildet sie doch nur ausnahmsweise und höchstens auf Monate die einzige Nahrung, überall ist daneben Getreidenahrung, Milch, Fleisch oder Fisch, je nach der Gegend, nothwendig, in den Sahara-Oasen verlangt auch der Aermste daneben Getreidenahrung und meist ist diese, nicht die Dattel die Basis der Ernährung. Genau so war es im alten, genau so ist es im modernen Aegypten: Weizen, Gerste und Bohnen, in Ober-Aegypten und Nubien mehr Durrah bildeten die Hauptnahrung, die Dattel ergänzte dieselbe nur. Dem entsprechend bestanden die Einkünfte, welche Tuthmosis III. um 1600 v. Chr. dem von ihm erbauten Tempel zu Semneh in der Thebais anwies, der Gegend, welche von jeher die vorzüglichsten Datteln hervorbrachte, in Durrah und Stieren. Der biblische Joseph sammelte auch in den sieben fetten Jahren nicht etwa Datteln in den Vorrathshäusern Pharao's, sondern Weizen; auch ließ Jacob seine Söhne nicht etwa Datteln aus Aegypten holen. Und als beim Auszug der Kinder Israel aus Aegypten die Plagen über Aegypten verhängt wurden, zerstörte ein Hagelschlag nicht etwa die Dattelhaine, sondern die Gerste und den Leinen, verschonte aber die anderen Saaten, offenbar weil sie in der Entwickelung noch so weit zurück waren, daß ihnen der Hagelschlag nicht schadete.

Wie noch heute die Dattelpalme im holzarmen Aegypten mannigfach für Bauzwecke verwendet wird, so war das jedenfalls auch in den ältesten Zeiten schon der Fall und so mußte dieselbe einen tiefgreifenden Einfluß auf die Entwickelung der ägyptischen Baukunst ausüben. Es liegt so nahe, daß man zuerst den Palmenstamm als Stütze des Daches anwendete und dann bei vervollkommneter Technik an Stelle dieser immerhin gebrechlichen Säule eine solche aus Stein setzte, der man aber die Formen des herrlichen Baumes zu wahren suchte. Ist uns ja von Mohamed direct bezeugt, daß er als die ersten Säulen der Moschee zu Medina Palmstämme in einer Erdmauer aufrichtete, die erst vom Khalifen Omar durch Erd- (wohl Luftziegel-) Pfeiler ersetzt wurden. Vielleicht verlockten auch die herrlichen Kronen der Palmen, welche sich neben einem Tempel und neben den doch wohl noch älteren Lotus-Säulen erhoben, zur Nachbildung in Stein. Jedenfalls sehen

wir den Palmenstamm und das Palmen-Capitäl schon sehr früh in der ägyptischen Baukunst verwendet, und merkwürdiger Weise kommen in der Natur wirklich so kurzstämmige, dicke Palmstämme vor, wie diejenigen, welche die ägyptischen Säulen, gewiß nur in Folge der schwierigen Behandlung des Stein-Materials, darstellen. Fern im Westen, im algerischen Oasen-Archipel des Wed Suf, erlangt der Palmbaum in Folge der höchst eigenthümlichen Cultur desselben in bis 8 m tiefen einem auf die Spitze gestellten Kegel ähnlichen Gruben nicht die bekannte schlanke Gestalt, sondern setzt auf wenige Meter hohem, starkem cylindrischen Stamme, der nach unten konisch verdickt ist, eine gewaltige Blätterkrone an, so daß er überraschend den ägyptischen Palmensäulen gleicht. Am herrlichsten und großartigsten finden wir dieselben angewendet in dem großen Tempel von Edfu (Apollinopolis magna), wo die Krone des Baumes als wahrhaft nationales Säulencapitäl vom Künstler in wunderbarer Treue bis in die kleinsten Einzelheiten an Capitälen dargestellt ist, welche den riesigen Umfang von $6\frac{1}{2}$ m haben. Außerordentlich zierlich sind die Schuppen des Stammes, die Datteltrauben und die graciöse Krümmung wiedergegeben, welche dem Palmenzweige an seinem obersten Ende eigen ist. Ueberraschend ist namentlich auch der Eindruck, welchen noch heute die Palmen und Palmengruppen hervorrufen, welche in und um die Ruinen des Tempels von Qâu (Antaeopolis) und oft dicht neben den noch wohl erhaltenen, aufrecht stehenden Säulen mit Palmencapitälen stehen. Dort kann man die Natur und ihre steinerne Nachbildung am besten studiren. Die Palmencapitäle von Qâu bestehen aus 9 langen Palmzweigen, welche kühn emporstrebend oben mit graciösen Krümmungen enden. Die Spitzen der Blätter sind durch ein in ihnen entsprechenden neun Theilen zierlich ausgeschnittenes Massif vereinigt. Ihre Anordnung ist eine verschiedene mit Rücksicht auf den viereckigen Würfel, welcher das Capitäl trägt. Diese anscheinende Unregelmäßigkeit wird durch die ungleiche Zahl der Palmzweige hervorgerufen, die nur bei den Capitälen von Qâu vorkommt. Sie bewirkt, daß die Capitäle von vorn immer ein en face gesehenes Blatt darstellen, von rückwärts vom entgegengesetzten Ende des Durchmessers eine von den Flächen zweier anderer Blätter gebildete Kante. Der Schnitt der Vorderseiten, der Kanten und der Krümmungen der Capitäle ist von herrlicher Durchführung. Auf den trefflichen Tafeln, welche die ägyptischen Denkmäler nach den Forschungen der Bonaparteschen Expedition darstellen, finden wir im I. und IV. Bande auch diese Tempel und ihre prächtigen Säulencapitäle abgebildet. (Description de l'Égypte, Antiquités sec. ed., Bd. I Planche 5, 6, 8 Fig. 8 u. 18, 55, 75 Fig. 2 u. 5, 76 Fig. 9, 89 Fig. 5, Band IV Taf. 39, 40, 41 Fig. 4 u. 5 A.) Auch in den berühmten Tempeln von Philae und anderwärts kehren diese Palmencapitäle wieder und Herodot erzählt uns, daß in dem aus Stein erbauten Tempel von Sais die Säulen der Gestalt des Palmbaums nachgebildet waren.

In ägyptischen Denkmälern finden wir auch die ältesten chronologisch sicher gestellten Zeugnisse dafür, daß auch bei Babyloniern und Assyriern die Dattelpalme sehr früh eine Rolle im Culturleben spielte. Die Inschriften von Karnak berichten uns nämlich von den culturhistorisch so wichtigen ältesten Kämpfen zwischen Aegyptern und Assyriern seit dem Ende des 17. Jahrhunderts v. Chr. unter Tuthmosis III. (XVIII. Dynastie), welche eine erste Berührung ägyptischer Cultur mit den Cultur-



völkern Asiens herbeiführten, durch welche sich Aegypten um eine Fülle von Erzeugnissen der Natur und des Gewerbfleißes bereicherte und unter anderen zuerst Pferde und Kriegswagen kennen lernte. Unter der Beute und den den Assyriern auferlegten Tributen befinden sich auch ungeheure Mengen Palmwein. Wie in Aegypten hat man auch in Mesopotamien und speciell dem alten Chaldana Spuren gefunden, daß auch hier die Dattel als Volksnahrung ins Gewicht fiel. Oberst Taylor hat in den chaldäischen Ruinen von Mugheir, dem biblischen Ur, einem der ältesten Sitze chaldäischer Cultur, Reste von Palmenstämmen, welche als Balken gedient haben mochten und Reste von Dattelkernen in den Gräbern gefunden, so daß man anscheinend auch hier den Todten noch etwas von ihrer Lieblingsspeise mit in das Grab gab. Diese Dattelkerne kommen nur mit Stein- und Bronce-Werkzeugen zusammen vor, man möchte ihnen daher ein hohes Alter, Anfang des 2., wenn nicht des 3. Jahrtausend v. Chr., zuschreiben. Aus beträchtlich späterer Zeit finden wir Datteln pflückende Frauen auf Babylonischen Denkmälern dargestellt. Zahlreicher, aber aus noch jüngerer Zeit sind die Darstellungen, welche die Dattelpalme in der assyrischen Kunst gefunden hat, namentlich in den in Kujundschik ausgegrabenen Palästen. Dort finden wir Früchte dargestellt, welche zu einem Gastmahle aufgetragen werden, unter ihnen auch Büschel reifer Datteln. Ein Basrelief von Kujundschik stellt dar die Unterwerfung einer an einem Flusse anscheinend in sumpfiger, wohl von unbotmäßigen arabischen Stämmen bewohnter Gegend gelegenen Stadt und Landschaft, die wir nach der überraschenden Aehnlichkeit, welche die dargestellte Landschaft mit der heutigen am unteren Euphrat hat, dort zu suchen haben. Zahlreiche assyrische Krieger sind eben beschäftigt, die fruchtbeladenen Dattelpalmen umzuhauen. Da Henry Layard nachgewiesen hat, daß Sennacherib der Erbauer dieses Palastes war, so reichen diese Sculpturen nicht weiter als ins Ende des VIII. Jahrhunderts v. Chr. zurück. Etwas weiter bis gegen das Jahr 1000 mögen andere rohere Darstellungen der Dattelpalme, von solchen umgebene assyrische Tempel u. dergl. zurückreichen. König Asshur-bani-pal ist in seinem Palaste zu Kujundschik dargestellt in einem Dattelhaine und auf einer anderen Sculptur erheben sich zwei große mit Früchten beladene Dattelpalmen neben dem Streitwagen des aus der Schlacht heimkehrenden Königs. Schilderungen aus den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung und den ersten nach derselben lassen uns Mesopotamien als einen ungeheuren Palmenwald erscheinen. Dennoch ist uns sicher genug bezeugt, daß auch hier Weizen und Gerste die Grundlage der Ernährung bildeten. Nicht anders war es jedenfalls zur Zeit der arabischen Herrschaft, wo hier die Dattelcultur so hohe Blüthe erlangte, daß die Dattelgärtner aus Basra im XII. Jahrhundert die Palmen mit Guano, wohl die älteste Verwendung desselben, düngten, den sie um hohen Preis von den Felseninseln im persischen Meerbusen bezogen. Auch in Mesopotamien scheint die Dattelpalme auf die Entwicklung der Architektur, wenn auch in anderer Weise wie in Aegypten, eingewirkt zu haben. Man benutzte dort, wo die Häuser aus Luftziegeln erbaut wurden, die Palmstämme als Balken, wobei sich bald die Beobachtung aufdrängte, daß sich der belastete Palmstamm nach oben, der Last entgegen, krümmt. Xenophon vergleicht diese Krümmung derjenigen eines belasteten Eselsrückens. Stellte man nun zwei so gekrümmte Palmstämme gegen

einander, so hatte man die Rippe des gothischen Spitzbogens, die dann in Luftziegeln nachgeahmt wurde, wie sich Spuren davon in den antiken Babylonischen wie in den modernen Backsteinbauten von Bagdad finden. Und sogar auf den Schiffsbau ist hier in Mesopotamien wie am Persischen Meerbusen die Dattelpalme von Einfluß gewesen und Vergleiche von sonst und jetzt zeigen wie sich darin seit Jahrtausenden nichts geändert hat. Dieselben Boote von kreisrunder Form, von beiden Seiten getheert und sich drehend fortbewegend, die wir schon auf assyrischen Denkmälern dargestellt finden, werden noch heute auf dem Tigris verwendet. Es sind die sog. Kuffeh, die nur aus Blättern der Dattelpalme gemacht werden. An der Mündung des Schat-el-Arab werden noch heute Schiffe gebaut aus Palmenholz, mit Datteln als Proviant und Kaufmansgut beladen. Auch in den zahlreichen kleinen Küstenfahrern, welche im persischen Bender Abbas gebaut werden, besteht nur der Hauptbalken, der alles zusammenhalten muß, aus indischem Teakholz, alles andere ist von der Dattelpalme genommen.

Weit inniger noch als in Aegypten und Mesopotamien ist die Dattelpalme mit der Cultur, dem Cultus und dem gesammten geistigen Leben der Araber verwachsen. Arabien entbehrt so befruchtender Ströme, wie der Nil, der Euphrat und Tigris sind, es erzeugt nicht wie jene Länder ungeheure Mengen von Cerealien, die Dattelpalme ist dort in höherem Maße Ernährerin, dort bricht in der That Hungersnoth aus, wenn etwa Heuschreckenplage die Dattelernte fehlschlagen macht. So wurden denn dem Baume in den verschiedenen Gegenden des Landes göttliche Ehren erwiesen. In Nedschran, einer alten Dattellandschaft, die wir neuerdings zuerst durch Joseph Halévy etwas kennen gelernt haben, in welcher sich aber schon die römischen Legionen unter Aelius Gallus (24 v. Chr.) von Datteln nährten, verehrten die Bewohner einen heiligen Palmbaum, der außerhalb ihrer Stadt stand und zu dem sie an einem gewissen Tage in Procession hinaus zogen und ihn mit reich gestickten Teppichen behingen, weil dann aus diesem Idole ein Dämon zu ihnen sprach, dem sie so ihre Ehrfurcht bezeugten. Ebenso verehrte der Stamm der Takif, der bei Taif wohnte, die Göttin Allat in einem großen mit Weihegeschenken begabten Baume, welcher unter den Palmen des Thales von Nachlah hervorragte. Auch in Oman wurden der Dattelpalme als heiligem Baume alljährlich Feste gefeiert und Opfer gebracht. Eine besonders heilig gehaltene Stätte der Palmencultur war der Palmenhain im Wadi Firan, auf der Sinai-Halbinsel, der mit seinen reichen Quellen und davon genährter reicher Vegetation inmitten öder Felsenwüste von jeher den Menschen angezogen hat und selbst von den Barbaren heilig gehalten wurde. Ein uralter Altar aus festem Stein war in dem Haine errichtet, bedeckt mit alterthümlichen unbekannten Schriftzügen. Ein Mann und eine Frau standen als Priester und Priesterin auf Lebenszeit dem Heiligthume vor und die dort Lebenden wurden zu den Seligen gerechnet. Alle fünf Jahre wurde in dem Palmenhaine ein Fest gefeiert, zu welchem von allen Seiten die Umwohner zusammenströmten, um den Göttern des Heiligthums fette Kameele zu opfern und heilbringende Wasser aus den dort sprudelnden Quellen mit nach Haus zu nehmen. Eine andere Quelle berichtet ergänzend, daß das priesterliche Paar sich in Felle kleidete und von den Datteln nährte, der wilden Thiere wegen jedoch die Nächte in Hütten auf den Wipfeln der Palmen zubrachte. Es erinnert uns dies Paar

an den einsamen unsterblichen Mönch, welcher jetzt in dem dem Sinai-Kloster gehörigen Palmenhaine etwas landeinwärts von Tor im Thale El Wadi wohnt und den Hain für sein Kloster bewacht. Serb-Baal, der Palmenhain des Baal, so wurde dieser heilige Hain genannt und nach ihm der Berg, an dessen Nordseite er liegt. Baal, der von den Stämmen des nordwestlichen Arabiens besonders verehrt wurde, war der Gott, welcher Frucht und Wasser in der Wüste spendete, und so nannte man später in Arabien alle nicht von Menschen gepflanzten und gepflegten, sondern lediglich auf Regen und Bodenfeuchtigkeit angewiesenen Dattelpalmen Allah's Datteln. Allah selbst hatte wie das Kameel, so auch die Dattelpalme aus einem Reste desselben Thons, aus dem er den Menschen gebildet hatte, geschaffen und dem Menschen aus dem Paradiese in's Leben mitgegeben. Der Araber betrachtete den edeln Baum daher als seinen Verwandten und der Prophet soll selbst zur Achtung vor demselben aufgefordert und gemahnt haben: „ehret ihn als eure Base"! Kameel und Dattelpalme, diese einander so ähnlichen Vertreter des Thier- und Pflanzenreichs im großen Wüstengebiet, blieben daher dem Gläubigen auf Erden göttergleich und gehören im zukünftigen Leben mit zu seinem Paradiese, in welchem der Prophet ihm noch Datteln verheißt. Unter der Palme, so verheißt der Koran, am klaren Wasser des lebendig dahin murmelnden Baches wird der wahre Gläubige im Paradiese Jungfrauen mit dunkeln keuschen Augen liebkosen, die noch nie weder ein Mann noch ein Genius berührt hat. Im Koran ermahnt auch der Prophet die Gläubigen, Gott zu danken für seine Gaben, für die nährenden Gewächse, die Weintrauben und die Datteln, weil auch darin für den Nachdenkenden göttliche Offenbarungen gegeben seien. Diesen Vorstellungen entspricht es, daß der treffliche Kosmograph Kazwini die Dattelpalme dem Menschen gegenüberstellt, dem sie gleiche durch ihre gerade, schlanke, aufrechte Gestalt und Schönheit, durch ihre Scheidung in zwei Geschlechter, wie durch ihre Befruchtung. Schlage man dem Palmbaum den Kopf ab, d. h. die Krone, die Endknospe, so sterbe er; seine Blüthe sei wie ein Embryo in ein Thiermembran in die Spatha eingehüllt und habe einen spermacetischen Geruch. Wenn das Hirn des Palmbaums leide, so leide auch der ganze Baum mit; seine Zweige, wenn einmal abgebrochen, wachsen so wenig wieder wie die Arme eines Menschen; seine Fasern und Netzgewebe bedecken ihn, wie der Haarwuchs den Mann, und alle weiblichen Palmen, die eine männliche umstehen und von ihr Duft erhalten, werden von ihr befruchtet.

Diesen den Baum gewissermaßen menschlich belebenden Anschauungen entspricht es, daß der Araber unter den Krankheiten desselben auch eine nennt, von der auch die landwirthschaftlichen Schriften der Araber zu handeln nicht unterlassen und welche als Eschq, Liebe, bezeichnet wird. Sie besteht darin, daß eine weibliche Palme den Blüthenstaub der ihr zunächst stehenden männlichen aus Abneigung nicht aufnimmt, dafür sich unter den ferner stehenden einen Liebling erwählt, dem sie sich zuneigt, womit aber ein Verkümmern verbunden sein soll, dem nur zu steuern ist dadurch, daß man beide durch Stricke aus Palmfasern verbindet und die weibliche mit dem Blüthenstaube der männlichen befruchtet.

Wie in der christlichen Legende von der Flucht nach Aegypten durch die Wüste der Palmbaum seine mit Datteln beladenen Zweige herabneigt, so mußte nach einer Legende im Koran der dürre Palmstamm, an dessen Wurzel die Wöchnerin

Maria das Christuskind gebar, auf dessen Geheiß seine Früchte in den Schooß der verschmachtenden Mutter schütteln, eine Sage, der wir in überraschender Aehnlichkeit, wohl mit dem Baume aus dem semitischen Oriente eingeführt, auch bei den Griechen begegnen: Leto gebiert nach dem Hymnus auf den Delischen Apollo am Fuße der berühmten Delischen Palme, deren Stamm mit den Armen umfassend, den Apollo. Es scheint dies darauf hin zu deuten, daß schon in sehr alter Zeit, wie die Dattelpalme von allen Völkern als Symbol der Fruchtbarkeit angesehen wurde, so Frauen, welche zu gebären im Begriff waren, auch bei Griechen und Römern, vermuthlich nach aus dem Orient überkommener Sitte, einen Palmzweig berührten. In Persien pflegte man der Braut eine goldene Palme darzureichen als Vorzeichen einer langen Fruchtbarkeit. Bei vielen Völkern galt der Genuß von Datteln bis in die neueste Zeit als Gebärenden sehr förderlich.

Entsprechend der Wichtigkeit und dem Werthe des Baumes galt es zu allen Zeiten und bei allen Völkern für eine Sünde, denselben umzuhauen in der Absicht, dadurch Feinden zu schaden. Und selbst Mohammed mußte sich seinen über diese Sünde empörten Anhängern gegenüber entschuldigen, als er sich durch seinen Haß gegen die Juden von Cheibar zu dem Befehle hatte hinreißen lassen, ihre Palmenhaine niederzubrennen und auszureißen. Der Khalif Abu Bekr nahm infolge dessen unter seine 10 dem Volke gegebenen Gebote auch den Befehl auf: zerstöret keine Dattelbäume! Ein Gebot, das bis heute nur selten und nur in den erbittertsten Kämpfen verletzt worden ist. Denn in der That vergehen Jahre, ehe junge Pflanzungen wieder ertragsfähig werden, und Jahrzehnte, ehe sie zu voller Ertragsfähigkeit gelangen. Durch Umhauen der Palmen oder selbst nur der männlichen kann eine ganze Landschaft veröden und die Bewohner dem Verhungern ausgesetzt werden.

Zahlreiche arabische Dichter besingen die Ernährerin des Landes und landwirthschaftliche Schriftsteller geben in umfangreichen Werken Anleitung über den ihr zusagenden Boden, die Bewässerung, die Legung des Kerns oder Pflanzung der Schößlinge, Düngung u. s. w.; der Einfluß des Mondes auf diese Vorgänge wird hervorgehoben und eine Menge abergläubiger Vorstellungen knüpfen sich bei den Arabern an den Baum. Das gesammte Leben des arabischen Volks ist an das Vorhandensein der Dattelpalme gekettet; ohne sie würden thatsächlich weite Striche des Landes gar keine, andre nur wenige Bewohner zu ernähren im Stande sein, das Land hätte nicht jene zahlreichen streitbaren Schaaren nach Osten und nach Westen, nach Norden und nach Süden aussenden und dem Islam eine Welt erobern können, wenn die Dattelpalme nicht eine gewisse Verdichtung der Bevölkerung erlaubt hätte. Wir können daher sagen, daß auch die weltgeschichtliche Rolle, welche das arabische Volk gespielt hat, in engstem Zusammenhange mit seinem heiligen Baume steht, wenn wir auch diesen Satz sofort durch einen zweiten beschränken müssen, den nämlich, daß die Araber aber erst außerhalb Arabiens auf begünstigterem Boden zu dem Culturvolke werden konnten, das einen so nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung der Gesammtcultur ausgeübt hat. Denn wenn die Culturbedeutung der Dattelpalme auch insofern eine sehr hohe ist, als sie eine in Bezug auf den Naturzustand oder selbst das Nomadenleben fortgeschrittene Cultur hervorzurufen vermag, so müssen doch zahlreiche andere gewichtige Factoren

hinzukommen, um einen weiteren Fortschritt herbeizuführen. Wo diese fehlen, sehen wir noch heute genau dieselben Zustände in der Region der Dattelpalme vor uns wie schon vor Jahrtausenden.

Bei den den Arabern in physischer wie geistiger Hinsicht so nahe stehenden Israeliten spielt die Dattelpalme, obwohl sie nur an einem Punkte von Palästina, im tiefen Spalte des Ghor, namentlich bei Jericho, ihre Früchte völlig reift, ebenfalls eine große Rolle: im Cultus, bei Festlichkeiten, in der Poesie u. s. w. Wie die Araber ihre Hütten aus Palmzweigen unter Palmen aufschlugen, so wohnte auch die Richterin Debora auf den Bergen Ephraim unter Palmbäumen, wenn auch sicher keinen reife Früchte hervorbringenden. Zum Laubhüttenfeste, das zur Erinnerung an die Zeit, wo Israel auf dem Zuge durch die Wüste in Laubhütten (wir dürfen wohl annehmen Hütten aus Palmzweigen, von den Arabern mit einem aus Indien überkommenen Worte Kadaschan genannt) wohnte, gefeiert wurde, wurden diese Hütten mit Palmzweigen geschmückt, eine Sitte, welche zu Nehemia's Zeiten, nachdem sie außer Uebung gekommen, wieder eingeführt wurde, als unter Esra die erste Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft mit Jubel und Freude in Jerusalem gefeiert wurde. Die Palmblätter blieben seitdem ein Symbol des Jubels und der höchsten Freude, ein Symbol des Sieges fast bei allen Völkern, wie der Evangelist Johannes dies an dem Tage des Einzugs des Herrn unter dem Rufe Hosianna verewigt hat. Wie ein arabisches Sprichwort junge Männer Palmen vergleichbar nennt, so wird im Hohen Liede die Gestalt des schönen Weibes der schlanken hohen Palme verglichen: „dein Wuchs gleicht der Palme und deine Brüste den Datteltrauben." Auch der arabische Dichter Abd-er-Rahmân Giâmî vergleicht die schöne Suleika der anmuthigen Palme, welche ihr Haupt hoch erhebt in den lieblichen Gärten. Tamar, die Palme, war seit den frühesten Zeiten der Name schöner hebräischer Jungfrauen, wie der Töchter König Salomos und Absaloms. Die Palme ist in der hebräischen Poesie „der Baum gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl"; der Baum, welchen der Psalmist dem Manne vergleicht, „der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, sondern hat Lust zum Gesetze des Herrn und redet von seinem Gesetze Tag und Nacht," also ähnlich wie Mohammed denselben als eine göttliche Offenbarung erkennt. An einer anderen Stelle dient das dauernde Grün des Palmbaums dem Psalmisten als ein Bild des blühenden und dauernden Wohlstandes der Gerechten und Frommen. David tröstet sich mit dem Gedanken, daß der Gerechte blühen wird wie die Palme. Auch bei den Israeliten scheint die Dattelpalme von Einfluß auf die Architektur gewesen zu sein, wenigstens wird bezeugt, daß der schöne Schwung des Palmblattes schon beim Salomonischen Tempelbau zu architektonischem Schmuck, vielleicht selbst zur Säulenbildung angewendet wurde.

Wir sehen also, daß der herrliche Baum, der den nordischen Reisenden im äußersten Süden Europas immer und immer wieder Bewunderung entlockt und den Maler zu bildlicher Darstellung reizt, obwohl er dort kaum blüht und keine eßbaren Früchte reift, ja, wenn auch eine Hauptzierde der Landschaft, doch kaum seine Gestalt zu den majestätischen Formen seiner Heimat entwickelt — daß dieser Baum seit Jahrtausenden bei den Völkern des Orients als Spender von Speise

und Trank, als Schirm gegen die glühenden Strahlen der Sonne, wegen seiner herrlichen Gestalt und sonstigen Nutzens in hohen Ehren steht, daß er ihre gesammte Culturentwickelung, ihre Kunst, ja auch ihre Poesie beeinflußt hat, bei Aegyptern und Chaldäern gewiß nicht weniger als bei Arabern und Israeliten, wenn uns auch nur von letzteren directe Zeugnisse davon aufbewahrt sind. Ist auch der materielle Werth einiger andrer Bäume, aber nur weniger, kaum minder bedeutend, so ist doch in letzterer Hinsicht gewiß keiner mit der Dattelpalme zu vergleichen.

Beiträge zur Lage der deutschen Industrie und insbesondere zum angeblichen wirthschaftlichen Rückgang Deutschlands in der angeblichen Aera des Freihandels.

Von

E. Laspeyres.

Gießen.

II.

Die Zahl der in einer Industrie Werkthätigen ist in vielen Beziehungen ein ungenügendes Kriterium. Am wenigsten schlecht mag dieses Kriterium noch sein, wenn es gilt, dasselbe Gewerbe in zwei nicht zu weit von einander liegenden Zeitpunkten zu vergleichen, weil in einem kurzen Zeitraum das Verhältniß von Leistung der Arbeiter zu Leistung der Kraftmaschinen und der Arbeitsmaschinen sich jetzt nicht mehr sehr viel ändert. Schlimmer schon sieht es aus mit einer Vergleichung derselben Industrie in sehr weit von einander liegenden Zeiten, denn alsdann kann im Verlauf der Zeit sehr viel Menschenarbeit in Maschinenarbeit übergegangen sein und kann zweitens die Production sich allmälig auf feinere Producte geworfen haben oder auf gröbere. Noch problematischer ist dieselbe Industrie in verschiedenen Staaten gegen einander abzuwägen an Arbeiterzahl, da in beiden Ländern auf gleiche Arbeiterzahl sehr verschiedene Maschinenzahl und Maschinenstärke fallen kann. Diese Frage steht für uns aber nicht in Betracht. Am Wenigsten darf man für denselben Zeitpunkt nach der bloßen Arbeiterzahl die Bedeutung der Industrieen eines Landes gegen einanderes abschätzen. Darum war es ganz in der Ordnung, wenn unsere Industriezählung im Dezember 1875 neben der Arbeiterzahl auch noch die todten Motoren und die bedeutendsten Arbeitsmaschinen zu ermitteln bestrebt war. Freilich kann die Arbeitsmaschine wieder nur dienen, um die gleiche Industrie eines Zeitpunktes mit einem andern Zeitpunkt oder die gleiche Industrie eines Ortes mit einem andern Ort zu vergleichen, da wohl Spindelzahl mit Spindelzahl, aber nicht Spindelzahl mit Webstuhlzahl oder Drehbank mit Hobelbank, Dampfhammer mit Walzenstraße verglichen werden kann. Fragen wir darum nur noch, wie die 19 oft genannten Industrieen sich zu einander verhalten nach der Arbeiterzahl und wie nach der Zahl der Pferdestärken. Zuweilen fügen wir dann auch noch hinzu, wie die Rangfolge in der Anzahl der Dampfkessel ist.

Am Ungenügendsten tritt nach Arbeiterzahl bemessen der Bergbau in seiner Bedeutung hervor. Im Bergbau sind 405 538 Erwerbthätige oder nur 6,6 pCt. Aller, er steht unter 19 Rangstufen (die 19te als die oberste gerechnet) auf der 13ten Stufe, hingegen hat er von allen Dampfkesseln 11 409 oder 31,1 pCt., von allen todten Pferdekräften 422 329 oder gar 40 pCt. aller 1 055 755 Pferdekräfte; nach Kesselzahl wie nach Pferdekräftezahl steht er auf der obersten Stufe Nr. 19, die Arbeiterzahl setzt den Bergbau um 6 Rangstufen zu niedrig. Aehnlich ist es mit der Papier- und Lederindustrie. Ihre 176 758 Erwerbthätigen sind nur 2,9 pCt. ihre 1585 Dampfkessel aber 4,3 pCt. und ihre 61 435 Pferdekräfte 5,8 pCt. Nach Erwerbthätigen steht die Papier- und Lederindustrie auf der achten Stufe, nach Kesseln und nach Pferdekräften auf der fünfzehnten, also sieben Stufen zu niedrig.

Der „Verkehr" steht an Erwerbthätigen bemessen um 9 Rangstufen tiefer als nach Pferdekräften, aber nur um 3 Rangstufen tiefer als nach Kesseln. Im Verkehr spielen die Kessel der Dampfschiffe, welche zu den größten gehören, eine große Rolle, darum weicht die Stellung „nach Kesseln" weniger als die Stellung nach Pferdekräften von der Stellung nach Werkthätigen ab. Umgekehrt in der Maschinenindustrie. Diese steht nach Arbeiterzahl in elfter Linie, nach Kesselzahl in sechszehnter, nach Pferdekräftezahl in dreizehnter, also nach Arbeiterzahl um 5 Stufen höher als nach Kesseln, aber nur um 3 Stufen höher als nach Pferdekräften. Die Chemische Industrie steht nach Arbeiterzahl mit Nr. 5 um 6 Stufen niedriger als nach Kesselzahl und um 5 Stufen zu niedrig als nach Pferdekräften. Endlich Heizungs- und Beleuchtungsstoffe stehen mit ihrer Nr. 4 um je 5 Stufen tiefer als nach Kessel- und Kräftezahl.

Nach diesen Gewerben folgen 9 Gewerbe, in denen nach Kessel- wie nach Pferdekräftezahl die Abweichung von der Rangstufe nach Arbeiterzahl gar nicht oder bis höchstens 3 Rangstufen abweicht, wir übergehen diese hier und verweisen nur auf die folgende Tabelle. Es bleiben auf dem andern Ende nur noch 4 Gewerbe nach, welche nach Arbeiterzahl viel höher stehen als nach Kessel- und Kräftezahl. Den extremsten Fall betrachten wir wie oben das andere Extrem, den Bergbau, in einigen Zahlen. Es ist das Bekleidungsgewerbe. Dieses steht mit seinen 976 991 Werkthätigen (oder mit seinen 16,4 pCt. aller 5 949 142 Werkthätigen) auf der obersten, der neunzehnten Rangstufe, mit seinen 268 Dampfkesseln (oder mit nur 0,7 pCt. aller Kessel) nur auf der sechsten Rangstufe, also 13 Stufen tiefer, mit seinen 2667 Pferdekräften (oder mit nur 0,25 aller 1 055 755 Pferdekräften) sogar nur auf der fünften Stufe, also 14 Stufen tiefer als nach Arbeiterzahl. Wie man den Bergbau nach Arbeiterzahl und nach Dampfkraft in seiner Wichtigkeit beurtheilen muß, so das Bekleidungsgewerbe fast nur nach der Arbeiterzahl; ebenso den Handel, der nach Zahl der Werkthätigen richtiger in seine siebenzehnte Rangstufe gestellt wird als der Kesselzahl nach in die fünfte und den Pferdekräften nach in die siebente. Ebenso steht es mit dem Baugewerbe, das nach Arbeiterzahl die fünfzehnte, nach Kesselzahl nur die siebente und nach Kräftezahl nur die achte Stufe einnimmt, und auch das Gewerbe der „Beherbergung und Erquickung", das der Arbeiterzahl nach in neunter Stelle steht, ist nach Kessel- und Pferdekräftezahl nur auf der zweiten Stufe.

Das nähere für alle 19 Gewerbe weist die folgende Tabelle nach.

Gegenstand	Rangfolge der Industrieen nach		Nach Arbeiterzahl bemessen steht eine Industrie an Rangstufen		
	Arbeiterzahl	Pferdestärke	zu hoch	gleich	zu niedrig
Bekleidung	19	5	14		
Textilindustrie	18	18		=	
Handel	17	7	10		
Nahrung	16	17			1
Baugewerbe	15	8	7		
Holzstoffe	14	11	3		
Bergbau	13	19			6
Metallverarbeitung	12	12		=	
Maschinen	11	14			3
Steine und Erden	10	13			3
Beherbergung	9	2	7		
Papier und Leder	8	15			7
Verkehr	7	16			9
Polygraph. Gewerbe	6	6		=	
Chemische Industrie	5	10			5
Heizung, Beleuchtung	4	9			5
Gärtnerei	3	4			1
Fischerei	2	1	1		
Künstler-Betriebe	1	3			2

Das Vorstehende wird zur Genüge bewiesen haben, wie nöthig es war, das Bild, welches wir aus der Arbeiterzahl von den Gewerben gewonnen hatten, durch das Kräftebild zu ergänzen. Freilich kann man aus beiden Einzelbildern kein Gesammtbild zusammenfügen. Ein richtiges Gesammtbild würden wir nur schaffen können, wenn für jede industrielle Anlage und damit für jede Industrie der Reinertrag ermittelt würde. Leider ist dies sobald nicht zu erhoffen, denn wenn man auch bei der Uneinigkeit was Reinertrag ist, für einen bestimmten Zweck sich einigen könnte, was in diesem Falle unter Reinertrag *verstanden werden soll*, so würde man doch jetzt noch ungenügende Angaben hierüber bekommen, darum haben bisher alle Industriestatistiken darauf verzichtet, direct nach dem Reinertrag zu forschen. Höchstens verlangen sie, wie die Industriestatistik der Vereinigten Staaten von Nordamerika oder wie die Pariser Gewerbestatistik, den Rohertrag der Geschäfte, d. h. den Verkaufswerth des Jahresproductes. Zur Ergänzung der Bilder, welche Arbeiterzahl, Pferdekräftezahl und Statistik der Arbeitsmaschinen gegeben haben, ist freilich eine solche Statistik des Rohertrags sehr brauchbar, für sich allein giebt auch sie ein Zerrbild, denn in einem fabrikmäßig betriebenen Goldschmiedegeschäft mit einer Million Verkaufswerth wird das Rohmaterial eine enorme Rolle spielen, in einem Geschäft von Spitzenproduction mit gleichfalls einer Million Verkaufswerth nur eine kleine Rolle. Die eine Million sind das Product eines werthvollen Rohmaterials, auf welches wenig Arbeit verwendet ist, die andere Million das Product eines wenig werthvollen Materials, welches viele Arbeit aufgesogen hat.

Immerhin genügt unser unvollkommnes Bild doch, um die große Bedeutung unserer jetzigen Industrie zu illustriren.

Es bleibt nun noch ein Gebiet übrig, auf welchem wir zwar weniger die Größe unserer Industrie für sich, aber die Verschiebung im Charakter der deutschen Production vom überwiegend Ackerbau zum überwiegend Industrie treibenden Volke nachweisen können, wir meinen unsere Statistik des auswärtigen Handels.

Hier werden wir sogleich mitleidig lächelnden Gesichtern bei Denen begegnen, welche unserer bisherigen Handelsstatistik jede Brauchbarkeit absprechen. Wir sind auch von der Unvollkommenheit unserer Handelsstatistik überzeugt und haben dies oft genug ausgesprochen, aber trotz dieser Unvollkommenheit ist sie ein sehr beweiskräftiges Material für den Uebergang Deutschlands vom Ackerbau zum Industriestaat.

Wenn wir dies nachweisen wollen an Vergleichung der drei Jahre 1876/78 mit den früheren drei Jahren 1872/74 und damit sowohl 1875 als 1879 ausschließen, so geschieht Ersteres, damit wir je 3 Jahre mit einander vergleichen, Letzteres damit wir nicht ein einzelnes Jahr, das in seinem Charakter zufällig sein kann, allein nehmen. Grade 1879 ist aber besonders abnorm durch die in dasselbe fallende Zolldebatten, durch die Mitte 1879, Oktober 1879 und Anfang 1880 eintretenden tiefeingreifenden Zolländerungen und daraus folgenden Verschiebungen namentlich im Einfuhrhandel. Wir werden übrigens die betreffenden Daten pro 1879 in einer Anmerkung zufügen.

Unsere Handelsstatistik ist ungeeignet, das Uebergewicht der Industrie in der stärkeren Ausfuhr als Einfuhr von Industrieproducten nachzuweisen, da bis Ende 1879 die Ausfuhren Deutschlands sehr unvollständig ermittelt wurden bei leidlich guter Einfuhrermittlung. Wir können daher immer nur reden vom Uebergewicht des bekannten Theiles der Ausfuhr über die Einfuhr, oder vom Uebergewicht der Einfuhr über den bekannten Theil der Ausfuhr, welcher von Autoritäten wie Soetbeer nur auf ungefähr drei Viertel der wirklichen Ausfuhr angenommen wird. Wenn also sich ergiebt, daß in gewissen Waaren die Einfuhr so und so viel Procente größer sein soll als die Ausfuhr, so sind die Angaben der Mehreinfuhr zu groß, zeigt sich aber, daß in andern Waaren die Ausfuhren größer sein sollen als die Einfuhren, dann sind die Angaben der Mehrausfuhr zu klein.

Ein Uebelstand für die Vergleichung, welcher die Daten 1876/78 in der Eisenbranche zu groß erscheinen läßt, ist der Umstand, daß die bis Ende 1876 zollpflichtigen Eisenwaaren bis Ende 1876 in der Einfuhr in den freien Verkehr keine Durchfuhr enthielten, wol aber 1877 und 1878, daß also hierin die Ziffern zu groß erscheinen. Darum ist das Hauptgewicht im Folgenden zu legen auf das Verhältniß von Einfuhr zu Ausfuhr, in welchem Verhältnisse die auf beiden Seiten, in Einfuhr wie in Ausfuhr, enthaltenen Durchfuhren sich ausgleichen.

Die Waaren, welche in der Einfuhr die bekannte Ausfuhr überwogen, sind fast ausnahmslos Nahrungsmittel, Rohstoffe für die Industrie oder Halbfabrikate für die weiterverarbeitende Industrie. Die Einfuhr war in diesen Artikeln in den ersten 3 Jahren 2 769 020 000 ℳ, in den letzten 3 Jahren 3 074 033 000 ℳ, also eine Steigerung um 11 pCt., dagegen stieg der bekannte Theil der Ausfuhr in diesen Artikeln von 1 195 620 000 ℳ auf 1 531 266 000 ℳ, d. h. um 28 pCt. Das Einfuhrübergewicht ist in beiden Triennien gleich, aber auf die im ersten Triennium kleinere Ausfuhr bezogen ist das Uebergewicht 132 pCt., im letzten

Triennium auf die größere Ausfuhr bezogen nur 101 pCt. Doch dieses Einfuhrübergewicht geht uns hier weniger an als das Manufactur-Ausfuhrübergewicht.

Die Ausfuhr überwiegt fast nur in den Gruppen, welche fast ausschließlich fertige Industrieproducte oder etwa Halbfabrikate enthalten, und einige Gruppen mit Rohproducten des Bergbaus, Erze, Erden, Steine und fossile Brennmaterialien gehören auch noch hierher. Die Artikel mit überwiegender Ausfuhr betragen die ersten 3 Jahre in der Einfuhr 771 903 000, die letzten 3 Jahre nur 622 616 000 ℳ, die Ausfuhr dagegen nahm eine Kleinigkeit zu, nämlich von 1 125 780 000 auf 1184 200 000 ℳ. Daraus folgt ein Anwachsen der Mehrausfuhr von 353 877 000 auf 561 583 000 ℳ. Die Ausfuhr ist also früher nur um 45,8 pCt. stärker gewesen als die Einfuhr, später aber um 90,2 pCt.*) Das Wachsen im Uebergewicht der Manufacturausfuhr liegt nur zum kleineren Theile in vermehrter Ausfuhr, zum größeren in verringerter Einfuhr.

Auf zwei der wichtigsten Industriegruppen, welchen wir im ersten Abschnitt in Bezug auf die Arbeiterzahl, und in diesem Abschnitt in Bezug auf die Motoren auch eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatten, wollen wir hier in Bezug auf den Ausfuhrüberschuß, verglichen mit dem Wachsen der Production, noch specieller eingehen, auf die Textilbranche incl. Verarbeitung und auf die Metallbranche.

Nimmt man in der Industriestatistik, um die Daten mit der Handelsstatistik einigermaßen vergleichbar zu machen, die Textilindustrie, die Bekleidungsindustrie und die Gruppe Papier und Leder, welche in „Leder" wie durch die endliche Verwerthung der Lumpen in „Papier" nach der Bekleidungsindustrie hinschielt, zusammen, dann haben diese Industrieen von 4549 Erwerbsthätigen auf 100 000 Einwohner in 1861 sich bis 1875 gehoben auf 5072 oder um 11,5 pCt. Die ungefähr entsprechenden Gruppen unserer Handelsstatistik, d. h. Garne, Gewebe und Kleider, Haare, Federn, Häute, Leder, Papier ergeben 1876/78 eine durchschnittliche Mehrausfuhr von 41,8 pCt.

Ebenso hat die Metallindustrie, also aus der Industriestatistik Bergbau, Maschinen und Metallverarbeitung von 1861 — 1875 sich von 2330 auf 2750 Erwerbsthätige pro 100 000 Einwohner gehoben, d. h. um 18 pCt. Die Mehrausfuhr in diesen Zweigen, d. h. aus der Handelsstatistik in rohe Metalle, roh bearbeite Metalle, Maschinen, Metallwaren ist 93,4 pCt.

Unser Ergebniß ist im Wesentlichen: Die deutsche Industrie hat es verstanden ihren Absatz nach Außen auszudehnen und noch mehr den einheimischen Absatz sich zu erobern auf Kosten der Einfuhr von Manufacten aus fremden Ländern. Damit kann Deutschland in Anbetracht, daß die letzten Jahre schlechte Jahre waren, gewiß zufrieden sein, und waren diese letzten Jahre gewiß keine innere Nöthigung, diese starke deutsche Industrie auf dem deutschen Markte gegen fremde Concurrenz zu schützen. Ob dieser Schutz der Industrie und ob derselbe dem gesammten Vater-

*) Speciell noch im Jahr 1879 war in Nahrungsmitteln und Rohstoffen die Einfuhr 3 148 100 000 Mark, die Ausfuhr 1 524 730 000, also die Einfuhr 106,5 pCt. stärker, in Manufacten war die Einfuhr 625 340 000 Mark, die Ausfuhr 1 261 990 000, also 102,5 pCt. größer.

lande zu Nutzen gereichen wird, muß abgewartet werden, wir glauben es nicht, geben aber zu, daß wir statistischen Anhalt für die Wirkung der Zollgesetzgebung noch nicht besitzen.

Wir wollten nur zeigen, daß es mit unserer Industrie nicht so jämmerlich bestellt ist, wie diejenigen behaupten mußten, welche für dieselbe im Jahre 1879 Schutz verlangten und durch Compromisse mit dem Großgrundbesitz durchsetzten. Wenn eine Reihe von Gewerben, wie wir durchaus nicht leugnen, seit langen Jahren im Nothstand sind, dann ist eben nicht der Uebergang zu geringerem Schutzzolle, oder wie in der Eisenbranche die Zollaufhebung, d. h. nicht die Concurrenz des Auslandes der Grund solchen Nothstandes, sondern die Concurrenz im Inlande selbst. Die Jahre 1871 und folgende haben eine solche Menge von Anlagen für das Eisengewerbe geschaffen, daß wir unter einer Ueberproduction an Anlagen leiden, welche gar nicht vollauf beschäftigt werden können. Um nur einen Zweig zu nennen. Nach dem letzten Geschäftsbericht der Berliner Maschinenbau-Actiengesellschaft (vormals Schwartzkopff) sind von den Eisenbahnen Norddeutschlands incl. Sachsen vom 1. Januar 1879 bis 30. Juni 1880 nur **81** Locomotiven bestellt worden, während die 10 Locomotivfabriken in diesem Rayon mit einer Normalleistung von 1000 Locomotiven per Jahr, also **1500** im genannten Zeitraum, existiren. Ist hier der Druck des Auslandes oder die Ueberproduction in Anlagen für Locomotivfabrikation der Grund des Nothstandes?

Die Simplon-Eisenbahn.

Von

Th. Weishaupt,

Ober-Bau- und Ministerial-Director a. D.

Unsere Zeit ist so reich an gigantischen Unternehmungen und das Bestehende umwälzenden Erfindungen, daß wir fast den richtigen Maßstab für deren Beurtheilung und weittragende Bedeutung verlieren. Wer die letzten 30 Jahre zu überdenken vermag, wird sich oft sammeln müssen, um die vielfachen Neugestaltungen fassen zu können, und doch stehen wir erst am Anfang der unabsehbaren Bewegungen, welche sie im Leben der Völker hervorzubringen berufen sind.

Dem Suezcanal folgt der Panamacanal; der gewaltige Gotthardtunnel ist noch nicht ganz vollendet, und schon bereitet sich die Ausführung eines noch größeren Riesenwerkes dieser Art, eines Tunnels durch den Simplon vor. Die beifällige Aufnahme, welche der Antrag auf eine reichliche Unterstützung des Unternehmens in der französischen Deputirtenkammer gefunden hat, macht es sehr wahrscheinlich, daß auch dieser lange geplante Bau mit raschen Schritten sich der Verwirklichung nähert. Als in dem, mit höchster Anstrengung wie mit allen Mitteln des Geistes und des Interesses geführten Kampfe um die Wahl der zu subventionirenden Eisenbahnlinie durch die Alpen schließlich der Gotthard über den Lukmanier und den Simplon glänzend siegte und 1869 in Bern aus den vom Bundespräsidenten Welti meisterhaft geleiteten Verhandlungen unter Mitwirkung der Vertreter des norddeutschen Bundes eine vertragsmäßige Grundlage für Unterstützung, Bau und Betrieb einer

entsprechenden Eisenstraße zwischen Deutschland und Italien durch die Centralschweiz gefunden wurde, konnte man nach der Gesammtlage der Verhältnisse der Ueberzeugung sich nicht wohl verschließen, daß durch diese Entscheidung die von der Rheinthalbahn bei Chur ausgehende Concurrenzlinie durch den Lukmanier für immer gefallen sei. Sie liegt dem Gotthard zu nahe und würde nennenswerthe neue Verkehre nicht zu vermitteln haben.

Wesentlich anders verhält es sich mit der Linie durch den Simplon; dieselbe wird von großen selbstständigen Interessen getragen und konnte daher wohl für den Augenblick in den Hintergrund treten, niemals aber ganz verschwinden. Dies läßt schon die Eifersucht unseres westlichen Nachbarn nicht zu, dem die staatliche Gotthardsvereinigung nebst den handgreiflich für Deutschland in den verschiedensten Beziehungen daraus sich ergebenden Vortheilen bereits manche unruhige Stunde bereitet hat. Mit der für 1882 bevorstehenden Vollendung der Gotthardbahn erhalten zwei der Paciscenten, die Schweiz und Italien, wieder freie Hand. Mit Eifer wird sich ihnen Frankreich zugesellen, um eine ähnliche Verbindung und deren Erfolge durch die Westschweiz zu erreichen, wie Deutschland durch finanzielle Betheiligung an der Bahn durch die Centralschweiz sich gesichert hat.

Es hieße, sich argen Illusionen hingeben, wollte man annehmen, daß die enormen Kosten der Alpentunnel in den, letztere benutzenden Verkehren auch nur annähernd eine directe Zinsendeckung finden würden. Dasselbe gilt aber in gewissem Umfange von der Mehrzahl der größeren Bauten in den Eisenbahnlinien, so: von den Weichsel- und Rheinbrücken, der Berliner Stadtbahn, den Centralstationen 2c. Eine rationelle Rechenweise wird solche Kosten auf die Anschlußlinien vertheilen, soweit diese von der Verkehrsströmung profitiren, welche in Folge der betreffenden außerordentlichen Anlagen sich neu entwickelt, und danach die Rentabilitätsfrage beantworten. Nun liegt es auf der Hand, daß die Wellen dieser durch die großen Alpentunnel entstehenden Strömung ihre Schwingungen weit, weit hinaustragen werden. Es erscheint daher auch vollkommen gerechtfertigt, wenn die hiervon außerhalb der Schweiz berührten Länder angemessene Kostenbeiträge zahlen; die hierfür übliche Bezeichnung à fond perdu ist eine unrichtige, zutreffender wäre „im wohlverstandenen eigenen Interesse". Ebenso gerechtfertigt war es, wenn Deutschland bei der Gotthardbahn einen Theil der Beisteuer auf diejenigen seiner Bahnen abwälzte, welche einen erklecklichen Nutzen von der Eisenstraße durch die neue Völkerpforte haben werden. Die Bewilligung dieser Beisteuer geschah zu einer Zeit, wo dem großen durchgehenden Verkehre wie dem freien Zwischenverkehre bereitwilligst die Wege geebnet wurden. Jetzt, wo eine rückläufige Bewegung sich geltend zu machen sucht, möchten die Bahnverwaltungen zu gleichen Opfern sich kaum bereit finden lassen. Wer wollte aber ernstlich an eine dauernde Wiederaufrichtung gesprengter Barrieren, Schließung durchbohrter Gebirgswälle, Verkümmerung der internationalen Verbindungen glauben? Die unwiderstehliche Expansionskraft des Verkehrs würde ruhig und sicher die künstlichen Schranken niederlegen. Nur ein kurzes Zurückweichen, eine vorübergehende Pause im Fortströmen der allgemeinen Verkehrsbewegung kann gedacht werden. Wird diese Pause benutzt, um die Auswüchse einer schrankenlosen Konkurrenz zu beseitigen, so weit sie wesentlich dem Auslande zu Gute kam und ohne Noth inländische Interessen schädigte, so ist sie wohl ange-

wendet. Die Bewegung an sich ist unaufhaltsam und das Land, welches wie Deutschland den Export wollen muß, kann sich auch dem Import nicht verschließen, so unbequem es auch Einzelnen fallen mag; die zu Ersterem erforderlichen Oeffnungen können keine einseitigen sein. — Wie lange ist es her, daß bei uns selbst dem inneren Eisenbahnnetze noch Schwierigkeiten bereitet wurden? Der Bau der Elbbrücke bei Schönhausen (Berlin—Lehrte) stieß aus Rücksichten der Landesvertheidigung auf Widerstand; an gleichen Gründen scheiterte so lange der Bau einer Rheinbrücke in der Bergisch-Märkischen Eisenbahn bei Düsseldorf, bis an erleuchteter hoher Stelle den anderweit das Projekt befürwortenden Anträgen beigetreten wurde. Daß der erste größere Zug, welcher demnächst bei der Eröffnung der Rheinbrücke im Juli des Jahres 1870 dieselbe passirte, ein Militairzug war, welcher einen dem bösen Nachbar unliebsamen Export kostbarster Art nach den bedrohten Grenzen des Vaterlandes inaugurirte, wird unvergeßlich bleiben, und hiermit sind dergleichen innere Hindernisse wohl für immer abgethan. Aber auch diejenigen Hindernisse, welche Deutschland mittelst zahlreicher Durchbrechungen der Grenzen nach den Nachbarländern für den Eisenbahnverkehr eifrigst beseitigen half, würden wohl mit Aussicht auf Dauer nicht wieder errichtet werden können.

Wenn vorhin der Rentabilität der Alpentunnel Erwähnung geschah, so war es nur, weil man sich daran gewöhnt hat, dieser Seite des Eisenbahnwesens eine besondere Berücksichtigung zuzuwenden. Die Höhe der Anlagekosten und der Umstand, daß es in erster Reihe das Privatkapital war, welches sich dem Ausbau der Eisenbahnen widmete, machen dies erklärlich. Dieser Gesichtspunkt wird aber bei dem hohen wirthschaftlichen Werthe der Eisenbahnen immer mehr in den Hintergrund treten. Bei den Land- und Wasserstraßen ist dies längst der Fall. Wer denkt ferner bei den über alles Lob erhabenen Leistungen der Post und Telegraphie, den ausgezeichnetsten Verkehrsmitteln der Neuzeit, an den Verbleib einer Verzinsung der darauf verwendeten Kapitalien nach Abzug aller Unkosten einschließlich der Beamtenpensionen von den Einnahmen? Ohne die unentgeltlichen Leistungen der Eisenbahnen würden selbst die gegenwärtigen schwachen Ueberschüsse verschwinden und doch erkennt Jedermann in der unaufhaltsamen, weltumfassenden Ausbildung des Post- und Telegraphenwesens unbekümmert um eine directe Rente ein unentbehrliches Zubehör der Fortschritte der Menschheit überhaupt.

So darf denn auch bei Prüfung der Alpentunnelfrage die Rentabilität nicht als ausschlaggebend in den Vordergrund treten, so ernst auch der Kostenpunkt bei der außergewöhnlichen Höhe der in Betracht kommenden Beträge zu nehmen ist. Derselbe verweist von selbst auf eine weise Mäßigung in der Zahl solcher Colossalanlagen und beschränkt sie dahin, daß der sonstige Gewinn einschließlich des politischen die zu bringenden Geldopfer in genügendem Maße aufzuwiegen hat. Die beim Simplontunnel betheiligten Staaten scheinen davon auszugehen, daß derselbe einen Gewinn dieser Art zur Folge haben wird. Der Prüfstein für den Glauben hieran wird darin zu finden sein, ob Frankreich sich thatsächlich entschließt, die ihm zugemutheten 40—50 Millionen Francs beizusteuern, wie sich Deutschland ähnliche Opfer für den Gotthardtunnel auferlegt hat. Eine Bahn mittelst Durchtunnelung des Montblancs an Stelle des Simplon, welche aus dem Grunde in Frankreich Anhänger zu gewinnen gewußt hat, weil das nördliche

Mundloch des Tunnels auf französischem Terrain liegen würde, wird insbesondere der größeren Kosten und Schwierigkeiten wegen wohl kaum das Stadium eines generellen Projects verlassen, immerhin kann die aufgeworfene Alternative dazu beitragen, die Entscheidung über die Unterstützung einer Simplonbahn französischer Seits zu verzögern und dem Gotthard einen weiteren Vorsprung zu gewähren. Auch die vorhandene Fahrstraße über den Simplon, das Entzücken aller Reisenden, verdankt dem Zusammenwirken von Frankreich und Italien ihre Entstehung; sie wurde auf gemeinschaftliche Kosten in den ersten 6 Jahren dieses Jahrhunderts für 18 Millionen Francs erbaut und hat zwischen Brieg an der Rhone auf der schweizerischen und dem romantisch belegenenen Grenzorte Isella an der Diveria auf der italienischen Seite eine Länge von 48 km, welche von der Post in 7 bis 8 Stunden durchfahren werden, wogegen der zwischen beiden Orten anzulegende Tunnel wenig über 18 km lang und von den Bahnzügen in 25 Minuten zu durchfahren sein wird. Wie gewaltig auch dieser Unterschied schon für den Personenverkehr sein mag, er ist verschwindend gegen den Gewinn des Lastenverkehrs, welcher durch den Tunnel eine Hebung auf steiler gewundener Straße von etwa 1350 m über den 2010 m die Meereshöhe überragenden Paß erspart.

Die Simplonlinie hat vor der Gotthard- und der Mont-Cenisbahn den Vorzug einer um rund 400 resp. 500 m tieferen Lage des Scheiteltunnels nebst bequemeren und billigeren Anschlußstrecken. Auf der Nordseite reicht eine fertige Vollbahn bis zum Fuße des Simplon bei Brieg; dieselbe steht in Lausanne und Genf mit dem großen europäischen Continentalnetz in Verbindung und verfolgt vom Genfer See aufwärts das Thal der hier durchweg regulirten Rhone, zum Theil die Krone eines der zu letzterem Behufe aufgeführten mächtigen und solid befestigten Paralleldämme benutzend. Auf der Südseite ist eine Fortsetzung der oberitalienischen Bahnen bis Domo d'Ossola gesichert, es handelt sich daher nur noch um die 18 bis 19 km ($2^1/_4$ Meile) lange schwierige, im Steigen von 1 zu 42 liegende Gebirgsstrecke an den Granithängen der Diveria von Domo d'Ossola nach Isella, welche zu $16^1/_2$ Million Francs veranschlagt ist. Uebernimmt, wie in Aussicht, Italien den Ausbau dieser Strecke und steuert Frankreich zum Bau des 18 500 m langen Tunnels — der Gotthardtunnel ist 14 912, der Montcenis-Tunnel 12 233 m lang — die ihm angesonnenen 40—50 Millionen Frcs. bei, so verbleiben für die Schweiz resp. die betreffende Gesellschaft nur die Restkosten des Tunnels mit 33 bis 43 Mill. und des internationalen Bahnhofs bei Brieg nebst der kurzen nördlichen Zufahrtsrampe mit ca. $5^1/_3$ Mill. Frcs. Bei umsichtiger Verwerthung der beim Bau des Gotthardtunnels gewonnenen Erfahrungen positiver und negativer Natur in Bezug auf die mechanischen Hilfsmittel und die Arbeitsweise dürften sich überdies die Kosten des Simplontunnels, welcher im Wesentlichen durch Gneiß- und krystallinisches Gebirge also unter günstigen Bedingungen zu durchörtern ist, in gleicher Weise ermäßigen lassen, wie die Kosten und die Bauzeit des Gotthardtunnels gegen den Montcenis-Tunnel zurückblieben. Dies setzt jedoch voraus, daß sich die Gesellschaft nicht durch eine, die Ausnutzung weiterer Fortschritte der Technik, wie eine freie Disposition über die Arbeiten ausschließende Generalentreprise die Hände bindet.

Nicht minder schwerwiegend ist der erwähnte Vortheil der tieferen Lage des Simplontunnels, welcher gemäß sich auch der Betrieb wie die durch klimatische

Verhältnisse bedingte Unterhaltung günstiger gestaltet. Die mit der Simplonlinie verknüpfte Abkürzung der virtuellen Bahnlänge ist für die Route Paris-Mailand gegen die beiden anderen Alpenlinien auf 153 resp. 128 km berechnet.

Die Ersparniß an Zeit und Kraft, welche hierin liegt, bildet einen wesentlichen Factor zur Förderung des Unternehmens, und die Verkehrsrelationen Italiens mit dem Nordwesten dürften mächtig genug sein, dieser Förderung den nöthigen Nachdruck zu verleihen.

Noch vor wenigen Decennien würde der Plan, einen 2½ Meile langen Eisenbahntunnel auszuführen, ungläubigen Gemüthern und den erheblichsten Bedenken begegnet sein. Die endlose Vorgeschichte des um ein volles Drittel kürzeren Montcenistunnels liefert hierfür den Beleg. Es bedurfte des unermüdlichen Eifers begabter Männer, um die nöthigen technischen Hilfsmittel für ein solches Riesenwerk aufzufinden und soweit zu vervollkommnen, daß man in Turin glaubte wagen zu dürfen, zur Beschaffung der Geldmittel für die Bauausführung zu schreiten.

Vor Allem wird es den Ingenieuren Sommeiller, Grattis und Grattoni zum unverwelklichen Ruhme gereichen, daß es ihnen in bahnbrechender Weise gelang, auf Grund tiefdurchdachter Entwürfe und überzeugender Versuche das System mit allen Einzelheiten zu bezeichnen, wonach der Tunnel in einer gegen die bisherigen Ausführungsmethoden stark abgekürzten Zeit ohne Schädigung der Gesundheit der Arbeiter in den langen, tief unter der Erdoberfläche belegenen und durch die Sprengmittel fort und fort mit schädlichen Gasen angefüllten Stollen herzustellen sein würde. Die Einzelheiten des Systems sind inzwischen gewaltig verbessert und hiermit Bauzeit und Kostenbetrag ebenmäßig vermindert worden, das System ist aber dasselbe geblieben, welches der Fachmann schon im Jahre 1856 auf der Versuchsstation bei Pier d'Arena (Genua) zu studiren Gelegenheit hatte, nämlich: Anwendung von Bohrmaschinen und stark comprimirter Luft zum Betrieb dieser Maschinen wie zur Ventilation, Comprimirung der Luft durch Wasserkraft.

Die düsteren Prophezeiungen, welche den Bau des Montcenistunnel gespenstisch begleiteten, haben sich nicht bestätigt, man ist weder auf unterirdische Seen gestoßen, noch sind die Wärmegrade in den Galerien übermäßige gewesen, noch hat es sich als unmöglich erwiesen, die Inconvenienzen, welche verstärkt durch die Nothwendigkeit erhöhter Dampfentwicklung auf den bis tief in das Innere des Tunnels reichenden ungünstigen Steigungen mit dessen Passiren für das Fahrpersonal und die Passagiere verknüpft sind, auf ein recht erträgliches Maaß zu reduciren. Was die Zunahme der Erdwärme betrifft, so lag den Befürchtungen die übliche Annahme zu Grunde, daß die Erdwärme auf je 30 m Tiefe um Einen Grad Celsius wächst. In Wirklichkeit trat diese Zunahme unfern der beiden Mundlöcher des Tunnels schon bei 24 m unter der Erdoberfläche, dagegen unter dem Scheitel des Gebirges erst bei 51 m Tiefe ein, und die Temperatur von 27,5 °C., welche schon bei 910 m Tiefe beobachtet wurde, steigerte sich auf 3 km Länge unter dem 1600 m die Tunnelhöhle überragenden Gebirgsgipfel hindurch nur bis zum Maximum von 29,5°, welches in den nunmehr neun Jahren nach Eröffnung des Betriebes sich um 8 bis 9 Grad vermindert hat. Sehr ähnliche Erscheinungen zeigten sich beim Gotthardtunnel, dessen Richtstollen im verflossenen Februar durchschlägig geworden ist. Die größte Stärke des Massivs über dem Tunnel beträgt bei demselben

100 m mehr (1700 m) als beim Montcenis und der höchste Temperaturgrad wurde zu 30,8° ermittelt, welcher durch den Luftzug inzwischen bereits um c. 3° vermindert sein soll.

In Folge dieser Wahrnehmungen drängt sich die Ueberzeugung auf, daß das Tiefengesetz der Erdwärme je nach der, das Maß der äußeren Abkühlung der Erdkruste beeinflussenden Configuration des Bodens stark variirt. Jedenfalls spielt hierbei die Leitungsfähigkeit der verschiedenen Schichten wie deren Höhenlage und die mittlere Temperatur der Oberfläche eine große Rolle. Die einander entgegengesetzten Wirkungen der Wärme des inneren flüssigen Erdkerns und der äußeren Abkühlung der festen Kruste werden sich je nach den lokalen Verhältnissen verschieden gestalten, und muß dies insbesondere bei Gebirgen mit ausgeprägten Erhebungen scharf hervortreten. Die absolute Höhe der aufgelagerten Massen kann nicht allein entscheidend sein, eine einzelne Kuppe nicht nach Verhältniß ihrer Höhe wirken. Der technische Director der Simplon-Compagnie, Georges Thomas Lommel, hat in einer kürzlich zu Lausanne erschienenen étude de la question de chaleur souterraine et de son influence sur les projets et systèmes d'exécution de grand tunnel alpin du Simplon, diese wichtige Frage einer eingehenden Erörterung unterworfen.

Man darf ihm darin beistimmen, daß den gedachten Vorgängen gegenüber nicht zu befürchten steht, daß in dieser Beziehung die Ausführung des Tunnels, selbst wenn die kürzeste, bezüglich der Stärke der Auflagerungen ungünstigere Linie gewählt wird, auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen wird; überdies sichern die bedeutenden Wasserkräfte, welche für den Simplon zur Disposition stehen, die Füglichkeit einer sehr kräftigen Ventilation; selbst die Tractionsmaschinen für die Materialien und den Ausbruch werden mittelst comprimirter Luft betrieben werden können. Bei einer Mehrlänge von 1200 m würde sich der Tunnel sogar unter sehr ähnlichen Tiefenverhältnissen wie der Gotthardtunnel ausführen und dadurch jede Besorgniß verscheuchen lassen, welche dennoch sich aufdrängen möchte.

Die Nothwendigkeit zu einer solchen, mit einer verhältnißmäßigen Mehrausgabe verbundenen Modification des Projects nachzuweisen, wird nach den angedeuteten Erfahrungen aus der Neuzeit schwerlich gelingen. An dem Punkte der Ausführbarkeit, wie überhaupt an der technischen Seite wird hiernach der Simplontunnel nicht scheitern, und Deutschland sich mit dem Gedanken zu befreunden haben, daß der von ihm protegirten Gotthardeisenstraße möglicher Weise die Simplonbahn auf dem Fuße folgt.

Die Expansionskraft des deutschen Volkes.

Von
Prof. Dr. C. Gareis.
Gießen.

Tausende, Zehntausende von Deutschen verlassen alljährlich die heimische Erde und gehen damit dem Vaterlande verloren mit Allem, was sie sind und gelernt und vermögen. Schwer empfindet das vaterlandliebende Herz die Verluste, welche die Auswanderung mit sich bringt; denn sie scheinen, in Zahlen betrachtet,

wirklich gewaltig zu sein. Nach den amtlich-statistischen Mittheilungen wanderten über Bremen, Hamburg und Antwerpen (seit 1874 hinzugerechnet auch über Stettin) im Jahre 1871: 75 000 (in runder Summe); 1872: 125 000 (darunter 11 259 Familien über Hamburg allein), 1873: 103 000 (darunter über Hamburg 11 857 Familien), 1874: 45 000, 1875: 30 000; 1876: 28 000; 1877: 21 000; 1878: 24 000; 1879: 33 000 und 1880 zuverlässiger Berechnung nach über 100 000 Deutsche, mithin in 10 Jahren weit über eine halbe Million aus Deutschland aus. Man hat berechnet ferner, daß in den letzten 64 Jahren mit den 4 Millionen Menschen, die Deutschland durch die Auswanderung an die neue Welt abgegeben, dem Nationalvermögen ein Verlust von über neun Milliarden Mark zustieß (s. Fabri's ausgezeichnete Rede in Bremen, Köln. Zeitung 1880 Nr. 299—301), und noch mehr: „es ist die bisherige deutsche Auswanderung mit der jährlichen Aussendung eines Heeres von 100 000 kräftigen und vollständig ausgerüsteten Soldaten verglichen worden, das nach dem Ueberschreiten der Grenze für immer dem Vaterlande den Rücken zuwendet und zu fremden Armeen übergeht." (S. Ernst von Weber, die Erweiterung des deutschen Wirthschaftsgebiets, Leipzig 1879, S. 12.)

Solche Berechnungen und Betrachtungen erfüllen den Patrioten mit Trauer, um so mehr, wenn er bedenkt, daß der Deutsche in der Fremde oft schon in der zweiten oder dritten Generation seine „Nationalität" verliert, im fremden Volke aufgeht, entnationalisirt wird.

Da entsteht denn der Wunsch nach Organisation der Auswanderung, der Wunsch des Zusammenfassens und Erhaltens der deutschen Auswanderer als Deutscher im Auslande, kurz der Wunsch nach deutschen Colonieen.

Vieles ist für und wider die Realisirung, ja Realisirbarkeit dieses Wunsches in jüngster Zeit geschrieben und gesprochen worden; die Samoafrage im deutschen Reichstage forderte zu Aeußerungen hierüber auf und führte zu großen Meinungsverschiedenheiten.

Ich habe nicht die Absicht, an dieser Stelle in die praktische Frage, in die Frage der actuellen Politik in Bezug auf Auswanderung und Colonieen einzutreten. (Nur Das will ich hier in dieser Hinsicht bemerken, daß es mir scheint, als habe man viel zu wenig die drei Systeme auseinandergehalten, nach welchen die Colonialpolitik behandelt wurde und beziehentlich zu behandeln ist, nämlich das System der Staatscolonieen, wie es im Alterthum theilweise schon von Rom, in neuerer Zeit namentlich von Frankreich durchgeführt ward, dann das gemischte System der Ackerbau- und Handelscolonien mit gesellschaftlicher Thätigkeit im Vorder-, Staatshilfe, Staatscontrole und Staatsintervention im Hintergrunde und endlich das System der freien und gleichberechtigten Niederlassung unter ausgebildetem völkerrechtlichem Schutze.)

Die Aufgabe, die ich mir hier gestellt, ist eine andere; die Betrachtung, die ich hier versuchen will, ist nicht eine politische, sondern gewissermaßen eine kosmopolitische und zugleich eine historische, sie ist veranlaßt einerseits allerdings durch jene moderne politische Frage und die sich daran reihenden Discussionen, andererseits aber durch den Vergleich dieser mit ganz „uralten Geschichten", zu welchem das eben erfolgte Erscheinen zweier culturhistorischer Werke einladet, ja auffordert.



Auf dem XIX. Congreß Deutscher Volkswirthe zu Berlin (October 1880) ist das Wort gesprochen und resolvirt worden:

> „Die Auswanderung ist eine jener großen, Jahrtausende alten Erscheinungen im Völkerleben, welche ihre hinreichende Erklärung findet in dem wirklichen oder vermeintlichen Gegensatze der leiblichen Bedürfnisse und politischen oder geistigen Ziele des Einzelnen zur jeweiligen wirthschaftlichen, intellectuellen und staatlichen Lage der Allgemeinheit; sie entspringt einem Triebe, welcher den Segen der Cultur über unangebaute Welttheile ausgebreitet und den Fortschritt der Menschheit mächtig gefördert hat."

Dieser Satz (weniger der daran angehängte Theil der Resolution jenes Congresses) ist unanfechtbar; er findet seine volle Begründung durch einen Blick auf die Geschichte, vor Allem durch einen Blick auf die sogenannte Völkerwanderung.

In dem großen von Wilhelm Oncken herausgegebenen Werke*) hat Felix Dahn die Darstellung der Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker übernommen.**) Vieles Lehrreiche finden wir in den jetzt erschienenen

---

*) Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen ... u. s. w. herausgegeben von Wilhelm Oncken. Berlin, G. Grothe'sche Verlagsbuchhandlung 1880.

**) Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Von Dr. Felix Dahn, Professor an der Universität Königsberg. Mit Illustrationen und Karten. — Diese Darstellung wird den zweiten Theil der zweiten Hauptabtheilung des ganzen Oncken'schen Werkes bilden und selbst mehrere Bände füllen. Die ersten zwei Lieferungen des ersten Bandes, zusammen 320 Seiten, enthalten eine Einleitung (die von den Germanen überhaupt handelt, S. 1—135) und eröffnen den ersten Theil: „Die Ostgermanen: die Völker der gothischen Gruppe." Von diesen ist zunächst in einem allgemeinen Theile (S. 139—146) die Rede, welchem sich als Erstes Buch die Vorgeschichte und Geschichte der Vandalen (S. 147—221. Anhang S. 222—223: die Alanen) und hierauf die Vorgeschichte und Geschichte der Ostgothen (S. 225 ff.) anschließt; die äußere Geschichte dieses Volkes ist vollständig dargestellt (S. 225 bis S. 287), die Betrachtung der inneren Geschichte des Ostgothenreiches in Italien ist durch den Schluß der Lieferung S. 320 unterbrochen. Beide Lieferungen sind durch passende Illustrationen geschmückt: sie enthalten ein Doppelvollbild („Kaiserin Theodora und Gefolge", Mosaik aus der Mitte des 6. Jahrh. in San Vitale zu Ravenna) und sechs Vollbilder („Muthmaßliches Aussehen eines Pfahlbaudorfes"; „Der gute Hirt", Mosaik aus dem 5. Jahrh. im Mausoleum der Galla Placidia zu Ravenna; „Amphitheater zu Catania"; „Abraham's Opfer", Mosaik in San Vitale zu Ravenna; „Theodorich's Palast", Mosaik zu San Apollinare nuovo zu Ravenna; „Wanddecoration des katholischen Baptisterium zu Ravenna; ferner an 50 im Text enthaltene Abbildungen (von Waffen, Runen, Münzen u. s. w.) und eine Landkarte: „Römer und Germanen zu der Zeit Trajan's." Die soeben erschienene dritte Lieferung des Dahn'schen Werkes (neunundzwanzigste Abtheilung der von W. Oncken herausgegebenen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen") enthält den Schluß der inneren Geschichte des Ostgothenreiches in Italien (bis S. 329), sodann (drittes Buch: die Westgothen) die äußere Geschichte der Westgothen (bis S. 417) und den (vermuthlich) größeren Theil der inneren Geschichte des westgothischen Staatswesens (abgebrochen S. 480); hinzugefügt ist eine Karte des ostgothischen Reiches und ausgestattet ist dieses Heft mit zwei Doppelvollbildern (Kaiser Justinian und sein Gefolge, — Mosaik in S. Vitale zu Ravenna — und Altgermanischer Zierrath) sowie 14 in den Text gedruckten Abbildungen, hauptsächlich Gebäude und Costüme darstellend.

äußerst lesenswerthen Lieferungen dieser „Urgeschichte", ganz besonders klar aber die historische Nachweisung jener vom Congreß deutscher Volkswirthe anerkannten Wahrheit und darin ist Dahn's Werk ebenso durchaus originell, wie durchaus quellenmäßig. In derselben Thatsache aber, in der sogenannten Völkerwanderung, ist, wie in so vielen nachfolgenden Wanderungen und Zügen, mit aller Klarheit Das zu erkennen, was ich die Expansionskraft des deutschen Volkes nennen zu müssen glaube. Sehen wir in dieser Kraft den Grund jener Züge und Wanderungen, so dürfen wir darin auch den Trost erblicken, daß unsere Nation den Verlust zu ertragen, ja durch ihn für das Gesammtwohl der Menschheit zu wirken vermag.

Nicht groß ist der Raum und nicht reich das Land, auf welchem die uns erzählende Geschichte die Deutschen zuerst antrifft. Denn nicht germanisch, sondern keltisch waren bis kurz vor des Augustus Zeiten das ganze linke Rheinufer und das ganze linke Donauufer; keltisch waren die Vindelicier, die zwischen den Alpen und der Donau saßen, keltisch die Likater am Lech, die Brigantier um Bregenz, die Estionen um Kempten, und keltisch alle die Völkerschaften, die der Rhein von seinem Ursprunge an zu seiner Linken liegen läßt bis zu seiner Ausmündung der Reihenfolge nach: Helvetier, Nauraker, Leuker, Mediomatriker, Trevirer, Eburonen. Die Deutschen wohnten damals zwischen Donau, Rhein, Nordsee, Ostsee bis in die Gegend von Königsberg hin und bis Carnutum (Heimburg) an der Donau; vor noch nicht sehr langer Zeit waren sie in diese Länder eingezogen und keineswegs überall saßen sie fest. Die ganze Mission Cäsar's in Gallien war ja wesentlich damit motivirt, daß germanische Völker ihre Wohnsitze veränderten und keltisches Gebiet bedräuten. Wirklich waren schon drei kleine Völkerschaften aus Deutschland über den Rhein gegangen und am linken Rheinufer seßhaft geworden, die Vangionen, Tribaker und Nemeter, in der Gegend zwischen Worms und Straßburg; und die keltischen Eburonen in Belgien wurden von den germanischen Tungrern verdrängt, die germanischen Ubier unter Augustus auf das linke Rheinufer verpflanzt und eben dort unter Tiberius auch ein Theil der Sugambern angesiedelt. Dies waren die Anfänge der Germanisirung des linken Rheinufers, der Ausbreitung der Germanen über die Rheinlinie hinüber.

Die „Aufnahmen" deutscher Völkerschaften in römisches oder keltisches Gebiet zeigen, daß auch zur Zeit des Höhepunkts römischer Macht und römischen Ruhmes die Deutschen nicht zur Ruhe, nicht zum Stillstand gelangten. Wie es vor dieser römischen Blüthe- und Kraftperiode unter den Deutschen aussah, ist uns nicht direct überliefert, wir können nur schließen, daß ein ununterbrochenes oder wenigstens nur durch kurze Frist unterbrochenes Vorwärtsschieben gen Westen und Südwesten, von der Linie Ostsee-Kaukasus her, die Deutschen drängte, und nur der ganzen Kraft römischer Kriegskunst, noch mehr aber römischen Ansehens gelang es, die große Bewegung einigermaßen aufzuhalten bis ungefähr zum Jahre 250 nach Christus; von da an aber war dem Ansturm der „Barbaren" kein Halt mehr zu gebieten; über die Grenzwehren des Römerreichs, die Donau und den Rhein und die über 60 deutsche Meilen lange künstliche Grenzmarke des Pfahlgrabens, der die Donau und den Rhein, Altmühlmündung und Lahnmündung militärisch verband,

drängte siegreich die deutsche Kraft und es ergossen sich in die römischen Provinzen: nach Rätien, Noricum, Vindelicien, Germanien (links des Rheins), Mösien, Pannonien, ja selbst Achaia, Epirus und Italien, Gallien und Spanien und Afrika strömten die Germanen, erst die Völker der gothischen Gruppe, dann Bajuvaren, Allamannen, Burgunder, Langobarden und Franken. „Fast sieben Jahrhunderte liegen zwischen der ersten germanischen Wanderung (der Kimbrischen) und der letzten (der Langobardischen): mit kurzen Pausen sind diese Jahrhunderte ausgefüllt durch ununterbrochenes Anfluthen der Germanen in der Richtung von Osten nach Westen, von Norden nach Süden gegen die furchtbar überlegene römische Waffen- und Cultur-Macht."

Den letzten Grund dieser unwiderstehlichen Bewegung der germanischen Völker sieht Dahn in der Zunahme der Bevölkerung und diese hat nach ihm ihren Grund in der veränderten Lebensweise, in dem Uebergange von überwiegendem Nomadenthume mit Jagd und Viehzucht zu überwiegendem seßhaftem Ackerbau.

Entferne ich mich nun aber, da ich auf diese Gründe der Völkerausbreitung eingehe, nicht von dem gestellten Thema? Kann denn auch die jetzige Völkerausbreitung, die Auswanderung mit einer Zunahme der Bevölkerung in Verbindung, in Causalzusammenhang gebracht werden?

Daß eine sehr starke Vermehrung der Bevölkerung in Deutschland alljährlich eintritt, ist eine bekannte Thatsache. Auf dem nämlichen preußischen Territorium, auf welchem im Jahre 1816 zehn und ein Drittel Millionen Menschen lebten, wurden im Jahre 1864 19 und eine viertel Million gezählt, und im Jahre 1875 21 230 000, so daß daselbst in 60 Jahren die Bevölkerung um 105 pCt. zugenommen hatte. Ganz Deutschland zählte am 1. Dezember 1875 eine Bevölkerung von 42 727 360 Menschen, trotz der Auswanderung wird eine jährliche Zunahme von 1 pCt. constatirt, so daß jährlich eine Zunahme von 427 000, in 5 Jahren eine Zunahme von 2 136 365 anzunehmen wäre, während nach einer Berechnung des statistischen Reichsamts jährlich 542 000 Ueberschuß bestehen, somit der Bevölkerung in 5 Jahren um 2 710 000 sich vermehrte und demnach am 1. December 1880 auf 45 437 360 Seelen zu berechnen wäre, all Dieses trotz der Auswanderung, welch' letztere, selbst wenn jährlich 0,18 pCt. der am Beginn eines Jahres vorhandenen Bevölkerung auswandern, numerisch kaum mehr in Betracht kommt, da am Schlusse desselben Jahres sich die Bevölkerung doch um ein ganzes Procent, um rund eine halbe Million vermehrt hat.

Also: eine Zunahme der Bevölkerungsmasse liegt vor, wie sie zur Zeit der Völkerwanderung kaum kräftiger war, aber in der Vermehrung der Volkszahl an sich den Grund des Wegzugs direct zu sehen, ist doch bedenklich; denn dagegen spricht, daß die Auswanderung nachweisbar nicht aus den am stärksten bevölkerten Gegenden wegzieht, sondern sogar vielmehr aus schwach bevölkerten Landstrichen, und ferner, daß es nicht die industriellen, sondern die landwirthschaftlichen Kreise sind, die die Auswanderer liefern, während doch gerade aus diesen Kreisen am meisten Klagen über Mangel an Arbeitskräften erhoben werden. (Vgl. d. bereits angef. Vortrag von Dr. Fabri.) Von einer Uebervölkerung, welche nothwendig zum Wegziehen zwingen würde, kann demnach nicht die Rede sein, und damit

scheint ein großer Unterschied zwischen der vor 1000 Jahren abgeschlossenen Völkerausbreitung und der heutigen Auswanderung als unleugbar sich aufzudrängen. Damit würde sich auch der Rückblick, welchen die Resolution des volkswirthschaftlichen Congresses eröffnet, als in die Irre führend erweisen.

Dennoch ist die Analogie zwischen jenem Einst und diesem Jetzt zutreffend, ja die Erscheinung selbst, von den an den Culturveränderungen gelegenen Aeußerlichkeiten und Einzelheiten abgesehen, von damals und heute dieselbe.

Auch zur Zeit der beginnenden Völkerwanderung, auch zur Zeit der Cäsaren und fünf Jahrhunderte später war keine Uebervölkerung in Deutschland vorhanden, keine Uebervölkerung in dem Sinne, daß der Boden mit seinen Erzeugnissen und die Urproductionen nicht ausgereicht hätten, alle die Gothen und Vandalen, Burgunder und Langobarden, Franken und Marcomannen hinreichend zu ernähren, gerade wie jetzt das Land und die verfeinerte Cultur es ermöglicht, daß so viel mehr Menschen, als jemals früher in Deutschland wohnten, sich erhalten können und auch die Auswandernden sich hier auch noch hätten ernähren können.

Die Zunahme der Bevölkerung konnte und kann demnach nicht für sich allein der Grund jenes und dieses Wanderwesens der Deutschen sein.

Aber allerdings ist die Zunahme der Bevölkerung der Untergrund oder Hintergrund desselben, die gemeinsame Basis aller im Einzelnen zur Auswanderung bestimmenden Gründe, die sich zum Theil nur als Gemüthsaffecte, Neigungen, rein subjective Motive der Auswandernden äußerlich geltend machen und aufdrängen. Diese im Einzelnen bestimmenden Gründe sind aber so mannigfaltig und so zahlreich, daß die Zahlencurve der Auswanderung keineswegs parallel geht mit der der Bevölkerungsziffer. Diesen Gedanken hat der oben mitgetheilte Satz der Resolution sehr richtig zum Ausdruck gebracht und denselben Gedanken finde ich auch in F. Dahn's Auffassung der Völkerausbreitung, insbesondere in dem anderen hier zu nennenden Werke Dahn's, der von ihm besorgten Umarbeitung der Geschichte der Völkerwanderung von E. von Wietersheim.*)

Wietersheim hat (1. Aufl.) als einen ungeheuren Irrthum die Behauptung bezeichnet, daß es einer germanischen Bevölkerung irgendwo und jemals an Boden zu ihrer Ernährung gefehlt habe, und gesagt, die Nothwendigkeit einer Auswanderung wegen Uebervölkerung sei unbedingt zu verwerfen, der einzig ent-

---

*) Geschichte der Völkerwanderung, von Eduard v. Wietersheim, I. Bd. Leipzig T. O. Weigel.

Die erste Auflage erschien im Jahre 1859, mit XII u. 479 Seiten, mit 2 Karten, und wurde im Jahre 1860 besprochen von Felix Dahn (s. dessen „Bausteine", Bd. II., Otto Janke, Berlin 1880, S. 150 ff.) Die vollständige Umarbeitung und die Herausgabe der zweiten Auflage dieses Bandes (in demselben Verlage, 1880) ist besorgt von Felix Dahn. Dahn hat mehrere und darunter umfangreiche Abschnitte der ersten Auflage dieses Werkes weggelassen und durch andere ersetzt, auch dem ganzen Buche innerlich ein festeres Gefüge verliehen und seiner eigenen Ansicht wie den in den letzten 20 Jahren erreichten Fortschritten der wissenschaftlichen Forschungen in Anmerkungen und Zusätzen aller Orten gebührende Rechnung getragen. Das schon in seiner ersten Auflage werthvolle Buch steht nunmehr nach des Verfassers Tode vollständig auf der Höhe der Resultate der heutigen Forschung über die Völkerausbreitung, Dank der unendlich fleißigen Bearbeitung, welche F. Dahn der zweiten Auflage zu Theil werden ließ.



scheidende Antrieb vielmehr in der Kriegslust, dem Nationalcharakter, dem Ueberhandnehmen der Gefolgschaften zu erblicken. Hiergegen bemerkt Dahn, er bestreite durchaus nicht, daß Verfassungsveränderungen (d. h. aber nicht das Gefolgswesen, sondern das Häufigerwerden des Königthums und das Zusammenfassen der Gaustaaten zum Staat der Völkerschaft) die Entwicklung gefördert haben, aber die Verfassungsänderungen seien selbst zum großen Theil nur Folgen der Uebervölkerung, nur Eine Wirkung der Uebervölkerung, wie die sogenannte Völkerwanderung eine andre Wirkung der gleichen Ursache sei. „Und — fährt Dahn fort — richtig ist auch gewiß, daß ein minder kriegerisches Volk sich mehr mit der Urbarmachung auch undankbaren Bodens mit einfachsten Werkzeugen würde gemüht haben, während der Germane statt schwerer und wenig lockender Ackerarbeit kriegerische Ausbreitung über die Gaue der Nachbarn vorzog."

So gewiß demnach auch bei den ältesten Wanderungen der Germanen, wie jetzt bei unsern Blick und Schritt nach Nordamerika u. s. w. richtenden auswandernden Deutschen, die individuelle Lage und Stimmung gegenüber dem allgemeinen wirthschaftlichen und politischen Zustande wirksam war, so gewiß ist auch heute noch, wie vor 1500 Jahren, die Zunahme der Bevölkerung gerade mit Bezug auf den Ackerbau, auf die Landwirthschaft überhaupt, ein Motor der Auswanderung. Dabei ist keineswegs eine wirkliche „Uebervölkerung" anzunehmen, es kann — nach der localen Lage — eine nur einige Procente betragende Volksmehrung schon hinreichen, Auswanderungen zu veranlassen. Vielfach ist nämlich der ländliche Grundbesitz in Deutschland derart parcellirt, daß ein gewöhnliches Bauerngut eben noch ausreicht, bäuerlich standesgemäß Eine Familie zu ernähren; wenn nun dieser Familie fünf Kinder entstammen, wie verhält es sich in dieser heranwachsenden, wie in der nächstfolgenden Generation mit der Grundbesitzvertheilung? Nach der Ortssitte erhält das väterliche Gut entweder der älteste, oder der jüngste, oder der meistbietende Sohn (letztere Sitte fand ich häufig, z. B. an der Grenze zwischen Altbayern und Schwaben), eine der Töchter verheirathet sich wol an einen gutsübernehmenden Bauernsohn, aber die übrigen Söhne und Töchter sind, wenn sie im Lande, im Dorfe verbleiben, darauf angewiesen, in untergeordneter Stelle zu dienen; zwar der etwa auf sie fallende Theil des elterlichen Vermögens wird ihnen „zugeschrieben", in den seltensten Fällen aber bekommen sie auch ein Capital ausbezahlt, dazu reicht das Gelderträgniß des Bauerngutes, das oft kaum die Verzinsung abwirft, selten aus. Der Wegzug bietet den nicht zum Elterngut gelangenden Söhnen oder Töchtern häufig genug das einzige Mittel, zur wirthschaftlichen Selbständigkeit zu gelangen, ohne den Beruf wechseln zu müssen. In der Latifundienwirthschaft ist die Lage der auf herrschaftlichen Gütern angesessenen Colonen nicht anders, auch hier hat die — suzeräne — Parzellirung ihre Grenzen. Eine offene, schwer zu beantwortende Frage möchte die sein, wie die zu Gunsten der Geschwister hypothekarisch belasteten landwirthschaftlichen Güter des Gutsübernehmers bei weiter fortschreitender Vermehrung der Familie in Generationen die wachsende Capital- und Zinsenlast zu tragen im Stande sein würden, wenn nicht Selbstregulirung, worunter auch die Auswanderung zu rechnen ist, wohlthätig wirkend eintreten würde. Ganz anders liegt natürlich die Sache, wenn die bäuerliche Familie sich nicht durch 5 oder mehr Kinder fortpflanzt, sondern nur zwei, etwa

einen Sohn und eine Tochter hat; dieses bekanntlich in Frankreich vorherrschende Verhältniß erzeugt nicht die Nothwendigkeit eines Wegzugs oder der Regulirung durch Auswanderung, — die Vergleichung stellt aber den Umstand in's Licht, daß und in wie ferne gerade in ländlichen Kreisen die Zunahme der Bevölkerung Veranlassung zur Auswanderung werden kann und wird. Freilich wirkt hier sichtlich auch die Neigung mit: als Knecht, oder als Taglöhner, oder als Fabrikarbeiter könnte auch der nicht zum Hofgut gelangte Bauernsohn noch im Lande bleiben, gerade wie ein Burgunder sich auch am Viadus hätte halten können, wenn er mehr Wälder gerodet, mehr Aecker gepflügt, mehr Wiesen entwässert hätte: aber wer kann wider des Herzens Zug, der ja des Schicksals Stimme sein soll?!

Daß die Wanderungen der Deutschen von der Ostsee her gegen Westen und Süden nicht bloße Gefolgschaftsunternehmungen, nicht die Züge von kriegslustigen Abenteurern, deren Glückstern und Führung sich beutesüchtige Gesellen anschlossen und überließen, hat Dahn an zahlreichen Fällen scharf nachgewiesen: es waren Völkerschaften, mindestens große Sippen und Horden, welche die Wohnsitze wechselten und all ihre zu fahrende Habe (Fahrhabe) mit sich fuhren; ihre Weiber und ihre Kinder, ihre Leibeigenen, ihr Zucht- und Zugvieh und die im Vertheidigungsfalle zur Wagenburg ineinander gefahrenen Karren führten sie mit sich, bereit, sich da niederzulassen, wo ihnen ruhiger Landbesitz werden konnte. Zu der Annahme einer bloßen Gefolgschaftsunternehmung würde weder die weite Entfernung der Züge passen, noch die einheitliche Richtung, noch die Zahl der Weiber (— wird ja doch berichtet, daß nach einer von den Römern gegen die Gothen gewonnenen Schlacht so viel gothische Weiber gefangen wurden, daß je einem römischen Soldaten zwei oder drei derselben als Beute zufielen —), noch die Zahl der Mitziehenden, die viel größer ist als eine Gefolgschaft sein konnte, noch die ganze Art des Zuges.

Freilich war die Art der Kriegführung die des kleinen Krieges, so lange wenigstens, bis sich die Völkerschaften zu Völkerstaaten und zu planmäßigen Angriffen geschaart hatten, zuerst die Marcomannen an der Donau, dann die Alamannen am Oberrhein und die Franken am Unterrhein, und die unaufhaltsamen Stöße gegen das Römerreich ausführten. Aber auch dieses wäre unmöglich gewesen, wenn nur Abenteuerlust und Beutesucht einzelner Wagehalse — Gefolgschaften — den Ausgangspunkt jener Bewegungen gebildet hätten.

Gerade aus der Zeit, da die Völkerausbreitung sich zur Völkerwanderung gestaltete, oder, wie Jacob Grimm sagt, wo „statt des langsamen und verweilenden Zugs, den die Germanen von Asien her unvordenkliche Jahrhunderte hindurch eingehalten hatten, ein rascherer Sturm sich erhob, den die Geschichte vorzugsweise Völkerwanderung nennt," gerade aus dieser Zeit, wo in Folge der zeitweiligen Seßhaftigkeit (der Gothen an der Weichsel, der Burgunder an der Oder, der Langobarden an der Elbe u. s. w.) jene Zunahme der Bevölkerung und in Folge dieser Zunahme die neue und zwar raschere Wanderung eintrat, — gerade aus dieser Zeit wird uns von mehreren Völkern (z. B. den Vandalen) berichtet, daß „Hungersnoth" sie zum Wandern zwang. Seßhaft gewordene Jäger und Viehzüchter bedürfen eines außerordentlich weiten Gebietes, um sich und die durch die Seßhaftigkeit sich stark mehrende Familie zu ernähren und wenn dies Gebiet nicht mehr

ausreicht, so tritt zunächst „Futternoth"*), dann die „Hungersnoth" ein, die zum Theilen des Volkes, zur Weiterwanderung zwingt.**) Wendet sich das Volk dem Ackerleben zu, so bedarf es zwar weniger ausgedehntere Territorien zu seiner Ernährung, als das Jäger- und Hirtenvolk, allein die Vermehrung des Volkes tritt alsdann in noch mehr steigendem Maße ein, da die Lebensverhältnisse alsdann noch gesicherter, die Kindererziehung und Haushaltung pfleglicher, das ganze Leben behäbiger wird als in dem Ringen und Treiben des Jäger- und Hirtenwandels. Nimmt man an, daß der Zuwachs der Bevölkerung einige Generationen (4—5) hindurch noch durch Inanspruchnahme des nicht angebauten oder sonst benutzten Zwischenlandes, Grenzwaldes u. dgl. oder durch Vertheilung der Allmände ernährt werden kann, so kommt doch schließlich der Moment des Unzulänglichen; dieses wird beschleunigt, wenn dem Volke die Mittel zur Ausrottung der Urwälder, Ausgrabung der Baumstöcke, Trockenlegung der Sümpfe u. dgl. fehlen; dann sieht sich wohl schon die dritte Generation, die dem Uebergang zum Ackerbau folgt, gezwungen zu Abzweigungen und Wegzügen. Nimmt man ferner an, daß, kurz bevor Tacitus (geb. 54, gest. 117) seine Annalen und seine Germania schrieb, eine Mehrzahl germanischer Stämme den Uebergang zum Ackerbau vollzog, der zu Caesar's Zeit (geb. 100 v. Chr., in Gallien 58—51, gest. 44 v. Chr.) noch nicht vollzogen war, so mußte etwa um das Jahr 150 n. Chr. die Wirkung jenes Uebergangs in der zu Wanderungen zwingenden Zunahme des Volkes bemerkbar werden, und in der That: gerade um diese Zeit beginnen die Stürme im Osten, die Bewegungen von der Weichsel her, die Völkerwanderungen.

Die Kraft, mit welcher die Deutschen ihre Wanderungen ausführten, zeigt sich zunächst als eine gewisse Elasticität; der Raum, der zu jeder geschichtlich bekannten Zeit von Deutschen bevölkert war, ist gering; es ist der schmale Streifen von der Nordsee bis zum limes transdanubianus (dem südlichen Theil des Pfahlgrabens) und

*) Die Futternoth macht sich selbstverständlich zumeist im Winter geltend; das Ueberwintern des Viehs setzt Futtervorräthe voraus, die das reine Weideland versagt, namentlich an den Wohnsitzen an der Ostseeküste, wo die Gothonen, Skiren, Vandilen, Burgunder, Rugier u. s. w. saßen. Das Beschaffen von Futtervorrath zum Ueberwintern der Heerden setzt eine andere und geregeltere Beziehung zum Lande voraus, als die des Nomaden; wahrscheinlich schon Sondereigenthum. Der Umfang dieses (nicht wie Dahn, Urgeschichte I. S. 82 zu meinen scheint, der Umfang der Stallräume) ist denn auch späterhin dafür maßgebend, in welchem Umfange der Einzelne die Gemeindeweide im Sommer benutzen durfte. Je mehr Culturwiesen Einer hat, desto mehr Heu und desto mehr Vieh im Winter und folglich auch im Sommer. Dies ist der Sinn des Satzes: „So viel der Bauer überwintern kann, so viel darf er übersommern".

**) Man vergleiche das die Dahn'sche Auffassung der Völkerausbreitung durchaus bestätigende Bild der Trennung der Horden von Abram und Lot im 1. Buch Mosis 13, 5 ff. „Aber auch Lot, der mit Abram war, hatte Heerden, Schafe und Vieh und Zelte. Und das Land konnte sie nicht fassen, um beisammen zu wohnen, denn ihre Habe war groß, und sie konnten nicht beieinander wohnen; daher entstand auch Zank zwischen den Hirten der Heerden Abram's und Lot's u. s. w. bis V. 12." Desgleichen die Trennung von Esau und Jacob: „Aber Esau nahm seine Weiber und seine Söhne und Töchter und alle Seelen seines Hauses und seine Habe und sein Vieh und Alles, was er erwerben hatte können im Lande Kanaan, und zog in ein anderes Land, und schied von Jacob, seinem Bruder; denn sie waren sehr reich und konnten beieinander nicht wohnen; denn es trug sie das Land ihrer Wanderschaft nicht vor Menge der Heerden." 1. Buch Mosis 36, 6, 7.

vom Rhein bis zur Elbe und Regnitz, etwa 80 deutsche Meilen lang und zwischen 30 und 40 deutsche Meilen breit.

Der ganze Osten und Nordosten Deutschlands war im 7. Jahrhundert von den Völkern der gothischen Gruppe, der semnonischen und markomannischen Bündnisse, überhaupt von den Deutschen verlassen, es drängten die Slaven nach; ungefähr an der Stelle der Sachsen, Longobarden und Vindilen saßen um die Elbe herum die Obotriten und Wenden, auf der Semnonen Gebiet die Soraben, auf markomannischem Gebiet die Moraven und slavischen Böhmen, ja der Druck der Slaven reichte fast bis an den Rhein hin, die Wilzen drängten über die Elbe herüber, slavische Stämme drangen bis Erfurt, bis in die Bamberger und Nürnberger Gegend, ja es scheint sicher zu sein, daß römische Pfahlgrabencastelle in der Altmühlgegend den Deutschen des 8. und 9. Jahrhunderts Schutz gegen die Slaven bieten mußten: Aber als es soweit mit den Slaven gekommen war, da hatten die Deutschen ganz andere Gebiete statt des verlorenen Ostens gewonnen: die Gothen Italien und Spanien, die Franken ganz Nordfrankreich bis zur Loire und einen deutschen Königs- und Kaiserthron daselbst errichtet, die Markomannen, Quaden u. a. hatten Vindilicien und Norikum völlig genommen, die Burgunder das burgundische Reich, die Alemannen die schwäbische Herrschaft begründet. Freilich in dieser Ausdehnung konnten sie die Herrschaft als deutsche Herrschaft nicht halten, aber gerade die Ausdehnung nach Westen und Süden war von unendlicher Bedeutung für das Volk der Deutschen im Ganzen für die deutsche Cultur und die Weltcultur, wiewohl so viel Land und Leute verloren wurden. Denn das darf wohl mit Recht als die großartige Gesammtwirkung der Völkerwanderung bezeichnet werden, daß durch sie die Deutschen rechts und links des Rheines antike Culturelemente in sich aufzunehmen gezwungen waren, daß jenseits der Vogesen und der Alpen die romanischen Sprachen und die romanischen Nationen gegründet, diesseits dieser Berge aber eine Geschichte begann, die die Geschichte einer deutschen Nation ist; damit war eine Gliederung der mitteleuropäischen Bevölkerung geschaffen, welche im Wesentlichen noch heute besteht in den heutigen Staatengebieten. (Dahn bei v. Wietersheim S. 23).

Sind dies die großartigen Folgen der Völkerwanderung in ihren bleibenden Resultaten, so muß man sich wundern über die verhältnißmäßig niederen Bevölkerungsziffern, in welchen die den Continent umgestaltenden „Barbaren des Nordens“ zuerst auftraten. Zwar waren die Massen, welche zuerst an den Grenzen des Römerreiches pochten, immerhin größer als Gefolgschaften hätten sein können, aber im Verhältniß zu der schließlich resultirenden Bewegung sind sie gering. Caesar selbst schätzt die das Römergebiet bedrohenden, offenbar selbst von Hermunduren, Sueven oder Markomannen gedrängten (keltischen) Helvetier auf 263 000, die Mitverbündeten (keltischen) Nauriker auf 32 000, die (ebenfalls keltischen) Boier auf 32 000 nnd die (deutschen) Tulinger und Latoviker auf 40 000, alle zusammen demnach auf 368 000 Menschen, unter denen seiner Annahme nach gegen 92 000 Waffenfähige; aber diese Masse ist angesiedelt und ausgezogen auf einem Raum von mindestens 60 deutschen Meilen Länge, vom Genfersee nordwärts bis an den Neckar. Ihr hatte Caesar außer den keltischen Aushebungen nur 4, gegen Ende des ersten Jahres 6 Legionen entgegen zu stellen, die Legion zu 3000 bis 3600 Mann gerechnet.

Im ganzen gallischen Krieg verfügte Caesar meist nur über 8 Legionen, höchstens über 11 Legionen, demnach über 24 bis höchstens 40 000 Mann.

Es ist jedoch schwer sich ein richtiges Bild von der numerischen Stärke der germanischen Völkerschaften zu machen, da Uebertreibungen oft im Interesse der Berichterstatter gelegen, ja auch beim besten Willen ein Abschätzen schwierig gewesen sein muß. Die bei Emmerich den Rhein passirenden Völkerschaften der Usipeter und Tenkterer werden von Caesar auf 430 000 Menschen (einschließlich Troß) gerechnet. Nach obigem Verhältniß 100 000 wehrfähige Männer hierunter anzunehmen, würde gewiß zu hoch geschätzt sein. Daß die Zahlen der Deutschen meistens viel zu hoch von den Römern angegeben werden, mag aus der verhältnißmäßig geringen Zahl der römischen Streitkräfte erhellen; nur 3 Legionen der Römer standen in der 3tägigen Schlacht im Teutoburger Walde, die ungeheuere Grenzlinie des Römerreichs gegen die Germanen von Pannonien an bis Rheinmündung, also die Donau-, Pfahlgraben- und Rheinlinie (ca. 1200 Kilometer oder etwa 160 deutsche Meilen) wurde regelmäßig nur von acht römischen Legionen gedeckt und selbst dem Suebenbunde hatte Rom nur 8 Legionen entgegenzustellen, während Marbod allein über 70 000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter geboten haben soll. Aber den Römern kam allenthalben ihre Bewaffnung, ihre Taktik und ihre Politik außerordentlich zu Gute. Der enorme Nachtheil in der Bewaffnung, in welchem die halbnackten Germanen gegenüber den Speeren der fast unnahbaren Phalanx der römischen Cohorten sich befanden, mag nur sehr selten durch die Terrainverhältnisse, öfter durch die Berserkerwuth der um Heimstätten, das tägliche Brod und die im Verlustfalle dem Sieger preisgegebenen Familien kämpfenden und ringenden Deutschen aufgewogen worden sein. Dadurch erklären sich die außerordentlichen Verlustziffern der Deutschen, wenngleich auch hierin die Ruhmsucht der Berichterstatter, der bekannte „Imperatorenstyl“, viele Uebertreibungen sich gestatten zu dürfen glaubte. 320 000 Menschen (Gothen) soll Kaiser Claudius um das Jahr 269 vernichtet haben, und der Vernichtung von 400 000 Germanen (Allemannen und Franken) rühmt sich Kaiser Probus im Jahre 277. Mit Recht legen Dahn und Wietersheim diesen Zahlen keinen hohen Werth bei, mehrmals sprechen römische Berichte von der „Vernichtung“ einer Völkerschaft, die kurz darauf noch machtvoll auftritt! Aber die Verluste der Germanen zu häufen verstanden die Römer sich darauf, Deutsche gegen Deutsche zu führen, die besiegten oder fast besiegten Stämme in Dienst und Sold zu nehmen und die Uneinigkeit der Deutschen klug zur Schwächung derselben zu benützen. Und leider hat es nie an Zwisten der Deutschen untereinander gefehlt! Es war ja begreiflich, daß die Zunahme der Bevölkerung und die Verschiebung der Völkerschaften innerhalb Germaniens Deutsche gegen Deutsche drängte und daß ganz aus denselben Gründen, aus denen es zum Kampfe mit Rom kam, auch der Krieg der germanischen Stämme untereinander entbrannte; die uralte Zwietracht zwischen Chatten und Cherusker, die Vertreibung der Amsivarier durch die Chauken, der Kampf zwischen Hermunduren und Chatten um die Salzquellen an der (fränkischen?) Saale sind bekannte Beispiele dafür; 60 000 Bructerer wurden Angesichts der Römer von den Tenkterern erschlagen, 20 000 Mann verloren die Vandalen, als sie sich durch die Franken hindurch an den Rhein drängten, den sie am letzten Tag des Jahres 406 überschritten. „O möchte doch ewig währen“, ruft Tacitus

aus, „diese Feindschaft der Germanen unter einander, wenn denn doch beim dräuenden Zusammensturz des Reiches uns das Schicksal nichts Besseres gewähren kann, als der Feinde Zwietracht.“ Und die bekannte Lobrede zu Kaiser Maximians Geburtstagsfeier rühmt i. J. 292: „So groß, Imperatoren, ist Euer Glück, daß sich nun die Barbaren überall selbst untereinander zerfleischen und vertilgen! Heiliger Jupiter und Hercules, endlich habt ihr die Tollheit des Bürgerkrieges unter jene Völker geschleudert, die vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen in ihr eigenes Blutvergießen stürzen. Die Gothen (Ostgothen) vertilgen gründlich die Burgunder; für die Besiegten waffnen wieder die Allamannen; die Therwinger (Westgothen) durch die Taifalen unterstützt, kämpfen gegen Vandalen und Gepiden; die Burgunder haben den Allamannen Land genommen, aber zu ihrem Verderben, denn die Allamannen gewinnen es wieder. So groß ist die Macht unserer Gottheit!“

Trotz all dieser Verluste dehnte das deutsche Volk sich aus, trotz aller Uneinigkeit im Innern und aller Niederlagen gegenüber den Legionen der Römer und Byzantiner wuchs die Macht der Germanen und stürzte das Römerreich. Die Expansionskraft der Germanen fällt gerade dann am meisten in's Auge, wenn man die riesigen Verluste derselben in Betracht zieht. Die Völkerschaften, mit denen die Römer kämpften, sind ununterbrochen im Wachsen begriffen; „den Allamannen ward ihre eigene übergroße Anzahl verderblich,“ (i. J. 277); und so kommt es, daß die Ausdehnung und Unterbringung mit einer gewissen Sicherheit und energischen Stetigkeit vor sich geht; es fanden sich römischerseits wie germanischerseits förmliche Rechtseinrichtungen vor, die der Ansiedelung und Unterbringung der im Ausdehnen begriffenen Germanenvölker dienten, so das römische Einquartierungssystem, mit dem man zuerst die „Barbaren“ in die römischen Provinzen zu versetzen anfing, und die germanische Landtheilung, die Abgrenzung von Allmände und dem in „Loose“ (partes, sortes) getheilten Sondereigen. Ja, von solcher Energie ist die Kraftexpansion, daß germanische Völkerschaften, Sueben, asdingische und silingische Vandalen und Alanen geradezu das Loos werfen um die römischen Provinzen, in die sie sich als Eroberer theilen. Noch bemerkenswerther tritt die ruhige Kraft der Expansion hervor in der Thatsache, daß die Deutschen, wo sie sich als Eroberer niederließen, keineswegs die vorhandene Bevölkerung auszurotten, die vorgefundene höhere Cultur zu vernichten dachten; mit Fug macht Dahn darauf aufmerksam, daß während vor den Hunnen Alles was fliehen konnte, floh, vor den wandernden Germanen die Romanen nicht flohen; als die Bajuvaren die Voralpen besetzten, blieben die romanischen Bauern in dichten Mengen angesiedelt, und gaben (als „Walen“) dem Walchensee (und vielen „Valchensteinen“) den Namen; bis in's 10. Jahrhundert begegnen dort die Namen römischer Sklaven und Colonen: und die reicheren Städte an Donau und Rhein zu verlassen, Augsburg, Regensburg, Trier, Köln, dann in Gallien die unabsehbare Menge von Städten, kommt der weitaus größten Zahl der Bewohner gar nicht in den Sinn! Ließ ihnen, den Romanen und Provinzialen, ja doch der einwandernde „barbarische“ Germane nicht bloß Leben und genug des Landes (ein Drittel oder zwei Drittel), sich zu ernähren, sondern sogar ihr angestammtes (oder römisches) Recht; denn mit den Deutschen wandert ihr Recht und nach ihrer Auffassung von dem Angeborensein des Stammesrechtes blieb bestehen auch der Besiegten Recht (Personalitätsprinzip des Rechtes).

So schließt denn die Völkerwanderung ab mit der Entstehung der neuen Staatengruppen an Stelle der römischen Provinzen und der germanischen Horden- und Gaustaaten.

Aber die Expansionskraft der Deutschen war damit noch nicht an ihrer Grenze angelangt.

Nachdem das Römerreich gefallen und Gallien von den Deutschen besiegt, auch die britischen Inseln von Germanen eingenommen, begannen andere Züge und Wanderungen; eigentlich wanderten die Germanen immer; in der Karolingerzeit traten höchst merkwürdige Rückwanderungen von Westen gegen Osten ein, vom Rhein her namentlich gegen Sachsen und Thüringen, und das ganze Mittelalter wird gefüllt und belebt von Germanenzügen gegen Süden: Normannenfahrten, Kreuzzüge, Römerzüge; und gegen Norden findet die interessanteste und wir dürfen wohl sagen, fruchtbarste und folgenreichste Expansion ein: die Wiedergewinnung der Elbe-, Oder- und Weichselländer, die Germanisirung der Ostseeufer bis zu den Livländern und Esthen hin, die ruhmreiche That der Deutschherrenritter.

Konnten auch die in Frankreich, Spanien und Italien mit stürmender Hand gewonnenen Eroberungen nicht festgehalten werden (geschweige denn die in Afrika), weil die Expansion darin bis zu einem solchen Grade getrieben war, daß der Zusammenhang mit der Heimat zerriß, kein nationaler geistiger Nachhalt, kein physischer Nachschub die zu weit ausgedehnten, zu weit vorgeschobenen Theile mehr stützen konnte, so ward doch all das Land, das zu Augustus Zeiten von Deutschen bewohnt war, wiedergewonnen; ja, es ward dazu gewonnen das keltische Land südlich der Donau bis zu den Alpen (Südbayern und Schwaben), und das keltische Land westlich des Rheins ins Wasgaugebirge und die Ardennen hinein, Rheinpreußen, Rheinbayern, Elsaß Lothringen.

Riesenhaft ist allerdings die Ausdehnung des russischen „Hundertmillionenreichs“; eine Art Weltherrschaft (freilich zunächst nur sprachlich) scheint sich zu Gunsten der Engländer vorzubereiten, wie das stolze Wort andeutet: „The world is rapidly becoming English“; und großartig sind die Aussichten für die Zukunft, die sich der Nordamerikaner ausmalt: „All America for the Americains“. (Vgl. Ernst v. Weber, Erweiterung der deutschen Wirthschaftsgebiete, 1879. Seite 20, 21, 48—50.)

Verschwindet nicht gegenüber der Expansion und Expansionskraft dieser Völker die der Deutschen? Man scheint dies, kleinmüthig genug, gefürchtet zu haben. Es ist nicht der Fall. Wir wissen's noch nicht, denn zu jung noch ist unser Reich, aber ahnen können wir es doch, was es heißt, und gerade für den Auswanderer heißt, nicht den Particularismus sondern den Nationalismus daheim herrschend zu wissen, nicht ein zerstücktes, sondern ein geeintes kräftiges Vaterland im Hintergrund und im Herzen zu haben. Und jeder Zweifel an der Expansionskraft unserer Nation muß vollends schwinden, wenn wir einen Augenblick absehen von den verschiedenen Farben der Flaggen und Grenzpfähle und nicht fragen, wo Deutsche, sondern wo Deutsches zu finden ist oder herrschend sich fortbildet. Die Angeln und die Sachsen in England sind Deutsche; schon deshalb könnten wir auf dem europäischen Continent seßhaft gebliebenen Deutschen manches Blatt der Lorbeeren unserer Brüder auf den britischen Inseln und in Amerika als deutschen Ruhm

beanspruchen. Was Rußland an höherer Cultur nachweist, ist deutsch. In einer hochinteressanten, geistvollen Abhandlung hat jüngst Sohm*) das Emporwachsen eines Weltrechts aus dem Rechte der salischen Franken nachgewiesen in einer Reihe von Rechtsinstituten; Investitur, Auflassung, rechte Gewere, eheliches Güterrecht sind Gebiete des Rechtsbodens, auf welchem ein sal-fränkisches Recht siegreich wurde und siegreich blieb; es ist das Institut der rechten Gewere z. B. geltendes Recht geworden von Westfrankenland aus in ganz Frankreich, Deutschland, den Provinzen des deutschen Reiches, in Siebenbürgen, Ungarn, Böhmen, Polen, Esthland, Livland (Sohm S. 59—60); aus dem sal-fränkisch-deutschem Rechte ward das altfranzösische Recht und dies ward mit wenig Veränderungen englisches Recht, das nun in Ostindien, in Afrika, Australien und Nordamerika zur Geltung gelangte. „Stolz kann die lex salica auf die zahlreichen und mächtigen Rechte blicken, welche sie erzeugt hat" (Sohm S. 69).

Solche Expansion des Deutschthums auf dem Geistesgebiete steht nicht allein; befruchtend für die ganze Erde winkt die deutsche Wissenschaft; der religiösen Idee, insbesondere dem Christenthum, hat der Deutsche eine Pflege und Wendung gegeben, durch welche die Religion inniger und würdevoller ward, als dies jemals unter slavischem oder romanischem Einflusse hätte geschehen können.

Derartigen Erscheinungen gegenüber verschwindet nahezu ganz die Bedeutung der Thatsache, daß die deutschen Auswanderer bisher binnen wenigen Generationen in Amerika „entnationalisirt" werden. Je mehr Deutschland bestrebt ist, auf der Bahn der Humanität in seinen Gesetzen und in seiner Verwaltung und in seiner Bildung vorwärts zu schreiten, desto weniger werden die Auswanderer „entnationalisirt" werden. Daß der Deutschen Natur die höchsten Ziele der Humanität sich und der Menschheit zu stecken und sie anzustreben vermag allerorten, das ist der beste Erweis der besten Expansionskraft des Deutschen Volkes, und diesen hat uns die Geschichte von der Völkerwanderung an erbracht.

Metallische Heilwirkungen.

Von
Prof. A. Eulenburg.
Greifswald.

Die Phänomene der sogenannten Metalloskopie, der Metallotherapie und Magnetotherapie, welche seit ungefähr drei Jahren die Aufmerksamkeit nicht blos ärztlicher Kreise, sondern auch der Laienwelt in steigendem Maße auf sich ziehen und auch mit den neuerdings so lebhaft besprochenen Erscheinungen des „thierischen Magnetismus" oder „Hypnotismus" vielfache Berührungspunkte darbieten — haben einen befriedigenden Abschluß, eine endgiltige wissenschaftliche Feststellung und Erledigung bisher nicht gefunden. Eine solche ist allerdings auch insofern mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, als sie zu einem gedeihlichen Ergebniß nothwendig ein Zusammenwirken von Fachmännern verschiedener Special-

*) Fränkisches Recht und römisches Recht. Prolegomena zur Deutschen Rechtsgeschichte von Dr. Rudolph Sohm, Professor in Straßburg. Weimar, Hermann Böhlau. 1880. (Auch in Zeitschrift der Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, I. Band.)

gebiete, von Physikern, Physiologen und auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten bewanderten Aerzten, voraussetzt, die einzeln für die in Betracht kommenden Fragen meist nur eine relative Competenz und oft selbst ein theilweise sehr begrenztes Verständniß besitzen. Es kommt dazu, daß phantastische Ausschmückungssucht, Reclame, hier und da auch wohl etwas therapeutischer Kinder- oder Köhlerglaube auf der einen — übertriebener Skeptizismus und apriorische Abneigung auf der anderen Seite eine unbefangene Abwägung und Würdigung in hohem Grade erschwerten. Da es sich jedoch um einen Gegenstand von großem und vielseitigem Interesse handelt, so dürfte wenigstens der Versuch einer wesentlich die naturwissenschaftlichen (physikalischen und biologischen), und nur beiläufig die rein ärztlichen Fragen anstreifenden Darstellung an diesem Orte gerechtfertigt erscheinen.

Als der Entdecker oder doch Verbreiter derjenigen Phänomene, die wir unter den Bezeichnungen „Metalloskopie" und „Metallotherapie" zusammenfassen, ist der gegenwärtig in Paris lebende französische Arzt Burq zu betrachten. Seine ersten Publicationen über diesen Gegenstand datiren bereits seit 1851; ein traité de métallothérapie von ihm erschien 1853. Freilich hatte es auch ihm an Vorläufern nicht gefehlt, und man müßte weit ins Alterthum, vor Allem aber auf Paracelsus zurückgehen, um die Spuren der nachmaligen Burq'schen Vorstellungen über die mystischen Beziehungen gewisser Metalle, namentlich des Eisens, zum menschlichen Organismus u. s. w. in ihren geschichtlichen Wurzeln zu verfolgen. Erwähnungswerth scheint mir unter den specielleren Vorgängern Burq's der Engländer Elliotson, dessen 1838 in London angestellte Beobachtungen damals freilich als auf Selbsttäuschung beruhend abgelehnt wurden, ein Beispiel zugleich, in wie oberflächlicher und wenig auf den Grund dringender Weise die fachmännische Kritik sich lange Zeit diesen Vorgängen gegenüber verhielt. Elliotson hatte u. A. beobachtet, daß ein junges Mädchen jedesmal beim Anlegen von Nickel, nicht aber von anderen Metallen, in heftige Convulsionen verfiel. Ein controlirender Arzt (Wakley) bemerkte, daß das Nickelstück vorher zum Zwecke des „Magnetisirens" in der Hand erwärmt wurde; er legte nun in gleicher Weise erwärmtes Blei auf und erzielte damit dieselbe Wirkung. Daraufhin bezeichnete man damals die Sache als Täuschung und ging darüber zur Tagesordnung! Jetzt wissen wir durch exact angestellte Versuche, daß der Wärmegrad der aufgelegten Metalle, ihre Differenz von der Hauttemperatur für ihre specielle Wirkungsweise augenscheinlich von großer Bedeutung ist; daß erwärmte und kalte Metallplatten die Sensibilität der Haut in diametral entgegengesetztem Sinne beeinflussen! Die große Wichtigkeit der Wärmeunterschiede haben wir auch erst neuerdings auf dem verwandten Gebiete der hypnotischen Erscheinungen zu erproben Gelegenheit gehabt; wir erfuhren z. B., daß durch Auflegen der warmen Hand auf die Stirn der hypnotische Zustand erzeugt und unterhalten, durch dieselbe Procedur oder auch blos durch Wärmestrahlung auf die Hinterhaupts-Nackengegend der Berger'sche Sprechversuch (Umwandlung des Hypnotisirten in einen nachsprechenden Automaten) eingeleitet wird; daß endlich, nach den merkwürdigen Versuchen von H. Cohn in Breslau, Erwärmung eines Auges mit der Hand langsame Hypnotisirung des anderen Auges, Accommodationskrampf und vorübergehende Farbenblindheit desselben u. s. w. hervorruft.

Burq's Publicationen, die freilich auch vieles Abenteuerliche in therapeutischer Hinsicht (z. B. über die Anwendung des Kupfers zur Verhütung und Behandlung der Cholera u. dgl.) enthielten, fanden lange Zeit hindurch kaum irgendwelche Beachtung. Fast ein Menschenalter mußte vergehen, ehe es überhaupt zu einer unbefangenen wissenschaftlichen Prüfung der Sache kam, und ehe dadurch der Wahrheitskern aus der Masse verwirrender und verworrener Behauptungen herausgeschält, zugleich aber auch ihre große Bedeutung für die Symptomatik und Therapie gewisser Krankheitszustände des Nervensystems klar erkannt wurde. Eine im Jahre 1876 von der Pariser biologischen Gesellschaft niedergesetzte, aus hervorragenden ärztlichen Notabilitäten (Charcot, Luys, Dumontpallier) bestehende Commission prüfte die Angaben Burq's und verfolgte sie selbstständig weiter, unter Benutzung des von den Pariser Krankenhäusern gebotenen Materials, namentlich der berühmten Charcot'schen Abtheilung nervenkranker Frauen in der Salpétrière — einer Abtheilung, die, was Umfang und exquisite Beschaffenheit des Materials, vor Allem die Fülle der schwersten, großstädtischen, man kann sagen specifisch Pariserischen, hysterischen Krankheitsformen betrifft, vielleicht einzig in der Welt dasteht.

Aus den mehrfachen Berichten dieser, noch durch einige Specialisten vervollständigten Commission können hier nur einige der wichtigsten Punkte kurz berührt werden. Ihren Angaben sind überdies im Laufe der drei letzten Jahre zahlreiche bestätigende und ergänzende Mittheilungen aus Frankreich, Italien, Deutschland, England, Amerika u. s. w. gefolgt. Hauptsächlich bezogen sich die Untersuchungen der Commission auf Fälle von *völliger Aufhebung der Sensibilität einer Körperhälfte* (*Hemianästhesie*) — zum Theil auch mit Bewegungsschwäche und anderweitigen Störungen der unempfindlichen Körperhälfte gepaart, wie sie einerseits bei Hysterie, andererseits in Folge schwerer organischer Gehirnaffectionen nicht ganz selten zur Beobachtung kommen. Es wurde festgestellt, daß, wie dies Burq schon längst behauptet hatte, besonders in Fällen der ersteren Kategorie *das Auflegen ganz bestimmter, individuell verschiedener Metalle auf der kranken Körperseite Gefühl und Muskelkraft derselben vorübergehend zurückführte*. Es zeigte sich z. B., daß von mehreren scheinbar ganz gleichartig erkrankten Individuen das eine nur durch Auflegen von Gold (in Form von Platten, Ringen, Goldstücken u. s. w.) seine Sensibilität wiedererhielt — andere dagegen nur durch Auflegen von Silber, oder von Zink, oder von Eisen, von Kupfer, von Platin. Man bezeichnete diese specifische Empfindlichkeit oder Empfänglichkeit für einzelne Metalle als *metallische Idiosynkrasie* der betreffenden Personen; die Ermittelung der wirksamen Metalle wurde als **Metalloskopie**, ihre darauf begründete, theils äußerliche, theils auch (nach Burq's Vorschlägen) innerliche Anwendung zu Heilzwecken als externe und interne **Metallotherapie** bezeichnet.

Die Besserungen der Sensibilität und Muskelkraft, welche bei Hemianästhesie durch die als wirksam ermittelten Metalle herbeigeführt wurden, waren Anfangs stets nur vorübergehend, von höchstens mehrstündiger oder allenfalls 24stündiger Dauer; dann kehrte, auch wenn die Metalle liegen blieben, der frühere anästhetische Zustand allmälig wieder. Durch entsprechende Wiederholung der äußeren Metall-

application und angeblich — namentlich nach Burq's Versicherungen — später auch durch fortgesetzte innere Darreichung der wirksamen Metalle in Form geeigneter arzneilicher Präparate sollte man jedoch den ausgeübten Effect allmälig zu einem bleibenden umgestalten können. Hierbei sollte nun die merkwürdige Erscheinung eintreten, daß nach erfolgter Heilung diejenigen Metalle, welche die Anästhesie Anfangs zum Verschwinden gebracht hatten, jetzt in gerade entgegengesetzter Weise agirten — also bei äußerer Application nunmehr eine von der Anlagestelle aus fortschreitende Anästhesie („metallische Anästhesie") auf der erkrankt gewesenen Körperhälfte hervorriefen.

Schon früher hatte jedoch die Commission eine andere, noch weit überraschendere Thatsache entdeckt, welche seitdem die Aufmerksamkeit der Nervenärzte und Experimentatoren in besonders hohem Grade erregt und beschäftigt hat. Sie fand nämlich, daß mit der Zunahme der Sensibilität auf der kranken gleichzeitig auch eine entsprechende Sensibilitätsabnahme an den symmetrischen Bezirken der gesunden Körperhälfte einherging — daß die letztere also anscheinend verlor, was die erstere gewann — daß es sich mit einem Worte nicht blos um eine Gefühls-Restitution, sondern auch um eine Gefühls-Uebertragung, einen „transfert de sensibilité" handelte. Das Gefühl kehrte später auf der gesunden Seite in dem Maße wieder, wie es auf der kranken abnahm. — Die gleichen Erscheinungen, wie an der Haut, ließen sich auch an sämmtlichen höheren Specialsinnen (Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack) bei einseitiger Störung derselben — wie sie z. B. mit der hysterischen Hemianästhesie gewöhnlich gepaart ist — beobachten. Auflegen der wirksamen Metalle auf Auge, Ohr u. s. w. der anästhetischen Seite bewirkte hier vorübergehende Besserung und zugleich auf der gesunden Seite proportionale vorübergehende Sinnesabnahme. Besonders exquisit zeigten sich diese Erscheinungen in Fällen von einseitiger hysterischer Farbenblindheit; war hier beispielsweise auf dem linken Auge der Farbensinn völlig aufgehoben, rechts dagegen normal, so kehrte nun bei Metallapplication auf das linke Auge die Farbenempfindung desselben in einer genau bestimmten Reihenfolge, entsprechend der peripherischen Ausdehnung der Farbenfelder (blau, gelb, orange, roth, grün, endlich violett) wieder — während sie auf dem rechten Auge in umgekehrter Reihenfolge (vom violett zum blau) successiv verschwand! Bei einer früher für Gold empfindlichen und durch die Metallotherapie geheilten Kranken zeigte sich das oben erwähnte Phänomen der „metallischen Anästhesie" auf dem Auge — in der Weise, daß ein auf die Schläfe gelegtes Goldplättchen nunmehr Schwachsichtigkeit (Amblyopie) und Farbenblindheit auf dem erkrankt gewesenen Auge veranlaßte!

Von den weiterhin durch Charcot ermittelten Thatsachen hebe ich noch hervor, daß es diesem berühmten Neuropathologen u. A. gelang, starre unnachgiebige Muskelverkürzungen (Contracturen), wie sie mit der hysterischen Hemianästhesie häufig verbunden vorkommen, durch die Metallapplication zu lösen oder vielmehr auch auf die andere, bisher verschonte Körperhälfte zu übertragen. Ferner überzeugte sich Charcot, daß die Application des wirksamen Metalles auch durch die eines kräftigen Stahlmagneten oder eines Solenoids (d. h. eines Systems von Strömen, deren Ebenen auf einer und derselben Linie senkrecht stehen, in Form

eines schraubenförmig aufgewundenen Metalldrahts) in jeder Beziehung ersetzt werden konnte. Der Magnet wirkt sogar sicherer und kräftiger als das Metall. Der „Metallotherapie" muß also die „Magnetotherapie" als gleichwerthige — überdies bequemere — Behandlungsmethode für praktische Zwecke an die Seite gestellt werden.

Von der thatsächlichen Richtigkeit der meisten vorerwähnten und noch mancher damit zusammenhängenden Phänomene habe ich (gleich unzähligen Aerzten aller Länder, welche großentheils der Ruf dieser Dinge in den letzten Jahren nach Paris geführt hatte) auf der Charcot'schen Abtheilung in der Salpétrière mich sattsam überzeugt; und obgleich ich nicht verhehlen kann, daß mir die angewandten Untersuchungsmethoden hier und da nach deutschem Maßstabe etwas oberflächlich oder ungenügend erschienen, so vermochte dies an dem erhaltenen Gesammteindruck doch nichts Wesentliches zu ändern. Auch wurde derselbe durch meine eigenen, seitdem gemachten Versuche nach mancher Richtung ergänzt und befestigt. — Noch will ich hervorheben, daß die metallischen „Armaturen", deren man sich nach Burq bedienen soll und die unter dem Namen des Entdeckers der Metalloskopie in Paris verkauft werden, keineswegs aus reinen, sondern vielmehr aus legirten oder in einem gewissen Procentsatz gemischten Metallen bestehen. Englisches (kohlenstoffreiches) Eisenblech; Kupfer mit 10 pCt. Zink und 2—3 pCt. Zinn; Gold im Verhältniß von $^9/_{10}$, Silber desgleichen; Zink mit 5—6 pCt. Zinn und 2—3 pCt. Kupfer; Zinn mit 10 pCt. Antimon und 2—3 pCt. Kupfer repräsentiren die von Burg am meisten bewährt gefundenen und empfohlenen Combinationen, die in Form flacher runder Scheiben von 3 Ctm. Durchmesser, einzeln oder zu mehreren mittelst eines Bandes an einander gereiht, etwa 5—30 Minuten auf die Hautfläche aufgelegt werden. —

Gehen wir nun zu den bisher gemachten, im Ganzen noch sehr unbefriedigenden und mangelhaften Erklärungsversuchen über, so möchte ich zunächst denjenigen vorwegnehmen, welcher ausschließlich den psychologischen oder (wenn man will) psychopathologischen Factor — gerade wie es neuerdings auch bei Erklärung der Erscheinungen des thierischen Magnetismus von mancher Seite geschehen ist — betont und berücksichtigt. Ein amerikanischer Autor, Hack Tuke, hat dafür sogar den besonderen Ausdruck der „expectant attention" geschaffen. Es ist wohl unzweifelhaft, daß in der That die expectant attention, die erwartungsvolle Aufmerksamkeit (womit sich hier naturgemäß noch die Heilungssehnsucht und Heilungshoffnung chronisch kranker, nervöser, überreizbarer, weiblicher Individuen verbindet) bei einem Theile der metalloskopisch untersuchten Krankheitsfälle — gerade so wie bei den älteren Braid'schen und bei manchen neueren Hypnotismus-Beobachtungen — eine gewisse Rolle gespielt hat. Was ich selbst in der pariser Salpétrière und anderwärts zu sehen Gelegenheit hatte, schließt auch die Mitwirkung dieses Factors — sagen wir in der Form einer dadurch gesetzten Prädisposition oder erhöhten Disposition — keineswegs aus. Völlig unmöglich aber ist es, nach einer nunmehr schon ziemlich stattlichen Anzahl von Einzelbeobachtungen der verschiedensten Art, aus allen Ländern und von Autoren, welche volle Garantien ihrer Unbefangenheit und kritischen Würdigung der einschlägigen Verhältnisse darbieten, diesen psychischen Factor als wesentlich oder gar allein maßgebend bei den geschilderten Vorgängen



anzusehen und dieselben etwa in die Kategorie der mit Recht oder Unrecht von dem Forum der Wissenschaft abgelehnten „magischen" Heilwirkungen zu rubriciren.

Was an sonstigen Erklärungsversuchen in Form von herangezogenen Analogien und experimentellem Material bisher vorliegt, läßt sich zweckmäßig nach drei Hauptgesichtspunkten ordnen. Wir betrachten 1) die aufgestellten elektrophysikalischen (resp. elektrochemischen) Hypothesen; 2) die Molecular-Hypothese; 3) die Zurückführung der in Rede stehenden Erscheinungen auf allgemeine physiologische Wirkungen der Hautreize.

1. Electrophysikalische Hypothesen. Régnard, ein Assistent von Paul Bert und von der erwähnten Untersuchungs-Commission der Pariser Soc. de biologie cooptirt, trat zuerst (1877) mit der Behauptung auf, daß die metalloskopischen Phänomene als das Resultat minimaler electrischer Ströme zwischen Haut und Metall zu betrachten seien. Um dies nachzuweisen, legte er bei jenen Kranken der Salpétrière zwei Metallplatten (z. B. Goldstücke) in etwa 15—20 cm Abstand von einander auf die Haut und verband dieselben durch einen Metalldraht, welcher durch ein empfindliches Galvanometer hindurchging. Hierbei zeigte die Nadel eine Ablenkung, welche z. B. bei Gold 2—12 °, bei Kupfer 15°, in einzelnen Fällen selbst bis zu 45 ° betrug. Wurde nun die Nadelablenkung des metalloskopisch wirksamen Metalles ermittelt und wurde diesem bei derselben Patientin ein galvanischer Strom substituirt, welcher am Galvanometer die gleiche Nadelablenkung hervorbrachte, so wurde regelmäßig auch eine gleiche locale Wirkung auf die Anästhesie u. s. w. durch denselben erzielt. Schwächere oder stärkere Ströme leisteten dagegen ebensowenig wie die unwirksamen Metalle. Es fand sich nun öfters, daß eine und dieselbe Patientin nicht blos für eine einzige Nadelablenkung, sondern für mehrere, weit aus einander liegende (z. B. für 10 ° und dann wieder für 90 °) empfindlich war, während die dazwischen liegenden Grade der Skala gar keine Wirkung ausübten. Régnard nennt diese letzteren neutrale Punkte, und meint, daß sie bei den nämlichen Kranken immer gleich seien und daß durch sie eben die anscheinende metallische Idiosynkrasie dieser Kranken bedingt und erklärt werde.

Ehe ich zu einer Kritik der meines Erachtens völlig unberechtigten und trügerischen Schlußfolgerungen Régnard's übergehe, gestatte ich mir zu erwähnen, daß ich selbst die Régnard'schen Versuche vielfach wiederholt habe, jedoch ausschließlich an gesunden Personen und mit einigen, wie ich glaube, erheblichen Modificationen. Ich legte nämlich in der Regel nur ein Metall auf die Haut und berührte dieses sowie eine benachbarte oder entferntere Hautstelle mit unpolarisirbaren du Bois-Reymond'schen Electroden, die von einem Stativ niedergelassen wurden; ein sehr empfindlicher Multiplikator von ca. 16 000 Windungen wurde in den Kreis eingeschaltet und die Kette mittelst eines Schließers im metallischen Theile geschlossen. Als Versuchsstellen dienten meist Handteller oder Vorderarm. Zahlreiche möglichst reine Metalle sowie auch Metalllegirungen wurden von mir in dieser Weise geprüft, und es zeigte sich dabei allerdings in der großen Mehrzahl der Versuche eine Ablenkung der Galvanometernadel nach der einen oder anderen Richtung (meist im Sinne eines vom Metalle zur Haut gehenden Stromes) im Augenblicke des Schlusses. Die Galvanometerablenkung war in der Regel

nur eine sehr geringfügige, 2—5, höchstens 10°; sehr viel stärkere Ausschläge konnte ich dagegen erhalten, wenn ich die Haut vorher mit einem Electrolyten (Kochsalzlösung) tränkte oder die unpolarisirbaren Electroden durch Kohlen- oder gewöhnliche metallische Stromgeber ersetzte. Die nämlichen Metallplatten zeigten bei verschiedenen (gesunden) Personen eine sehr ungleiche Wirkung. Bemerkbare Alterationen der Sensibilität traten während ihres Aufliegens und der dadurch bedingten Galvanometerablenkung nicht ein. — Andere Details meiner Versuche übergehe ich, da sie zur Kritik der Régnard'schen Anschauungen nicht wesentlich beitragen.

Régnard (und mit ihm die Commission) zog nun aus den obigen Versuchen zunächst den Schluß, daß die bei Kranken beobachteten Besserungs-, resp. Heilresultate auf dem Vorhandensein minimaler electrischer Ströme zwischen Metall und Hautoberfläche beruhten; ferner, daß alle anderweitigen Ströme, welche die gleiche Galvanometerablenkung bedingten, auch das gleiche Heilresultat wie die aufgelegten wirksamen Metalle zur Folge hätten. Beide Folgerungen scheinen mir gleich unbegründet. Wenn nach Régnard's und nach meinen Versuchen auch bewiesen ist, daß minimale Ströme in dem Augenblicke entstehen, wo die Metalloberfläche und eine benachbarte Hautstelle mit einander durch einen leitenden Metalldraht verbunden werden, so ist damit doch die Präexistenz solcher Ströme, bevor der Kreis zwischen Metall und Haut (oder zwischen den beiden gleichen Metallplatten bei Régnard) geschlossen wurde, nicht im geringsten erwiesen. Es brauchte sich vielmehr von vornherein nur um ein Phänomen der electrischen Spannung zu handeln. Daß eine Spannungsdifferenz zwischen Metall und Haut, resp. der an der Hautoberfläche vorhandenen salzhaltigen Flüssigkeit als einem Electrolyten, vorhanden sein muß, ist mindestens in hohem Grade wahrscheinlich; ebenso wie eine solche zwischen zwei sich berührenden Metallen vorhanden sein würde. Es dient aber im angenommenen Falle der Körper vielleicht als Ableitung, während Electricität in Spannung an der Oberfläche des Metalles angesammelt sein kann. Verbinde ich nun letzteres mit der Haut mittelst der durch das Galvanometer gehenden metallischen Leitung, so kann ja allerdings eine Electricitätsbewegung, ein Strom entstehen, welcher durch die Ablenkung der Nadel zu unserer Kenntniß gebracht wird.

Aber wenn man selbst die Präexistenz solcher Ströme als glaublich oder gesichert zugeben wollte, so müßte doch die Annahme, daß alle Ströme von gleicher Galvanometerablenkung auch übereinstimmende localtherapeutische Wirkung ausüben sollen, als eine ganz willkürliche, ebenso unphysikalische wie unphysiologische erscheinen. Es könnten doch nur allenfalls Ströme von gleicher absoluter Stärke und Dichtigkeit als ceteris paribus gleichwirkend hypostasirt werden; die Galvanometerablenkung giebt ja aber unmittelbar gar keinen Anhaltspunkt zur Bestimmung dieser Verhältnisse. Zudem lehrt die Erfahrung, daß nicht selten die Wirkung der aufgelegten Metalle oder der entsprechenden galvanischen Ströme auch durch Inductionsströme (Grasset; Vulpian) ersetzt werden kann, welche bekanntlich die Galvanometernadel kaum oder bei alternirender Stromrichtung überhaupt gar nicht merklich beeinflussen.

Es giebt nun aber auch sonst eine ganze Reihe experimenteller und klinisch

beobachteter Thatsachen, welche direct gegen die Régnard'sche Anschauung geltend gemacht werden können.

Dahin gehören zunächst die interessanten Befunde von Romain Vigouroux (1877), auf welche gestützt dieser die Régnard'sche Hypothese mit Recht zurückweist — obgleich auch er mir allerdings in der Bedeutung dieser Befunde nicht immer ganz glücklich zu sein scheint. Hat man nämlich das wirksame Metall bei einer Kranken ermittelt und legt man nun über dasselbe — oder auch nur in einiger Entfernung neben dasselbe! — ein zweites Metall (z. B. Silber über, resp. neben Gold), so wird die Wirkung des ersten augenblicklich dadurch aufgehoben. Dies gilt von jedem Stadium der Wirkung; wenn also die Anästhesie durch die Metallapplication zum Verschwinden gebracht war, so kehrt dieselbe jetzt wieder — war dagegen ihre Rückkehr spontan bereits erfolgt, so wird umgekehrt jetzt die Sensibilität durch Application des zweiten Metalles vorübergehend erneuert. Vigouroux argumentirt nun: wenn es sich um einen Strom handelte, der durch chemische Einwirkung der Haut auf das Metall (Oxydation des letzteren u. drgl.) entstände, so müßte das Darüberlegen des zweiten Metalles ganz einflußlos sein. Da dieses aber, wie gezeigt wurde, die Wirkung des ersten aufhebt, so geht daraus hervor, daß es sich vielmehr um einen speciellen Fall des Gesetzes der Spannungen handelt. Letzteres formulirt Vigouroux — in einer, wie mir scheint, für den vorliegenden Fall nicht ganz zutreffenden Weise — dahin, daß bei einer Reihe von Contacten die Gesammtspannung dieselbe sei, als wenn nur die beiden Endglieder der Reihe mit einander in unmittelbarem Contact ständen. Wird also über Gold eine Silberplatte gelegt, so haben wir die Reihe Haut — Gold — Silber; der Effect ist dann derselbe, als wenn Silber allein auf die Haut gelegt wäre (?) und die Wirkung des Goldes ist somit aufgehoben. Legen wir nun auf das Silber eine zweite Goldplatte, so kehrt die ursprüngliche Goldwirkung zurück; der Effect ist nämlich bei der nunmehrigen Anordnung Haut — Gold — Silber — Gold der gleiche, als wenn nur eine Goldplatte aufgelegt wäre und so in infinitum.

Hier scheint mir nun Vigouroux eine theilweise mißverständliche oder irrige Anwendung des Spannungsgesetzes zu machen. Der Ausdruck, welchen er diesem Gesetze giebt, paßt nämlich nur für den Fall, wo es sich um eine aus einer Reihe gleichartiger Metallpaare bestehende Säule (eine Reihe alternirender trockener Zinkkupferplatten ꝛc.) handelt. Hier muß ja allerdings das ganze System an seinen Enden dieselbe einfache Spannungsdifferenz zeigen, als wenn die Endglieder Zink und Kupfer allein und unmittelbar mit einander in Contact wären. Das Gesetz in seiner allgemeineren Fassung geht aber bekanntlich dahin, daß die (z. B. an den Polen einer Volta'schen Säule, eines galvanischen Elementes) vorhandene Spannung der Summe aller einzelnen Spannungsdifferenzen gleich ist. Wenn wir also im obigen Falle die Silberplatte mit ihrer ganzen Oberfläche berührend auf die Goldplatte legen, so muß zu der Spannungsdifferenz Haut und Gold noch die Spannungsdifferenz Gold (—) und Silber (+) — sei es in gleichem oder in entgegengesetztem Sinne — hinzukommen. Hierdurch kann allerdings der ursprüngliche Effect derartig verändert werden, daß die von der Goldplatte allein ausgehende Wirkung verschwindet. Lege ich nun über die Silberplatte eine zweite

Goldplatte, so muß der ursprüngliche Effect wiederkehren, weil offenbar jetzt die Spannungsdifferenz Gold (—) und Silber (+) durch die an der nächsten Contactstelle auftretende entgegengesetzte: Silber (+) und Gold (—) neutralisirt wird. Die Beobachtungen von Vigouroux können daher zu Recht bestehen, während ihre Begründung allerdings einer etwas veränderten Fassung bedürfte. Wie sich übrigens die Wirkung des nicht superponirten, sondern nur in einiger Entfernung vom ersten auf die Haut applicirten zweiten Metalles erklären läßt, ist von Vigouroux nicht einmal anzudeuten versucht worden. — Dagegen hat derselbe noch weiter hervorgehoben, daß man ein an sich unwirksames Metall dadurch wirksam machen könne, daß man dasselbe in einem bestimmten Sinne elektrisch ladet. War z. B. Kupfer wirksam, Platin dagegen unwirksam, so kann letzteres, nachdem es positiv geladen ist, dem Kupfer substituirt werden (da Kupfer dem Platin gegenüber bekanntlich positiv); war dagegen Gold wirksam, so kann Platin durch negative Ladung dem Golde äquivalent gemacht werden. Die Wirkung des aufgelegten Einzelmetalles läßt sich denn auch durch Anlegen des entsprechenden (positiven oder negativen) Poles eines Elementes, einer Batterie, bei völliger Isolirung des anderen Poles — also durch unipolare Elektrisirung — ersetzen.

Ohne auf diese Fragen weiter einzugehen, möchte ich kurz noch einige Thatsachen hervorheben, welche den Régnard'schen Annahmen ebenfalls widersprechen. Die gleichen Beeinflussungen der Sensibilität, Muskelkraft u. s. w. wie durch Metalle, hat man nicht nur, wie schon erwähnt, durch die Inductionsströme (faradische Pinselung), durch statische Elektricität, Magnete und Solenoide, sondern in manchen Fällen auch durch Auflegen der verschiedensten Nichtmetalle und Nichtleiter, Glas, Holz, knöcherne Spielmarken, Eisstücke, durch beliebige Arten mechanischer, chemischer, thermischer Hautreizung auftreten sehen. Der Einfluß der Metalle blieb nach Schiff unverändert, wenn zwischen dieselben und die Haut isolirendes Seidenzeug interponirt wurde. — Ich möchte ferner als gegen die Régnard'sche Anschauung sprechend auch den Umstand anführen, daß nach einzelnen Beobachtern (Rumpf) die analogen Erscheinungen örtlicher Sensibilitätserhöhung und symmetrischer Sensibilitätsabnahme bei Gesunden durch Auflegen warmer Metallplatten erzeugt werden konnten, während kalte primär entgegengesetzt wirkten. Da bekanntlich das Leitungsvermögen der Metalle bei höherer Temperatur derselben abnimmt, wegen Auseinanderlagerung ihrer Molecule, so hätte, falls ein Strom zwischen Metall und Haut existirte, gerade der umgekehrte Erfolg der Temperaturdifferenz erwartet werden müssen. Dagegen verträgt sich dieses Factum offenbar weit besser mit der

2. Molecular-Hypothese. So können wir die von Schiff vertretene Anschauung bezeichnen. In einem auf der Baden-Badener Naturforscher-Versammlung (1879) gehaltenen Vortrage äußert sich der berühmte Genfer Physiologe dahin, da die einseitige Anästhesie und Lähmung durch eine Veränderung in den Nerven-Moleculen erzeugt sei, so könne möglicherweise durch den Einfluß der von den Metallplatten ausgehenden Molecularstöße eine Ausgleichung dieser Veränderung herbeigeführt, können die Nervenmolecule wieder zu normaler Bewegung gebracht werden. In so unbestimmter Fassung dürfte diese Anschauung kaum auf Opposition stoßen, allerdings aber auch nichts Wesentliches erklären. Zur Stütze derselben hat Schiff einige Versuche an den ihm zu Gebote gestellten Pariser Kranken unter-

nommen. Er will dabei die gleichen Resultate, wie durch Metalle, auch u. A. durch Hammerschläge erzielt haben, welche einen am Amboß befestigten Kautschukstab in Schwingungen versetzten, sowie durch Holzstäbe, welche in äußerst häufige periodische Schwingungen (bis zu 28 000 in der Minute) versetzt wurden. Es bleiben nähere Mittheilungen darüber abzuwarten. Jedenfalls aber lassen sich die mittelst thermischer Hautreizung an Gesunden von Rumpf, mir und neuerdings von Friedmann erhaltenen Resultate — von denen im Folgenden noch die Rede sein wird — im Sinne der Schiff'schen Auffassung ungezwungen verwerthen. Ich möchte auch darauf aufmerksam machen, daß verwandte Anschauungen, wenngleich ohne specielle Rücksichtnahme auf die Metalloskopie, schon früher ausgesprochen sind in einer interessanten Schrift des Dr. von Renz in Wildbad („die Heilkräfte der sog. indifferenten Thermen" Tübingen, 1878); derselbe sucht nämlich u. A. zu deduciren, daß die Molecule der verschiedenen thermischen Elemente jedes in einem anderen Wärmetone, in einer anderen Klangfarbe schwingen — was R. als Thermose eines Körpers bezeichnet — und daß hierdurch auch analoge Mitschwingungen der chemisch verwandten oder gleichen (isothermischen) Körperbestandtheile (Synthermose, Isothermose), namentlich in den sensibeln Nervenendapparaten der Haut herbeigeführt werden. Renz sucht diese Anschauung zur Erklärung der Wirkungen der Thermalbäder, der specifischen Blutwirkung der Eisenbäder u. s. w. zu verwerthen. — Es ist merkwürdig, daß auch Burq schon bei seinem weit früheren Auftreten die Wirkung der Metalle auf „geheimnißvolle Verwandtschaften zwischen den lebenden Wesen und den constituirenden Bestandtheilen des umgebenden Mediums" zurückführte, und u. A. die besonders häufige Empfänglichkeit des Organismus für Eisen mit der großen Verbreitung gerade dieses Metalles innerhalb der umgebenden Natur in einen allerdings völlig unklar gelassenen Zusammenhang brachte.

3. Physiologische Wirkungen der Hautreize; physiologischer Transfert. Es mußte natürlich die Frage auftauchen, ob nicht die interessanten und überraschenden Wirkungen der Metalle auf die Hautsensibilität u. s. w. mit der Wirkung anderer, gewöhnlich als „Hautreize" bezeichneter Proceduren in Parallele zu stellen, vielleicht als identisch damit nachzuweisen seien. Eine Erklärung der Metallwirkungen würde ja selbstverständlich damit unmittelbar noch nicht geliefert, indessen würden dieselben doch ihrer anscheinenden Isolirung entzogen und unter eine größere, der Untersuchung zugänglichere Gruppe von Thatsachen eingereiht — vielleicht als Specialfälle eines allgemeinen Gesetzes angeschaut werden können.

In dieser Richtung bewegen sich die von Adler und Adamkiewicz, Rumpf, mir und Ratzlaff, und neuerdings von Friedmann an Gesunden und Kranken angestellten Versuche. Es handelt sich dabei vorwiegend um Beantwortung der beiden Fragen: a) werden durch verschiedenartige (chemische, thermische u. s. w.) Hautreize örtliche Modificationen der Sensibilität in einem bestimmten Sinne herbeigeführt? — und b) ist mit diesen örtlichen Modificationen auch eine Modification im entgegengesetzten Sinne an der symmetrischen Hautstelle der andern Körperhälfte verbunden? ist der sogenannte „Transfert" also als eine normale, physiologische Erscheinung zu betrachten?

Nach beiden Richtungen hin stehen die Ergebnisse der bisherigen Experimentatoren, obgleich dieselben sich theilweise verschiedener Versuchsmethoden bedienten, im Großen und Ganzen mit einander völlig im Einklange. Ich beziehe mich im Folgenden zunächst auf meine eigenen, an gesunden jüngeren Männern angestellten Versuche. Zur örtlichen Sensibilitätssteigerung benutzte ich — statt der von anderer Seite dazu angewandten Senfteige — die weit rascher und gleichmäßiger wirkende Faradisation (faradische Pinselung); überdies prüfte ich auch, wie sich entgegengesetzt wirkende, d. h. local anästhesirende oder sensibilitätsherabsetzende Verfahren (Aetherdouche) bezüglich ihrer Einwirkung auf die andere Körperhälfte verhalten. Diese zweite Versuchsmethode dient gewissermaßen als Prüfstein für die Richtigkeit der aus der ersten gezogenen allgemeinen Folgerungen. Die Prüfung der Hautsensibilität erstreckte sich auf den Tastsinn (besonders Raum- oder Ortsinn, mittelst des Aesthesiometers) und auf das Gemeingefühl (elektocutane Sensibilität, mittelst tetanisirender Inductionsströme, welche zur Bestimmung der Empfindungsminima und Schmerzensminima in bekannter Weise benutzt wurden).

Diese Versuche lehren Folgendes:

1. Einseitige Hautreizung durch den faradischen Pinsel (meist an der Unterseite des rechten Vorderarms vorgenommen) bewirkt außer den bekannten örtlichen Erscheinungen vermehrter Blutfülle u. s. w. *nicht* nur eine vorübergehende Steigerung der Hautsensibilität an der Applicationsstelle, sondern zu gleicher Zeit auch eine Sensibilitätsabnahme an der correspondirenden Stelle der anderen Seite. Während an ersterem Orte die Zunahme des Tastsinns und Gemeingefühls constant nachweisbar, ist an der symmetrischen Stelle nur die Abnahme des Tastsinns eine entsprechend constante, die des Gemeingefühls dagegen schwankend und jedenfalls einer sehr raschen Wiederausgleichung fähig. (Neueren Versuchen von Adamkiewicz zufolge scheint bei Senfteig-Application der Temperatursinn der anderen Seite ganz unbeeinflußt zu bleiben.)
2. Einseitige Application der Richardsonschen Aetherdouche (deren Effect durch eine oberflächliche Incision der Epidermis — nach Letamendi — verstärkt werden kann), mittelst eines geeigneten Spray-Apparates, bewirkt nicht nur eine mit der localen Wärmeentziehung und Blutleere zusammenhängende bedeutende örtliche Sensibilitätsabnahme, sondern auch zugleich eine entsprechende Zunahme an der correspondirenden Hautstelle. Die Resultate sind hier sowohl bezüglich des Tastsinns, wie des Gemeingefühls völlig constant und übereinstimmend, wenn auch in Hinsicht auf Intensität und Dauer der Wirkung beträchtlich verschieden.

Wie ferner die Versuche von Rumpf (und von S. Friedmann) zeigen, folgt auf die gesetzten positiven oder negativen Veränderungen der Sensibilität nicht ein einfaches allmäliges Abklingen derselben, eine stetige Annäherung an den normalen ursprünglichen Zustand — sondern vielmehr eine Reihe oscillirender, periodischer Schwankungen, so daß die Sensibilitätscurve in Wellenbewegungen, abwechselnd über und unter dem Niveau, schließlich auf das letztere zurücksinkt. Es scheinen mit diesen Sensibilitätsschwankungen auch analoge

Schwankungen im örtlichen Blutgehalte der Haut (vermehrter Blutgehalt, Hyperämie auf der Seite der Sensibilitätssteigerung — verminderter Blutgehalt, Anämie, auf der Seite des Sensibilitätsverlustes) zu coincidiren.

Alle diese Versuche lehren also die Existenz eines physiologischen Transferts; sie lehren und bestätigen zugleich auch die neuerdings gewonnene Anschauung, daß Tastsinn und Gemeingefühl (Schmerzgefühl) der Haut zu den sogenannten bilateralen Nervenfunctionen gehören — d. h. zu denjenigen, welche durch zusammenwirkende Thätigkeit eines bilateral angelegten centralen Nervenzellenapparates zu Stande kommen. Zu diesen bilateralen Nervenfunctionen gehört, wie wir durch Adamkiewicz wissen, die Schweißsecretion der Haut: jedoch besteht zwischen dieser und der Sensibilität der eingreifende Unterschied, daß jene sich bilateral synergistisch — diese dagegen bilateral antagonistisch verhält — d. h., daß (in der Norm) Reize, welche auf einer Seite die Schweißsecretion beeinflussen, eine Beeinflussung in gleichem Sinne auch auf der anderen Seite zur Folge haben, während bei der Sensibilität unserer obigen Darstellung zufolge eine solche im entgegengesetzten Sinne, anscheinend unter entsprechender Betheiligung der Circulation, stattfindet. — Ein interessantes Nebenergebniß würde noch darin liegen, daß (wie man übrigens schon früher vermuthete) für Tastsinn und Temperatursinn räumlich getrennte Nervenbahnen vorhanden sein müssen, da eine bilateral-antagonistische Beeinflussung des Temperatursinns nach Adamkiewicz's Versuchen auf einseitige Hautreizung (mit Senfteigen) nicht eintritt.

Dagegen kann ich einer anderen, aus eben diesen Versuchen abgeleiteten Folgerung nicht beistimmen: daß nämlich die den Raumsinnsprüfungen der Haut gewöhnlich zu Grunde gelegte Webersche Tastkreislehre falsch sei. Man hat gemeint: da die „Tastkreise“ die anatomischen Ausbreitungsbezirke einzelner Nervenfibrillen an der Peripherie darstellen sollen und da der Senfteig unmöglich einen Einfluß auf die anatomische Nervenausbreitung übe, so könne diese Lehre nicht zu Rechte bestehen. Nach Weber ist aber die Größe der Tastkreisdurchmesser local bedingt durch die Anzahl nicht-erregter Nervenfaserausbreitungen, welche sich zwischen den erregten befindet; bleibt jene Anzahl unter einer gewissen Durchschnittsgröße, so verschmelzen die beiden Einzeleindrücke zu einem gemeinschaftlichen, während sie im anderen Falle zu gesonderter Perception kommen. Es ist nun sehr wohl denkbar und mindestens der Weberschen Lehre nicht widersprechend, daß Hautreize, welche die Erregbarkeit local steigern, schon bei einer absolut geringeren Anzahl von interponirten Nervenfaserausbreitungen die gesonderte Perception der beiden Tasteindrücke im Bewußtsein vermitteln.

Mit dieser kleinen Digression von dem eigentlichen Thema möchte ich vorläufig schließen. Sie entspricht dem Gange, welchen die wissenschaftliche Discussion der Frage (wenigstens in Deutschland) zur Zeit eingeschlagen, und auf dem wohl auch noch manche weitere Ausbeute zu erwarten sein dürfte. Der Lösung des Problems der metalloskopischen und gar der metallotherapeutischen Phänomene sind wir freilich auf diesem Wege noch nicht allzu nahe gekommen. Doch mag uns dafür einstweilen die Ueberzeugung entschädigen, daß auf wissenschaftlichem Gebiete der Weg oft wichtiger ist als das Ziel, und daß man zwar oft verfehlt, was man sucht — dafür aber ebenso oft findet, was man nicht sucht, und woran man vielleicht nicht einmal dachte.

Musikalische Aphorismen.

Von
Emil Naumann.
Dresden.

Aus dem Gebiete der Oper.

Wie so gar nicht ist doch die moderne italienische Oper seit Rossini, der ihr Vater zu nennen ist, fortgeschritten! In Beziehung auf Ursprünglichkeit und Reichthum der Erfindung und eine, bei ihm immer noch wahrnehmbare musikalische Formdurchbildung, ist Rossini, von dessen Tell und classischem Barbier wir sogar hier ganz absehen, weitaus der bedeutendste der ganzen Richtung. Weder Bellini noch Donizetti, am wenigsten aber Verdi, können sich nach diesen Seiten hin mit ihm vergleichen. Verdi unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von seinen Vorgängern, daß er die moderne französische Oper stärker auf sich einwirken ließ, wie jene, und wir daher bei ihm, wenn auch nur in äußerlich nachgeahmter Weise, Anklänge an Meyerbeer und Halevy begegnen. Im Uebrigen blickt auch in seinen Opern meistens der alte Schlendrian durch. Wir hören entweder eine Cantilene im Andante, mit der hergebrachten Pizzicatobegleitung der Geigen und den bei Crescendo's mit hinein schmachtenden Hörnern und Holzbläsern, oder eine stark rhythmisirte Melodie im Allegro, die uns an Galopp und Polka mahnt und bei der wo möglich die Ventil-Trompete den Discant mitbläst. Nur Aïda und einzelne Scenen in Rigoletto und im Trovatore machen hiervon erfreuliche Ausnahmen. Jener, der ganzen Richtung eigenthümlichen Modulation, aus der Dur-Tonika nach der, eine kleine Terz höherliegenden nächstverwandten Moll-Tonart, begegnen wir auch bei ihm, und in den Ensemblestücken besteht der höchste Effect in einer Vereinigung aller Singstimmen zu einem geistlosen, aber bei der Menge nie seine Wirkung verfehlenden donnernden Unisono.

Möchte die politische Wiedergeburt der Italiener dies liebenswürdige und von der Natur so hochbegabte Volk auch in der Kunst zu neuem Leben erwecken, in welcher sie mit Recht Jahrhunderte hindurch den ersten Platz behaupteten.

Titus hat unter den Opern Mozart's, in ähnlicher Weise wie Idomeneo und Cosi fan tutte, den Ruf, sich bei aller Herrlichkeit der Musik, wegen des verfehlten und der Bühne widersprechenden Libretto's, nicht als ständige Repertoire-Oper auf der Scene halten zu können, während die anderen Opern Mozart's: Die Zauberflöte, Don Juan, Figaro's Hochzeit und selbst die Entführung aus dem Serail, fast auf allen Bühnen eine regelmäßige Wiederkehr feiern. — Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß die erstgenannten Opern in der dichterischen und dramatischen Behandlung ihrer Stoffe außerordentlich viel zu wünschen übrig lassen, jedoch durchaus nicht in einer Weise, die sie von der Bühne ausschlösse oder ihre Wirkung von dorther, bei dem reichen inneren dramatischen Leben, das Mozart's Musik durchglüht, nicht noch hochbedeutend erscheinen lassen würde.. — Wir sind sogar überzeugt, daß, mit an der rechten Stelle angebrachten Kürzungen, Verbesserungen des Dialogs und einigen, kühn in die Handlung

hineingeworfenen spannenden Elementen, diesen Opern Mozart's dieselbe glänzende Wirkung zu sichern wäre, durch die sich seine andern auszeichnen. Das deutsche Volk hat daher, einem Theile der Arbeiten seines vielleicht größten Genius gegenüber, noch eine Ehrenschuld abzutragen, und wir müssen gestehen, daß es sich derselben bewußt ist, da kaum ein paar Jahre ins Land gehen, in denen nicht neue Bearbeitungen des Idomeneus, Titus oder von Cosi fan tutte an's Tageslicht treten. Hierdurch ist bereits viel gewonnen und wir zweifeln nicht, daß auf diesem Wege endlich der glücklichste Erfolg in Aussicht steht.

Als Christoph Gluck vor beinahe einem Jahrhundert die Welt mit seinem immer wachsenden Ruhme erfüllte, ging eine merkwürdige Geistesumwandlung in ihm vor. Zwar feierte ihn, den deutschen Meister, Italien so hoch, wie es nur jemals einen der eigenen Söhne gefeiert, der große Künstler selber aber begann, obgleich bereits im späteren Mannesalter stehend, mit sich unzufrieden zu werden. Es lüstete ihn nicht mehr nach dem Beifall einer schwankenden Menge und eines vergänglichen Zeitgeschmackes, er wollte Ewiges, Unvergängliches schaffen, er wollte, mit einem Worte, den höchsten Anforderungen seines eigenen künstlerischen Gewissens von nun an genügen. Im Orpheus sehen wir den Uebergang zu jener neuen Periode seines Schaffens. Alceste verwirklicht bereits das Ideal der lyrischen Tragödie, wie es vor seiner Seele stand. Doch tritt uns darin noch eine gewisse herbe und spröde Größe, ähnlich, wie wir sie in den älteren plastischen Bildwerken der Griechen finden, entgegen. Erst in Iphigenien finden wir diese Größe mit milder himmlischer Schönheit und dem Reize der süßesten bezauberndsten Melodie gepaart. Wie überirdisch groß und gewaltig erscheint Klytemnestra, die zürnende Mutter; wie hoheitsvoll, selbst in den Momenten höchsten Affects, wie jungfräulich und zart Iphigenia. Einen ähnlichen Gegensatz bilden, auf Seiten der Männer, Agamemnon, in dessen Brust das grausame Gebot der Göttin, die eigene Tochter zu opfern, mit der klagenden Stimme der Natur um das geliebte Kind erschütternd kämpfen, und Achilles, der liebende Heldenjüngling, der die Geliebte mit Gefahr des eigenen Lebens zu vertheidigen entschlossen ist.

Als Alceste zum erstenmale in Paris gegeben ward, nahm sie das, an Vergängliches und Oberflächliches gewöhnte Publicum ziemlich gleichgiltig auf. „Alceste est tombée,“ sagte Gluck zu seinem Freunde Rousseau. „Elle est tombée du ciel“, antwortete dieser dem Meister voller Entzücken.

Man glaube nicht, daß eine Soubrettenpartie in der opera buffa etwa weniger zu überwinden biete, als die, mehr ins Ohr und Auge fallende Partie einer ersten Liebhaberin in der großen Oper. Das Pathetische wird, bei einigermaßen richtigem Gefühl und nicht ganz unzulänglichen Mitteln, auch von einem Talente zweiten Ranges nicht so leicht vergriffen und falsch dargestellt werden. Das süße Mädchen Susanne aber, wie es in Mozarts Partitur lebt, darzustellen, so viel Innigkeit und zauberische Anmuth mit so viel Grazie und mädchenhafter Schelmerei glücklich zu paaren und in Vortrag und Ausdruck in jeder Nummer und Situation festzuhalten, ohne — wie etwa in der Rosenarie — zu aristokratisch sentimental, oder — wie im Duett mit dem Grafen — zu grisettenhaft zu werden,

ist in unseren Augen für ein mittelmäßiges Talent unmöglich, dazu gehört eine, in ihrem Genre sich als Talent ersten Ranges documentirende Künstlernatur.

Der sogenannte Mozart'sche Schluß von Gluck's Ouvertüre zu Iphigenia in Aulis, bei dem wir uns freilich mit dem Eintritt des ersten Tactes sogleich wie in einem anderen Fahrwasser fühlen, ist dennoch durchaus nicht unbedingt zu verwerfen, wie es einzelne unter den Neueren thun. Er verleiht dem Ganzen einen großen kriegerischen und ritterlichen Hintergrund, der uns an das nach Troja zum Siege aufbrechende Griechenheer gemahnt. Dagegen ist es nicht zu leugnen, daß der Richard Wagner'sche Schluß, der die Ouverture wieder in ihre Introduction zurückleitet und dann allmälig verklingen läßt, die Einheit der Stimmung und die Charakterfarbe der musikalischen Individualität Gluck's entschiedener festhält.

Zu den Wundern des Mozart'schen Don Juan gehört es, daß immer nur bedingungsweise von Hauptpartien darin die Rede sein kann. Je nachdem die Elvira, die Donna Anna oder die Zerline von einer bedeutenden Künstlerin gegeben wird, erscheint bald die Eine, bald die Andere als die hervorragendere. Ein Künstler wie Tichatscheck singe den Ottavio, oder ein Lablache den Masetto, und diese sonst scheinbar secundären Partien werden Hauptpartien werden, die alle übrigen verdunkeln.

Man sage nicht, daß dies bei jedem Werke der Fall sei, in welchem eine zweite Partie an einem großen Künstler ihren Darsteller findet. Erstens ist es noch gar nicht vorgekommen, daß große Sänger in anderen Werken als Don Juan und allenfalls noch Figaro und der Zauberflöte solche secundäre Partien übernommen hätten, was doch schon an und für sich für unsere Behauptung betreffs Don Juan streitet. Vollzieht man nun gar dasselbe Experiment im Geiste bei anderen und vortrefflichen Opern, indem man sich z. B. Kuno und Aennchen im Freischütz, oder Marzelline, Jaquino und Rocco im Fidelio an Künstler ersten Ranges übertragen denkt, so wird die Abnormität eines solchen Verfahrens in die Augen fallen. Den schlagendsten Beweis für unsere Anschauung liefert aber Mozart selbst, und zwar in der Partitur seines Meisterwerks. Nicht nur, daß Masetto, Zerline und Ottavio, ebenso wie die anderen Personen der Oper: Donna Anna, Donna Elvira, Don Juan und Leporello ganz vollkommen gleichmäßig mit je zwei Arien oder Solostücken, eins in jedem Acte, ausgestattet sind, wir finden dieselben, was weit bedeutsamer ist, auch in den großen Ensemblestücken, dem ersten Finale und dem Sextett, gleichmäßig selbständig und hervortretend entwickelt und durchgeführt. Und wenn der Comthur auch nicht mit Solostücken ausgestattet und ihm die der Notenzahl nach kleinste Partie zugewiesen ist, so wird doch gerade ihm gegenüber am wenigsten abzuleugnen sein, daß er eine Hauptpartie umfaßt, die, ebenso wie der, seinem äußerlichen Auftreten nach ähnlich sparsam ausgestattete Geist im Hamlet, einen Darsteller ersten Ranges fordert, um zu ihrer vollsten Wirkung zu gelangen.

Wir können alles Gesagte daher in die Worte zusammenfassen: Don Juan ist eine Oper, in der es nur Hauptpartien giebt, welche, wenn es einmal gelänge, sie alle acht mit Künstlern von seltenster Begabung zu besetzen, erst

das Idealbild, das vor Mozart's Seele stand, zur Wahrheit werden lassen würden. Eine, vor einer Reihe von Jahren in Paris veranstaltete Musteraufführung des Don Juan, von der uns Frau Pauline Viardot-Garcia erzählte, in welcher sie selber die Donna Anna, Lablache den Leporello, die Alboni, so viel wir uns erinnern, die Elvira gab, während die anderen Rollen, wenn auch nicht so unvergleichlichen, so doch immerhin noch bedeutenden Talenten anvertraut waren, muß etwas jenem Idealbilde Annäherndes geboten haben.

Das Finale des ersten Actes von Titus gehört zu den erhebendsten Schöpfungen Mozart's und der gesammten Tonkunst, und wir können nur erstaunen, wenn wir sehen, wie auch hier wieder die größten Wirkungen mit den einfachsten Mitteln erreicht werden. Es weht uns in diesem wundervollen Actesabschluß die ganze tragische Größe und Erhabenheit des classischen Alterthums an. Man fragt sich unwillkürlich, ist das noch derselbe Meister, der, wie er hier die hohe Majestät und mildeste menschliche Seite des Römerthums Leben und Gestalt gewinnen läßt, uns im Don Juan die Gluth, Romantik und den Orangenduft Spaniens athmen und zugleich die Welt des Dämonischen sich vor uns enthüllen läßt, oder in Cosi fan tutte die ganze Laune und spielende Heiterkeit und Grazie der opera buffa entwickelt, während er im Figaro beide Elemente noch in ein idealeres Gebiet steigert, oder der uns im Idomeneo die tragische Gewalt des griechischen Fatums, in der Zauberflöte eine geheimnißvoll und berauschend ineinander gewobene überirdische und irdische Wunderwelt darstellt, während er uns in der Entführung aus dem Serail süße Märchen aus dem Orient erzählt?!

Nur einen Namen wissen wir, an den sich eine ebenso reiche und mannigfaltige Welt des Schönen knüpft, nur ein Dichterhaupt, auf das die Musen in gleich wetteifernder und verschwenderischer Weise alle ihre Kränze häuften: — Shakespeare!

Wir möchten manchen unserer deutschen Musiker, die mit traditionell gewordener souverainer Verachtung von „Donizetti-Dudelsack“ reden, anrathen, uns in ihren Arbeiten nur durch einen kleinen Theil der Fülle von Melodie, Wärme und Innigkeit zu erfreuen, die sich in seinen besseren Opern vorfindet. Wir überschätzen Donizetti nicht; wir wissen, daß die meisten seiner Arbeiten mit ihrer Zeit untergehen werden und keine einzige darunter den Stempel der Classicität trägt; wir kennen seinen Mangel an musikalischer Form und Durcharbeitung, seine Armuth in der orchestralen Behandlung, seine häufig bis in's Weinerliche gehende Sentimentalität, aber wir müssen neben und über allen diesen Fehlern ein großes und von der Natur reich ausgestattetes Talent in ihm erkennen, dem es häufig auch gelingt, den rechten charakteristischen Ton zu treffen, und das, in solchen glücklichen Fällen, an poetischer Auffassung, inniger Wärme und verschwenderischem Reichthum der Melodie zehn Componisten gewöhnlichen Schlages aufwiegt und versorgen könnte. Zu den gelungeneren Arbeiten Donizetti's rechnen wir entschieden die „Favorite“, deren Grundton fast nirgends ein verfehlter ist. Im letzten Acte finden wir sogar Züge von ergreifender dramatischer Charakteristik, und das

uralte katholische Kirchengebet der Mönche, das aus dem Kloster in das letzte Stöhnen eines in zartester Liebe brechenden weiblichen Herzens hineintönt, muß jedes musikalisch und poetisch empfindende Gemüth erschüttern.

Die Franzosen stellen Meyerbeer höher als wir Deutsche, so sehr wir auch den eminent begabten Musiker, den geborenen Dramatiker und den genialen Schöpfer neuer musikalischer Farben und Effecte im Orchester und auf der Scene in ihm anerkennen. In Frankreich hält man Meyerbeer aber in allem Ernste für einen unserer deutschen Classiker, und wenn er ein solcher auch in unserem Sinne nicht ist, oder je sein wird, so ist er's doch gewissermaßen im Vergleich mit Adam, Herold, Halevy, Gounod und selbst mit Auber, wenn ihm dieser auch an natürlicher Begabung noch überlegen ist.

Der hoheitsvollen Einfachheit und Größe eines griechischen Tempels ähnlich wirkt Gluck's Iphigenienouverture; gleichsam das Bild der stolz ragenden Säulen eines solchen Tempels plastisch vor unser inneres Auge zaubernd, tönen in abgemessenen Pausen die mächtig einfallenden und lang aushaltenden Octaven der Hörner in den Mittelsatz hinein, dessen melodische und wie in Marmor gerundete Motive an die erschütternden und hinreißenden Darstellungen aus der griechischen Heroen- und Götterwelt in den Giebelfeldern und Friesen der hellenischen Tempel erinnern. —

Mendelssohn war bekantlich der Erste, dem die schwierige Aufgabe gestellt worden, die einst von Musik getragenen Chöre in den Tragödien der Alten musikalisch wieder zu beleben, und wir alle wissen, wie geschmackvoll er dieselbe löste, wenn auch wohl nichts weniger altgriechischer Musik ähneln mag, als seine Chöre zu Antigone oder Oedipus auf Kolonos. Aber der moderne Tondichter konnte, da wir ungeachtet aller Fortschritte der Alterthumswissenschaft und trotz alles Theoretisirens, über antike Tonkunst immer noch im Dunkeln tappen, hier auch weiter nichts thun, als den Hauptaccent auf eine rhythmisch markirte und schöne Declamation legen, sowie in würdiger Weise die Grundstimmung der einzelnen Chöre wiedergeben. Beides ist Mendelssohn in gewohnter feinfühliger und liebenswürdiger Art gelungen.

Literarisches.

Neue Schriften zur Geschichte der Philosophie.

Es sind uns in der letzten Zeit eine Reihe philosophischer Schriften zur Besprechung zugegangen.

So erfreulich uns auch die Theilnahme und zustimmende Anerkennung ist, welche für unsere, der nationalen Cultur gewidmeten Bestrebungen in diesen Beiträgen liegt, so können wir doch dem Charakter unserer Zeitschrift entgegen in die fachgemäße Kritik philosophischer Schriften nicht eintreten; wir müssen dieselbe vielmehr den für diese Aufgabe vorhandenen drei Fachzeitschriften um so mehr überlassen, als dort für die Vertretung der verschiedenen Denkrichtungen der Gegenwart die erforderliche Freiheit der Bewegung gewährt wird. Allerdings bildet die Philosophie zugleich ein wesentliches Element des Culturlebens, dessen Einfluß in den verschiedenen Perioden auch unserer Geschichte theils schwächer, theils stärker auf den Stand der allgemeinen Bildung sich geltend machte. Von dieser Perspective aus geht die Forderung

dahin, die Entwicklung der einzelnen Wissenschaften und Künste mit der allgemeinen Bewegung und Gestaltung des Volkslebens in einer bestimmten Periode in Zusammenhang zu bringen, ihre gegenseitige Einwirkung auf einander im Einzelnen nachzuweisen und die aus deren Verschmelzung hervorgehende herrschende allgemeine Anschauungs- und Denkweise zu charakterisiren. Demgemäß sind Stand und Fortschritt, Werth und Aufgabe der Philosophie nicht nur von einem isolirten fachwissenschaftlichen Standpunkte aus zu betrachten, sondern zugleich nach ihrer Stellung im Leben und mit Berücksichtigung der zu ihrer Entwicklung mitwirkenden Factoren des allgemeinen Culturfortschritts. In diesem Sinne ist denn auch in den letzten Decennien von den verschiedensten Seiten versucht worden die fachgemäße Geschichtsauffassung der geistigen Potenzen, Kunst und Wissenschaft, in eine mehr culturgeschichtliche umzuwandeln. Für die schöne Literatur hatte schon Gervinus in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" dazu einen Anstoß gegeben. Ebenso hatte Carl Biedermann 1843 die deutsche Philosophie seit Kant in ihrer wissenschaftlichen Entwicklung und in ihrer Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart zum Gegenstand einer culturhistorischen Erörterung gemacht; denselben Weg verfolgte Haym in der Schrift „Hegel und seine Zeit", indem er in die pragmatisch-psychologische Entwicklung dieses philosophischen Systems aus der Stellung seines Urhebers zu den allgemeinen culturgeschichtlichen Verhältnissen seiner Zeit eingetreten. So weit die Culturgeschichte daher die philosophische Thätigkeit in den Bereich ihrer Schilderung aufnimmt, so weit wird es auch die Deutsche Revue für ihre Aufgabe erachten, die philosophischen Arbeiten der Gegenwart in ihrer Einwirkung auf die Spezialwissenschaften und die Denkrichtungen der Gegenwart zu beleuchten und zum Ausdruck zu bringen. — Wenn man von diesem Standpunkte aus die vorliegenden sieben*) Schriften auffaßt, so ist es eigentlich nur die Erdmannsche Ausgabe der Kantschen „Kritik" der Urtheilskraft, an welche sich ein allgemeines Culturmoment für die Gegenwart anknüpft. Dieselbe bildet gewissermaßen den Abschluß der Reihe der geschichtsphilosophischen Specialuntersuchungen, welche die übrigen Schriften enthalten. Es ist bezeichnend für den philosophischen Charakter der Gegenwart, daß fast keine dieser Monographien in selbstständigen Forschungen über das Zeitalter des Kantschen Kriticismus hinausgeht.

Die chronologische Reihe dieser Monographien beginnt im Mosaismus, dessen angeblichen „Positivismus" Herr Simchowitz auf Grund der alten und mittelalterlichen ebräischen Literatur zu entwickeln unternommen hat. Er will den Mosaismus als vollkommen identisch mit der modernen positiven Philosophie nachweisen und die idealistische Auffassung desselben als durchaus falsch und verkehrt bloslegen. Dem hohen Werth, den der Mosaismus durch diese Auffassung in philosophischer wie in religiöser Beziehung für die Gegenwart und Zukunft angeblich gewinnt und dem Einfluß, der derselben in dieser Gestalt auf die culturhistorische Entwicklung bevorsteht, hat Herr Simchowitz in der Schlußbetrachtung einen ebenso dithyrambischen wie prophetischen Ausdruck gegeben. Die geistige Ueberhebung, welche sich in dieser Phantasmagorie documentirt, ist keine singuläre, sondern eine symptomatische Erscheinung. Wie bei Herrn Simchowitz, so hat sie sich bereits 1878 bei dem Bezirksrabbiner Dr. Grüneberg in der von ihm herausgegebenen „Sittenlehre des Judenthums" manifestirt. Der Letztere verkündet S. 308, „daß die Mission des Judenthums — ungeachtet des Christenthums — dennoch nicht erfüllt ist, bis der Tag heranbricht, an welchem (der jüdisch-nationale) Gott als der Einzige erkannt wird auf der ganzen Erde. Und es wird diese Mission um so sicherer erfüllen, wenn es in seiner äußeren Form, der eigenen Geschichte gemäß, der Entwicklung sich nicht verschließt, um den reinen Gottesgedanken und seine tiefen sittlichen Wahrheiten um so ungetrübter hervortreten zu lassen, daß sie zum allgemeinen Erbtheil der Menschheit und zum Segen der ganzen Erde werden." In gleichem Sinne schließt Herr Simchowitz seinen Positivismus mit folgender Apostrophe: „Soll denn jetzt wirklich die Zeit angelangt sein, von der ein moderner Seher (Dr. Ad. Jellinek) prophezeiend sprach: daß die Zukunft der Menschheit dem alten classischen Mosaismus gehöre und daß dieser, die besten Geister der Zeit um seine Fahne schaarend, im Kampfgewühl der religiösen Welt- und Lebensanschauungen den Sieg davontragen werde?!"

In dieser Selbstvergötterung liegt wenigstens Methode und es steht daher zu erwarten, daß sie sich durch ihr Uebermaß selbst vernichten wird. „Wie es Quellen giebt, die jeden Gegenstand, der eine Zeitlang in die-

1. Der Positivismus im Mosaismus, erläutert und entwickelt auf Grund der alten und mittelalterlichen philosophischen Literatur der Hebräer von S. Sch. Simchowitz. Wien, 1880. M. Gottlieb's Buchhandlung.

2. Theismus und Pantheismus. Eine geschichts-philosophische Untersuchung von Dr. W. Deisenberg, Docent der Philosophie. Wien, Faesy und Frick, k. k. Hofbuchhandlung. 1880.

3. Der Begriff der Definition und seine Bedeutung für die monistische Entwicklungslehre, von Ernst Rethwisch, Dr. phil. et jur. Berlin, Theobald Grieben.

4. Grundzüge der Philosophie des Nicolaus Cusanus mit besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Erkennen, von Dr. Richard Falkenberg, Privatdecent der Philosophie an der Universität Jena. Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner. 1880.

5. Immanuel Kant's Kritik der Urtheilskraft. Herausgegeben von Benno Erdmann. Leipzig. Leopold Voß. 1880.

6. Ueber Kant's Principien der Ethik und Schopenhauer's Beurtheilung derselben. Eine kritische Studie von Dr. Otto Lehmann, Berlin. Verlag von Theobald Grieben. 1880.

7. Arthur Schopenhauer als Philosoph und Schriftsteller. Eine Skizze von Carl Peters, Dr. phil. Berlin, 1880. Otto Henze.

selben geworfen wird, in einen Stein verwandeln, so verwandelten die Juden von Anbeginn an und bis auf den heutigen Tag Alles, was in den Kreis ihrer geistigen Thätigkeit fällt, in ein abstract Allgemeines. — — Schon in alter Zeit suchten sie in Allem, selbst in den geistigsten Verhältnissen und Beziehungen, nur ein abstract Allgemeines auf, und diese Eigenthümlichkeit ist Schuld daran, daß die Juden es waren, welche zuerst und am zähesten die Einheit des göttlichen Wesens behaupteten. Aus diesem abstracten Monotheismus der Juden hat sich dann unser christlicher Monotheismus, der aber nichts Abstractes mehr, sondern gerade die höchste Spitze aller Speculation und aller Wahrheit überhaupt ist, entwickelt."

Dieses Urtheil, in welchem Heinrich Leo die Resultate seiner jüdischen Geschichte zusammenfaßt, wird gerade Herr Simschowitz mit seinen Parteigenossen um so weniger anfechten können, als dasselbe nicht der Politiker, sondern der Historiker, und zwar bereits im Jahre 1828 während seiner liberalen Periode, abgegeben hat.

An den Theismus der mosaischen Abstraction schließt sich eine gleichfalls in Wien ans Licht getretene geschichtsphilosophische Untersuchung über das gegenseitige Verhältniß des Theismus und Pantheismus an. Der Dr. W. Deisenberg beginnt diese Darstellung mit der Periode des Kampfes des Christianismus gegen den Paganismus und führt ihn durch die drei großen Geschichtsperioden der vorchristlichen, mittelalterlichen und neuen Zeit im Namen des christlichen Theismus siegreich durch.

Die nächste Schrift führt uns in das Zeitalter des Plato und Aristoteles, indem sie den Definitionsbegriff derselben nach Umfang und Inhalt darstellt und daran dessen weitere Fortbildung bis Lotze anknüpft. Dem Dr. phil. et jur. Ernst Rethwisch ist es indessen eigentlich nicht um die Geschichte des Definitionsbegriffs zu thun, sondern um die Logik des medicinisch-ästhetischen Mikrokosmikers. Zu seiner Freude hat er unvermuthet entdeckt, „daß er mit seinem Meister, der sich die schönsten Lorbeeren auf dem Gebiet der Logik erworben, in dem wichtigsten Factor des Definitionsbegriffs übereinstimmt." Wie Lotze dadurch mit vollen Segeln in das Fahrwasser der monistischen Entwicklungslehre eingelaufen, s. d. Atombewegung, scheint er — nach der Ansicht unseres Autors — selbst nicht gemerkt zu haben. Aber es ist Weise des Genius, „Gewaltiges zu schaffen, ohne zu ahnen, wie gewaltig sein Werk ist." Diese Entdeckung war denn der „naturwissenschaftlichen Sinnesweise" seines Vorahners vorbehalten, der es „für Sache der Forschung erklärte, nach und nach herauszubekommen, daß Alles, was wir Geist nennen, nur eine besondere Form der Atombewegung ist."

Fast gleichzeitig mit dieser neuen Edition des „l'homme machine" des Dr. phil. et jur. Ernst Rethwisch ist ein Trauerspiel „Verlorene Jugendliebe von Ernst Rethwisch" erschienen. Dasselbe schildert nach einer uns vorliegenden Notiz, „wie ein Mann die in einem Anfall von Coquetterie erfolgte Abweisung seiner Werbung seitens seiner Geliebten so schwer verwindet, daß er die unzweideutigen Zeichen ihrer Reue nachher nicht mehr gelten läßt und endlich, an ihr Sterbebett gerufen, mit ihr gleichzeitig an gebrochenem Herzen stirbt. Es bleibt doch eine Art pathologischer Unwahrscheinlichkeit, durch welche die Lösung des geschürzten Knotens herbeigeführt wird, und der Idealismus des immerhin Theilnahme erweckenden Helden ist nicht frei von einem krankhaften Zuge; seine Liebe konnte und mußte verzeihen, wenn die Geliebte ihrer jemals werth war, und sein Herz durfte gesunden, wenn es für eine Unwürdige geschlagen hatte."

Achtzehn Säcula nach dem Zeitalter Plato's wurde 1401 zu Cues an der Mosel, Bernkastel gegenüber, einem armen Schiffer ein Sohn geboren, der zum Cardinal und zugleich zu einem der hervorragendsten Mathematiker, Astronomen und Philosophen der deutschen Renaissance emporstieg.

Ein Jahrhundert vor Kopernikus behauptete er in seinem Werk de docta ignorantia die Bewegung der Erde um die Sonne und die Mehrheit der Welten, brachte die Verbesserung des Julianischen Kalenders in Anregung, wies als einer der Ersten auf die Unechtheit der pseudo-isidorischen Decretalien hin, und entwickelte endlich, von dem Studium des Plato ausgehend, in seinem philosophischen System die Grundgedanken der neueren Philosophie. Was Nicolaus Cusanus theils ahnungsvoll angedeutet, theils keck ausgesprochen, haben Leibnitz, Kant und seine Nachfolger verwirklicht. Lange Zeit ist das originelle, ebenso geist- als widerspruchsvolle System des deutschen Cardinals als ein Curiosum angesehen und mißachtet worden. Erst in den letzten Jahrzehnten hat man dem Studium desselben ein erhöhtes Interesse zugewandt. Während katholische Stimmen den Cusanus als das Muster eines bei aller Kühnheit der Speculation rechtgläubigen Denkers feierten, hat Erdmann ihn als den Vollender der scholastischen Thätigkeit, als den Brennpunkt charakterisirt, in welchem sich die von Erigena ausgehenden Strahlen abschließend sammeln. An die Spitze der neueren Philosophie stellen ihn die geschichtlichen Werke von Ritter, Ueberweg und Pönger, ebenso Eucken in Jena, welcher vornehmlich die für das moderne Denken entscheidenden Züge in helles Licht rückte. Die Einwirkung der Cusanischen Anschauungsweise, namentlich seine Erkenntnißtheorie, machte sich weit über seine Zeitgenossen hinaus, auf Giordano Bruno (1600), und durch ihn auf Leibnitz und Schelling geltend. Seine Verwandtschaft mit Fichte hebt die vorliegende, durch Gehalt und Darstellungsform gleich ansprechende, Monographie zuerst und mit Nachdruck hervor. Beide

wollen nicht Kenntnisse mittheilen, sondern Anschauungen, nicht Gedachtes lehren, sondern das Denken. Daß der Wille es sei, welchem die Einsicht sich aufschließt, und die Gesinnung, welche die Geburtsstätte der Religion wie der Philosophie bildet, hat Nicolaus' Ahnung vorausgesetzt und Fichte deutlich ausgesprochen. Damit die neuen Gedanken aber wirklich Leben und Einfluß gewinnen konnten, war es nothwendig, zuvor die als ehrwürdig und unantastbar geltenden Schranken des Mittelalters zu zertrümmern. Diese Aufgabe war hundert Jahr später der leidenschaftlichen und ungestümen Hand Bruno's aufbehalten. So ist das Cusanische System nicht an seinen Problemen zu Grunde gegangen, sondern an dem Gegensatz des Zeitalters, auf dessen Schwelle sein Urheber stand, ein tragischer Held, der sterbend siegt.

Aus dem Zeitalter der Renaissance von dem Ufer der Mosel versetzt uns die folgende Schrift über drei Jahrhunderte hinweg in das Jahr 1790 und in die baltische Königsstadt.

In diesem epochemachenden Jahr war es, als der Professor Im. Kant, wie der Cusaner eines Handwerkers Sohn, in seinem stillen weltentfernten Gartenhause zu Königsberg die im Jahre 1781 mit der Untersuchung der reinen Vernunft begonnene Trilogie des Kriticismus durch die Prüfung der Urtheilskraft abschloß.

„Hiermit endige ich also — sagte er in seiner nüchternen hausbackenen Sprachweise — mein ganzes kritisches Geschäft;" ein Geschäft, welches er an einer andern Stelle mit der durch seinen Landsmann Kopernikus in der Astronomie angestifteten Revolution vergleicht. Zu der diesjährigen Säcular-Feier derselben hat ein Herr Albrecht Krause in Lahr eine populäre Darstellung der kritischen Tragödie der reinen Vernunft veranstaltet. Aber nicht diese Publikation, sondern die von dem geistesverwandten Philosophen B. Erdmann in Kiel edirten neuen Textausgaben der beiden erwähnten Werke wird die Nachwelt als eine des Entdeckers des subjectiven Idealismus würdige Säcularfeier betrachten.

Die erläuternden Einleitungen sowie die am Schluß angefügten Uebersichten der vorgenommenen Textrevision bekunden, wie lebendig sich der Commentator in die beiden Schriften seines großen Vorfahren hineingedacht und mit welcher gewissenhaften arbeitstreuen Pietät er die übernommene Redactionspflicht erfüllt hat.

So wenig hier der Ort ist, auf die umwälzende Bedeutung der drei kritischen Hauptwerke Kant's näher einzugehen, so bietet doch das diesjährige Jubiläum der „Kritik der reinen Vernunft" einen unmittelbaren und kaum abzuweisenden Anlaß, auf die Säcular-Geschichte der allmäligen Verbreitung und der demnächstigen Fortbildung des subjectiven Idealismus in Deutschland einen wenigstens andeutenden Rückblick zu werfen. Anfangs freilich fand die vorerwähnte Schrift nicht die Beachtung, welche sie durch die scharfe und tiefdringende Darlegung ihrer kühnen Ideen beanspruchen konnte. Erst in acht Jahren brachte sie es zu einer zweiten Auflage, und erst von 1783 ab wurde durch die „Prolegomenen" sowie durch die Schriften des Hofpredigers Schulz und des Professor Reinhold die neue Lehre dem allgemeinen Verständniß näher gebracht.

Die imponirende Kühnheit ihres Standpunktes, die Neuheit ihrer Resultate, die Anwendungsfähigkeit ihrer Principien, der sittliche Ernst ihrer Weltanschauung, vor Allem der Geist der Freiheit und moralischen Autonomie, der in ihr wehte und der den Strebungen jenes Zeitalters kräftigend entgegenkam, verschafften ihr ebenso begeisterten als ausgebreiteten Beifall.

Sie bewirkte eine unter allen gebildeten Ständen sich verbreitende Theilnahme an den philosophischen Forschungen. In kurzer Zeit hatte sie sich namentlich eine zahlreiche Schule herangezogen: es gab bald wenige deutsche Universitäten, auf denen sie nicht talentvolle Vertreter gehabt hätte, und in allen Fächern der Wissenschaft und Literatur, namentlich in der Theologie und im Naturrecht, auch in den schönen Wissenschaften begann sich ihr Einfluß zu äußern. Auch auf diesem Gebiet hat sich der Professor Erdmann das Verdienst erworben, die Geschichte der Entwicklung der deutschen Speculation seit Kant in dem gleichnamigen Werk (1848) zum Abschluß gebracht zu haben. Ebenso fand die nach Auflösung der Hegel'schen Schule im letzten Jahrzehnt begonnene „Rückkehr zu Kant" in demselben einen Historiographen. Der im Jahre 1878 herausgegebene zweite Band seiner Geschichte der Philosophie gibt über die Fortbildung des subjectiven Idealismus eine übersichtliche Auskunft. Auch eine nur flüchtige Durchsicht der drei philosophischen Zeitschriften Deutschlands sowie der Ascherson'schen Bibliographie liefert den Beweis, in welchem Umfange die Fortbildung des Kant'schen Systems noch heute die philosophischen Kreise bewegt und die Impulse für die weiterforschende Speculation darbietet.

In diese Kategorie gehören denn auch die beiden letzten der uns vorliegenden Schriften. Der Dr. Otto Lehmann hat eine erneute Beurtheilung der Kant'schen Moraltheorie unternommen und dieselbe an die Schopenhauer'sche Metakritik umsomehr angeknüpft, als er die letztere einer Revision und Berichtigung dringend bedürftig erachtet. Eine eingehende und organisch gegliederte Untersuchung führt zu dem Resultat, daß Kant auf die Fragen: was das Soll des kategorischen Imperativs eigentlich bedeute und warum wir sollen? — keine Antwort ertheilt. Der Autor behält sich vor, in dem Begriff des Bewußtseins als solchen die unmittelbare Grundlage des Sittengesetzes in späterer Darstellung nachzuweisen. — Endlich ist auch die Skizze, welche Carl Peters über Arthur Schopenhauer herausgegeben, zwar aus dem

Studium des letzteren, aber verbunden mit einer Vergleichung der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft" hervorgegangen. Allerdings trägt diese Skizze nur den Charakter eines Maidenspeach an sich und würde kaum eine Bereicherung der Laban'schen Schopenhauerliteratur abgeben. — Charakteristisch indessen ist es für den intuitiven Zug, welcher die jüngere Generation unserer Philosophen zu Kant zurückführt, daß die vorliegende Schrift mit der elegischen Ode abschließt, welche Schopenhauer dem Andenken seines großen Gegners widmete.

So mag denn auch unsere Säcular-Besprechung in diesem Nachruf ihr Ende finden.

An Kant.

Ich sah Dir nach in Deinen blauen Himmel;
Im blauen Himmel dort verschwand Dein Flug.
Ich blieb allein zurück in dem Gewimmel,
Zum Troste mir Dein Wort, zum Trost Dein Buch.
Da such' ich mir die Oede zu beleben
Durch Deiner Worte geisterfüllten Klang!
Sie sind mir alle fremd, die mich umgeben,
Die Welt ist öde und das Leben lang.

Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan. Von **Karl Herquet.** Mit einer Karte. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1881.

Auf seinem Kreuzzug im Jahre 1191 eroberte Richard Löwenherz die Insel Cypern und belehnte mit deren Herrschaft den König von Jerusalem, Guy von Lusignan.

Ein Nachkomme desselben heirathete die Venetianerin Caterina Cornaro, und diese überließ als Wittwe 1485 die Insel den Venetianern.

In Folge einiger neueren französischen Publikationen über diese Periode der Geschichte Cyperns hat der Autor seine vor 11 Jahren erschienene Monographie der Cyprischen Königinnen Charlotte von Lusignan und Caterina Cornaro umgearbeitet, „um die so wenig bekannte und so ereignißvolle Herrschaft des Hauses Lusignan dem gebildeten Publikum wieder vorzuführen."

Beginnend mit Peter I. (1359—1369), dem Eroberer Alexandriens, einer der glänzendsten und gefeiertsten Erscheinungen des ausgehenden Mittelalters, zeigt die weitere Schilderung das Königreich unter Janus (1398—1432), dem Gefangenen des Mamelukensultans, in seinem tiefsten Verfall. Unter Janus' Nachfolger verschärft sich der Gegensatz zwischen dem dominirenden Lateinerthum und der griechischen Bevölkerung; Successionsstreitigkeiten treten hinzu und führen den kraftvollen Bastard Jakob II. auf den Thron. Zuerst im Kampf gegen ihn, dann gegen seine Wittwe, die Venetianerin Caterina (1473—1489), oder vielmehr gegen die Republik Venedig, die ihre Adoptivtochter bis zum geeigneten Moment der Entthronung ein Scheinregiment führen läßt, verzehrt sich die legitime Königin Charlotta (1458—1485), durch ihr muthvolles, wenngleich fruchtloses Ringen unsere ganze Theilnahme beanspruchend.

In Anknüpfung an diese Specialarbeit nehmen wir Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß in den vor Kurzem erschienenen „deutschen Pilgerreisen nach dem heiligen Lande" (Weidmann'sche Buchhandlung) sich eine detaillirte Angabe über die deutschen Pilger befindet, welche in den Jahren 1300 bis 1600 die Insel Cypern besucht haben. Ebenso sind dort die aus jener Periode stammenden Pilgerschriften aufgeführt, welche Schilderungen der Insel Cypern enthalten.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches gegenwärtig dieser Insel sich zuwendet, wird die Herquet'sche Schrift, sowie die von Röhricht und Meißner publicirte Zusammenstellung der erwähnten Pilgerbesuche als eine Ergänzung des Werks von White Baker nicht unwillkommen sein. g—t.

Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. Von **Dr. Conrad Rethwisch,** ord. Lehrer am Königl. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Berlin. Robert Oppenheim. 1881.

Inmitten der historischen Forschungen, welche gegenwärtig darauf gerichtet sind, die Culturzustände des preußischen Staates in ihrer pragmatischen Entwicklung aus den Originalquellen der Archive und zeitgenössischen Berichten zur Darstellung zu bringen, ist das höhere Schulwesen bisher noch nicht zu seinem Recht gelangt.

Als ein Capitel zu einer solchen Zukunftsgeschichte desselben kündigt die vorliegende monographische Studie aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen sich an.

Es war gegen Ende des Jahres 1770, als der König den schlesischen Freiherrn Carl Abraham von Zedlitz (geb. 1730, gest. 1790) von dem Oberconsistorium zu Brieg als Etats- und Justizminister nach Berlin berief, um ihm am 18. Januar 1771 die Leitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten in ihrem Hauptumfang zu übertragen.

Erzogen auf dem Braunschweigischen Carolinum des durch seine „vornehmsten Wahrheiten der Religion" berühmten Abtes Jerusalem, wurde er als Studiosus juris der Universität Halle dem Könige bei dessen dortigen Besuch vorgestellt und von demselben selbst auf das Studium des Locke'schen Sensualismus hingewiesen.

In dem Sinne und der Tendenz dieser verstandesmäßigen Aufklärung hat er denn auch als ein getreuer Diener und Werkführer seines königlichen Herrn und Meisters die friedericianische Schulreform mit Energie, Einsicht und Gewissenhaftigkeit ausgeführt, bis die Wöllner'sche Gegenströmung ihn zur Niederlegung seines Amtes nöthigte. Am 3. Juli 1788 gab er das geistliche und Unterrichts-Departement an Wöllner ab und am 9. desselben Monats erschien das Edict

betreffend die Religion in den Königlich Preußischen Staaten.

Der gestellten Aufgabe entsprechend, schildert die vorliegende Schrift in der Einleitung die Zustände des höheren Schulwesens in Preußen bis zum Jahre 1771. Der folgende Haupttheil scizzirt zunächst Bildungsgang und Charakter des Ministers von Zedlitz und giebt sodann eine Uebersicht über seinen pädagogischen Standpunkt und einen Grundriß einer „verbesserten Lehrverfassung.“ Den Schluß bildet die Darstellung der wichtigeren Maßnahmen, auf denen die damalige Reform des höheren Bildungswesens beruhte.

Außer der Reorganisation einer Anzahl der bedeutendsten Schulen gehören hierher: die Errichtnng einer von der Kirche unabhängigen obersten Unterrichtsbehörde, des Ober-Schul-Collegiums, — die Begründung des unter Fr. A. Wolf's Leitung gestellten philologischen Seminars zu Halle und eines solchen zu Berlin, bestimmt zur praktischen Ausbildung der Candidaten des höheren Schulwesens. Beide bildeten in ihrer Art für Preußen gänzlich neue Schöpfungen, an welche die wichtige Einführung des Abiturientenexamens sich anschloß. —

Auf der Grundlage eingehender und sorgfältiger Spezialstudien ist in dieser Weise ein anschauliches und lebhaft colorirtes Gesammtbild der reformatorischen Wirksamkeit des Ministers von Zedlitz entstanden. — Allerdings ein Stimmungsbild, das seine Beleuchtung von der sympathischen Verehrung des Biographen empfangen hat. So geeignet auch eine derartige warme und volle Hingabe sein mag, um dem Gefeierten wie dem Autor theilnehmende Freunde zu erwerben, so will es uns doch scheinen, daß der Historiker berufen ist, sich aus der Lyrik subjectiver Empfindung zu der Plastik objectiver Gestaltung zu erheben. Nur unter dieser Voraussetzung würde das von dem Verfasser angeregte Gesammt-Unternehmen „der Aufhellung der Vergangenheit des höheren Preußischen Schulwesens dem besonders hervorgehobenen berechtigten wissenschaftlichen Interesse“ entsprechen. Z.

Geographische Erforschung des afrikanischen Continents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde von **Dr. Philipp Paulitschke.** 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Wien 1880. Brockhausen u. Bräuer.

Der in Fachkreisen durch seine geographischen Arbeiten bekannte Herausgeber hat seit langer Zeit den schwarzen Erdtheil zu einem Specialobject seiner Studien gemacht und dabei namentlich dessen Erforschungsgeschichte im Auge behalten.

Die Frucht dieser Untersuchungen bildete die erste Auflage des obengenannten Werkes, welche ungeachtet ihres skizzenhaften Charakters von der Kritik günstig aufgenommen ward. Dieser Erfolg bestimmte den Autor, die nöthig gewordene zweite Auflage zu einem vollständigen Vademecum für die Geographen zu erweitern, welche sich mit der Erforschungsgeschichte Afrikas vertraut machen wollen.

Die überall angefügten bibliographischen Nachweise, sowie ein vollständiges Namensregister erscheinen geeignet die Benutzung des vorliegenden Reisewerkes auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Auf deren Heranziehung und financielle Betheiligung aber wird es vor allem ankommen, wenn die zu Brüssel 1876 gegründete „internationale Association“ ihre große culturhistorische Aufgabe der Erforschung und Erschließung Centralafrikas erfüllen soll. Wenn der Verfasser auf Grund seiner eingehenden Studien die Ueberzeugung ausspricht, daß die völlige Erschließung des in seiner Natur und Bevölkerung so großartigen schwarzen Continents unser gesammtes Culturleben wie unsere Politik gewaltiger umgestalten würde, als die Entdeckung Amerikas, so können wir wünschen, daß derselbe seine nächste litterarische Thätigkeit auf die specielle Ausführung dieser Perspektive richten möge. Z.

Wider Homöopathie und Homöopathen und ihre jetzige Stellung im Staate. Von **Dr. Rigler.** Herausgegeben von **Dr. P. Börner.** Berlin. G. Reimer.

Für die Homöopathie. Von **Dr. W. Sorge.** Berlin. Ferdinand Dümmler's Buchhandlung.

Polemische Schriften zu besprechen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift. Auch im vorliegenden Falle wollen wir nicht Stellung nehmen im Streite der „Allopathie“ gegen die „Homöopathie“ — ein Kampf, in dem mit ungleichen Waffen gekämpft wird, so lange nicht der sog. „Homöopathie“ die Mittel gegeben werden ihre Anschauungen am gehörigen Orte, d. h. vom akademischen Lehrstuhl aus zu begründen — wir wollen aber ein Wort zur Warnung einlegen gegen die Art und Weise, wie hier ein angesehener Verein von Aerzten gegen eine bedeutsame Anzahl anderer Aerzte vorzugehen beliebt. Es macht stets einen häßlichen Eindruck, wenn wissenschaftliche Streitfragen coram publico erörtert werden, denn was hat das Publicum, dem die Vorbildung, also auch das Verständniß für Meinungsverschiedenheiten einzelner wissenschaftlicher Disciplinen in den weitaus meisten Fällen absolut abgeht, für ein Interesse, in eine Polemik hineingezogen zu werden, deren Berechtigung es nicht beurtheilen kann! Am schlimmsten ist das aber, wenn, wie im vorliegenden Falle, das Publicum mißtrauisch und unruhig gemacht wird in der Sorge um die Erhaltung seines höchsten Gutes, seiner Gesundheit — wenn ihm Aerzte, deren wissenschaftliche Qualität auf demselben Studium basirt ist, deren Kenntnisse durch dasselbe Examen geprüft worden sind, denen der Staat in gleicher Weise die Ermächtigung zur Ausübung ihrer

Wissenschaft gegeben hat, von ebenso ausgebildeten Aerzten als Charlatane verdächtigt werden, ohne daß es im Geringsten in der Lage ist — und schließlich nicht sein soll — sich ein Urtheil darüber zu bilden. Den schärfsten Tadel aber verdient ein derartiges Vorgehen, wenn, wie in der Schrift des Dr. Rigler, hinter dem ein Aerzte-Verein steht, der Boden der unter Gebildeten herrschenden gesellschaftlichen Form verlassen wird, und mit Ausdrücken, wie „absurder Unsinn", „handgreifliche Lüge", „blühender Unsinn" ꝛc. ꝛc. in verschwenderischem Maße vorgegangen wird. Die ganze Haltung dieses Schriftchens hat eine fatale Aehnlichkeit mit dem Gebahren der „Antisemiten" und läßt nicht undeutlich den Brodneid hervorgucken. Um so angenehmer berührt die ruhige, maßvolle Haltung der Erwiderung, die sich nur an Thatsachen zur Widerlegung der Angriffe zu halten versucht, und ohne je in den Zankton zu verfallen, den Nachweis führt, daß der Angreifer es nicht einmal der Mühe für Werth erachtet hat, sich, bevor er losschlug, über den Stand der Homöopathie vom heutigen Tage, ihre Literatur ꝛc. ꝛc. irgendwie zu orientiren! — Eine Bemerkung zur Sache wollen wir uns erlauben: Die Dispensirfreiheit müßte unseres Erachtens auf alle Aerzte (welche das betr. Examen bestanden haben) ausgedehnt werden — es würde manchem Unfug in den Apotheken damit ein wirksamer Riegel vorgeschoben werden — und zum Erkennen, was wahr, was falsch ist, gebe man den Homöopathen dasselbe Recht, wie den Allopathen, man räume ihnen einen Lehrstuhl an den Universitäten ein. Vor Allem aber betheilige man das Publicum nicht an Dingen, die es nicht versteht und vermeide es, eine Erregung hervorzurufen, welche dem Ansehen des ganzen ärztlichen Standes nur schaden kann. J.

Weihnachten in deutscher Dichtung. Von **Dr. Albert Swazba**, Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung 1881.

Unter den Büchergaben der jüngstvergangenen Weihnachtszeit nimmt die aus Parchim eingegangene Festschrift eine eigenthümliche und bedeutsame Stelle ein. Wie fast alle alten Völker, so betrachteten auch die Germanen die Wintersonnenwende als den Beginn des neuen Lebens und Wirkens der Naturkräfte; sie begingen um diese Zeit in dem altehrwürdigen Julfest die Feier des wiederkehrenden Sonnenlichts.

Erst lange nach Einführung des Christenthums, im Anfange des neunten Jahrhunderts, hat die römische Kirche den Anfang des deutschen Kirchenjahres von Ostern auf Weihnachten verlegt und damit das letztere als metropolis festorum et fons omnium in ihre Festzeiten aufgenommen. Indem auf diese Weise der Zeitpunkt des Jul- und Christfestes zusammentraf, verbanden sich in dem Volksgemüth die Vorstellungen des Julkreises mit der Weihnachtsidee. Die in das Volksleben tief eingedrungenen altgermanischen Gebräuche und Sitten nahm die Kirche in hinüberleitenden und umbildenden Formen auf, und verklärte sie durch ihre Ausdeutung im christlichen Geist.

So beginnt in der umhüllenden Atmosphäre des Julfestes die Geschichte der deutschen Christfeier mit der naiven Verbindung germanischer und christlicher Elemente. Die Bedeutung dieser an die Weihnachtsidee angeschlossenen altgermanischen Traditionen und Gebräuche ist schon seit dem 17. Jahrhundert Gegenstand mannigfacher Forschung gewesen. In der neuesten Zeit hat namentlich Professor Wuttke in dem „Deutschen Volksaberglauben der Gegenwart" (1860) W. Cassel in den „Weihnachts-Bräuchen und Aberglauben" (1862), ferner Mannhardt in den „Weihnachtsblüthen" (1864), diese Forschungen wieder aufgenommen und zum Abschluß gebracht. Endlich hat Meinhold die auch von dem Verfasser citirten „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland" gesammelt und 1855 herausgegeben.

An diese Vorgänger schließt die vorliegende Weihnachtsschrift sich an, indem deren erster Abschnitt „Das Julfest und die Weihnachtsfeier in Geschichte und Sage" in ihrer Verbindung darstellt. Der zweite Abschnitt schildert sodann nach der altsächsischen Evangelienharmonie des Heliand (aus dem 8. Jahrhundert) die Geburt des „himmlischen Kindes in der Bethlehemsburg", gesendet „als aller Könige Kräftigster, um zu erlösen alle Völker und die ganze Welt vom Wehe". Der dritte giebt die gesammte Reihenfolge der Weihnachtslieder vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart, der vierte eine Uebersicht der Weihnachtsspiele, welche, bereits in den ältesten Zeiten des Christenthums entstanden, bis gegen das 18. Jahrhundert fortlebten. Eine derartige Gesammt-Darstellung des Entwicklungsganges der Weihnachts-Idee, wie sie seit der Einführung des Christenthums bis zur Gegenwart in der deutschen Volksdichtung zum Ausdruck gelangte, war, soviel uns bekannt, bisher noch nicht vorhanden. Die vorliegende Schrift füllt daher eine litterar- und kulturgeschichtliche Lücke aus. Indem die mitgetheilten epischen, lyrischen und dramatischen Poesieen die tiefgehende und weitverbreitete Einwirkung der frohen Botschaft auf das deutsche Volksgemüth in prismatischer Strahlenfülle widerspiegeln, wird dieselbe zugleich als eine unversiegbare Quelle geistlicher Weihnachtsfreude allen christlichen Familien willkommen sein. n.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.



Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.



Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.



Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechster Jahrgang.

Heft 3. März 1881.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

VI. Jahrgang. Heft 3. März 1881.

Seite

Unterredungen über Italiens innere und äußere Politik 281

A. von Klinkowström: Einige Briefe Talleyrand's an Metternich aus den Jahren 1809 bis 1825 294

O. Ernst: Die Töchter des Paschas, Novelle (Fortsetzung) 303

Otto von Leixner: Märkische Elegien 336

Zdekauer: Siberische Flußreise von Tiumen nach Tomsk 340

Alfred Kirchhoff: Zur Frage über den Farbensinn der Naturvölker . 352

Wilhelm Foerster: Zur Beurtheilung einiger „Zeitfragen", insbesondere gegen die Einführung einer deutschen Normalzeit. I. 361

Vogel: Unser Planetensystem und die Planeten. II. 372

Robby Koßmann: Die Einführung der Biologie in den Jugendunterricht 387

Der Marine-Etat für das Etatsjahr 1881/82 395

Oskar Schmidt: Bemerkungen zum Reglement der Prüfung der Lehrer für Mittelschulen 402

Literarisches 406

Italiens innere und äußere Politik

nach Unterredungen mit italienischen Kirchenfürsten und Staatsmännern.

Von * * *

Eine erschöpfende Darstellung der Politik Italiens ist nicht mein Zweck; ich behandle nur die wichtigsten hier einschlagenden Fragen. Die Politik eines Staates gewinnt ein verschiedenes Aussehen in den Augen der Fremden und in den Augen der Inländer; ich will die Politik Italiens zu schildern suchen, wie sie in Italien aufgefaßt wird. Während eines längeren Aufenthalts daselbst hatte ich Gelegenheit, Kirchenfürsten, Staatsmänner, Minister, Mitglieder des Parlaments und höhere Offiziere, überhaupt Angehörige der verschiedensten Berufskreise über die Politik ihres Landes zu hören; vielleicht gelingt es mir, die einzelnen Züge in ein Gesammtbild zusammenzufassen. Zuvörderst drängt es mich aber, den hervorragenden Männern, die mich in der Erkenntniß der Politik ihres Landes durch Wohlwollen und Vertrauen, oft mit Aufwand von Zeit und Kraft, unterstützt haben, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

Die Klerikalen entwerfen ein düsteres Bild von dem jetzigen Zustande Italiens. Ein Cardinal sagte mir mit dem Tone der Ueberzeugung: „Nach außen schwach, sieht unser schönes Italien im Innern die Verarmung, die Entsittlichung wachsen. Der König ist machtlos, die Regierung ohne Ansehen; hohe Staatsbeamte haben eine fragwürdige Vergangenheit; Macht hat nur die Presse. Die Steuern sind erdrückend und veranlassen zuweilen die kleinen Besitzer, ihre Felder unbebaut zu lassen. Der Fiscus ist unbarmherzig und wegen geringer Steuer-Rückstände findet Zwangsverkauf von Haus und Feld statt: so nimmt die Auswanderung immer mehr zu. In hohen Aemtern sucht man sich oft zu bereichern. Ueberall ist die Verwaltung theurer geworden; man hat in dem Hospiz zum Heiligen Kreuz hier in Rom die Beamten vermehrt und dafür die Zahl der Krankenbetten um hundert vermindert. Die Bibliotheken der Klöster sind geplündert und die Bücher der Bibliothek Vittorio Emanuele zugewiesen. Aus derselben sind dann viele tausend Bände verschwunden. Erst war Befehl gegeben, die Doubletten zu verkaufen — die Doubletten wurden besonders gestellt und verkauft — inzwischen waren die Unicate auch verschwunden. Die bisherige Verwaltung von Rom hat mit dem Stadtvermögen verschwenderisch gewirthschaftet. Eine Caricatur stellt den Sindaco von Rom vor, wie er die eherne Reiter-Statue des Marc-Aurel auf dem Capitol an Juden verkaufen will: ein Jude ist hinten auf das Pferd geklettert und probirt das Metall; Marc-Aurel hält die Hände vor die Augen und weint, daß auch er verschachert werden soll. Von der anderen Seite eilen

einige Conservative herbei und retten Marc-Aurel vor dem drohenden Schicksal. In der That sind bei den letzten Wahlen einige Conservative in den Stadtrath gekommen. Die kirchlichen Bestimmungen untersagen noch immer den Gläubigen eine Betheiligung an den Wahlen zur Deputirten-Kammer, weil die Gewählten den Eid auf die Verfassung leisten müssen; wohl aber darf der kirchentreue Katholik sich bei den städtischen und provinzialen Wahlen betheiligen, da hier kein Eid zu leisten ist. Die Wirthschaft mit dem Papiergeld ist bedenklich. Der Italiener zeigt eine große Geschicklichkeit in der Anfertigung falschen Papiergeldes; geringe Werthzeichen werden gut nachgeahmt: man prüft die Werthzeichen, ehe man sie annimmt, und das Vertrauen ist erschüttert.

„Dem Klerus sind die Güter abgenommen und massenweise verkauft worden: dies drückte die Preise herab und es gab bevorzugte Käufer. Selbst das Seminarium de propaganda fide soll jetzt sein Vermögen in Staatsrente umsetzen, was für dasselbe einen Verlust von mehreren Millionen darstellt.

„Als im vorigen Jahre Garibaldi nach Rom kam, besuchte ihn der König, gleichsam um gut Wetter zu erbitten. Und was ist dieser Garibaldi? Man hat aus ihm einen Helden gemacht und wie ruhmlos benahm er sich in Frankreich. Die Begnadigung seines Schwiegersohnes, General Canzio, nachdem Garibaldi ihn im Kerker besucht hatte, ist ein Act kolossaler Schwäche.

„Der Volksunterricht leidet; manchmal werden ausgediente Unteroffiziere, die kaum lesen und schreiben können, als Schullehrer angestellt, um die Pension zu sparen.

„Die verschiedenen Landsmannschaften stehen wider einander. Die Piemontesen werden nicht als Italiener angesehen; sie haben Barbarismen in die Sprache eingeführt und man bekommt selten mehr ein gutes Italienisch zu lesen. Häufig haben die Piemontesen Einrichtungen mitgebracht, die weniger zweckmäßig sind als die früheren.

„Wir hatten hier in Rom eine musterhafte Erziehungs-Anstalt für Jünglinge, das Institut von St. Michele. Jetzt ist es in weltliche Hände übergegangen und die Schüler geben sich Stell-Dich-ein mit anrüchigen Frauenzimmern auf den Dächern der benachbarten Häuser.

„Genug, das Volk wird ausgesogen und entsittlicht; der Einfluß Frankreichs wirkt mächtig auf das stammverwandte Italien, die Unzufriedenheit ist allgemein und die Dinge treiben der Republik zu — selbst die Armee ist vom republikanischen Gift angefressen.

„Man fängt an, Königsmördern Ehren zu erweisen, Denkmale zu errichten: allerdings war das Attentat gegen einen Bourbon gerichtet, aber was für den einen König gilt, gilt es auch nicht für den anderen?

„Die Freimaurer sind mächtig geworden; die Freimaurer der verschiedenen Länder reichen sich die Hände und selbst die Herrscher müssen sich vor ihnen demüthigen, um ihr Dasein zu fristen.

„Der Papst, seiner Staaten, seines Besitzes beraubt, in der Ausübung seiner Gerechtsame gelähmt, in seiner Unabhängigkeit beschränkt, kann nicht helfen, wie er gern möchte, und Italien steht auf einem Vulcane."

Diese Schilderung, einseitig und dunkelgefärbt wie sie ist, führt uns doch in ihrer drastischen Weise fast alle Schwierigkeiten der inneren Lage vor Augen. Sie klammert sich an das Einzelne und übersieht das Ganze; von dem Einzelnen führt sie nur das Ungünstige an, selten sagt sie etwas unbedingt Falsches.

Wie der Herr Cardinal, so sprechen Tausende von Priestern und beleuchten und vertiefen den Gegensatz zwischen Kirche und Staat in Italien und außerhalb.

Die Italiener fassen diesen Gegensatz, der Tausende ihrer Landsleute von der Betheiligung am Staatsleben fern hält, der das mächtige Oberhaupt der katholischen Kirche unter die Feinde Italiens stellt, nicht tragisch auf. Einige Staatsmänner haben mir versichert, daß die Klerikalen eine kleine und machtlose Partei bilden und daß von Seiten der Kirche keine Gefahr für den Bestand des heutigen Italiens droht. Zur Unterstützung dieser Angabe ist mir erzählt worden, daß sogar Landleute, welche geistliche Güter gekauft hatten, vorzogen, ohne Absolution zu sterben, ehe sie die von dem Priester gestellte Bedingung eingingen, die Güter der Kirche wiederzugeben. Dabei wird freilich übersehen, daß Viele dieser Forderung des Priesters gewiß auch nachgeben und was es zu bedeuten hat, daß die Priester überhaupt ein solches Ansinnen stellen dürfen. „Die freie Kirche im freien Staate" ist, wie mir ein Deputirter, der zugleich eine große politische Zeitung leitet, sagte, die einzige Formel, welche einem Lande wie Italien passen könne, wo fast die Gesammtheit der Einwohner der katholischen Religion angehört. „Wenn wir diese Formel aufgeben sollten, könnten wir es nicht anders thun, als indem wir die Versöhnung mit dem Vatican anstrebten, was eine vollständige Niederlage der liberalen Ideen in sich schlösse. Indem die Italiener den Grundsatz der vollständigen Trennung der Kirche vom Staate einführten, haben sie sich so zu sagen für den wahrscheinlichen Fall sicher gestellt, daß die Klerikalen dermaleinst die Majorität hätten. Dieser Grundsatz ist jetzt in das Herz der Nation eingedrungen, und keine Partei würde mehr die Kraft haben, ihn zu beseitigen. Er hat sich auch in der Praxis bewährt, da er den Staat in die Lage brachte, alle Reformen auszuführen, welche ihm wünschenswerth erschienen, ohne der Kirche den Vortheil zuzuwenden, sich als Opfer zu geberden. Wir sind vollkommen überzeugt, daß auch der Kirche nichts anderes übrig bleibt, als, in der Praxis wenigstens, wenn nicht auch in der Theorie, sich in die Lage zu finden, welche wir ihr bereitet haben." Nicht alle Italiener theilen jedoch die Ansicht, daß der Staat der Kirche gegenüber eine vortheilhafte Stellung einnimmt; ein Ausgleich mit der Kirche wird von Vielen für nothwendig gehalten. In Italien spielt das Wort eine große Rolle; mit der That findet man sich eher ab. Die Liberalen scheuen sich, das Wort auszusprechen, daß von Seiten der Kirche und der Klerikalen eine Gefahr droht: in Wahrheit aber behandelt die Regierung die kirchlichen Fragen mit der äußersten Zurückhaltung.

Der Minister Villa behauptet, daß es mit der Kirche zu einer Art von Vereinbarung gekommen ist. „Sowie bei Besetzung von Bischofsstühlen", sagt der Minister, „die Wählbaren die Möglichkeit einer Ernennung von Seiten des Papstes erfuhren, wandten sie sich eiligst an die Regierung, um vorher die königliche Ernennung zu erhalten, und die Regierung, nachdem sie sich über die Würdigkeit der Personen Gewißheit verschafft hatte, willigte aus freien Stücken ein, sie zu ernennen." Wer sieht nicht, daß die Nachgiebigkeit hier lediglich auf Seiten der

Regierung ist, welche kaum einen dürftigen Schein rettet. Die Regierung muß den Papst nicht blos als Oberhaupt der katholischen Kirche mit großer Rücksicht behandeln, sondern auch, weil das Papstthum in Italien volksthümlich ist. Einige meinen freilich, das Papstthum sei stets der Feind eines nationalen, einheitlichen Italiens gewesen. Eine große Zahl der Gebildeten sagt dagegen: „Wir glauben nicht an den Papst, aber wir sind ihm zugethan. Das Papstthum ist eine echt italienische Schöpfung und wir Italiener haben einst mit Hilfe des Papstthums die Welt regiert und üben noch einen großen Einfluß auf dieselbe aus.“ Die so reden, fürchten, daß Italien die Vortheile verliert, welche das Land der Stellung des Papstes verdankt, wenn der Gegensatz zwischen Staat und Kirche sich zu sehr verschärft; sie weisen jetzt gerade auf Nord-Afrika und auf Klein-Asien hin, wo die zahlreichen italienischen Ansiedler durch die Wirksamkeit der Geistlichen ihre Nationalität und ihre Sprache bewahren und so dem Einfluß des Mutterlandes die Wege bahnen. Die Regierung unterstützt daher auch die dortigen von Geistlichen geleiteten Schulen mit regelmäßigen Geldspenden.

Auf meine Frage, ob die Italiener durch den Gegensatz zwischen Staat und Kirche nicht in beklagenswerther Weise in zwei feindliche Lager getheilt wären, wurde mir die Antwort: „Nein! denn den Italienern liegt die religiöse Frage nicht am Herzen!“ Ein italienischer Gelehrter drückte sich darüber so aus: „Wir Italiener haben nicht den Fehler von Euch Deutschen; wir haben keine Religion!“ Ohne Zweifel herrscht ein tiefer Zwiespalt zwischen Klerikalen und Liberalen; aber dieser verhindert nicht vollständig die persönlichen Berührungen und Beziehungen und bei den administrativen Wahlen nicht einmal die Vereinbarungen zwischen den Einen und den Anderen. Die Klerikalen haben geglaubt, einen Beweis von großer Einsicht zu geben, indem sie sich vollständig der politischen Wahlen enthalten. Es ist ihnen begegnet, was allen Abwesenden begegnet, immer Unrecht zu haben. Wenn eines Tages die klerikale Partei sich unter ihrem eigenen Banner bei den Wahlurnen einstellt, wie in Frankreich, Deutschland, Belgien, dann wird der Kampf lebhaft und heiß werden, dann wird er zuweilen die Schranken durchbrechen, welche der praktische Sinn der Italiener ihm entgegenstellt. „Die Italiener“, sagte mein Gewährsmann, „sind in Folge ihrer Gemüthsart, ihrer Ueberlieferungen, ja wegen ihres Mangels an Energie allen äußersten Parteien abhold.“

Der Director im Unterrichtsministerium G. Risio äußerte, daß die Beziehungen zwischen Staat und Kirche und die socialen Fragen die wichtigsten Punkte der inneren Politik seien. Von anderer Seite hörte ich, daß dies nicht im geringsten der Fall sei, daß Wenige sich mit diesen Fragen ernstlich beschäftigen und daß die große Masse des Publicums ein sehr mäßiges Interesse für den einen wie für den anderen Punkt zeige. Die Wahrheit ist wol, daß ein Ausgleich zwischen Staat und Kirche zunächst im Interesse des Landes wünschenswerth wäre, daß aber zur Zeit keine Aussicht dazu vorhanden ist. Der Papst fühlt sich beraubt und gekränkt, er glaubt, daß ihm von Seiten der Regierung nur Schimpf zu Theil geworden. Pius IX. bezeichnet den Standpunkt der Kirche genau, wenn er an den König Victor Emanuel schreibt: „Es sei mir gestattet, darauf hinzuweisen, daß ich die Wirkungen des Schutzes nicht kenne, welchen das Gesetz den religiösen Interessen angedeihen läßt, weil ich gesehen habe, wie man die Kirche beraubte; ich habe

viele Kirchen zerstören sehen, die man demnächst für weltliche Zwecke bestimmte....... Der heilige Stuhl kann nicht ein einziges Wort sagen, das auf Lossprechung und Verzeihung deutet, wenn Diejenigen, welche in Sünde verstrickt sind, nicht versichern, daß sie Alles aufbieten werden, um so viele im Uebermuth des Sieges schwelgende Unordnungen einzudämmen — Unordnungen, welche für die Religion und für Italien heillose Folgen haben..... Ich kenne kein anderes Rom als jenes, welches dem heiligen Stuhl gehört und welches die Hauptstadt der katholischen Welt ist — nicht die Hauptstadt Italiens habt ihr daraus gemacht, sondern den Hauptort der Unordnung, der Verwirrung und der Gottlosigkeit." Und Cardinal Nina behauptete: „Man hat jedes Recht uns gegenüber verletzt: das Recht des Besitzes, denn man hat uns beraubt; das Recht der Souveränität, denn man hat den Papst entsetzt; das Privatrecht, denn man zwingt die Kirchen und die geistlichen Anstalten, ihren, Besitz in Staatsrente umzuwandeln. Hier die Peters-Kirche verliert bei dieser Operation viele Millionen. Der Wahlspruch „Die freie Kirche im freien Staat" bedeutet unseren Gegnern: die Kirche sei Sclavin, der Staat omnipotent." Die Klerikalen fordern und erwarten nicht allein die Rückgabe der Stadt Rom an den Papst, sondern, wie mir Cardinal Jacobini mittheilte: „die Herstellung des ganzen Kirchenstaats in seinen alten Grenzen". Wenige wollen einen Ausgleich zwischen Staat und Kirche und diese Wenigen wissen nicht, wie dazu gelangen. Von solchen Gesichtspunkten ausgehend, äußerte General Kanzler, der frühere Kriegsminister des Papstes: „Es war ein großer Fehler der Italiener, im Jahre 1870 in Rom einzurücken. Nach dem Tode Pius' IX. würde die Kirche sicher mit dem Staat Frieden geschlossen haben, aber sie kann ohne weltlichen Besitz nicht existiren: der Papst muß souverän sein! Jetzt ist er es doch nur so lange, als es dem Staate gefällt!"

Alle Staatsmänner, die ich gehört habe, stimmten darin überein, daß Italien ohne den Besitz von Rom niemals Süd-Italien vom Brigantenthum befreit hätte. Das Brigantenthum ist, wie ich hier einschalten will, nach der Aussage zuverlässiger und kundiger Zeugen vollständig beseitigt: es hat aufgehört seit dem Jahre 1865. Die letzten Ueberreste desselben verloren jede Macht, als Rom mit Italien vereinigt wurde, denn Rom war das Hauptquartier der Briganten gewesen. Von Rom aus waren sie fortwährend in die Abruzzen eingedrungen und in Rom fanden sie eine Zufluchtsstätte, wenn sie von den italienischen Truppen verfolgt wurden. Auch in Sicilien ist das Brigantenthum verschwunden seit den energischen Maßregeln des Jahres 1877, welche man dem Ministerium Nicotera verdankt.

Minghetti gerieth einigermaßen in Feuer, als ich ihm die Ansicht des Generals Kanzler über die Besitznahme von Rom vortrug. „Falsch oder nicht," sagte er, „diese Maßregel war nothwendig; Italien mußte Rom zur Hauptstadt haben, es war nur eine Stimme hierüber unter allen Italienern."

Was nun die socialen Fragen anbetrifft, so ist zu beklagen, daß der kleine Grundbesitz vielfach vom großen verschlungen wird: in vielen Gegenden herrscht die größte Armuth. Im Toscanischen erhält ein Arbeiter für jeden Arbeitstag 2 Lire und muß hiervon mit seiner Familie bestehen, d. h. er lebt von Brod und Wasser. Groß ist die Kluft, welche die Gebildeten von der Masse des Volkes trennt. Das

Volk ist arbeitsam, mäßig, sparsam; es ist gutmüthig und fröhlich und viele Errungenschaften der alten Cultur sind ihm ins Blut übergegangen. Ich lasse soviel als möglich Italiener selbst reden: „Das Volk ist auf dem Standpunkt des Instincts; es kann nicht nachdenken: die Priester haben seine Denkkraft lahm gelegt. Die Priester haben sein sittliches Gefühl geschwächt. Wenn man dreißig verschiedene Arten von Lügen statuirt und darunter eine große Zahl für entschuldbar hält, so erzieht man ein Volk zum Lügen. Das Volk ist gut, aber es ist fähig, viele Dinge zu thun, die einem Deutschen Anstoß erregen würden. Was die Gebildeten anbetrifft, so leiden dieselben an den Folgen einer Uebercultur; ihre Krankheit ist eine zu weit gehende Aufklärung." Ein italienischer Gelehrter, der, wie die Italiener jetzt öfter thun, in Berlin studirt hatte, äußerte: „Bei Ihnen in Deutschland findet man Männer, die ihr Leben einem ernsten, würdigen Zweck widmen, die alle ihre Kräfte auf einen Punkt richten, sei es, daß sie der Wahrheit dienen, sei es, daß sie Ruhm erwerben wollen. Der Italiener dünkt sich zu aufgeklärt dazu. Er sagt: „„Wir haben nur ein Leben und das wollen wir genießen: all' dieses Wirken und Streben ist ja der Mühe nicht werth.""

Bei dem großen Unterschiede in der Bildung zwischen dem Volk und den höheren Klassen wird es den schlechten Elementen unter den letzteren leicht, das Volk auszubeuten oder irre zu führen.

Die Erweiterung des Wahlrechtes wird auch einen Theil der ungebildeten, unter dem Einfluß der Priester stehenden Masse an die Wahlurne rufen. Es muß hier bemerkt werden, daß viele wohlmeinende Liberale die Betheiligung der Klerikalen an den politischen Wahlen und den Eintritt derselben in das Parlament geradezu wünschen. Sie hoffen, daß die jetzt in der Kammer getrennten Parteien sich einer klerikalen Opposition gegenüber zu einer großen, festen Majorität vereinigen würden.

Man glaube nicht, daß, wie so oft wiederholt wird, lediglich persönliche Fragen die Parteien scheiden; es besteht eine Verschiedenheit der Ansichten zwischen der Rechten und der Linken, aber eine sehr geringe. Auf der Linken sitzt jedoch eine Gruppe, welche dem Ministerium Opposition macht, obwohl dasselbe aus der Linken zusammengesetzt ist, blos weil sie einige wichtige Ministerstellen für sich haben möchte; diese Gruppe verliert täglich Anhänger. Uebrigens sind die parlamentarischen und politischen Partei-Verhältnisse jetzt in großer Verwirrung. Es herrscht das Bestreben vor, eine große Partei aus den gemäßigten Elementen der Rechten und der Linken zu bilden und nur die äußersten Fractionen bei Seite zu lassen. Diese Entwicklung befindet sich jetzt in ihren ersten Anfängen und man kann nicht voraussehen, wann sie zum Abschluß kommt, weil verschiedene Ursachen sie beschleunigen oder verzögern können. Die italienische Kammer ist im Begriff, ein neues Wahlgesetz zu berathen; wahrscheinlich wird dasselbe die gegenwärtigen Parteien auflösen und eine neue gemäßigt-liberale Partei ins Leben rufen. Das gegenwärtige Ministerium stützt sich nicht auf eine feste, in sich gleichartige Mehrheit, sondern auf eine Coalition verschiedener Fractionen und Gruppen, die von Fall zu Fall durch Zugeständnisse zusammengehalten werden müssen.

Man hofft, daß die Regierung durch das neue Wahlgesetz an Kraft und Ansehen gewinnen wird. Die jetzige Kammer repräsentirt nur einen verhältnißmäß kleinen Theil der Nation. Durch die beabsichtigte Erweiterung des Wahlrechts wird man

eine Kammer gewinnen, welche in der That die Nation repräsentirt und der Regierung eine feste Stütze bieten kann.

Denn das ist nicht zu leugnen, die Regierung ist schwach; es besteht ein Uebermaß von Parlamentarismus; der Wechsel der Minister ist häufig. Ein Staatsmann sagte mir: „Es ist sicher, daß der oft sich wiederholende Wechsel der Ministerien dem Lande geschadet hat, aber man kann nicht sagen, daß der Schaden sehr groß gewesen sei, da die Nation ein eigenes, von dem Leben des Ministeriums ganz unabhängiges Leben hat. Die Linke hat mehr Schaden von dem steten Wechsel gehabt als das Land. Man muß jedoch hinzufügen, daß auch die Linke begonnen hat, ihr Unrecht einzusehen: es hat sich in ihrer Mitte eine wirkliche und eigentliche ministerielle Majorität gebildet, welche das gegenwärtige Cabinet stützt, gerade weil sie die Minister-Krisen verabscheut. Das gegenwärtige Cabinet ist, wenn man von einigen theilweisen Krisen absieht, schon achtzehn Monat am Ruder." — Von anderer Seite wird freilich hinzugefügt, daß die unter den Ministern stehenden Beamten, welche in Italien bei einem Ministerwechsel im Amte bleiben, an Macht und Einfluß gewinnen und daß eine Bureaukratie im Begriff steht sich zu bilden.

Voll Interesse für die Zukunft des Volkes, das uns Deutschen das Beispiel der Einigung gab, habe ich mich bei ehrenhaften Männern der verschiedenen Parteien erkundigt, was es mit der Andeutung der Klerikalen auf sich habe, daß sich Minister im Amt bereichert hätten. Von allen Seiten wurde mir die gleiche Antwort, daß die Minister-Sitze in Italien keinerlei Geldvortheile brächten, daß die Inhaber, meist Professoren oder Advocaten, wenn ihnen das Vertrauen der Kammer fehlte, gern zu ihrem früheren Broderwerbe zurückkehrten, und es wurden mir die Minister der letzten Jahrzehnte mit Namen genannt, von denen auch nicht einer zu Reichthum gelangt ist.

Obwohl häufigen Angriffen ausgesetzt, hat das gegenwärtige Ministerium doch viele Verdienste um das Land. Ein neues freisinniges Wahlgesetz und ein Gesetz, betreffend die Abschaffung des Zwangscurses für Papiergeld sind eingebracht. Die Klagen über eine erdrückende Steuerlast, über die Härte des Fiscus bei der Eintreibung rückständiger Steuern sind vielfach berechtigt: man hat den großen Fehler begangen, den Steuerbeamten einen Antheil am Ertrage der Steuern zu bewilligen. Aber der Nationalwohlstand ist in steter Zunahme begriffen. Kaum war das Gesetz über Abschaffung des Zwangscurses eingebracht, so stieg das Papiergeld bedeutend im Werth. Der Ueberschuß der Staatseinnahmen betrug im Jahre 1875 über 13 Millionen, im Jahre 1879 über 42 Millionen. Der Preis der italienischen Staatsrente war 66,46 im Jahre 1865, jetzt steht sie 84,42. Die unpopuläre Mahlsteuer soll abgeschafft werden; die Aufhebung des Zwangscurses, welche am 1. Juli d. J. stattfinden soll, wird sich selbst bezahlt machen. Die Einfuhr hat in den letzten 15 Jahren nur um 25 pCt. zugenommen, die Ausfuhr um 50 pCt. Die Einnahmen der Eisenbahnen sowie die Zahl der Briefe und der telegraphischen Depeschen wachsen. Die Fortschritte im Ackerbau sind bedeutend: in den letzten Jahren betrug die Einfuhr an Korn 115 000 Tonnen weniger als in den Jahren 1861—65; die Ausfuhr an Oliven-Oel betrug vor 15 Jahren nicht über 341 000 Centner, seit mehreren Jahren jetzt 748 000; die



Wein-Ausfuhr war früher 293 000 Hektoliter, jetzt über 1 Million. Der Werth an Grund und Boden ist unglaublich gestiegen. Im Jahre 1865 hatten die Sparkassen Italiens 225 Millionen in Bestand, im Juli 1880 mehr als 891 Millionen.

Die Eisenbahnen haben sich dem Ackerbau sehr nützlich erwiesen; der Aufschwung im Ackerbau wirkte vortheilhaft auf den Handel. In neuester Zeit gehen die orientalischen Waaren, die sonst über Triest eingeführt wurden, über Venedig und über den Brenner. Aber noch ist für Handel und Ackerbau viel, sehr viel zu thun. Der gegenwärtige Minister der öffentlichen Arbeiten, Baccarini, äußerte sich, daß die wahre Italia irredenta jener Theil der Halbinsel wäre, der noch unbebaut ist. Dieser Ausspruch hat bei der ganzen Nation Beifall gefunden.

Was die Schifffahrt anbetrifft, so ist diese in einem Zustande wirklichen Verfalls. Die Italiener haben wenig Dampfer in ihrer Handelsmarine; sehr viele Segelschiffe sind unthätig in den Häfen. Doch liegt der Kammer schon ein Gesetzentwurf vor, welcher die Entwicklung der Handelsmarine befördern soll.

Es ist ein Gesetz über den obligatorischen Elementar-Unterricht erlassen worden, welches aber noch nicht in die Praxis gedrungen ist. Die finanziellen Verhältnisse der kleinen Gemeinden erschweren die nöthigen Geld-Verwendungen für Schule und Lehrer. Jedoch wird von allen Seiten eifrig daran gearbeitet, um diesem großen Uebelstande abzuhelfen. Kein Soldat wird entlassen, wenn er nicht lesen und schreiben gelernt hat. Man muß noch hinzufügen, daß die Kirche in Betreff des Elementar- und Gymnasial-Unterrichts dem Staate eine ernste Concurrenz macht, indem sie zahlreiche Schulen auf ihre Kosten erhält. Doch diese Concurrenz schadet wenig, weil die jungen Leute, wenn sie ins Lyceum oder auf die Universität übergehen, die Einflüsse der klerikalen Partei meiden.

Wirkliche Socialisten giebt es in Italien nicht. Einige geben vor, den Lehren der Socialisten zu folgen; aber sie haben weder Zeitungen, noch Vereine, noch Männer von einiger Bedeutung: man kann sagen, daß der Socialismus als Partei in Italien nicht existirt.

Die republikanische Partei, so sehr sie sich auch rührt und so viel Lärm sie auch veranlaßt, ist außerordentlich schwach und ich habe keinen italienischen Staatsmann gesprochen, der von dieser Seite eine Gefahr für sein Vaterland erwartet. Verfolgt man die republikanischen Versammlungen, so findet man überall dieselben Namen; es sind dieselben jungen Leute, die von Ort zu Ort ziehen und das Bedürfniß haben, von sich reden zu machen.

Eine gesunde innere Politik wird auch durch den Regionalismus sehr erschwert. Die Italiener sind ja eine Nation, das ist außer Frage; aber die einzelnen Bestandtheile unterscheiden sich sehr wesentlich von einander. Ein Piemontese äußerte: „Wir erscheinen den übrigen Italienern so, wie uns die Deutschen.“ In der That — welcher Gegensatz zwischen einem Piemontesen und einem Sicilianer! Jener ist an Freiheit und Arbeit gewöhnt, dem letzteren steckt der Feudalismus noch im Blut. „Kein Land Italiens hat so großen Gewinn aus der Neugestaltung der Dinge gezogen als Sicilien,“ sagte mir Minghetti. „Es ist noch weit zurück hinter den anderen Provinzen, hat aber verhältnißmäßig die größten Fortschritte gemacht. Leider stellen sich die Vornehmen daselbst noch dem Volke als



Herrscher gegenüber: das Volk demüthigt sich äußerlich vor ihnen und haßt sie gründlich im Herzen." — Hier ist nun der praktische Sinn der Italiener zu bewundern, welche das Mittel gefunden haben, diesen Regionalismus langsam, aber erfolgreich zu bekämpfen. Jedes Regiment im Heere bezieht seinen Ersatz so zu sagen aus ganz Italien; unter den Soldaten eines Regiments finden wir Angehörige fast aller Provinzen. Hier schleifen sich die landschaftlichen Eigenthümlichkeiten gegen einander ab, hier wird das Nationalgefühl groß gezogen. Trotz aller Unzuträglichkeiten, die mit einer solchen Ersatzweise verbunden sind, bleibt die Regierung dabei, weil die Nation auf diesem Wege schon bedeutende Fortschritte in der inneren Einigung gemacht hat. Ich habe die italienische Armee in der Nähe gesehen und kann nur mit der höchsten Achtung von ihr sprechen. Sie ist durch und durch monarchisch, dem erlauchten Hause Savoyen treu ergeben und, fern von jedem Parteiwesen, macht sie den Eindruck des Ernstes und der Gediegenheit: ich halte die Armee für das gesundeste Organ des italienischen Staatskörpers und sehe in ihr eine Garantie für den Bestand der Dinge in Italien.

Auf meine Frage, ob es nicht Ziele der inneren Politik gäbe, über welche die große Mehrzahl der Wohlgesinnten einig wäre, wurde mir von sehr geschätzter Seite die Antwort: „Es ist unmöglich, daß in einem freien Lande Alle in ihren Wünschen und Meinungen übereinstimmen. Dennoch kann man versichern, daß die Italiener einen langen Frieden wünschen, der ihnen gestatte, ihre wirthschaftlichen Kräfte zu entwickeln. Wenn Krieg entsteht und Italien daran Theil nehmen muß, wird es sich sehr widerwillig dazu entschließen, und nur um größere Uebel zu vermeiden. Alle wünschen sich mit den inneren Fragen zu beschäftigen, die Verwaltung zu vereinfachen und einige Steuern in Wegfall zu bringen, welche außerordentlich drücken, besonders die auf dem Grundbesitz und auf dem beweglichen Vermögen."

Mehr noch als die innere Politik Italiens hat die äußere mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Italiener verlangen, daß ihre Regierung Großmacht-Politik treibe und vergessen dabei, daß Italien unter den Großmächten die schwächste ist: sie wollen nicht Krieg, aber sie wollen durch geschickte Benutzung der Umstände Macht und Einfluß in der Welt gewinnen. Mit Recht erstreben sie eine mächtige Stellung im Mittelmeer, wo sie Frankreich und England als Nebenbuhler finden. Sie betonen, wie klein die Partei der Irredenta ist, welche auf dem Wege der Putsche und der Revolution die angrenzenden von Italienern bewohnten Landschaften mit dem einheitlichen Italien verbinden will; aber der kühlste und ruhigste Italiener weist mit Schmerz darauf hin, daß Wälsch-Tyrol 1866 wieder geräumt werden mußte, daß ein kurzer Tagemarsch genügt, um ein österreichisches Heer vor Verona zu führen und er wünscht und hofft, „daß auf dem Wege friedlicher Vereinbarung eine für beide Länder günstige Grenze festgestellt werde."

Italien befindet sich jetzt nicht im Verhältniß engster und vertraulichster Herzlichkeit mit Deutschland, weil dieses Land zu innig mit Oesterreich verbunden ist. „Die wahren und wärmsten Freunde Deutschlands beklagen es, daß diese Macht sich so weit mit Oesterreich eingelassen habe und daß die herzlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien darunter leiden. Es wäre jedoch zu wünschen, daß Deutschland die Vermittlung zwischen Oesterreich und Italien über-

nähme und daß die drei Mächte im Einvernehmen wären. Uebrigens hat die große Mehrzahl des italienischen Volkes eine lebhafte Freundschaft für Deutschland und würde nie gestatten, daß ein Ministerium der Rechten oder der Linken sich in Gegnerschaft mit diesem Lande setze."

Im Grunde wünscht man mit Oesterreich im Frieden zu leben. Die Partei der Italia irredenta ist nur eine kleine unbedeutende Minderheit. „Aber Oesterreich darf nicht und kann nicht Erklärungen oder Repressiv-Maßregeln verlangen, zu denen ein freies Volk sich stets ungern entschließt. In Oesterreich thut man Unrecht, Demonstrationen, welche wenig Werth haben, eine zu große Bedeutung beizulegen. Man sollte begreifen, daß eine freie Regierung nicht gesetzliche Versammlungen und Kundgebungen verbieten kann. Die Oesterreicher haben nichts von Italien zu fürchten, weil es keinen einzigen Staatsmann dort gibt, der daran dächte, Oesterreich wegen Triest oder Trient zu bekriegen; aber andererseits dürfen sie nicht verlangen, daß wir Italiener erklären, Triest und Trient sind und sollen auf ewige Zeiten österreichisch sein. Die guten Beziehungen zwischen beiden Staaten können für lange Jahre aufrecht erhalten werden, wenn man diese aufregende Frage bei Seite läßt."

In Bezug auf die orientalische Frage ist die öffentliche Meinung getheilt. Einige wünschten, daß Oesterreich ermuthigt würde, im Orient vorzudringen und schließlich bis Salonichi gelangte; Andere dagegen möchten in diesem Vorgange eine Gefahr sehen. Einige wollen um keinen Preis, daß Rußland nach Konstantinopel hin Terrain gewönne; Andere würden einen Bund der slavischen und magyarischen Völker unter dem Schutze Rußlands freudig begrüßen. Wir sehen, die Italiener sind in dem Ziele einig: die Einen wollen durch einen Machtzuwachs nach Osten, die Anderen durch eine Bedrohung von Osten her Oesterreich geneigt machen, die von Italienern bewohnten Grenzlande an Italien abzutreten. Im Allgemeinen betrachtet Italien die orientalische Frage als eine untergeordnete und wünscht, für sich so lange als möglich die Neutralität aufrechthalten zu können. Italien hat sich während der Conferenz zu Berlin und in den nachfolgenden Stadien der orientalischen Frage im Einklange mit den Großmächten, hauptsächlich mit England erhalten und hat Werth darauf gelegt, wie Graf Launay schreibt, seine Theilnahme für die italienischen Missionäre im Orient zu zeigen, wo Alles, was mit der Religion zusammenhängt, eine so große Rolle spielt. Auch diese Missionäre wären berufen, meint er, Liebe und Achtung zu ihrem Heimatlande zu verbreiten; „sie sind zugleich in der Lage, den allzu ausschließlichen Einfluß, den andere Nationen in diesen Gegenden ausüben möchten, zu bekämpfen."

Cairoli verfolgt keine abenteuerlichen Pläne im Orient. Graf Launay sagt in Bezug auf Albanien: „Durch unsere geographische Lage haben wir in diesen Gegenden wichtige Interessen. Wir beabsichtigen keinerlei Annexionen, aber wir legen Werth darauf, daß der Status quo zu Gunsten keiner anderen Großmacht abgeändert werde." Diese Worte bezeichnen Sinn und Richtung der italienischen Politik im Orient wie an der nordafrikanischen Küste.

Die Politik des gegenwärtigen Ministeriums in der türkisch-hellenischen Frage ist klar: es möchte den Frieden aufrecht erhalten und wünscht keine bedeutende Vergrößerung Griechenlands. Dabei will es durch ein augenfälliges Wohlwollen für

die Griechen, durch Betonung des Grundsatzes der Nationalität, die öffentliche Meinung in Italien gewinnen. Darum mußte auch Graf Launay in Berlin den Vorschlag machen, daß Griechenland seinen neuen Unterthanen freie Religionsübung, die Achtung vor ihren Rechten, die Sicherheit ihres Eigenthums und volle Theilnahme an allen bürgerlichen und politischen Rechten zusichere.

Die tunesische Frage hat die Beziehungen Italiens zu Frankreich getrübt. Es ist eine ernste Frage, bei welcher Italien jüngst von Frankreich überlistet wurde, was die Lage noch verschlimmert hat. Man kann für sicher halten, daß Italien nicht den Wunsch hegt, Tunis zu erwerben. Alle Italiener sind darüber einig, daß es am besten ist, wenn es seine Unabhängigkeit bewahrt; aber sie wollen auch nicht, daß Tunis ein Anhang von Algerien werde. Als das geeinte Italien sich constituirte, sah es England und Frankreich im Mittelmeer Stellungen einnehmen, welche jedes der beiden Länder fast zum Herrn dieses Meeres machten. Italien aber fand an den benachbarten Küsten von Afrika in Tunis Stützpunkte, welche man nicht der Eroberung, sondern friedlichen Beziehungen verdankte. „Nicht wollen wir", sagte Bavini, „Afrika erobern. Aber wenn behauptet wird, daß die französische Flagge Tunis deckt, daß es nur eine Vorstadt von Algier ist, dann darf Italien nicht schweigen. Das Mittelmeer ist keine italienische See, aber es soll auch niemals eine französische werden."

Wenn auch nicht verkannt werden soll, daß die Interessen Italiens in Egypten und in Tunis verletzt worden sind, so war dies ein Ergebniß der allgemeinen politischen Lage: in Egypten hatte Italien England gegen sich, in Tunis Frankreich. Doch verdankt man die Umgestaltung der Justiz in Egypten großentheils Italien und in Tunis ist die Politik des Ministeriums nicht ohne allen Erfolg geblieben. Die energischen Vorstellungen Italiens haben trotz der Anwesenheit französischer Kriegsschiffe im Hafen von Tunis den Bey vermocht, den Franzosen keine die Verträge verletzenden Zugeständnisse zu machen. Allerdings hat die Regierung des Bey die Errichtung eines italienischen Telegraphen-Amtes in Tunis aus Rücksicht für eine französische Gesellschaft verweigert, aber Italien hat darauf bestanden und ist sicher, mit seinem Anspruch durchzubringen.

Niemals hat das Gerücht, daß Italien in ein Bündniß mit Rußland treten wolle, irgend eine Begründung gehabt. Dieses Bündniß würde allen Gefühlen und allen Ueberlieferungen des italienischen Volkes widerstreiten. Nur eine fehlerhafte Politik von Seiten Oesterreichs und Deutschlands könnte die Italiener wider ihren Willen zwingen, sich mit Rußland zu verbinden, aber für jetzt denkt Niemand daran.

Uebrigens hat sich die allgemeine Lage Italiens dem Auslande gegenüber gebessert und es steht zu hoffen, daß man die Ansprüche dieses Landes anerkennen, seine Rechte achten wird. Die Haltung Englands ist vortrefflich, seitdem ein Staatsmann dort an der Spitze der Regierung steht, welcher ein alter Freund Italiens ist. Noch jüngst hat Granville in einer englischen Versammlung die lebhafte Freundschaft für Italien betont, das in allen großen europäischen Fragen Hand in Hand mit England ginge.

Die Beziehungen haben sich gebessert zu Oesterreich, welches seine Besorgniß und seinen Argwohn aufgegeben hat, und zu Frankreich, welches sich nicht mehr durch

eine conservative Regierung in England gestützt fühlt. Der Einfluß des in Frankreich und Belgien wie in anderen Ländern besiegten Papstthums minderte sich und so nahmen auch die Feindseligkeiten gegen Italien ab.

Trotz dieser Erfolge ist die Meinung, daß die äußere Politik Italiens fehlerhaft geleitet wird, auch unter denen verbreitet, welche das Ministerium unterstützen. Eine Wieder-Annäherung an Oesterreich und Deutschland, ja die Theilnahme Italiens an dem Bündniß beider Länder wird gewünscht; dieser Wunsch kann nur verwirklicht werden, wenn Deutschland die Vermittlung zwischen Oesterreich und Italien übernimmt.

Deutschland und Italien haben ein Interesse, das höher steht als alle anderen, das Interesse nämlich, Frankreich in Zaum zu halten. **Es ist nöthig, zu verhindern, daß Frankreich wieder das Haupt erhebe, sei es zum Schaden Italiens, sei es zum Schaden Deutschlands. Sobald Frankreich**, und es sind gewichtige italienische Stimmen, die sich so vernehmen lassen, **eine dieser beiden Mächte besiegt hätte, würde es sich augenblicklich gegen die andere wenden. Die deutschen und die italienischen Staatsmänner sollten niemals diesen wesentlichen Punkt der europäischen Politik aus den Augen verlieren und stets lebhafte Beziehungen der Verbrüderung zu einander beobachten, um sich bei jedem Vorkommniß gegenseitig zu unterstützen.**

Ich habe den würdigen Männern, mit denen ich mich im Laufe dieses Winters über die Politik ihres Vaterlandes unterhielt, nicht verhehlt, daß ich die gewonnenen Ansichten in Deutschland veröffentlichen würde; in wie weit diese Mittheilung ihre Sprache beeinflußt hat, steht dahin: ich schenke ihnen dasselbe Vertrauen, das sie mir entgegengebracht haben, und glaube an die volle Aufrichtigkeit ihrer Aeußerungen. Es ist mir von vielen Seiten an's Herz gelegt worden, ja recht zu betonen, daß Italien ein ruhiges Land ist, welches mit seinen Nachbarn in Frieden leben und in Frieden seine Interessen vertreten will. „Es ist einfach sinnlos, vorauszusetzen, daß Italien ehrgeizige Absichten oder irgend welche Eroberungspläne hege.“

Es wäre gleichfalls nöthig, darauf hinzuweisen, daß Italien gegenwärtig seine Neugestaltung in wunderbarer Weise vollendet und befestigt hat und daß die Einheit von Allen freudig begrüßt und für gesichert gehalten wird. Das innige Band zwischen dem Hause Savoyen und dem italienischen Volk in allen Provinzen ist der sicherste Schutz für die bestehende Ordnung der Dinge. Wenn man Italien angriffe, würde es sich mit bewundernswürdiger Begeisterung vertheidigen, aber es hat sicher nicht den Willen, Jemand anzufallen. Bei mäßiger Schätzung ist Italien im Stande, 500 000 Mann ins Feld zu stellen, welche mehr als hinreichen, um sich gegen jedweden Angriff zu vertheidigen.

„Unter allen Gesichtspunkten bleibt es wünschenswerth, daß Italien und Deutschland nicht allein Freunde, sondern auch Bundesgenossen seien, weil sie die zwei einzigen Nationen von Europa sind, welche in der That gemeinsame Interessen haben, und besonders das gemeinsame Interesse, den Frieden so lange wie möglich aufrecht zu halten.“

Man wird nicht glauben, daß Minister im Amt mir die Geheimnisse ihrer Politik offenbarten: die unter den Kundigen herrschenden Ansichten habe ich aber vernommen und treu wiedergegeben.



Nach meiner Ansicht ist Italien fest gegründet und wird gedeihen. Auf seinem Wege zu Macht und Ansehen stößt es auf Schwierigkeiten, welche es in kürzerer oder längerer Zeit überwinden wird, je nach dem Maße von Gesundheit, das der Nation innewohnt.

Vor allen Dingen bedarf Italien einer starken Regierung; es krankt an einem zu weit gehenden Parlamentarismus: es herrscht eine große Vorliebe für die Freiheit, aber auch für jene Freiheit, welche die Macht und die Ordnung eines Landes schädigt.

Man thut in Italien viel, um den Volksunterricht zu heben, das Volk wird denken lernen — aber man sorge noch mehr dafür, daß es sittlich zu fühlen nicht vergesse.

Denen, die Religion und Sitte lehren, lege man nichts in den Weg, wenn sie auch Geistliche sind: gegen herrschsüchtige und habgierige Priester zeige man keinerlei Schwäche.

Das Volk ist reich begabt, fleißig, mäßig, sparsam; der Sinn für äußere Schönheit steckt den Italienern im Blut; mit seltener Handgeschicklichkeit verbinden sie natürlichen Verstand, der die Gebildeten oft zu ausschließlich beherrscht und die Rücksichten auf Pflicht und Sitte bei Seite drängt.

Die Wissenschaften haben italienischen Gelehrten viel zu verdanken; der Gelehrtenstand hat in Italien jedoch nicht die Stellung, die ihm gebührt und die im Interesse der Wissenschaft nothwendig ist.

Für das Heer wird viel gethan, aber es muß noch mehr geschehen; das Heer zweiter und dritter Linie besteht großentheils nur auf dem Papier und dem ausgezeichneten Offizier-Corps fehlt es an Beförderung und es ist schlechter besoldet als in irgend einem anderen Lande, Rußland etwa ausgenommen.

Italien ist durch seine Lage und durch seine Ueberlieferungen auf Handel und Schifffahrt angewiesen, durch Boden und Klima auf den Ackerbau; es ist die Aufgabe von Volk und Regierung, Handel und Ackerbau zu heben. Die Ansprüche Italiens auf eine mächtige Stellung im Mittelmeer sind berechtigt und dürfen nie außer Augen gesetzt werden: dadurch ist der Gegensatz zu Frankreich gegeben.

Der Gegensatz zu Oesterreich kann nur in historischen Erinnerungen Nahrung finden. Die Ansprüche Italiens auf jedes Grenzland, das von Italienern bewohnt wird, sind unberechtigt und ähnliche Forderungen werden von keinem anderen Volke erhoben, nicht von den Deutschen und bis 1870 auch nicht einmal von den Franzosen: wenn Italien diese Ansprüche nicht fallen läßt, wird es zu dem natürlichen Gegner Frankreich sich den nicht minder mächtigen Gegner Oesterreich muthwillig aufbürden. Ist denn eine Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich gegen Italien für alle Folgezeiten ausgeschlossen?

In der That sind Deutschland und Italien natürliche Alliirte; sie können auf dem Schlachtfelde sich gegenseitig den Rücken decken und im friedlichen Verkehr Gutes von einander entlehnen. Sowohl Italiener als Deutsche, die ihr Vaterland lieben, mögen daher die Freundschaft zwischen beiden Völkern zu stärken suchen, und mögen Diejenigen, welche Vorurtheile gegen das andere Volk nähren, hingehen und prüfen.

Einige Briefe Talleyrand's an Metternich aus den Jahren 1809 bis 1825.

Mitgetheilt von A. v. Klinkowström.

Die nachfolgenden Schriftstücke sind mit Genehmigung S. D. des Fürsten Richard Metternich, und unter Vorbehalt der dem Fürsten zustehenden Eigenthumsrechte, dem Schriften-Nachlasse seines verewigten Vaters entnommen. Die Briefe sind alle von Talleyrand eigenhändig geschrieben, zuweilen ohne Ortsbezeichnung, und aus dem französischen Originaltexte ins Deutsche übertragen. Bezüglich ihres Inhalts genügt dem ernsten Leser dieser Zeitschrift die notorische Firma des Briefstellers nebst Angabe der Zeit, um sich darin zurecht zu finden. Wer übrigens tiefe Einblicke hinter die Coulissen der Weltgeschichte erwartet, wird sich enttäuscht fühlen. Nicht in neuen aufschlußreichen Auslassungen, auch nicht in unerwarteten diplomatischen Kunststücken liegt die Bedeutung dieser kleinen Briefsammlung, sondern vielmehr darin, daß selbst die großen Weltereignisse, die hier und da berührt sind, im vertraulich unmittelbaren Verkehre der beiden einflußreichsten Staatsmänner ihrer Zeit wie gewöhnliche Tagesbegebenheiten besprochen werden, während wieder die Bemerkungen selbst über unbedeutende Vorkommnisse, aus der Feder Talleyrand's fließend und an Metternich's Adresse gerichtet, zu höchst werthvollen Notizen von geschichtlichem Interesse sich gestalten. Auch auf die Persönlichkeit Talleyrand's werfen diese Briefe manches charakteristische Streiflicht und stellen zugleich das intim freundschaftliche Verhältniß desselben zum Fürsten Metternich außer Zweifel.

I. Talleyrand an Gräfin Metternich.[1])

* * * (ohne Datum).

Es macht mich stolz, Frau Gräfin, daß Sie sich bei mir Raths erholen, denn seit langer Zeit fragen mich die Frauen nicht mehr um meine Meinung. Ich glaube übrigens, daß die besonderen Umstände, in denen Sie sich befinden, Ihnen den Weg bezeichnen, welchen Sie einzuschlagen haben. Sie wollten abreisen, man hat Ihnen amtlich geschrieben zu bleiben, damit sind alle Pläne vereitelt, die Sie im Sinne haben konnten, und ich glaube, dies sei kein Unglück. Was hätten Sie in der Schweiz gemacht, wo Sie Niemanden kennen? Wären Sie anders wohin gegangen, würden Sie in ein Land gerathen sein, wo Krieg geführt wird und eine Frau durchaus nicht an ihrem Platze ist. In Paris sind Sie persönlich geliebt und geschätzt, Sie können hier, fern von der Welt, bloß in dem Schooße Ihrer Familie leben, was Ihrem Geschmacke und Ihrer Stellung entspricht. Diesen Rath, gnädige Frau, ertheilt Ihnen mein alter Verstand; empfangen Sie gütigst den Ausdruck meiner Ehrerbietung.

---

[1]) Graf Metternich, damals österreichischer Botschafter am Hofe Napoleon's, hatte nach Ausbruch des Krieges von 1809 Paris als Staatsgefangener verlassen, um gegen ein Mitglied der Wiener französischen Gesandtschaft (Herrn Dodun) ausgewechselt zu werden. Seine in Paris gebliebene Gattin wollte sich indessen

die Schweiz begeben, was ihr von der französischen Polizei abgerathen wurde, in deren Absicht es gelegen war, die Gräfin Metternich bis zum anstandslos erfolgten Austausch ihres Gemahls in Paris als Geißel zurückzuhalten. Man kann nicht läugnen, daß diese Sicherheitsmaßregel mit Tact und in nachahmungswerth höflicher Form zur Ausführung kam. Das Datum des Briefes dürfte mit jenem der Beilage nahezu übereinstimmen.

Amtliche Erklärung des Polizei-Ministers Fouché.
(Beilage obigen Schreibens.)

Paris, 18. Mai 1809.

Der Minister der allgemeinen Polizei ladet die Frau Gräfin von Metternich ein, ihre Abreise nach der Schweiz bis zur Ankunft des Herrn Grafen v. Metternich in Wien zu verschieben, wo der Austausch mit der französischen Gesandtschaft stattfinden soll.

Fouché.

II. Talleyrand an Metternich.

6. März 1811.

Ich hätte Ihren Brief, mein lieber Graf, gern früher beantwortet, allein ich mußte fast drei Wochen recht krank das Zimmer hüten. Es hatte zuerst den Anschein, als ob das Uebel eine ziemlich bedenkliche Wendung nehmen würde. Das schreckliche Wort Faulfieber wurde in meiner Umgebung ausgesprochen, aber es kam nicht so schlimm.

Wenn man sich von einer schweren Krankheit erholt, kehrt man in einem Zustande der Reinheit ins Leben zurück, der einen über die Angelegenheiten dieser Welt in großer Ungewißheit läßt. Ich weiß also durchaus nichts, was dort vorgeht. Mein gesunder Menschenverstand sagt mir, daß die Herrscher, welche Sie zum Rathgeber haben, glücklich sind. Sie können jedoch nicht überall sein, nicht einmal in Paris, wo Sie gewiß den Herrn Herzog von Bassano über den Bericht des schwedischen Ministers des Aeußern, den ich eben gelesen, [2]) und Frau v. Junot über die Abreise ihres Gemahls zu trösten versucht hätten. Jeder hat seine Leiden und Sie besitzen Heilmittel für Alle.

Wenn Sie Ihre Blicke auf Frankreich richten und an Jene denken, die Sie und Ihren Ruhm lieben, habe ich das Recht zu glauben, daß Sie sich des Freundes Mariens [3]) erinnern. Er wird immer so bleiben, wie Sie ihn gekannt haben und ihm ein wenig gut gewesen sind. Gern möchte er auch die Gelegenheit sich oft erneuern sehen, Ihnen zu versichern und zu beweisen, welche Freundschaft und Hochachtung er für Sie hegt.

---

[2]) Ueber den Inhalt des bezüglichen Berichtes lassen sich nur Conjuncturen anstellen. Nicht weit ab von der Wahrheit dürfte folgende Vermuthung liegen: Um die Mitte Februar gab der Gothenburger Schleichhandel Anlaß zu ernsten Reclamationen seitens der französischen Regierung. Offiziöse Artikel mit scharfen Auslassungen eröffneten im Moniteur und in der Hamburger Zeitung einen Federkrieg, worin die schwedische Regierung einen gesuchten Vorwand Napoleon's erblickte, im nächsten Frühjahr Pommern zu occupiren. Der schwedische Minister des Aeußern beeilte sich daher, eine Erklärung nach Paris zu senden des Inhalts,

daß Schweden sich den lästigen Bestimmungen der Continentalsperre fügen wolle und bereit sei, die eingeschmuggelten Waarenballen sammt und sonders zu verbrennen. Auf diesen Bericht, der den französischen Minister des Aeußern, Duc de Bassano, in einige Verlegenheit setzte, dürfte Talleyrand anspielen, denn Napoleon wollte Schweden nicht mit Gewalt in die Arme Rußlands treiben, aber ebensowenig mit jener Macht, um den Preis der Vereinigung der drei skandinavischen Königreiche, sich in ein französisch-schwedisches Bündniß einlassen.

[3]) Comtesse Marie, spätere Gräfin Esterhazy, älteste Tochter Metternich's, für die der alte Talleyrand platonisch schwärmte. Ihr Name wird noch öfter in den Briefen genannt.

III. Talleyrand an Metternich.

2. April 1811.

Die am 20. abgeschickten Couriere waren abgereist, als ich nach Hause kam. Dies hinderte mich, mein lieber Graf, Ihnen ein paar Worte zu schreiben. Alles ist so gegangen, wie Sie es wünschen konnten: Ihr großes Werk ist also vollendet.[4]) Ich wünsche Ihnen dazu von ganzem Herzen Glück.

Sie haben für die österreichische Monarchie mehr gethan als irgend ein Staatsmann, der Ihnen voranging. In meiner Eigenschaft als alter Diener des Kaisers und seiner Dynastie hat mir dieses Ereigniß die größte Freude gemacht. Es ist die erste That, welche das Merkmal dauernder Begründung trägt, und dies macht sie unschätzbar.

Sie werden mit einiger Theilnahme vernommen haben, daß Frau von Perigord[5]) von einem Knaben entbunden wurde. Seine Mutter und ich zählen Sie gern unter Jene, welchen dies Vergnügen gemacht hat. Ich weiß noch nicht, was ich während der schönen Jahreszeit beginnen werde. Man bereitet hier Feste für den Monat Mai vor und dann spricht man vom Fortgehen. Wenn damit bloß Reisen gemeint sind, so ist Alles gut. Einzig und allein in diesem Sinne sind sie mir sehr willkommen; ich glaube, Sie denken ebenso.

Haben Sie die Güte, der Frau von Metternich und Ihrer himmlischen Marie den Ausdruck meiner Ehrerbietung zu entrichten. Lassen Sie mich zuweilen etwas von sich hören, Sie haben es mir versprochen, ich hoffte es und seit December haben Sie mir kein Wort geschrieben. Dies ist ein wenig lang. Leben Sie wohl; ich widme Ihrem Glücke und Ihrem Ruhme die aufrichtigsten Wünsche; Ihr Heim und die Ueberlegenheit Ihres Geistes werden sie verwirklichen. Empfangen Sie, mein lieber Graf, die Versicherung meiner beständigsten und unveränderlichen Freundschaft.

Nachschrift. General Lauriston reist, wie er mir eben sagt, Samstag nach Petersburg[6]) und hat von mir Abschied genommen.

---

[4]) Bezieht sich auf die am 20. März erfolgte Geburt des Königs von Rom.

[5]) Dorothea, Prinzessin v. Curland, seit 1809 vermählt mit dem Herzog Perigord, einem Bruderssohne Talleyrand's.

[6]) Lauriston wurde als französischer Botschafter an Stelle Caulaincourt's nach Petersburg gesendet.

IV. Talleyrand an Metternich.

26. September 1811.

Fürst Schwarzenberg wird, nachdem er sich in Compiegne unsere Zuneigung erworben und unsere Rebhühner geschossen hat, einige Wochen bei Ihnen zubringen, lieber Graf, und ich will ihn nicht abreisen lassen, ohne ihm einige freundliche Worte für Sie zu übergeben. Denn Sie müssen durch Jene, die an Ihrem Ruhme und an Ihrem Glücke den lebhaftesten Antheil nehmen, erfahren, wie sehr Sie hier von Allen geliebt und geschätzt werden, die Sie in Ihrem Privatleben gekannt haben und Ihre ministerielle Laufbahn im Auge behalten.

Sie befolgen die sehr gute Methode, Ihre Gesandten alle zwei Jahre um sich zu versammeln. Dies ist das einzige Mittel, den Geschäftsgang des Kabinets in das rechte Geleise zu bringen. Der nämliche Gebrauch war früher auch bei uns eingeführt, verlor sich wie vieles Andere während der Revolution, wird aber gewiß wieder ins Leben treten, wenn wir ein wenig zur Ruhe kommen. Wird dies bald der Fall sein? Sie sind es, der es weiß. Unsere Neuigkeitskrämer der Terrasse von St. Germain, die einzigen, in deren Gesellschaft ich komme, fangen an zu glauben, das Jahr 1812 werde, wie Sie mir es vor zwei Jahren sagten, wahrscheinlich sehr stürmisch werden.[7]) Mittlerweile werden wir den Herbst in Fontainebleau zubringen und der Winter wird ungefähr ebenso vergehen wie jener im vorigen Jahre. Die Königin von Neapel, die in wenigen Tagen allein kommt, wird ihn vielleicht ein wenig beleben. Diese ganze Zeit über war Paris verödet und sehr gelangweilt; ohne das Fest, welches Frau Junot am 24. September, dem Tage des heiligen Andoche, welchen Namen die Junots seit Jahrhunderten führen, ihrem Manne gegeben hat, hätten wir seit zwei Monaten von großen und schönen Gesellschaften nichts gehört. Ich konnte diesem prächtigen Feste nicht beiwohnen, weil ich immer St. Germain bewohne, wo die Herzogin von Curland ein kleines Haus nächst der Terrasse gemiethet hat, in dem sie fünf oder sechs Personen empfängt, die von Paris und der ganzen Welt nichts wissen, als was die Zeitungen ihnen davon zu melden für gut finden.

Es war mir sehr angenehm zu vernehmen, daß Frau von Metternich wieder hergestellt sei. Seien Sie so freundlich, ihr den Ausdruck meiner Ehrerbietung zu entrichten und mich bei Marien in Erinnerung zu bringen.

Ich werde Mitte October nach Paris zurückkehren und mich dort mit einer traurigen und schwierigen Sache beschäftigen, nämlich mit dem Verkauf meines Hauses.

Ich hoffe, Fürst Schwarzenberg werde mir Nachrichten von Ihnen bringen und es wäre mir lieb, wenn Sie das nicht vergäßen, womit Sie sich zu beschäftigen mir im vorigen Jahre versprochen hatten. Im Monat November hat man die meiste freie Zeit.

Leben Sie wohl, lieber Graf; Niemand hegt lebhaftere Wünsche für Ihr Glück als ich, und mit Vergnügen bin ich dessen eingedenk, daß die Geschicke eines großen Reiches in den Händen eines Mannes ruhen, der den Ruhm liebt und dessen Talent auf jener Höhe steht, welche dieser Liebe entspricht. Leben Sie wohl und seien Sie fürs ganze Leben meiner zärtlichen Freundschaft versichert.

---

[7]) Einzelne Stimmen in der deutschen Kritik haben es übel vermerkt, daß Fürst Metternich in seinen autobiographischen Blättern und anderen Aufzeichnungen

mit Vorliebe davon spricht, wie er dies oder jenes Ereigniß vorhergesehen habe. Daß diese kleine Schwäche des großen Mannes nicht ohne reale Unterlage war, daß der Staatskanzler vielmehr die Gabe, aus den Tageslagen die vorausgeworfenen Schatten kommender Ereignisse klar zu erkennen, in hohem Grade besessen habe, dafür liegt hier ein Zeugniß vor, das von einer Notabilität wie Talleyrand herrührend mit Rücksicht auf den Zeitpunkt der Ausstellung gewiß großes Gewicht hat.

V. Talleyrand an Metternich.

9. August 1814.

Bei Ihrer letzten Anwesenheit in Paris, lieber Fürst, sagten sie dem Könige, daß Sie die Reise der Frau Erzherzogin Marie Louise nach den Bädern von Aix nicht billigten. Falls der Gebrauch dieser Bäder ihr heilsam sein konnte, hätte der König den Uebelständen dieser Reise, wenn er solche wahrgenommen, keine weitere Beachtung geschenkt; aber Sie, lieber Fürst, glaubten, dieselbe könne zwar nicht zu manchen Intriguen, jedoch zu vielen Schwätzereien Anlaß geben. Sie kennen das Geklatsch in den Bädern, Sie wissen, welchem Müßiggang man sich dort hingiebt und was Alles daraus entspringen kann. Einige Hitzköpfe gehen selbst so weit, sich bloszustellen, und dem müßte man vorbeugen. Joseph Bonaparte, der sich nicht weit davon aufhält, hat Unbesonnenheiten begangen, die ihm ohne diese Nachbarschaft nicht eingefallen wären. Dies Alles hat keine Wichtigkeit und der König will ihr auch keine beilegen. Allein das Gerücht davon verbreitet sich bis Paris, man spricht darüber in den Tag hinein, das diplomatische Corps wie die anderen Leute, und bemüht sich, sehr geheime und wichtige Gründe für Dinge aufzufinden, die ganz einfach und natürlich sind.

Ich glaube, lieber Fürst, Sie werden der Ansicht sein, daß es — nachdem die Frau Erzherzogin ihre Badecur vollständig durchgemacht hat — für Sie und für uns passend wäre, wenn sich ihr Aufenthalt in Aix nicht verlängerte. Sie werden sich jedoch über die Gründe nicht täuschen, welche mich zu dieser Mittheilung an Sie bewegen.

Der H. Herzog von Berry ist nach London abgereist, um dem Feste des Prinzregenten beizuwohnen. Er hat diese Gelegenheit mit Eifer ergriffen, um dem Prinzen für alle die Aufmerksamkeiten zu danken, welche dieser ihm und seiner ganzen Familie während ihres Aufenthaltes in England erwiesen hat, und um zugleich seine Freunde und Freundinnen wiederzusehen. Er wird am 20. d. M. wieder hier sein. Der Herr Herzog und die Frau Herzogin von Angouleme kehren ebenfalls in wenigen Tagen zurück. Wir versuchen uns hier im Gebrauche unserer neuen Einrichtungen.

Haben Sie Nachrichten von Petersburg? Uns sind seit der Ankunft des Kaisers keine zugekommen. Der König schickt Herrn von Noailles hin (jenen, der Melanie geheirathet hat). Bestätigt sich die Reise des Kaisers Alexander nach Wien? Wie viele Bevollmächtigte bringt er mit? Wie viele senden die anderen Mächte? Könnten Sie mir die Ihrigen nicht nennen? Wie viele werden Sie haben? Ist etwas ausgemacht über die Zahl der Personen, die den Conferenzen beiwohnen und den Schlußvertrag unterzeichnen werden? Es scheint, Lord Castlereagh

werde sich zwischen dem 20. und 25. nach Gent begeben. Wann schicken Sie uns Herrn von Vincent?

Leben Sie wohl, lieber Fürst, bewahren Sie mir einige Freundschaft und seien Sie meiner aufrichtigen Anhänglichkeit versichert.

VI. Talleyrand an Metternich.

(Wien) 12. December 1814.

Ihre Befehle sind vollzogen, lieber Fürst, Dehayes[8]) bleibt. Und da, wie Sie treffend bemerken, ein Congreß ein Gemisch von tausend verschiedenen Dingen ist, so werden Sie sich nicht wundern, daß ich Ihnen gleichzeitig zu der sehr gelungenen Note[9]), die Sie eben erließen und von der man mir gestern Morgens sprach, meinen Glückwunsch abstatte. Als alter Freund freue ich mich, Ihren Namen an der Spitze der ehrenvollen Reihe zu sehen, in welche sich die großen Monarchien Europas stellen müssen.

---

[8]) Ueber diese Persönlichkeit ist nichts zu finden. Weder in der Privatcorrespondenz Metternich's noch in den bekannten historischen Nachschlagebüchern kommt der Name vor. Selbst Gentz, der mit allen irgendwie bemerkenswerthen Personen des Wiener Congresses verkehrte, erwähnt niemals eines Herrn Dehayes. Wahrscheinlich ist es, daß dieser den Geschäften des Congresses fern stand und auch sonst in keiner hervorragenden Stellung thätig war.

[9]) Bezieht sich auf die bekannte Note vom 10. December 1814 Metternich's an Hardenberg in Betreff der Einverleibung Sachsens in Preußen. Von dieser Note erhielt Talleyrand später officielle Mittheilung, worauf er mit der gleichfalls bekannten Note vom 19. December 1814 antwortete.

VII. Talleyrand an Metternich.

(Wien) 20. April 1815.

Man sagt in der Stadt, der Herzog von Berry habe capitulirt. Was soll das heißen, capitulirt? wenn man das Land im Rücken für sich hat. Ist Ihnen etwas Näheres bekannt? Victor v. Dohna sagt fortwährend, Wellington sei bereit.

Speisen Sie bei Lubomirski?

VIII. Talleyrand an Metternich.

25. April 1815.

Herr J . . . . (unleserlich) war nie mein Agent; ich kenne ihn als Ehrenmann, der den Prinzen sehr anhänglich war und häufige Reisen nach England machte. Er wird gesagt und geschrieben haben, was ihm in den Sinn kam. Denn sicherlich habe ich niemals von der großen Frömmigkeit der Frau v. Perigord noch davon gesprochen, einem von der Gicht geplagten Könige wie dem unsrigen einen Flügeladjutanten zu geben.

Ich glaube, es wäre passend zu sagen, daß im Staatssecretariat seit 15 Jahren ein Bureau für aufgefangene und unterschobene Briefe bestand, an dessen Spitze früher Herr Reymond war, der gestorben sei, und daß man noch nicht wisse, wer

an dessen Stelle gekommen; daß aber dieses Bureau wieder errichtet worden und man sich jeden Tag darauf gefaßt machen müsse, seine Erzeugnisse zum Vorschein kommen zu sehen.

Eine ungefähr in dieser Form abgefaßte Veröffentlichung würde den leichtgläubigen Leuten aller Länder zu gute kommen.

IX. Talleyrand an Metternich.

9. Mai 1815.

St. Leon ist diesen Abend in Wien eingetroffen, lieber Fürst. Er kommt mit dem Auftrage, mich über einen großen Proceß vor dem Staatsgerichtshofe zu beunruhigen, den man gegen mich einleiten will. Montrand (?) hatte mit den Drohungen von Beschlagnahme nichts ausgerichtet, es mußte also etwas Aergeres kommen, und da haben wir's. Uebrigens ist St. Leon ein ganz guter und ehrenhafter Mann, der aber von den politischen Angelegenheiten ungefähr so viel versteht wie Dupont de Nemours, den man gewiß auch zu mir schicken würde, wenn er nicht nach Amerika abgereist wäre.

X. Talleyrand an Metternich.

Cambrai, 28. Juni 1815.

Ich sende Ihnen, lieber Fürst, eine Proclamation[10]), die ich entworfen und mit der Sie, wie ich hoffe, nach Form und Inhalt einverstanden sein werden. Herr von Blacas geht nach Neapel, um den alten oder neuen König (wie es Ihnen beliebt) zu begrüßen. Der Erzbischof von Cambrai, der hier ist, unterzeichnet die Proclamation nicht, weil sein Name für Paris nicht paßt. Der König benimmt sich vortrefflich und gibt sich zu Allem her. Monsieur[11]) ist manchmal im Wege. Bis Sie Jemanden hier haben, werden ich Ihnen Alles, was von uns ausgeht, schicken oder mittheilen. Ich werde d'Albery bei Ihrem Hauptquartier beglaubigen und ihm mit dem morgigen Courier schreiben; heute fehlt mir die Zeit. Wir haben stündlich Nachrichten aus Paris; sie sind alle bedeutungslos, obschon sie von den Führern kommen. Aber die Führer führen nicht; sie haben Furcht. Ich hörte von der Gefahr, die Marien und Ihre Kinder bedrohte, und wünsche Ihnen Glück, daß Gott sie beschützte.

---

10) Mit der Proclamation de dato Cambrai, 28. Juni 1815 verkündet Ludwig XVIII. den Franzosen, daß er durch ein offenes Thor seines Königreichs herbeieile, um seine irregeleiteten Unterthanen auf den rechten Weg zu weisen. Zum zweiten Male trete er zwischen den verbündeten Heeren und den Franzosen zum Heile der letzteren ins Mittel. Das sei die einzige Art, wie er an dem Krieg Theil nehmen wollte. Auf den Boden des Vaterlandes zurückgekehrt, freue es ihn vertraulich zu seinen Völkern zu sprechen. Er wolle Alles, was Frankreich retten wird. Nur auf dem Princip der Legitimität, einer der Hauptgrundlagen der gesellschaftlichen Ordnung, lasse sich eine vernünftige Freiheit bauen. Mit dem Versprechen, die Constitutionsurkunde mit neuen Garantien zu umgeben und einer allgemeinen Amnestie-Ertheilung schließt diese übrigens allgemein bekannte Proclamation, deren Ausfertigungsclausel besonders bemerkenswerth ist. Talleyrand, der sich als

Verfasser derselben bekennt, streicht mit einem einzigen Federzug die wechselvoll stürmische Zwischenzeit der Republik, des Consulats und des Napoleon'schen Kaiserreiches aus dem Andenken der Mitwelt, indem er die zweite Restauration der Bourbons mit einem Act inaugurirt, welchen Ludwig XVIII. im „einundzwanzigsten Regierungsjahre" unterzeichnet.

11) Graf v. Artois, später Carl X.

XI. Talleyrand an Metternich.

Gonesse, 4. Juli 1815.

Lieber Fürst! Der König ist in Senlis und wird dort nur einige Augenblicke verweilen. Ich möchte ihn bewegen, nach Arconville zu Herrn von Machault zu gehen. Dies liegt nahe bei Gonesse und zehn Minuten vom Hause, das der Herzog von Wellington bewohnt und von wo ich Ihnen schreibe. Wir haben es sehr nöthig, daß Sie kommen und daß der Kaiser Alexander unverzüglich eintreffe. Die Aufregung, in der sich Blücher befindet, und die sich schon in der ganzen Umgegend von Paris fühlbar macht, läßt mich dies lebhaft wünschen.

Sie haben eine Abschrift der gestrigen Militairconvention bereits erhalten, deshalb schicke ich sie Ihnen nicht.

Heute Morgens ist, von Fouché gesandt, ein früherer Adjutant Murats, dessen Name, Macirone, französisch klingt, zum Herzog (Wellington) gekommen. Er wollte die Ansicht desselben über das erfahren, was sie vom König bei dessen Ankunft zu erwarten hätten. Er sagte, daß Fouché, Caulaincourt und Davoust den König proclamiren wollten, aber einige Sicherstellung verlangten.

Der Herzog sagte nichts über die Personen, schrieb aber Folgendes eigenhändig nieder:

„Es scheint mir, die Mächte seien übereingekommen, daß Bonaparte und sein ganzer Anhang eine Usurpation seien, mit der sie durchaus nicht unterhandeln könnten. Es wäre angemessen, daß sobald wie möglich, d. h. unmittelbar nach dem Abmarsch der Armee, die beiden Kammern und die Regierung sich für thatsächlich aufgelöst erklärten und eine Adresse an den König erließen, worin diese Erklärung enthalten wäre und in welcher sie sagten, daß sie in Allem für das Wohl Frankreichs gehandelt, und zugleich Alles auseinandersetzten, was sie zur Kenntniß des Königs bringen möchten.

„Ich schicke eine Abschrift der Proclamation vom 28. und ich weiß, daß der König geneigt ist Alles zu thun, was man wünschen kann, um die verfassungsmäßige und persönliche Freiheit sicherzustellen."

Dies Alles ist von der Hand des Herzogs niedergeschrieben.

Herr Macirone wünschte die Hauptpunkte der Unterredung, die wir in seiner Gegenwart hatten, selbst aufzuzeichnen, um sie im Gedächtniß zu behalten. Diese Punkte waren folgende:

Erneuerung der Charte mit Einschluß der Abschaffung der Confiscationen;

Erneuerung des Gesetzes über die Preßfreiheit;

unmittelbare Einberufung der Wahlcollegien, um eine neue Kammer zu bilden;

Einheit des Ministeriums;
wechselseitige Initiative mittels Botschaft von Seite des Königs und mittels Antrags von Seite der Kammer;
Erblichkeit der Pairskammer.

Jerome und Joseph sind noch immer in Paris, Murat ist in der Nähe von Lyon.

Ein großes Unglück ist, daß Blücher hartnäckig auf den Einzug in Paris besteht.

Leben Sie wohl, ich hoffe Sie binnen 48 Stunden zu sehen.

XII. Talleyrand an Metternich.

Cauterets, 20. August 1817.

Die Nachrichten, lieber Fürst, kommen langsam nach Cauterets und jene, welche man gern hört, kommen immer viel langsamer als die anderen. Erst durch den letzten Courier habe ich die Heirath Mariens[12]) erfahren und suche die Erinnerung an ihren Gatten aufzufrischen. Er muß ein sehr tüchtiger Mann sein, um Alles zu verdienen, was Marie an Gemüth, Geist und liebenswürdiger Anmuth in das Haus bringt, welches sie zu dem ihrigen zu machen sich entschließt. In zartem Alter vereinigte sie alle Vorzüge, die es nur geben konnte. Nirgends in der Welt wünscht man Ihnen mehr Glück als in diesem kleinen Cauterets, um das Sie sich gar nicht kümmern und wohin Sie auch nicht einen einzigen Brief schreiben, obschon Sie eine Antwort schuldig sind, die dort seit langer Zeit erwartet wird. Wenn Sie dieselbe verzögern, weil Sie an den Vorschlägen, die Sie erhielten, Aenderungen vornehmen wollen, so steht es in Ihrer Gewalt zu machen, daß fünf vier wird; allein als alter Freund werden Sie begreifen, daß ich eine Antwort wünsche.

Leben Sie wohl, bleiben Sie gesund, hüten Sie sich, daß Sie nicht wie wir dreizehn Schuh tief mit dem Wagen stürzen, zwei Pferde auf den Leib, und seien Sie von der aufrichtigen Freundschaft versichert, die ich Ihnen gewidmet habe. Dorothea will ein paar Worte beifügen. Adieu.

P. S.[13]) Nach einem Sturze, wie wir ihn gethan, werden Sie sehr erfreut sein, meine Schrift zu sehen, lieber Metternich; von der Ihrigen kommt mir nichts zu Gesicht, denn Sie antworten mir nicht, gerade wie wenn ich irgend ein langweiliger Mensch aus Ihrem Departement wäre. Adieu, bleiben Sie gesund und lassen Sie es sich gesagt sein, daß ich an Ihnen nichts so wenig liebe als Ihr Schweigen.

---

[12]) Der Tochter Metternich's mit Grafen Joseph Esterhazy.

[13]) Diese Nachschrift ist von der Hand der Madame de Perigord.

XIII. Talleyrand an Metternich.

Paris, 13. Februar 1818.

. . . . Ich spreche mit Ihnen heute nicht von den Angelegenheiten, welche Sie nach Aachen führen werden, weil ich Floret[14]) Alles gesagt, was ich wußte und vermuthete, und er das, was er selbst gesehen, beifügen wird. Wir haben,



lieber Fürst, Ihren verständigen Sinn in den europäischen Angelegenheiten sehr nöthig. Ich beabsichtige nach dem Schluß unserer Kammersitzungen nach Valencay zurückzukehren, das nur 18 Stunden von Paris liegt. Ich erwähne diese Entfernung, um Sie ein wenig in Versuchung zu führen, wenn Sie in unsere Nähe kommen.

---

14) Floret war österreichischer Botschaftsrath in Paris und Vertrauensmann Metternich's.

XIV. Talleyrand an Metternich.

(ohne Datum) 15)

Ihre Abreise, lieber Fürst, hat mich sehr unangenehm berührt. Es scheint mir, unsere Lage sei noch nicht so gut, daß die Wohlwollenden uns verlassen sollten. Wie wäre es, wenn Sie auf der Rückkehr aus Italien nach Paris kämen? Es wäre leicht, diese Reise natürlich erscheinen zu lassen, und ich glaube, sie würde Nutzen stiften.

---

15) Dieser Brief ist zweifelsohne im Mai 1825 zu Paris geschrieben, um welche Zeit Metternich nach mehrwöchentlichem Aufenthalt daselbst abreiste und sich nach Mailand ins Hoflager zu Kaiser Franz verfügte.

Die Töchter des Paschas.

Novelle von O. Ernst.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Die Kisten, welche Salisehs und Erabiehs Ausstattung enthielten, waren von der Douane in den Konak Abdullah Paschas, und entsprechend ihrer Bezeichnung, in den Theil des Harems gebracht worden, den die Adressatin bewohnte. Der kleine Salon Salisehs war wie ein Zollbüreau anzuschauen; sein mit kostbarem Teppich geschmückter Fußboden war bedeckt mit Holzgelassen, Brettern, Wachstuchhüllen und zerbrochenen Nägeln und Schrauben; auf allen Meubles lagen die kostbaren, prächtigen Roben, Shawls, Mäntel, Spitzen und Blumen, welche die Ausstattung der jungen Türkin bildeten. Sie selbst thronte inmitten dieser Herrlichkeiten mit halb ermüdetem Blick, einen rothatlasnen, mit schwarzen Blonden besetzten Sonnenschirm mit Perlmuttergriff in der Hand, während eine Sclavin ihr ein paar rothe Atlasstiefelchen anzog, und Miß Potter mit einem rothen Atlas-Costüm in der Hand vor ihr stand, mit scharfem Blicke musternd, ob auch die Farbentöne der ganzen diabolischen Toilette in vollkommener Zusammenstimmung seien. Noch elf ähnliche, ebenso reiche Anzüge in andern Farben und Stoffen, mit entsprechenden Schirmen und Stiefeletten waren von dem Pascha bestellt worden, der prachtvollste von allen aber war das Brautkleid, dessen weißer Stoff und Spitzen von zahllosen, wirklich duftenden Orangenblüthen, den feinsten Erzeug-

nissen der Pariser Blumenfabrikation, übersät waren, welche durch Perlenagraffen gehalten wurden. Frau von Roxburg, die gekommen war, um sich die Kleiderausstellung ihres Lieblings anzusehen, ordnete mit kundiger Hand überall und hatte im Augenblick grade die Kisten mit der aus feinstem Linnen und reichen Spitzen und Stickereien componirten Wäsche der Braut einer Besichtigung unterzogen. „Dearest," sagte sie erfreut „das alles trägt den Stempel wahrer Eleganz. Die echte Lady verzichtet lieber auf ein kostbares Kleid und gewährt sich die Wonne, sich in feenhafte Untergewänder zu kleiden. Sehen Sie diese Chemi . . . . Das Wort ist shocking, ich will es daher nicht aussprechen. Sie werden sich um Ihren schönen Körper schmiegen, wie die Schleier einer Seejungfrau."

„Ich trage nie dergleichen," entgegnete Saliseh wegwerfend, „und es ist wirklich sehr unnütz, daß mein Vater mir hat fränkische Wäsche kommen lassen. Ich bin gesonnen, meine Flanellhüllen nach wie vor beizubehalten und die französischen Toiletten darüber zu ziehen."

„Wie!" rief Frau von Roxburg erstaunt, indem sie sich zu Miß Potter wandte, „Our darling ist nicht vom Kopf bis zu den Füßen europäisirt?"

„Leider," entgegnete Miß Potter verlegen, „hat Miß Saliseh meinen Bitten in der Beziehung nie nachgegeben."

„Und ich gedenke mich fernerhin vollständig von Ihren Rathschlägen zu emancipiren," erwiderte die junge Schöne stolz, „Sie haben mich bis jetzt am Schminken verhindert, Miß Potter, und mir dadurch viel Schaden gethan. Von jetzt ab werde ich mir schwarze Augenbrauen malen, die einen herrlichen Contrast zu meinem blonden Haar bilden sollen, und meine Augen durch fein getuschte Ränder glänzender machen. Auch für bleiche Wangen und rothe Lippen wird gesorgt werden. Bald wird mein Gesicht nur noch in seinen Zügen die Natur zeigen, in der Hülle derselben aber die feinste Kunst, denn unter den Sclavinnen, die mir in meinen neuen Konak folgen werden, befindet sich eine Smyrniotin, die ihres Gleichen im Schminken nicht hat."

„So werden Sie, Dearest, die Sclaverei bei sich nicht aufheben?" fragte Frau von Roxburg. „Ist das Ihre Philanthropie?"

„Die Sclavinnen, die ich mitführe, sind Gespielinnen meiner Kindheit, die bei mir bleiben werden, bis ich sie verheirathe. Ihre Lage ist die allerangenehmste. Sie werden wenig zu thun haben und erhalten Lohn wie Ihre europäischen Dienerinnen. Khaleb Pascha wird dagegen keine halten dürfen; auf die meinen hat er kein Recht. Vielleicht erlaube ich einer oder der anderen, ihn zu bedienen; aber er soll gewiß nur die häßlichsten in seinem Toilettenzimmer sehen."

Saliseh hatte bereits einen so selbständigen, entschiedenen Ton angenommen, daß ihr mit Widerspruch gar nicht mehr beizukommen war. Frau von Roxburg schwieg daher, indem sie Miß Potter einen bedeusamen Blick zuwarf.

In diesem Augenblick trat Abdullah Pascha ein, in der Hand mehrere schwere Sammtetuis tragend, während Selim Effendi ihm, mit ähnlichen beladen, folgte.

„Sieh, Cusum," rief der glückliche Vater, „den Schmuck, der endlich fertig geworden ist! Welche Mühe hat es mich gekostet, nur erst einen Diamantenmakler zu finden, der die Steine lange Jahre genug studirt hat, um sie beurtheilen zu

können, und mich vor den Betrügereien der Jevahindgis (Juwelenhändler) zu schützen. Dann kam das Jagen nach den Steinen von gleicher Größe, das Studium der Fassung, die Unterhandlungen mit den Londoner Goldschmieden, die mir Miß Potter empfohlen! Es war eine harte Anstrengung, und Dein Baba, meine Blume, verdient wohl Dank dafür. Aber nun betrachte auch die köstlichen Schmuckgegenstände! Sieh diese Rivière von gelben Capdiamanten, diese Opalbroche mit Ohrgehängen, das Medaillon mit dem großen Smaragd, sieh vor allem den Rubinschmuck, der wie Blutstropfen auf Deiner weißen Haut funkelt! Weißt Du, was er mir gekostet hat? Ich scheue mich es auszusprechen, 10 000 Pfund, mein Lamm, und nicht der zehnte Theil davon ist bezahlt!"

Der aufgeregte Pascha, der die Gegenwart der anderen Damen kaum beachtete, hatte nach und nach Selim Effendi alle seine kostbaren Lasten abgenommen und den Inhalt der Etuis seiner Lieblingstochter angehängt oder angesteckt, sodaß Saliseh, wie eine Prinzessin aus Tausend und Eine Nacht geschmückt, vor ihm saß. Sie sprach nur wenige Worte des Beifalls und der Anerkennung; aber ihre Augen leuchteten auf, als wären sie schon schwarz umrändert gewesen, und sie drückte die glühenden Lippen auf die Hand ihres Vaters.

Miß Potter hatte sich kühl von dieser Demonstration abgewendet, und Frau von Roxburg war am Fenster geschickt mit Selim zusammengetroffen.

„Wie wird es nun mit unseren Stunden?" sagte sie halblaut, ihn mit brennendem Blick ansehend. „Miß Potter verläßt den Harem zu gleicher Zeit mit ihrer ehemaligen Schülerin und meine Lernbegierde ist so groß wie sie war. — Ich habe daran gedacht, jetzt Sinipher zu patronisiren, um dieses mir so liebe Haus nicht ganz meiden zu müssen."

Selim zuckte zusammen.

„Mein Gebieter wird es schwerlich gestatten," sagte er dann ruhig, „daß auch seine dritte Tochter europäisirt werde. Sie wird das Band zwischen ihm und seinen Glaubensgenossen sein, wie Saliseh Hanum ihn mit der erhabenen britischen Nation und Erabieh Hanum mit den Franzosen verknüpft."

„Sie könnten Ihren Einfluß auf ihn benutzen, ihm solche Gedanken auszureden," rief die Dame lebhaft.

„Einfluß?" fragte Selim erstaunt. „Ich bin nichts als ein willenloses, gefügiges Werkzeug in der Hand meines weisen und erleuchteten Herrn."

„Wer Ihnen das glaubt!" rief sie ärgerlich. „Ein Mittel, die Stunden fortzusetzen, müssen wir doch aber finden, und wäre es selbst in meinem Hause!"

„Ich würde nicht wagen," erwiderte er mit leiser Abwehr, „in meiner bescheidenen Stellung als Privatsekretair ein Haus zu betreten, in welchem die ersten staatsmännischen Größen aus- und eingehen, dessen Herrin mit einem Worte so viele diplomatische Fäden lenkt, Verdiensten zu ihrem Lohn verhilft, Unwerth vernichtet."

„Und wenn Ihr Verdienst, Selim, durch mich zur Anerkennung gelangte, wenn Sie in anderer, höherer Stellung als Ihrer jetzigen bei mir erscheinen dürfen, würden Sie meine Einladung auch dann noch zurückweisen?" fragte Frau von Roxburg gezwungen lächelnd.

Selim verbeugte sich tief. „Nichts berechtigt mich zu hoffen, daß mir eine Sekretairstelle bei der hohen Pforte bewilligt werden könnte, und ehe ich diese nicht

erlangt, muß ich mir demüthig das Glück versagen, Ihre Schwelle zu überschreiten, gnädige Frau."

„Sie sollen sie erlangen, abscheulicher Diplomat," rief die Ministerin außer sich, aber doch leise. „Ich will mich nach allen Richtungen bemühen, so schnell, so energisch ich kann, denn ich mag Sie nicht missen."

Mit tiefem erfurchtsvollem Gruße zog sich Selim zurück. Frau von Roxburg aber, den Schlag zu verwinden, den ihre weibliche Eitelkeit empfangen, wandte sich wieder Miß Potter zu, welcher der Pascha sich genähert hatte.

„Meine Tochter sagt mir," sprach er mit ruhiger Würde, „daß Sie beabsichtigen, sich von ihr zu trennen. Sie haben, Mademoiselle, fünf Jahre lang in musterhafter Weise die Erziehung Saliseh's geleitet. Ihnen verdankt sie ihr reiches Wissen, ihre vornehmen Manieren, ihre gewinnende Liebenswürdigkeit. So große Verdienste dürfen nicht unbelohnt bleiben. Ich werde Ihnen bis an Ihr Lebensende eine Jahresrente von 100 Pfund aussetzen."

Miß Potter verlor nicht so leicht die Fassung. Auch bei diesem unerwarteten Glücksfall blieb sie ziemlich Herrin ihrer Gefühle. Nach einigen Dankesworten sagte sie:

„Würde mir diese Pension auch bleiben, wenn ich mich verheirathete?"

„Wenn — Sie — sich — verheiratheten?" — stotterte der Pascha mit einem unhöflichen Blick auf ihre wenig reizende Persönlichkeit. „Versteht sich, auch dann. Aber denken Sie daran?"

„Ich fühle," sagte Miß Potter, „nachdem ich so lange unter Nichtchristen gelebt, das brünstige Verlangen, mich wieder in einer Umgebung zu befinden, mit der ich gemeinsam fortschreiten kann auf dem Wege des Heils. Ein frommer Türkenmissionär, ein Witwer, an dessen Sonntagsschule ich zuweilen zu unterrichten pflegte, dringt in mich die Seine zu werden."

„In Allahs Namen!" rief der Pascha, und als er sah, daß Miß Potter bei diesem Ausruf zusammenzuckte, wie bei einem Blasphem, fuhr er ernsthaft fort: „Ihr Gott und unser Allah und der Juden Jehova sind ja doch nur Einer, den wir nur mit verschiedenen Namen nennen, und der zugleich der Namenlose ist."

Noch ehe Miß Potter ihn mit den Waffen des Dogmas anzugreifen vermochte, hatte er sich wieder zu Saliseh gewendet.

„Am morgenden Tage," sagte er, „beginnst Du, Djannin, Deinen Freundinnen und Sclavinnen Geschenke auszutheilen. Eine Kassette mit mehreren goldenen und silbernen Uhren, Ringen, Ketten, Medaillen und Kopfnadeln wird Dir in meinem Auftrage gebracht werden, Du darfst über sie verfügen wie Du willst. Doch wünsche ich, daß Du Léonie ein Andenken gebest, wie denn Erabieh," fügte er mit einem Blick auf Miß Potter hinzu, „auch Deine Lehrerin nicht vergessen wird."

In diesem Augenblick erschien das Brautgeschenk Khalebs, von zwei Sclavinnen getragen. Es war ein ovaler Krystallspiegel, dessen Deckelverschluß von Sammet mit Perlen und Gold reich gestickt war. Saliseh konnte sich nicht enthalten, über diese Liebesgabe die Nase zu rümpfen; sie hatte auf reichen Diamantschmuck gerechnet, weil sie nicht wußte, daß es dem tiefverschuldeten Khaleb nicht mehr möglich gewesen, einen solchen auf Credit aufzutreiben.

Den Spiegel verdankte er der Art, in welcher er sich, vermöge der Prärogative seines seit Kurzem angetretenen Amtes, einen bittstellenden Spiegelhändler aus dem Bazar verpflichtet hatte. Die Verstimmung Saliseh's steigerte sich noch, als Erabieh mit Léonie eintrat, denen Sclavinnen eine reizende Pariser Corbeille mit den Hochzeitsgeschenken Reschid Beys nachtrugen. Sie ergänzten reich alle die Lücken, welche sich in Erabieh's Ausstattung fanden, denn Fatmah war nicht Willens, ihre Schwiegertochter mit minderem Glanze auftreten zu sehen als die Gattin des verhaßten Khaleb Pascha. Smaragden und Diamanten in reizenden Zusammenstellungen, von Pariser Juwelieren direct bezogen, Perlen von Ceylon in dunkler Goldfassung, rosenrothe Corallen von Neapel, Mosaikschmuck von Rom ruhten in verschwenderischer Fülle auf weißen Atlaskissen und riefen die laute Bewunderung der anwesenden Europäerinnen, sowie des Paschas hervor. Letzterer rief plötzlich:

„Gehe doch jemand nach Siniphер, damit sie den Glanz ihrer Schwestern bewundere.“

Selim, der sonst so Dienstfertige, regte sich nicht, und Léonie sagte:

„Glauben Excellenz nicht, daß in der Kleinen durch diesen Anblick Ansprüche oder Neid erweckt werden könnten?“

„Bei den zwölf Imanen!“ rief Abdullah treuherzig, „da könnten Sie Recht haben. Lassen wir sie in ihrem Dunkel! — Doch nun hören Sie, Mademoiselle: Ich habe soeben Miß Potter, die sich verheiratet, als wohlverdienten Lohn eine lebenslängliche Pension von 100 Pfund ausgesetzt. Sie werden mir nicht abschlagen, das Gleiche — — —“

„Verzeihen Excellenz,“ entgegnete Léonie mit gehobener Stimme, „die geringe Anzahl der Jahre, die ich Erabiehs Erziehung gewidmet, berechtigt mich nicht zur Annahme einer solchen Gratification. Zudem fügt es mein freundliches Geschick, daß ich von meiner Schülerin noch nicht getrennt werde. Fatmah Hanum hat mich gebeten, als ihre Gesellschafterin mit Erabieh in den Konak ihres Sohnes überzusiedeln, und ich habe diesen Vorschlag dankbar angenommen.“

Das Staunen, womit Frau von Roxburg und Miß Potter dieser Erklärung Léonies lauschten, wie das Schweigen des Paschas, der in Gegenwart dieser Damen nicht zu widerstreben wagte, bewies der Französin, daß sie ihren Doppelzweck, dem Verdacht die Spitze abzubrechen und Einwürfe zu verhindern, erreicht habe.

Der Aufbruch der Frau von Roxburg gab den Anstoß zu allgemeiner Trennung, bei welcher Miß Potter und Léonie sich gegenseitig beglückwünschten.

„Sie würden mich verbinden, wenn Sie mich zuweilen in meinem eigenen Hause besuchten, Mademoiselle,“ sagte die Engländerin, „wir haben doch so Manches zusammen erlebt und werden uns noch immer mit Interesse der Familie des Paschas erinnern. Ich bin nur froh, daß Sie nicht bei Abdullah blieben. Sie hätten dadurch Ihren Ruf vernichtet, und was hat eine Dame übrig, wenn sie den verloren?“

„Ich freue mich Ihrer Billigung,“ entgegnete Léonie lächelnd, „obwohl ich den guten Ruf nicht über Alles stelle. Ihn zu verdienen gilt mir mehr als ihn zu besitzen.“

„Das sind so französische Ideen,“ sagte Miß Potter spitz. „In England kommt es vor allem auf Apparances an. Doch streiten wir darüber nicht. Ihr

Besuch wird auch Mr. Oldfellow, meinem künftigen Gatten, willkommen sein. Vielleicht gelingt es seiner Beredsamkeit, manche Ihrer religiösen Irrthümer zu berichtigen. Er ist sehr stark im Bekehren und hat während der zehn Jahr seines Hierseins wohl ein halbes Dutzend armer Türken der Wahrheit zugeführt und ihnen Stellungen verschafft. Die Reichen sind freilich schwerer zu gewinnen. Indessen als seine Gattin werde ich die Harems besuchen, um auch dort den Samen des Wortes auszustreuen. Möchte doch Ihr Wirken bei Fatmah Hanum dem gleichen Zwecke dienen!"

„Wenigstens einem ähnlichen. Ich will mich bestreben, ihre Achtung zu verdienen, wie sie die meine bereits hat. Gegenseitige Werthschätzung führt zur Toleranz, und mit dieser ist schon viel gewonnen."

Zehntes Kapitel.

Die Doppelhochzeit war vorüber. Saliseh und Erabieh hatten die glänzenden Haremfestlichkeiten, bei denen Hunderte von vornehmen und reichen Hanums durch ihre in den buntesten Farben schillernden, mit unglaublich werthvollem Schmuck gezierten Gewänder dem Frauenhause und einem für die Gelegenheit abgegrenzten Theile des Gartens das Ansehen ungeheurer Blumenbeete gegeben, früh verlassen und waren in zwei vierspännigen Wagen, begleitet von einem berittenen Dienertroß, durch die Straßen Stambuls nach den Häusern ihrer Gatten gefahren.

Saliseh, in Beschiktasch angelangt, hatte sofort in ihren mit märchenhafter Pracht dekorirten Prunkzimmern die europäischen Damen ihrer Bekanntschaft empfangen und durch ihre elegante und vornehme Haltung, lebhafte Redeweise und reizende Persönlichkeit alle Herzen gewonnen.

Nach stundenlangen Triumphen brach sie, als die letzte Besucherin sich entfernt hatte, vor Ermattung fast zusammen. Sie ließ sich von ihren Sclavinnen, die in dem fremden Hause wie schüchterne Rehe sie umdrängten, ihrer schweren Robe und der funkelnden Steinlasten entledigen, riß den Orangenkranz und Schleier von ihrem schmerzenden Haupte und zerstörte eigenhändig die künstliche Frisur, welche ein Haarkünstler von Pera aus ihren goldenen Flechten aufgebaut hatte. Wie sie so dasaß in ihrem in ein rosenrothes, seidenes Zelt verwandelten Schlafzimmer, das rosige Kerzen matt erhellten, zusammengekauert auf dem Fell eines Eisbären, das vor ihrem Bett ausgebreitet lag, beinahe entkleidet mit aufgelöstem Haar, das über ihre feinen, alabasterweißen Schultern und glatten Arme fiel, die Augen halb geschlossen, die Schminke im Gesicht verwischt und verzeichnet, bot sie das Bild tiefster Erschöpfung und Entgeisterung. Sie fühlte auch in der That bereits die ganze Schwere der Aufgabe, die sie sich gestellt; sie hatte den Vorgeschmack des ruhelosen Hastens, des quälenden Zwanges, der Erstickungsqual unter der drückenden Maske, durch welche sie sich durchzuringen haben würde, um das Ziel ihres Ehrgeizes, eine einflußreiche und mächtige Stellung in der Frauenwelt der Residenz, zu erlangen. Für eine kräftig organisirte Natur wäre vielleicht ein solches Streben reizvoll und lockend gewesen, wie ein gefährliches Spiel, in dem das Gewinnen sicher, für Saliseh's zarte, ungemein nervöse, zeitweiser Ermattung unterworfene Körperlichkeit war der ehrgeizige Drang ihrer Phantasie und ihres Willens ein schmerzender Sporn, unter dem jene litt und aufzuckte.



Es war eine Lethargie über die junge Frau gekommen. Die Sclavinnen hoben den schlaffen Körper vom Boden und legten ihn auf die seidenen Decken und Polster des Bettes, dessen großes Quadrat von Spitzen und Atlasvorhängen eingehüllt war. Sie kannten solche Zustände und wußten sie zu behandeln. Während Hosnah mit scharfen Essenzen die Schläfen der halb Ohnmächtigen anfeuchtete und Farideh ihre bläulichen Fußsohlen rieb, hatte Zeinab sich leise zu Füßen des Bettes gesetzt und stimmte das Uet, die türkische Mandoline, zu dem wehmüthig zwitschernden Gesange von Bülbül und Gül, (Nachtigal und Rose), den, wie sie wußte, ihre Herrin liebte. In der That erholte sich Saliseh unter der zärtlichen Sorgfalt ihrer liebevollen Gespielinnen bald; ihre verzerrten Züge nahmen einen schmerzlichen Ausdruck an, ihre Augen schlossen sich ganz, und sie legte die feine Hand unter ihre Wange, als wolle sie sich zum Schlafen behaglich machen.

„Schließt alle Thüren!“ befahl sie leise aber energisch, „und zieht Euch zurück! Niemand darf mich stören, ich will ruhen.“

„Und wenn Khaleb Pascha den Harem betreten will?“ fragte Hosnah unterwürfig.

„So schickt ihn fort! Ich mag ihn heute nicht sehen.“

Ganz anders hatte sich Erabiehs Einzug in ihr neues Haus gestaltet. Sie war mit ihrer Schwiegermutter und Léonie dort eingetroffen und unter deren Beistande ihres Brautschmuckes sogleich entledigt worden. In ein reizendes Négligé gehüllt, nahm sie die Einrichtung ihrer Zimmerreihe in Augenschein, die Fatmah mit ebensoviel Geschmack als Glanz hatte herstellen lassen. Nichts fehlte an denselben, was ein junges, sorgloses Herz erfreuen und entzücken kann.

Fatmah zeigte der jungen Frau die Zärtlichkeit und Güte einer Mutter; sie stellte ihr ein Leben voll Freiheit und Genuß in Aussicht, Léonie war voll Herzlichkeit und Theilnahme für das Glück ihrer jungen Freundin, — was war es denn, das trotz aller dieser Vorzüge ihres neuen Daheims einen trüben Schatten auf die Stirn Erabiehs warf?

Fehlte ihr wirklich etwas in der reichen köstlichen Umgebung, in dem Glanz und der Ehre dieser Verbindung, in dem Morgenschimmer ihres Gefühls für den angebeteten Mann, der jetzt ihr eigen war?

Ach, ein trauriges Ahnen sagte ihr, daß von alledem, was ein verschwenderisches Geschick an Gütern und Gaben auf sie gehäuft, das eine höchste Gut, für welches sie alles Andere dahingegeben haben würde, das unsicherste und fraglichste sei, daß nichts bisher ihr das Recht gegeben, zu glauben an eine Erwiderung ihrer Liebe zu Reschid Bey, ja auch nur an eine Spur von Neigung für sie seitens ihres Gatten. Bei allen ihren Zusammenkünften hatte er fortgefahren, Erabieh selbstgefällig von seiner eigenen Person zu unterhalten, zuweilen ihre Zustimmung begehrend, weit öfter hinweggleitend über ihr Urtheil, ihr Empfinden, und heute, wo sie sein geworden, wo sie ihn erwartete in der abendlichen Stille seines Hauses, wo sie das Recht gewonnen, ihm die Fülle ihrer Liebe zu zeigen; warum kam er nicht? Was hielt ihn zurück im Konak ihres Vaters, bei den Gästen, die zu den Tönen rauschender Musik im Garten tafelten, die seiner nicht mehr achteten, da seine Rolle dort ausgespielt war?

Sie harrte lange Zeit vergebens. Léonie und Fathmah hatten sie längst allein gelassen, Mitternacht war nahe.

Da hörte sie einen Wagen rollen, Bewegung im Hausflur, unsichere Schritte auf der Treppe, und endlich ging die Thür ihres Zimmers auf, und unmerklich schwankend, mit geröthetem Gesicht, trat ihr weinduftender Gatte lächelnd und zärtliche Worte sprudelnd, ihr entgegen. — — —

Abdullah Pascha hatte sich glücklich durch alle Pflichten des Brautvaters hindurchgearbeitet, die ihn während dreier Tage an seinen Konak fesselten, wo des Schmausens und Jubilirens kein Ende war.

Die höchsten Würdenträger des Reiches waren gekommen, Khaleb Paschas Hochzeit durch ihre stattliche Gegenwart zu ehren; die feinsten Stutzer und elegantesten Offiziere hatten gruppenweise Abdullahs Gastfreundschaft um Reschid Bey's Willen zugesprochen; die große Masse der Lecker und Bratenschnüffler, der Festgierigen und Schmeichler war durch alle Thore eingeströmt und hatte sich's wohl sein lassen, Schaaren von absichtlich verstümmelten Bettlern waren von Morgens bis Abends in den Höfen und weit hinaus in der Straße versammelt gewesen, um die Spenden in Empfang zu nehmen, welche der Pascha austheilen ließ. Jetzt endlich hatte die Wirrsal ihr Ende erreicht. Die Thüren des Konak waren geschlossen worden, nachdem die letzten Brocken vom Festtisch den kläffenden, Zähne fletschenden Straßenhunden hinausgeworfen worden, und drinnen gings an ein Lüften und Reinigen, Stäuben und Kehren, als sollte das Haus in die Luft fliegen.

Der Pascha saß eingesperrt in seinem Arbeitscabinet, das allein von dem Festtaumel verschont geblieben war, und konnte keinen Fuß vor die Thür setzen, ohne in bängliche Berührung mit großen, von Negern gehandhabten Reisbesen oder feuchten Wischtüchern zu gerathen. Er fügte sich lächelnd in sein Kismet und tröstete sich mit einem guten Frühstück, in Gegenwart seines Vertrauten, Selim Effendi, der während der Festtage den größten Eifer und die bewunderungswürdigste Gewandtheit entwickelt hatte.

„Excellenz dürfen mit dem Erfolge der Festlichkeiten zufrieden sein," sagte der Privatsekretär, „ganz Stambul, ja ganz Pera spricht davon, und niemand kann genug die entfaltete Gastfreiheit und Pracht loben. Dies ist in der That ein Glanzpunkt in Ihrem Leben."

„Wenn das Dunkel ihm nur nicht folgte!" sagte der Pascha bekümmert. „Ich fürchte mich vor der nächsten Unterhaltung mit meinem Kiahia. Allah-il-Allah, welche Summen mag er entlehnt, welche Güter verpfändet haben!"

„Nun sind ja auch Excellenz aller Sorgen um Ihre Familie entledigt."

„Und Feridoun? Und Sinipher? Was wird aus denen, wenn ich an den Bettelstab komme?"

„So weit ist es ja wohl noch lange nicht."

„Inschallah! Inzwischen möchte ich, Freund Selim, es mir so lange wohl sein lassen als möglich. Von allen diesen Herrlichkeiten habe ich weit weniger gehabt als meine Gäste. Was habe ich schwitzen müssen! Bei Hassan und Hussein, ich muß um einige Oka leichter geworden sein. Nun hätte ich gern auch ein Vergnügen nach meinem Sinne, und da habe ich mir etwas ausgedacht, was den Reiz der Neuheit mit dem der Intimität verbindet. Ich will ein Familiendiner geben, an

dem meine drei Frauen, meine verheiratheten Töchter mit ihren Gatten, Fatmah, Léonie, Feridoun, Sinipher und Sie, Selim, Theil nehmen sollen. Ist das nicht ein köstlicher Plan?"

„Excellenz wollen den Schwägern gestatten, ihre Schwägerinnen zu sehen, mich des Anblicks Ihrer Hanums würdigen?"

„Maskaralik!" (Possen) rief Abdullah lachend. „Haben Sie meine Töchter so oft gesehen, ohne den Kopf zu verlieren, so werden die drei alten Weiber Ihnen sicherlich keine Gefahr bringen. Khaleb und Reschid werden als aufgeklärte Leute an den Begegnungen auch keinen Anstoß nehmen. Die Frage ist nur um Sinipher. Seit Saliseh und Erabieh mich verlassen haben, ist sie meinem Herzen näher getreten. Würde es bekannt, daß sie der Familientafel beigewohnt, so könnte das ihrem Rufe schaden. Und ich muß sie verheirathen, ehe alles zusammenbricht."

„Haben Excellenz schon einen Gatten für sie gefunden?"

„Leider nein. Ich mache übrigens keine großen Ansprüche. Er müßte natürlich eine Stellung haben, die ihren Mann nährte oder ein gewisses Vermögen; denn ich mag das arme Ding nicht dem Ersten Besten hinwerfen. Sie ist zudem nicht übel, wie ich jetzt bemerke; etwas dick und plump, aber das ist ja nach mancher Leute Geschmack. Wie finden Sie sie?"

Selim wurde verlegen.

„So reizend als ihre Schwestern," sagte er dann höflich, „zudem mit allem Zauber der Unwissenheit einer echten Osmanli geschmückt."

Der Pascha lachte. „Sie werden ja ganz begeistert. „Ja, wären Sie kein armer Teufel, Selim, der mit mir steht und fällt, ich wüßte wohl, wem ich das Kind geben würde; — doch still, da kommt mein Kiahia. Lassen Sie mich, um des Propheten willen, jetzt nicht im Stich!"

Der Kiahia Mustapha trat, mit einem cylinderförmigen Schreibzeug unter dem Arm und dicken Papierrollen in den Händen ernsten Blickes und gefurchter Stirn in das Zimmer des Paschas. Nach ehrfurchtsvollem Tamenah ließ er sich mit untergeschlagenem Bein auf einen Sessel nieder und begann seine Papiere zu entfalten.

Die Rechnungen, die er vorlegte, erreichten beinahe den Werth von 100 000 Pfund, und nur für den geringsten Theil dieser Summe war Deckung vorhanden. Unter den Lieferanten waren namentlich die ausländischen zu fürchten, die ihre Klagen bei den betreffenden Consulaten anhängig machen konnten; während die türkischen Kaufleute, außer dem Vortheil größerer Geduld und Gutmüthigkeit auch den boten, ihre Forderungen bei den langsam und willkürlich vorgehenden inländischen Gerichtshöfen vorzubringen. Gegenüber dem Drängen der Londoner Juweliere, der Lyoner und Marseiller Ausstattungskünstler mußte ein Auskunftsmittel gefunden werden. Der Pascha hatte Angstschweiß auf der Stirn; er wußte, daß die Einkünfte seiner Güter für dieses Jahr bereits verzehrt, die Coupons seiner Actien und Renten discontirt waren; selbst ein bedeutender Theil seiner Capitalien war draufgegangen. Er apellirte vergebens um einen Ausweg an Selim Effendi, an Mustapha, den langjährigen, mit allen Schlichen wohl vertrauten Geschäftsführer. Endlich sagte dieser, wie sich einer vergessenen Sache erinnernd:

„Ich darf Euch nicht verschweigen, Benim Pascha, daß der Kiahia von Tripolis Pascha, den ich seit Jahren kenne und bei dem ich Rath suchte, mir an die Hand gegeben hat, Euch daran zu erinnern, daß sein Herr große Capitalien müßig liegen hat und gegen entsprechende Sicherheit gewiß bereit sein würde, sie Euch zu leihen.

„Der Wucherer!" rief Abdullah Pascha entrüstet, „der schmuzige Jude aus Tripolis, der durch die infamsten Speculationen seine Schätze erworben und sich nur zum Islam bekehrt, um sein niedriges Handwerk ungestrafter treiben zu können!"

„Ist es derselbe," fragte Selim, „der mit seinen sechs Söhnen und acht Töchtern und deren Weibern, Männern, Kindern und Sclaven in einem Hause drüben in Skutari wohnt?"

„Ganz recht, wo sie vor Schmuz und Ungeziefer verfaulen. Nein, Freund Mustapha, mit solchem Unrath mag ich mir die Hände nicht besudeln."

„Mein Gebieter wird thun, was er wünscht," entgegnete Mustapha geschmeidig; nur muß ich wiederholen, daß dies der einzige mir bekannte Weg aus der Noth ist. Vielleicht thut Allah ein Wunder, um meinen verdienstvollen Herrn zu retten. „Der auf Allah baut, ist nimmer hilflos."

Der Pascha rieb sich die Stirn. „Du könntest, mein treuer Mustapha, noch einmal mit dem Kiahia des Tripolis Pascha sprechen. Wenn sich die Sache so einrichten ließe, daß ich ganz aus dem Spiel bliebe und Ihr Beide alles ausmachtet, so würde ich den Vorschlag vielleicht nicht ganz von der Hand weisen. — Nun aber, Alter, schaffe mir vor der Hand die Mittel, eine Abendtafel für meine Kinder zu veranstalten."

„Wie wäre das möglich, mein Pascha? Der Koch will fort, wenn er nicht sein siebzehn Monate fälliges Gehalt empfängt; die Vorrathskammern und Keller sind geleert; der Fleischer, der Bäcker weigern sich, auf Credit noch etwas zu liefern."

„Halt, ein Gedanke! Verpfände einen Theil des Silberzeugs, Cusum, wir sind nur Wenige, der Rest wird für uns wohl hinreichen. Zahle dem Koch ein paar Monate, fange ein Kerbholz bei einem neuen Bäcker, ein Buch bei einem anderen Fleischer an. Das Diner muß ich geben, meine ganze Seele hängt daran."

„Der Wille meines Gebieters soll geschehen," entgegnete Mustapha, sich erhebend und die zerstreuten Schriften zusammenlesend „Allah razi ola!" (Möge Gott zufrieden sein.)

Elftes Kapitel.

Fatmah Hanum lag auf ihrem Bette, von einer argen Migräne geplagt, und über sie gebeugt stand Léonie. Die Leidende schlug die Augen auf.

„Der Schlaf hat mir wohl gethan," sagte sie, „die Schmerzen sind gelindert; wollen Sie die Vorhänge an den Fenstern aufziehen lassen und Erabieh sagen, daß ich bereit bin, sie zu empfangen? Sie wird mir viel zu erzählen haben von ihrem gestrigen Familienfest."

Léonie erfüllte die Wünsche Fatmahs, und bald kam Erabieh leisen Schrittes in das Schlafzimmer ihrer Schwiegermutter getänzelt, küßte deren Hände und kauerte sich an ihrem Lager nieder. „Erzähle mir von gestern, liebstes Kind," sagte die Ruhende freundlich lächelnd.

„Oh, Fatmah Hanum, es war ein großer Erfolg. Um sechs Uhr fuhren Reschid und ich in einem wohlverschlossenen Wagen nach dem Konak des Vaters; mit uns langte Salisch an, allein, denn Khaleb kam erst später. Wir versammelten uns im Vorzimmer neben dem Eßsaale, und der Vater, dem das Glück auf der Stirn thronte, trat unter uns.

Salisch sah, ich muß es gestehen, im blauen Sammtkleide mit Goldstickerei und ihrem gelben Diamantschmuck sehr schön aus. Meine Mutter war strahlend, Emineh Hanum so toll geputzt wie nur je, Sachib und Sinipher, in türkischen Kleidern, hielten sich abseits.

Als Khaleb Pascha kam, wurde er mir vorgestellt, wie Reschid Bey mit meinen Schwestern bekannt gemacht worden. Er unterhielt sich sehr freundlich mit mir, doch seine Blicke schweiften rastlos und unstät umher.

Als der Haushofmeister die Thüren aufriß zum Speisesaal, rief der Vater Alla franca, und er, mein Gatte, Feridoun, Khaleb und Selim warfen ihre Fez in einen Winkel. Dann bot der Vater seinen beiden vornehmsten Frauen den Arm und schob sich mit ihnen durch die Thür, zum obersten Ende der Tafel. Khaleb führte mich, Reschid Salisch. Nun folgte Feridoun mit Sinipher und zuletzt Sachib, von Selim geführt. Mein Vater thronte stattlich wie ein Patriarch auf seinem Lehnsessel, ihm zur Rechten Salisch's Mutter, zur Linken die meine und neben ihr Sachib. Wir anderen reihten uns paarweise um den Tisch.

Nun wurde servirt, und es war lustig anzuhören, wie Khaleb mir Bemerkungen zuflüsterte über die Ungeschicklichkeit Siniphers und der Frauen Abdullah's, die mit den Fingern aßen. Nur Salisch und ich bedienten uns der Gabeln und Messer. Wir tranken auch Wein, als der Pascha auf das Wohl seiner Familie eine Gesundheit ausbrachte und ließen die Gläser fröhlich klingen; die anderen Frauen begnügten sich mit Scherbet.

Ich hatte recht Gelegenheit, mir Khaleb anzusehen. Wahrhaftig, ich beneide meine Schwester nicht um ihn. Wie viel erfreulicher ist mein Kismet! Wie schön sah Reschid aus, als er mit Salisch scherzte und lachte; seine Augen leuchteten so hell wie Flammen, und seinen Mund umspielte das süßeste Lächeln. O Néné, wie liebe ich ihn, wie möchte ich jeden Augenblick seinen Anblick genießen! Ich schickte meine Blicke fortwährend zu ihm hinüber, und Khaleb fing an, mich ganz häßlich zu necken.

Was würdest Du sagen — fragte er mich — wenn Reschid und ich uns kreuzweise in Euch verliebten! Ich liebe die schwarzen Frauen und habe eine blonde heimgeführt; ihm geht es umgekehrt. Sieh, er läßt ja kein Auge von Deiner Schwester, sieht nicht einmal zu Dir herüber. — So spottete er, und ich fühlte mein Herz zucken. Als wir endlich aufstanden und zurückkehrten in das Vorzimmer, ging ich zu Reschid und sagte ihm: — Nun gehörst Du wieder mir, und darfst nicht mehr mit Salisch sprechen. — Er lachte und blieb an meiner Seite und neckte mich mit Khaleb Pascha.

Nun wollte der Vater Musik hören, und Salisch spielte ein Stück auf dem Klavier, in dem ein langer Triller vorkommt. Sie riefen alle Afferun, Afferun, als sie aufgehört hatte.





Dann mußte ich singen; aber meine kleine französische Romanze glückte mir nicht so gut wie sonst. Und als Siniphe ein arabisches Liedchen gesungen, hörte man nur Selim Effendi applaudiren.

Nun schlief der Vater auf dem Divan ein, und wir mußten Alle still sein, durften nur leise plaudern; als er erwachte, war es Zeit Abschied zu nehmen. Er hielt eine schöne Rede und sagte, wir sollten uns über Vorurtheile hinwegsetzen und einander vertraulich nahe treten, er habe das Eis gebrochen. Darauf fuhren wir nach Hause, und Reschid sagte, er wolle mir einige seiner Freunde vorstellen; ich solle mich nicht scheuen, sie zu empfangen. Was soll ich thun, Réné? Ich wollte, er zeigte mich niemand."

„Du mußt so nicht sprechen, mein Liebling. Sei gewiß, daß Du Reschid nur theurer wirst, wenn Du auf seine Gedanken eingehst. Er haßt die altväterischen Gewohnheiten. — Was habt Ihr heute gethan?"

„Er ließ mich, eines nach dem anderen, meine neuen Kleider anziehen und wollte dies und jenes geändert haben. Dann las ich ihm vor bis er einschlief, und jetzt ist er ausgeritten. Abends wollen wir Karten spielen.

Fatmah Hanum streichelte sanft Erabieh's weiches Haar und entließ sie dann. Sie winkte Léonie, die abseits gesessen und das Gespräch mit angehört und sagte:

„Jetzt bedaure ich doppelt, daß mein Kopfschmerz mich von dem Besuche des gestrigen Festes zurückhielt, und daß Sie mir zu Liebe zu Hause blieben. Ich hätte beobachten mögen."

„Haben Erabieh's Berichte Sie besorgt gemacht?"

„Ein wenig. In dem Verhältniß zwischen Mann und Weib ist ja alles Fatum. Hier giebt es keine Berechnung, die nicht trügen könnte. Die unsichtbaren Geister weben Schleier um die Augen und senken Flammen in die Herzen."

„Wie wahr ist das!" rief Léonie. „Das Warum der Liebe zu ergründen, dazu reicht kein menschlicher Scharfsinn aus."

„Da sie Verhängniß ist, sowohl in ihren niedrigsten als in ihren höchsten Erscheinungsformen, sagen Sie mir, Léonie, woher kommt es, daß Ihr civilisirte Nationen Euch ihr nicht schweigend beugt, sondern versucht, mit ihr zu ringen, sie zu überwinden? Wir Orientalen wagen das nie. Wenn die liebende Sehnsucht in uns erwacht, so folgen wir ihr, möge sie uns führen, wohin sie wolle."

„Weil Ihr die andre Macht nicht kennt im Menschenleben, die stillwaltende und doch so riesenstarke, die Sittlichkeit. Wo sie mit der Liebe Hand in Hand geht, da allein ist Harmonie, ist Glück."

„Das Liebesglück darf an keine Bedingungen gekettet sein. Wohl ist es schön, wenn zwei Gatten in erlaubter, unverhohlner Seligkeit sich angehören; doch auch der Raub der verbotnen Frucht, die Hingabe an eine gefahrbringende Leidenschaft schließen das Glück nicht aus."

Léonie wollte protestiren, doch Fatmah fuhr fort:

„Die Ueberfeinerung Eures sittlichen Gefühls, die Feigheit, die Ihr Tugend nennt, bringen Euch um so manchen Genuß, verkümmern Euch das Leben. Sie selbst, Léonie, wie Sie vor mir stehen mit dem Schmerzenszuge um den Mund und den trüben Augen, sind Sie nicht ein Beispiel der Unvollkommenheit Eurer socialen Maximen? Ein Weib wie Sie, veranlagt Glück zu gewähren und Glück

zu empfinden, zu dieser nonnenhaften Existenz verurtheilt! Können Sie sich denn sagen, daß Sie wenigstens einmal in Ihrem Leben den Genuß, das Glück gekannt?"

„Was Sie mich da fragen, Fatmah Hanum, greift tief in mein verborgenstes Sein und Erinnern. Wollte ich Ihre Frage wahrheitsgetreu beantworten, so müßte ich sagen: Ich kannte das Glück ohne Genuß. — Aber Sie würden mich nicht verstehen."

„Auf so dunkle Andeutungen hin gewiß nicht," entgegnete die Türkin, „doch wenn Sie sich entschließen könnten, mir Ihr Schicksal zu erzählen, würden Sie vielleicht bei mir mehr Verständniß finden, als Sie glauben. Was ich von Ihnen weiß, ist wenig. Ich habe Sie lieb und möchte vordringen durch alle Verschanzungen Ihrer Herzensfestung bis zu deren Kern. Daß Ihre Familie verarmt in Tours lebt und Sie als junges Kind schon zur Ausbildung Ihres Malertalentes auf die Ecole des Arts nach Paris gesandt wurden, haben Sie mir einmal gesagt."

„Ich war damals," sagte Léonie, „eine kleine, unerfahrne Provinzialin und würde in dem Wirbel der Welthauptstadt vielleicht den Kopf verloren haben, wenn nicht die Liebe zu meiner Kunst mir ein Leitstern gewesen wäre. Ich lebte mit einer alten Tante, die später starb, in einem kleinen Mansardenstübchen im Faubourg Poissonnière und wanderte täglich mit meiner Studienmappe in die Ateliers der Meister, die mir unentgeltlich Unterricht ertheilten. Mein großes Vorbild, Rosa Bonheur, schwebte meiner Phantasie als erreichbares Ziel vor. Wie soll ich Ihnen den Genuß des Studiums einer Kunst schildern, zu der man sich berufen fühlt, in der man rastlos fortschreitet! Das Auge in die Farbenharmonien der Natur zu tauchen, die Geheimnisse der Palette, die Feinheiten der Zeichnung unsrer großen alten und neuen Meister zu entdecken, zu bewundern, im eignen Innern Bilder entstehen zu fühlen, die noch unfaßbar sind und doch sich nach und nach zur Sichtbarkeit verdichten, das sind Freuden, die man selbst erlebt haben muß, um sie zu begreifen."

„So füllte die Kunst Ihr Leben aus? Ihr Herz schwieg und störte die malerische Begeisterung nie?"

„Mir fiel unter den jungen Malern der Schule kein einziger vortheilhaft auf. Meist waren es rohe, wüste Gesellen, die mir, deren Sinn von früher Jugend an auf feine, edle Formen gerichtet gewesen, nicht gefährlich werden konnten. Gesellschaftlichen Verkehr hatte ich keinen; dagegen lernte ich auf meinen Wegen durch Paris die dortige Männerwelt von einer Seite kennen, die mich mit tiefem Ekel und Grauen erfüllte."

„Sie wurden verfolgt?"

„Fast täglich. Mit Mühe nur gelang es mir oft, meine entfernte Wohnung unbeläſtigt zu erreichen. Drei Jahre dauerte dieses Leben nun schon, als die alte Verwandte, mit der ich meine Armuth theilte, die Augen schloß. Ich behielt unser kleines Zimmer und beschloß, es während der zwei Jahre, die meine Lehrzeit noch dauern sollte, allein zu bewohnen. Meine Eltern in der Provinz hatten nichts dagegen; sie bauten auf meine Solidität, auf meine Weltkenntniß.

Da geschah es, als ich eines Tages durch die Straßen ging, in Trauerkleider gehüllt, die Gedanken aber freudig erregt durch den Stoff zu einem Bilde, der mir über Nacht eingefallen, daß ich beim Ueberschreiten des Boulevards zwischen zwei

Wagen gerieth und überfahren worden wäre, wenn nicht ein junger Mann mit rascher Entschlossenheit mich um die Taille gefaßt und nach rückwärts gerissen hätte. Da ich erregt und zitternd vor ihm stand, beugte er sich zu mir nieder — er war sehr groß — sah mir in die Augen und lächelte mir, ermuthigende Worte sprechend, freundlich zu.

Seine Erscheinung wirkte im ersten Augenblick lebhaft auf meinen Schönheitssinn. Ich sah auf einer kraftvollen Gestalt einen edlen Kopf mit etwas weichen Zügen, wunderschöne Veilchen-Augen in dichter dunkler Umrandung, eine classisch geformte, reine Stirn und einen ungemein anmuthigen, feingezeichneten Mund unter tiefblondem Bart.

Ich dachte bei mir: Ach, könntest Du Den doch malen! — Nun sagte ich ihm Dank für seine rasche That und wollte weiter gehen; er aber fragte, ob er mich nicht ein wenig begleiten dürfe, da ich mich von meinem Schrecken noch nicht erholt zu haben scheine. Indem wir gingen und plauderten, stellte er sich mir vor. Er gehörte einer der legitimistischen Familien des Faubourg St. Germain an und nannte sich selbst einen armen Edelmann. In lebhafter Unterhaltung waren wir bis in mein plebejisches Viertel gekommen, das er gewiß nie vorher betreten hatte, und er bestand darauf, mich bis an meine Hausthür zu begleiten. Wir trennten uns dort; aber am nächsten Tage suchte er mich auf. Sie denken vielleicht, er sei mein Liebhaber geworden. Aber es war nicht so. Er sah wohl, daß ich keine von den leichtsinnigen Etudiantes war, die eine Wissenschaft oder Kunst nur als Aushängeschild benutzen, daß es mir vielmehr ernst war um die meine, und daß ich ohne innern Kampf bis dahin tugendhaft geblieben.

Das schien ihm zu gefallen, und er kam gern, sich in meinem armen Stübchen, in reiner Luft, in völliger Weltvergessenheit, in heiterm, vertraulichem Geplauder zu ergehen. Bald wußte ich von seinen Beziehungen zum Grafen von Chambord, von seinen Familientraditionen, von seinem Haß gegen die Napoleoniden, der ihn verhinderte, in den Staatsdienst zu treten. Ich wußte auch von seinen Erlebnissen in der vornehmen Damenwelt, und an dem schmerzlichen Gefühl, mit dem ich rang, wenn ich unter Lachen ihn zu mir angedeuteten Erfolgen beglückwünschte, fühlte ich bald, daß ich nicht mehr ein blos ästhetisches Wohlgefallen an dem Anblick des schönen Mannes fand, nicht mehr objectiv seinen Geist und sein vornehmes Wesen bewunderte, nein, daß auch mein Herz betheiligt war an der Freude, die seine Gegenwart mir brachte.

Wie sich auch bei ihm das Gefühl steigerte, wie eines Tages wir uns sagten, daß wir uns theuer seien, was soll ich es Ihnen beschreiben! Unser Verhältniß blieb ein reines. Nicht daß er nicht verlangt hätte nach meinem Besitz, aber er konnte mir seine Hand nicht bieten und hatte mich zu lieb, um mich unglücklich zu machen.

Mir genügte der Reichthum des Augenblicks; das Unbekannte reizte mich nicht. Ein Kuß, ein zärtliches Wort, der Fülle aufrichtiger Empfindung entströmend, Verständniß, Vertrauen, das war mein Glück!"

„Und Er?" rief Fatmah. „Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß ein Mann auf die Dauer in solch einem Verhältniß Befriedigung finden könne?"

„Ich fürchte, ich begriff nicht genug, was in ihm vorging. Wir sind ja leider nur zu geneigt, Anderer Empfinden nach dem unsern zu beurtheilen; wir glauben, mit dem Geliebten in einer Richtung zu wandern, und plötzlich sehen wir ihn weit entfernt, und einen Abgrund zwischen seinem Gefühl und dem unsern. So ging es mir, als ich zuerst erschrocken begriff, daß er mir grollte, weil ich nicht schwach genug war. Ich nahm seine Verstimmungen für vorübergehende Schatten; hatte er doch auch in jener Zeit Grund zur Sorge, zu inneren Kämpfen.

Bedrängte Familienverhältnisse legten es ihm plötzlich nahe, die selbstständige Stellung, die er bisher eingenommen, aufzugeben und dem Kaiserreich seine Dienste zu weihen.

Napoleon, stets darauf bedacht, die Legitimisten zu gewinnen, hatte eine Aussöhnung mit dem Marquis de Montbéliard, dem Vater meines Freundes, angebahnt, welche der Vicomte Georges durch Annahme einer Präfecten-Stelle besiegeln sollte. Es wurde ihm furchtbar schwer, den stolzen, starren Sinn vor dem verhaßten Empire zu beugen; dieser erste ernste Kampf seines Lebens zerstörte seine Heiterkeit, seine innere Harmonie. Er litt und wurde grausam. Er begann, sich an mir zu rächen für sein hartes Geschick. — Ich trug lange schweigend sein rauhes Wesen, die Vorwürfe, die plötzliche schneidende Kälte; dann kamen ja wieder gute Momente, eine herzliche Versöhnung, ein Hoffnungsschimmer. Mein Gefühl für Georges war so reich und vielseitig, daß, wo die Liebende verletzt war, die Freundin ihn noch beklagte, die Schwester ihn, wie ein krankes Kind, an ihr Herz zog. — Wir wurden nun getrennt und schieden, ohne daß der Conflict gelöst worden wäre. Er nahm die Präfectenstelle in einem entfernten Departement an; ich blieb in Paris und versuchte es, mich meiner Kunst, die ich in all den Herzensstürmen, in jener Zeit des gestörten Friedens vernachlässigt, wieder zuzuwenden; aber sie war mir feind geworden, sie rächte sich an mir.

Vergebens saß ich an der Palette und suchte mühsam die Farben zu verschmelzen; es blieb alles hart und trocken; vergebens rang ich nach Ideen, nach Stoffen; ich fand nur Grübeleien, nur Schatten. Ich war eben mehr Weib als Künstlerin.

Da klopfte die Noth an meine Thür. Ich raffte mich auf und entwarf ein Bild zum Concours, der um den Prix de Rome beginnen sollte. Ich malte sinnlos, hirnlos, begeisterungslos. Aber es mußte sein. Die Meinen rechneten auf mich, auf eine glänzende Vollendung meiner Studien. Die Zeit der Einsendung der Bilder war da. Ich hatte das meine selbst hingetragen nach der Galerie, die zur Empfangnahme bestimmt war; in einigen Tagen sollte die öffentliche Ausstellung beginnen, nach der die Jury erst ihre Stimme abgiebt.

Es war Winter; mein Stübchen war ungeheizt, ich hatte nichts zu essen. Aber niemand wußte um meine Armuth. Am Tage des Beginns der Ausstellung war ich früh aufgestanden, der Briefbote hatte mir einen Brief gebracht von Georges. Er schrieb zufrieden mit seiner Stellung, er hatte sich in die neue Lage schnell gefunden, er bat mich um Vergebung wegen des Kummers, den er mir verursacht, er hoffte, ich würde mich emporraffen, vergessen lernen, in meiner Kunst Genüge finden. Er werde mein Freund bleiben, aber er liebe mich nicht mehr. Zu große Achtung — so schrieb er — hat die Liebe zu Dir getödtet.



Nun schüttelte mich der Frost von außen und innen — ich eilte fort, der Ecole des Arts zu, um zu sehen, zu hören, was dort geschah. Noch waren die Säle nicht eröffnet, als ich dort anlangte, und ich mußte im Hofe warten. Die Schüler der Anstalt, welche Queue bildeten, starrten mich an; ich mochte wohl bleich aussehen und abgehärmt.

Als die Thüren aufflogen, strömte Alles nach oben und durcheilte die Zimmer, in denen die zahlreichen Bilder vertheilt waren. Ich suchte mechanisch nach dem meinen. Es war nicht zu finden. Von Fenster zu Fenster, von Wand zu Wand eilte ich. Da sagte mir ein Mitschüler: — Einige Bilder, Mademoiselle, wurden zur Ausstellung nicht zugelassen, sie waren zu schlecht. Das Ihre wird sich doch nicht darunter befinden? —

Ich stand erstarrt. Eben kam einer der Professoren an mir vorüber, in dessen Atelier ich früher lange Zeit gezeichnet. Er sah mich mitleidig an, zog mich bei Seite und sagte: — Armes Kind, wir haben es ungern gethan; aber wo hatten Sie nur Ihre Augen, uns ein solches Bild zuzustellen? Wo ist Ihr Talent geblieben? Verbrennen Sie die Leinwand; sie steht in der hinteren Galerie gegen die Wand gelehnt. Nächstes Jahr bieten Sie uns sicher Besseres."

Ich ließ das jämmerliche Bild stehen und floh. Auf der Straße, schwankend, schwindelnd, tappte ich mich an den Häusern weiter, es war Nacht um meinen Geist.

Schneeflocken umflatterten mich, meine Füße glitten auf thauendem Glatteis, ich strebte voran.

Die Leute starrten mich an, wie sie an mir vorübereilten; sie mochten mich wohl für eine Betrunkene halten.

An der Ecke eines großen Gebäudes sank ich kraftlos zusammen. Ein Sergeant de Ville näherte sich mir, mir aufzuhelfen, mich fortzuschleppen zum nächsten Wachthause. Ich wehrte mich nicht; mir war ja Alles gleich.

Da fuhr ein Wagen an mir vorüber; ein freundliches Gesicht, von einem Fez überragt, schaute theilnehmend auf mich nieder. Der Wagen hielt, und ein Türke schritt auf mich zu. Es war der Pascha. Er winkte dem Sergeant de Ville zurückzutreten und rief, mich ernst ins Auge fassend: — Sehen Sie denn nicht, daß das arme Mädchen sehr krank ist? —

Seine Diener eilten herbei; es war sein Haus, vor dem ich umgesunken, und in das ich nun getragen wurde.

Dort lag ich, von einer barmherzigen Schwester verpflegt, viele Wochen. Dann sprach der Pascha zu mir. Er forschte schonend nach meinen Verhältnissen, und als ich ihm bekannt, daß meine Künstlerbahn vernichtet sei, bot er mir an, ihn hierher zu begleiten als Lehrerin seiner Töchter. Ich folgte ihm, dem Moslem, der meines Elendes sich erbarmt, als kein Christenauge einen Blick des Mitgefühls für mich gehabt, und habe ihn seitdem geliebt wie einen Vater."

„Und Georges? Was wurde aus ihm?"

„Ich schrieb ihm von hier aus so ruhig ich konnte. Von Zeit zu Zeit kam ein Brief von ihm; ich vermuthe, wenn sein Herz gerade augenblicklich frei war und die Erinnerung ihn überkam, dann schrieb er sanft und freundlich, voll guter Wünsche für meine Zukunft. Nun ist er seit langer Zeit schon verstummt."

„Und Sie lieben ihn noch?"



„Das nicht — ich hoffe nicht. — Ich bin ja nun älter geworden und verständiger; ich begreife den Irrthum meiner Vergangenheit, ich sühne ihn mit jedem Tage, jeder Stunde einsamen Lebens.“

„Wissen Sie, was Georges war? Ein Edelmann ohne Edelsinn, ein Ritter ohne Ritterlichkeit. Es ist, wie mein Gemahl mir oft sagte, nicht selten der Fall bei Eurem fränkischen Adel, daß er von allen Rittertugenden nichts bewahrt als den flimmernden äußeren Schein. Das edle Sein ist ihm abhanden gekommen.

Wir Moslem kennen keinen Unterschied zwischen Adel und Bürgerthum. Bei uns ist vornehm, wer vornehm handelt.

Ihre Liebe aber, Léonie, war ein blasser Mondschimmer, überirdisch und darum zweck- und ziellos. Wie hätte ich an Ihrer Stelle gelebt und genossen!“ —

Zwölftes Kapitel.

Saliseh Hanum saß in ihrem Ankleidezimmer, mit ihrer Toilette beschäftigt. Sorgfältig und langsam vollzog sie die wichtige Operation des Schminkens, dabei mit dem Spiegel liebäugelnd, den eine ihrer Sclavinnen, mit anmuthig vorgebeugtem Oberkörper vor ihr knieend, ihr entgegen hielt.

Saliseh's Gesicht trug den Ausdruck tiefer Verstimmung, peinlicher Enttäuschung; ihre Augen blickten trübe, und die Elastizität ihrer Bewegungen war vermindert.

Wenige Monate des Zusammenlebens mit Khaleb Pascha hatten ihr bereits bewiesen, daß sie kein glückliches Loos gezogen, indem sie ihn zum Gatten wählte. Die süßliche Unterwürfigkeit des Bräutigams hatte sich in raschem Uebergange in die Tyrannei eines launischen, schwer zu befriedigenden Ehemannes verwandelt, und fortwährende Demüthigungen, die er ihr auferlegte, stachelten den Stolz der jungen Frau zu heftigen Ausbrüchen an, denen ihr Gemahl meist nur geringschätzige Gleichgültigkeit entgegen setzte.

Sie sah ihn selten, denn wenn er von der Pforte und dem Palais nach Hause zurückkehrte, begnügte er sich meist mit einem flüchtigen Besuche in seinem Harem und verbrachte die Abende in den Salons irgend eines Diplomaten oder in einem Spielklub.

So unerfahren Saliseh in Geldangelegenheiten war, konnte sie sich der Betrachtung doch nicht verschließen, daß die Mittel, über die Khaleb verfügte, im Verhältniß zu seinem Aufwande beschränkt sein müßten. Der französische Koch, der den ganzen Unterhalt des Hauses, die Tafel des Paschas, die seiner Gattin und die Verpflegung der Sclavinnen und Diener gegen eine bestimmte, monatliche Summe in Accord genommen, hatte bereits verschiedene Male um Abschlagszahlungen auf seine Forderungen ersucht, die Diener kamen ins Haus und gingen wieder, weil sie ihren Lohn nicht regelmäßig erhielten, die Rechnungen der Handwerker und Kaufleute, welche den Konak ausgestattet hatten, thürmten sich im Arbeitszimmer des Paschas zu Hügeln an.

Alle diese Dinge würden indessen Saliseh nicht sehr beunruhigt haben, wenn nicht zugleich Gerüchte über die großen Spielverluste ihres Mannes ihr zu Ohren gekommen wären. Es war schon ein paarmal geschehen, daß er ihre Privatkasse, die durch die Freigebigkeit ihres Vaters bisher ziemlich gefüllt gewesen war, zur

Bezahlung von Spielschulden in Anspruch genommen hatte; immer mit der Versicherung, daß er nie wieder eine Karte anrühren würde. Sie hatte erst willig, dann unwillig gegeben, sich endlich geweigert, und das mit doppeltem Grunde, denn auch bei ihr persönlich zeigte sich schon eine gewisse Finanznoth.

Sie glänzte noch an ihren Empfangstagen vor ihren Besucherinnen in den feenhaften Toiletten, die sie zu ihrer Ausstattung erhalten; aber sie hatte die Demüthigung erleben müssen, daß Diuri Kouloudjiau sich geweigert, ihr einen kostbaren Feridjeh von weißem Atlas mit aufgestickten Rosenbouquets anders als gegen Baarzahlung zu verkaufen, und das neue Pariser Coupé, auf dessen Benutzung sie sich so freute, war auf der Douane von einem Agenten des Fabrikanten so lange mit Beschlag belegt worden, bis die 5000 Franken dafür erlegt sein würden. Dies war ihr um so peinlicher, als sie nur noch ausfahren durfte; das Reiten hatte ihr Gemahl ihr ein für allemal untersagt, da es zu emancipirt sei, und um dem Verbote Nachdruck zu geben, war Pertew verkauft worden, ohne daß Saliseh erfahren hätte, wo der Erlös dafür geblieben.

Eine weitere Beschränkung ihrer Freiheit erblickte sie mit Recht darin, daß Khalib ihr einen Haremwächter beigegeben hatte, in Gestalt eines jungen Schwarzen, der hinter ihrem Wagen reiten und die Sklavinnen beaufsichtigen sollte. Um sich an ihrem Gemahl dafür zu rächen, fand Saliseh es zweckentsprechend, den jungen Fahary durch Geschenke und freundliche Worte für ihr Interesse zu gewinnen und durch ihn in nicht officieller Weise auch das Selamlik überwachen zu lassen, wo, wie sie vermuthete, manches vorging, was ihr verborgen zu bleiben bestimmt war.

Indem sie, nur halbangekleidet, noch vor ihrem Toilettentisch lehnte und ihr schönes, aber jetzt röthlich gefärbtes Haar von Hosnah zu einem phantastischen Kopfschmuck aufthürmen ließ, trat Fahary in das Zimmer und sagte in gebrochenem Türkisch, — er sprach nur das Abessynische fließend — indem er die Arme auf der Brust kreuzte:

„Fahary will Hanum Effendi allein sehen.“

„Was soll das bedeuten?“ rief Saliseh heftig, „kannst Du nicht vor Hosnah und Leila reden, wie gewöhnlich. Allah löse Deine widerspenstige Zunge.“

„Fahary will Hanum Effendi allein sprechen,“ wiederholte der Neger grinsend.

„So geht und horcht nicht an den Thüren!“ befahl Saliseh ziemlich verstimmt.

Die Mädchen huschten schnell aus dem Zimmer und ihre Herrin blieb mit dem Schwarzen allein, der bewundernd auf ihre weißen Schultern und Arme schaute, während sie zerstreut den goldgestickten Pantoffel auf ihrer Fußspitze tanzen ließ und mit lässiger Hand ihre Augenbraunen mit einer geschwärzten kleinen Bürste austuschte.

„Was willst Du mir sagen, Fahary?“ fragte sie nach einer Pause.

„Khaleb Pascha heute schlafen ging, als die Sonne aufstand.“

„Das ist nichts Neues. Wo war er gewesen?“

„Wo rothes Geld rollt, Hanum.“

„Im Spielklub also. Hat er verloren?“

„Jean fand Luft in seinen Taschen.“ Und der Neger pustete vergnüglich vor sich hin, um die Spielverluste pantomimisch darzustellen.

„Das alles hättest Du mir vor den Mädchen sagen können. Was giebt es noch?“

„Farideh soll des Paschas Sklavin nicht länger sein.“

„Warum nicht? Das ist nun schon die Dritte meiner Sklavinnen, die ihn bedienen sollte und die er fortschickt nach kurzer Zeit. Was hat sie gethan?“

„Sie hat Nägel geschnitten an Fingern so kurz, zu kurz. Pascha schreit Aman.“

„Warum besorgt Jean, der Kammerdiener, das nicht?“

„Pascha hat gern Frauenhände; sind weich, sind zart,“ sagte der Neger, mit den Augen zwinkernd und den Mund von einem Ohr zum andern aufreißend.

„Du willst nicht sagen, daß die häßliche Farideh ihm gefallen könnte?“

„So sage ich, Herrin. Auch Adileh hat Pascha gefallen und Saïda. Und sind noch häßlicher als Farideh. Aber mag sie nur kurze Zeit, dann sie fortschickt. Maschallah!“ — Er lachte leise und höhnisch.

Salisch sprang auf. „Du wagst, Kara Haïran (schwarzes Thier) zu behaupten, daß mein Gatte die drei widerwärtigen Geschöpfe, die ich ihm als Kammermädchen geliehen, die mir gehören, mir allein, als sein Eigenthum betrachtet habe? Jetzt, jetzt, nachdem wir kaum ein paar Monate verheirathet sind?“

„Hanum, es ist so. Er ist blind für Deine Schönheit, und ihre Häßlichkeit ihm gefällt.“

Zitternd stand die junge Frau vor dem Neger. Ein Schlag von ihrer weißen Hand auf seinen wulstigen Mund machte ihn verstummen. Er senkte die Augen und ließ die Arme hängen.

„Sprich weiter!“ rief Salisch, nachdem ihr erster Zorn verraucht war.

Tückisch nach ihr schielend stand der Schwarze regungslos.

„Wirst Du, Kieupek (Hund), fortfahren, mir zu berichten?“

Keine Bewegung Fahary's verrieth, daß er zu den Lebendigen zähle.

Als Salisch sah, daß ihre Befehle von ihm abprallten, begann sie, den Ton zu wechseln.

„Keroubîn (Cherub), Dosti azizam (lieber Freund), öffne Deinen Mund und laß mich Deine goldnen Worte vernehmen! Bist Du nicht mein Mahboub?“ (Vielgeliebter.)

Fahary blieb den Schmeichelreden gegenüber ebenso unempfindlich als den Scheltworten.

Da faßte Salisch sich kurz. Mit einer schnellen Bewegung schob sie den Schwarzen aus der Thür und schloß dieselbe. Dann rief sie die Sklavinnen wieder in's Zimmer.

„Hosnah, rufe Deine Gefährtinnen alle in mein großes Gemach! Leila, geh' und hole mir das heilige Buch!“

Kaum waren die Sklavinnen verschwunden, als Salisch ein dunkles, türkisches Gewand über ihre Schultern warf und in ihren Salon eilte. Mit heftigen Schritten durchmaß sie ihn, bis die über die ungewohnte Zusammenberufung erstaunten Sklavinnen verschüchtert eintraten.

Nachdem Leila ihr mit tiefer Verneigung den Koran überreicht, den Salisch inbrünstig an ihre Lippen drückte, legte sie das in reichen Sammt gebundene, mit Perlen und Edelsteinen verzierte, große, albumförmige Buch auf einen Tisch an ihrer Seite und wandte sich ernsten Blickes und mit ruhiger Haltung an die Sklavinnen.

„Wem gehört Ihr, meine Mädchen?“ fragte sie.

„Dir, Hanum Effendim,“ riefen alle wie aus einem Munde, und Allah sükür! (Gott sei Dank!) Allah bilinge olsun! (Gott sei mit Dir!) ertönte es hier und dort.

„Hat Khaleb Pascha ein Recht an Euch?“ fragte Saliseh weiter.

„Hitsch!“ (Durchaus nicht!) riefen mehrere Stimmen.

„Und doch weiß ich, daß einige von Euch ihn zu ihrem Herrn erkoren.“

„Allah saklasun!“ (Gott bewahre!) schrieen einige der Mädchen.

„Tretet zu mir, legt eine nach der andern die Hand auf das heilige Buch, und schwört, daß Ihr rein seid!“

Betroffen sahen die Sklavinnen einander an. Die meisten blickten nur erstaunt, einige schienen verstört.

„Tritt heran, Hosnah,“ rief Saliseh, über die Treue ihrer Lieblingssclavin beruhigt.

„Emin edarim,“ (ich schwöre), sagte Hosnah feierlich, indem sie die Fingerspitzen auf den Koran legte.

Ihr folgten mehrere ihrer Gefährtinnen. Zuletzt standen Adileh, Saïda und Farideh allein abseits.

„So schwört auch Ihr!“ rief ihre Herrin strenge.

Die Mädchen sanken zur Erde.

„Aman, Hanum Effendin,“ riefen sie schluchzend.

„Der Pascha hat mich bedroht,“ jammerte Adileh.

„Er schlug mich, als ich widerstrebte,“ stöhnte Saïda.

„Genug!“ sagte Saliseh kalt. „Die Sclavenmeisterin wird Euch vor der Hand einsperren. Fort aus meinen Augen.“ — —

Sobald die schuldigen und die treuen Sclavinnen sich entfernt hatten, sank ihre Herrin auf den Divan nieder und verbarg ihr Gesicht in den zarten, bebenden Händen. Sie hatte nun die Gewißheit, daß ihr Gatte ihr nicht treu war. Sie fand Rivalinnen in ihren eigenen Sclavinnen. Der Zorn über diese Schmach loderte hell in ihr auf. Sie war nicht eifersüchtig, sie war nur gekränkt in ihrem Stolz, in ihrem Selbstbewußtsein. Ihr schönes, junges Leben hatte sie diesem verlebten, häßlichen Greise hingegeben — und er lohnte es ihr so!

Voll wilder Rachsucht ballte sie die kleinen Fäuste, Worte des Hasses und der Wuth entsprudelten ihren bläulichen Lippen, ihre zarte Gestalt zitterte unter der Wucht der Erniedrigung, die ihr auferlegt worden.

War das ihr Kismet? — — Kismet? — Wenn es so war, konnte sie ja nichts dagegen thun. Sie mußte es dann hinnehmen als Allahs Schickung und es gelassen tragen.

Was nützte es, sich aufzulehnen gegen das Unabänderliche? Es war eine Thorheit! — Von Ewigkeit her stand es geschrieben, daß Khaleb Pascha die häßlichen Sclavinnen besser zu schätzen wissen werde als seine schöne, vornehme Frau.

„Haïlmaz“ (es schadet nichts), sagte sie, sich aufrichtend und die Thränen zornig aus den Augen schüttelnd.

„Aber er soll es doch büßen! Ich habe ihn ja jetzt in meiner Hand. Wehe ihm, wenn er heute mich aufsucht!“



Und sie schritt in ihr Ankleidezimmer zurück, dort ihren Anzug zu vollenden, denn es war ihr Empfangstag heute und sie erwartete die vornehmsten europäischen Damen Peras. Ihnen mußte sie ein heiteres, ruhiges Gesicht zeigen und eine selbstbewußte Haltung. Wohl fragte sie sich, welchen Zweck nun noch ihr Ehrgeiz haben könne, da der Mann, mit dessen Laufbahn sie ihr Geschick verwebt, ihr doch schwerlich es je danken werde, wenn sie Einfluß und Macht errang; aber sie war einmal in den Strudel des Hastens und Ringens nach den Phantomen der Ehrsucht und des Stolzes hineingerathen und es galt nun, um jeden Preis ihr Ziel zu erreichen. War das geschehen, so konnte sie ja immer noch ihre Errungenschaften mit einem Anderen theilen als mit ihrem Gatten.

Eine Stunde später stand die junge Türkin in kostbarer modischer Kleidung in ihrem mit persischen Seidenstoffen tapezirten und mit üppigen, schwellenden Ruhesitzen ausgestatteten Empfangszimmer, dessen Atmosphäre durch zahlreiche große Magnolien, die, in schöne Vasen gruppirt, ihren berauschenden Duft ausströmten, schwer und einschläfernd gemacht wurde.

Saliseh's nervöse Natur war für starke Gerüche, würzige Speisen und selbst berauschende Getränke außerordentlich empfänglich; sie haßte das Nüchterne, Alltägliche und suchte oft durch Reizmittel gewaltsam Erregung, für die sie nachträglich durch Mattigkeit und Abgespanntheit zu büßen hatte.

Bald fanden sich die Besucherinnen ein, die sich in dem weiten, prachtvoll geschmückten Raum plaudernd in Gruppen vertheilten, während geputzte Sclavinnen Kaffee, Thee und Scherbet herumreichten. Der Empfang war diesmal besonders glänzend. Die ersten Damen der fränkischen Gesellschaft suchten die Gattin des Ministers auf, nicht nur weil sie ihre Liebenswürdigkeit und Anmuth bewunderten, sondern weil sie in dieser oder jener Angelegenheit den Einfluß, den man ihr auf ihren Gatten zuschrieb, ausnutzen wollten. Nichts konnte Saliseh größere Freude machen als derartige vertrauliche Eröffnungen; sie sah darin Vorzeichen ihrer beginnenden Bedeutung als politische Frau und ermuthigte die Damen durch gefälliges Entgegenkommen zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn. Auch Fatmah Hanum mit ihrer Schwiegertochter und Léonie war von ihrer Campagne am Bosporus, wo sie trotz der herbstlichen Zeit noch weilte, in die Stadt gekommen und belebte durch ihre geistvolle Liebenswürdigkeit den Kreis von Französinnen und französirten Levantinerinnen, der sich um sie schloß.

Erabieh, im Stolz der Mutterhoffnung und in der täglich sich steigernden Leidenschaft für ihren Mann, sah ohne Neid auf den Glanz, der ihre Schwester in ihrer officiellen Sphäre umgab.

Mrs. Adfellow, früher Miß Potter, erschien ebenfalls auf einen Augenblick im Cirkel ihrer früheren Schülerin und wechselte vertrauliche Worte mit Frau von Roxburg, die in letzter Zeit auch die Förderung des Missionswesens in den Kreis ihrer rastlosen Thätigkeit gezogen hatte.

Den höchsten Gipfel der Belebtheit aber erreichte der Empfangsnachmittag, als Khaleb Pascha, von der Pforte zurückkehrend, den Harem seiner Gemahlin aufsuchte, um ihre Besucherinnen zu begrüßen.

Mit großer Gewandtheit und Beweglichkeit verstand es der Hausherr, als einziger Vertreter des starken Geschlechts, sich unter dem Damenflor geltend zu



machen; sein Mund floß den Diplomatinnen gegenüber von Höflichkeitsfloskeln über; die weniger hervorragenden Damen wurden mit verbindlichem Lächeln und Gruß bedacht und die unbedeutenden mit der Notiznahme einer Kopfneigung abgespeist.

So interessevoll sich der Pascha aber auch anscheinend der Gesprächsstoffe bemächtigte, welche in den verschiedenen Gruppen erörtert wurden, so wand er sich doch schlangenglatt von einer zur anderen, in Verfolgung des Ziels, mit Frau von Roxburg, die an einem der Fenster, welche nach dem Bosporus gingen, saß, ein paar Worte unbelauscht zu wechseln. Sie folgte seinen strategischen Operationen mit verständnißvollem Blick und kam ihm halb entgegen, als er in ihrer Nähe angelangt war.

„Dies neue Album mit den Photographien der Pariser Künstlerinnen en vogue ist entzückend, Pascha," rief sie laut; „nicht alle aber sind mir bekannt. Setzen Sie sich zu mir, und nennen Sie mir die Namen, ich bitte!"

Der Pascha folgte galant der Aufforderung und sagte, indem er die Blätter des Albums umwandte:

„Mademoiselle Croizette, speciell für mich aufgenommen."

Leiser fügte er hinzu: „Der Padischah hat mich heute rufen lassen und mir seine allerhöchste Zufriedenheit mit der Leitung meines Ministeriums ausgedrückt."

„Sie hat einen interessanten Kopf," — entgegnete die Ministerin, dann sagte sie flüsternd: — „Was haben Sie erwidert?"

„Sehen Sie nur die Haartracht," — lächelte der Pascha. — — „Ich warf mich mit der Stirn auf den Boden und flüsterte Dankesworte so leise, als sei ich der Sprache beraubt." —

„Wer ist die folgende, bleiche Schönheit?" — fragte Frau v. Roxburg, eifrig blätternd. — — „Wissen Sie, daß die bewiesene höchste Gunst mich beunruhigt?"

„— — Chose — — von den Folies dramatiques." — „Warum? Meinen Sie, daß sie zu viel Neid erwecken könnte?"

„Ist dies nicht Cora Pearl mit ihren Diamanten?" — „Ich meine, daß Abdul Aziz stets von Gunstbeweisen zur Ungnade überspringt."

— „Einige davon war ich so glücklich zu spenden." — „Welchen Grund könnte er dazu in diesem Falle finden?"

„Sie sollten sich schämen, es zu gestehen." — „Ihre Frage ist kindlich, mein Pascha. Wissen Sie nicht, daß der Sultan nie aus Gründen, sondern nur nach Launen handelt? Doch vielleicht sehe ich zu schwarz. A propos, wie steht es mit der Anstellung des jungen Mannes, den ich Ihnen empfohlen?"

„Heute ist der Firman ausgefertigt worden, der ihn zum Kiatib (Sekretär) in meinem Ministerium ernennt. Es war eigentlich boshaft, von mir die Beförderung dieses Ihres jungen, hübschen Günstlings zu verlangen," fügte er blinzelnd und spöttisch lächelnd hinzu.

„Der Gatte der schönen Saliseh hat sicher keine Ursache, sich alter Träume zu erinnern," lachte die Ministerin laut, indem sie das Album zuklappte.

Ein vielsagender Seufzer des Paschas war die Antwort. Indem er das Album aus ihren Händen nahm, flüsterte er bissig: „Sie ist eine störrige Eselin und verdient den Stock."



Mit dieser Aeußerung seiner zärtlichen Empfindung für Saliseh verabschiedete sich der Pascha von seiner Vertrauten, die bald darauf mit überlegnem Lächeln sich seiner Gattin näherte.

„Wir sind noch nicht dazu gekommen, darling,“ redete sie die junge Frau halblaut vertraulich an, „nach Ihrer Heirath ein einziges Mal freundschaftlich mit einander zu plaudern. Und ich hätte doch so gern von Ihnen selbst alle Einzelheiten Ihres Glückes erzählen hören. Denn, nicht wahr, Sie sind glücklich, dearest?“

Statt aller Antwort sah Saliseh die Fragerin mit brennendem Blick und spöttisch verzognen Lippen an.

„Sie fühlen gewiß,“ fuhr Frau von Roxburg fort, „die ganze Bedeutung Ihres Gemahls, seine unendliche Ueberlegenheit, und ich bin überzeugt, daß Sie, my lovey, sich ihm mit voller Hingebung unterordnen.“

Saliseh warf den Kopf in die Höhe.

„Ich ordne mich niemand unter, Lady Roxburg,“ zischte sie leise, „am wenigsten aber Khaleb Pascha; ich bin zu ihm herabgestiegen, als ich einwilligte, seine Frau zu werden; er sollte dafür dankbar sein.“

Die Rathgeberin zog sich verletzt zurück, und Saliseh streifte stolz an ihrem Gatten vorüber, der sofort mit einem halben Blick erkannte, daß die Stimmung seiner Frau ihm in diesem Augenblicke nicht günstig sei.

Mit der hämischen Schadenfreude, die einen Grundzug seines Charakters bildete, beschloß er sofort, ihr vor ihren Besucherinnen die Rolle der glücklichen Gattin aufzunöthigen. Leise und schmeichlerisch hielt er sie an der Hand zurück, und sich zu der Gemahlin eines Gesandten wendend, die in der Nähe saß, sagte er kichernd:

„Was sagen Excellenz zu der Schüchternheit meiner kleinen Frau. Sie ist wie eine Taube, die vor ihrem Täuberich davonflattert. Und doch vermag sie so süß zu girren, wenn sie mit ihm allein ist.“

Saliseh's Augen schossen Blitze, und sie erröthete heftig. Doch wagte sie nicht, unter den lächelnden, schmeichelhaften Blicken der Damen, die auf ihr ruhten, dem Pascha ihren Zorn zu zeigen. Sie strebte nur danach, ihre Hand aus der seinen zu befreien, welche streichelnd und kosend sie festhielt.

„Nein, geh' noch nicht!“ flehte Khaleb zärtlich. „Gönne mir dies kleine tête-à-tête in so zahlreicher Umgebung! — Ach, ich sehe meine kleine Frau leider so wenig,“ fügte er, wieder zu der Gesandtin gewendet, hinzu; „ich muß mir die Augenblicke zusammenstehlen, die ich meiner Liebe widmen darf.“

Die Gesandtin hatte sich erhoben und schickte sich, wie andre Damen, zum Gehen an.

„Sein Sie uns dankbar, Pascha,“ sagte sie freundlich, „wir lassen Sie jetzt allein mit Ihrer reizenden Gemahlin. Auf Wiedersehen, Madame Khaleb Pascha, und verwöhnen Sie Ihren Gatten nicht zu sehr durch Ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit; Sie machen ihn sonst ganz unempfindlich gegen das Vorhandensein andrer weiblicher Wesen.“

Mit Scherzreden und Verbindlichkeiten nahm man allerseits Abschied; die Schleppen rauschten zu den Thüren hinaus, der Wortschwall verhallte auf den



Corridoren und der Treppe, die Wagen rollten in der Entfernung, — dann war Alles still.

Saliseh stand mit ihrem Gatten allein inmitten des Saales. Sie wandte sich mit einer raschen Bewegung zu ihm.

„Folge mir in mein Boudoir!“ Und sie ging voran.

Er sah ihr nach, und sein Ahnungsbarometer zeigte auf Sturm.

„Bah!“ sagte er, verächtlich mit den Fingern schnippend, und folgte ihr furchtlos.

Dreizehntes Kapitel.

Abdullah Pascha befand sich in seinem Arbeitszimmer mit einem Mann, der noch nie vorher den Konak betreten und den der Kapudji (Pförtner) sich kaum einzulassen getraut, so wenig kam ihm dessen Aeußeres der Würde eines Besuchers entsprechend vor.

Der fragliche Muschafir (Fremde), eine große, knochige Gestalt mit rothbärtigem, scharfem Gesicht, war in einen verschossnen Kaftan und ein schmutziges Entarie gekleidet; sein weißer Turban ermangelte der Sauberkeit, welche sonst diese Kopfbedeckung auszeichnet, und die weiten Beinkleider hingen unordentlich um die plumpen Knöchel. Er hatte an der Thür ein paar ungeschlachte Ueberschuhe von den Füßen gestreift und dann, von dem Kiahia Mustapha begleitet, der ihm in der Hausflur wie auf Verabredung begegnete, den Weg zu den Gemächern des Paschas eingeschlagen. Seit zwei Stunden weilte er nun schon bei diesem, und noch hatten die wartenden Diener in den Vorgemächern nur den Kiahia das Zimmer verlassen sehen. Endlich indessen öffnete sich die Thür auch für den Fremden, der mit täppisch geräuschvollen Bewegungen und lauten Abschiedsworten sich von dem verlegen und bedrückt dreinschauenden Abdullah verabschiedete.

„Allaha Ismarladik,“ (Ich empfehle mich) rief der Besucher und machte zu wiederholten Malen sein Temenah. „So ist denn alles in Richtigkeit. Ich will Hevâ Hanum, Yussufs Mutter, zu Sachib senden, daß sie mit ihr Freundschaft schließe, denn Ihr kennt das Sprichwort:

Willst Du Tuch kaufen, so prüfe den Saum,
Willst Du die Tochter freien, so sieh Dir die Mutter an.“

Abdullah nickte schweigend und blieb an der Schwelle des Vorzimmers stehen. Der Fremde, der sich schon zum Gehen gewendet, kehrte noch einmal zurück.

„Euer Kiahia mag mit dem meinigen Alles in Richtigkeit bringen. Wir sehen einander nur noch als Freunde, bald als Verwandte. Allah sei mit Euch!“

Er ging endlich, und tiefaufseufzend kehrte der Pascha in sein Zimmer zurück, wo er gebeugten Hauptes in einen Sessel sank. Einige Minuten später trat Selim bei ihm ein. Sein Gesicht strahlte, und eine ungewöhnliche Aufregung zeigte sich in seinen Bewegungen. Doch als er seinen Herrn in so völliger Niedergeschlagenheit erblickte, bezwang er sich rasch und näherte sich theilnehmend dem Pascha.

„Excellenz sind doch nicht krank?“ fragte er besorgt.

„Mein Magen ist nicht in Ordnung,“ klagte der alte Herr. „Mir widersteht alle Nahrung. Doch das ist nicht das Schlimmste. Ich habe Unannehmlichkeiten, bin genöthigt, um meinen Finanzen aufzuhelfen, Conzessionen zu machen,

die mir sehr schwer werden, mit Leuten zu verkehren, denen ich auf den Bart spucken möchte." —

„War das nicht eben Tripolis Pascha, dem ich im Vorsaale begegnete?"

„Ganz recht. Der alte Wucherer wollte mich durchaus selbst besuchen. Selim, wir haben stundenlang die harten Bedingungen besprochen, unter denen er mir 100 000 Pfund zu leihen bereit ist. Meine Gobelins, meine Sèvres, mein noch übriges Silberzeug, meine alten Münzen und Edelsteine habe ich ihm verpfänden müssen, dem Schuft, dem Teufel!"

„Nun," sagte Selim beruhigend, „die Hauptsache ist doch, daß Excellenz das Geld bekommen; später findet sich schon ein Ausweg, Tripolis Paschas Ansprüchen zu entgehen."

„Tilki aldatlamaz," (den Fuchs betrügt man nicht) entgegnete Abdullah sententiös.

„Ist es mir erlaubt, Excellenz von meiner geringen Person zu unterhalten?" fragte Selim unterwürfig.

„Sprechen Sie, lieber Freund! Ich hoffe, Sie haben mir Gutes zu sagen."

„Meine geringen Verdienste sind durch meine Ernennung zum Secretair im Vekialet der Auswärtigen Angelegenheiten belohnt worden," sagte Selim mit gedämpft frohem Ton.

„Afferun, Afferun," rief der Pascha. „Sie werden es noch weit bringen. Und ich verliere Ihre Dienste darum doch nicht. Wenn Sie sich täglich drei bis vier Stunden auf der Pforte gezeigt haben, bleibt Ihnen ja wohl noch Muße, um Ihrem alten Freunde mit Ihrer gewandten Feder beizustehen. Sie bleiben doch bei mir wohnen? Natürlich wird Ihr Appartement vergrößert werden."

„Ich möchte nie aus diesem Hause scheiden," entgegnete Selim feurig, „und ich wage es, Excellenz daran zu erinnern, daß Sie mich einst hoffen ließen, wenn meine Stellung eine bessere geworden, mir die Rechte eines Sohnes zu gewähren. Die reizende Sinipher, die Perle Ihrer Töchter" — —

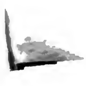
„Ach, armes Kind!" rief der Pascha schmerzlich „Sie kommen zu spät mit Ihrem Antrag — Sinipher ist nicht mehr frei. — Ich habe sie" — und er senkte beschämt das Haupt — „ich habe sie Tripolis Pascha für seinen sechsten Sohn, Yussuf Effendi, zugesagt."

„Wie, mein Pascha," rief Selim Effendi entsetzt, „Sie wollten Sinipher, die liebliche Blume, in jene Hölle werfen, die man Tripolis Paschas Haus nennt?"

„Nur unter dieser Bedingung willigte der Bandit ein, den Ruin von mir abzuwehren. Er sucht durch die Verbindung mit meiner Familie Ansehen zu gewinnen. Er will sich an mich drängen. Schlimm genug, daß ich ihn nicht abschütteln kann!"

„Excellenz," sagte Selim mit dem Tone tiefster Ueberzeugung, „dies darf nicht sein! Sie, der gütige Vater, der seine ältesten Töchter so glänzend verheirathet, der sich um ihretwillen finanziell fast ruinirt, Sie wollten Ihr jüngstes Kind den Spekulationen eines niedrigen Wucherers opfern, der sich aus dem Schmutz emporheben möchte auf Ihren Schultern?! Es ist unmöglich!

„Es muß sein, Selim," sagte der Pascha mit etwas gereiztem Ton. „Ihr Urtheil ist durch die Neigung zu Sinipher gefangen. Der Liebende sieht alle Dinge



verzerrt, wie in einer Glaskugel. Siniphег kann sich doch nicht mit ihren Schwestern vergleichen. Sie ist das Kind meiner dritten Frau, hat keine europäische Erziehung genossen und war nie zu einem glänzenden Looſe bestimmt. Sie wird sich darein finden, Yussufs Hanum zu werden."

„Sie wird es ertragen, mit ihm unter der Heerde seiner schmutzigen, elenden Brüder und Schwestern zu leben, des Nothwendigsten beraubt durch den Geiz ihres Schwiegervaters, eingemauert in das Gefängniß jenes Konaks, der keinen Garten, keinen Stall, kein Bad hat?!" — — —

„Sie übertreiben, Freund, so schlimm ist es nun wohl nicht. Ich würde Siniphег auch Rechte ausbedingen. Ja, vielleicht, wenn sie nicht glücklich ist im Harem Yussufs, erlaube ich ihr nach kurzer Zeit, sich von ihm zu scheiden und in mein Haus zurückzukehren. Dann wird es noch immer Zeit sein, bei ihrer zweiten Heirath Sie zu berücksichtigen. Nur jetzt muß ich mein Wort halten, so schwer es mir wird."

„Mein Pascha — —", begann Selim, mit den Zähnen knirschend.

„Und nun genug von diesem Gegenstande! Allah Kerim, wie habe ich mich angestrengt! Die Magenschmerzen kommen wieder. Gehen Sie, Selim, rufen Sie meinen Kammerdiener; er soll mich zu Bette bringen. Sagen Sie nichts mehr, ich will nichts hören. Ich bin krank. Aman, aman!"

Und der Pascha wand sich mit über dem Leibe gefalteten Händen auf seinem Lehnstuhl.

Doch noch war ihm nach allen Unannehmlichkeiten des Tages die wohlverdiente Erholung nicht beschieden. Kaum hatte Selim das Zimmer verlassen, um grollend und zornig dem Gebot des Paschas nachzukommen, als die Thür zu dem Schlafzimmer desselben sich öffnete, und Saliseh, in einen einfachen Feridjeh und dichten Yaschmak gehüllt, zu ihrem Vater trat.

„Was bringt Dich hierher, Cusum", fragte der alte Herr, halb froh über den Anblick seiner Lieblingstochter, halb verstimmt durch die Aussicht, sich noch nicht zur Ruhe begeben zu dürfen.

„Oh, mein Vater", rief Saliseh, den Schleier und Mantel von sich werfend und vor ihrem Vater niedersinkend, „ich bin sehr unglücklich!"

„Allah jok virêh!" (Gott wolle es nicht) rief der zärtliche Vater entsetzt. „Was ist meinem Lamm geschehen?"

Und nun sprach Saliseh. In fliegenden Worten berichtete sie ihre Entdeckung, das Geständniß der Schuldigen, erzählte von der Scene, die sie mit ihrem Gatten gehabt und die durch seine Frechheit und Kaltblütigkeit zu einer Niederlage für sie selbst geworden war.

„Er bot mir an, die Mädchen zu kaufen", rief sie, zitternd vor heißem Aerger, „Sclavinnen zu haben sei sein Recht; ich müsse froh sein, daß er neben mir keine andere Frau nähme, denn ich gefiele ihm nicht. Das wagte er mir zu sagen."

„Das ist allerdings stark, Djanum", entgegnete der Pascha beschwichtigend und sich dabei leise den Magen reibend; „aber Du mußt wissen, daß wir Männer alle nicht viel werth sind, und Khaleb Pascha ist nun sicher keiner der Frömmsten. Ich sagte es Dir ja voraus, mein Reh, als Du ihn haben wolltest."

„Du sprachst von fränkischen Frauen; aber Du erwähntest meiner Sclavinnen nicht."

„Ja, die Mädchen haben Strafe verdient. Was willst Du mit ihnen thun?"

„Ich will sie peitschen lassen, aber nicht bei mir. Wir wohnen zu nah dem Frankenviertel, und man könnte ihr Geschrei hören. Ich sende sie zu Dir, und Deine Neger mögen ihnen die Bastonnade geben."

„Ganz recht, Cusum, so soll es sein. Bist Du nun beruhigt?"

„Wie, soll Khaleb Pascha straflos ausgehen? Soll er mich beleidigen dürfen, ohne daß mein Vater ihn dafür seinen Zorn empfinden ließe?"

„Aman, Töchterchen, was soll ich dabei thun?"

„Du fragst? Du sollst ihn als Schwiegervater ermahnen, ihm Vorwürfe machen, für mein Recht eintreten."

„Cusum, Cusum, das hat seine Schwierigkeiten. Der Mensch ist der Spiegel des Menschen, sagt das Sprichwort, und wenn Khaleb sich einfallen ließe, den Spieß herumzudrehen — — —. Die Sache ist, er kennt mich zu gut, um sich von mir ermahnen zu lassen."

„Du mußt es wenigstens versuchen, Benim Baba; sonst liebt Dich Deine Saliseh nicht mehr."

„Das will ich, mein Reh. Weine nicht, weine nicht! Schicke Deinen sündigen Gatten morgen zu mir, ich will ihm die Leviten lesen. — Er kann vorher bei mir frühstücken. — Doch nein, nein, wenn Du das nicht willst! — Ah, da kommt endlich mein Kammerdiener. Und jetzt, Djanum, leb' wohl für heute; ich muß zu Bette. Ich habe zu viel durchgemacht. — Vergiß nicht, die pflichtvergessenen Sclavinnen zu schicken! Ihre Sohlen sollen bearbeitet werden, dafür stehe ich Dir!"

Während der Pascha sich unter lauten Klagen von seinem Kammerdiener in sein Schlafgemach führen ließ, nahm Saliseh langsam ihren Feredjeh um und verhüllte ihren Kopf mit dem Yaschmak. Selim Effendi stand einige Schritte von ihr und überlegte, ob er nicht versuchen solle, ihre Barmherzigkeit für die bedrohte Sinipher anzurufen und ihren mächtigen Einfluß bei dem Pascha für seine Liebe zu gewinnen.

Doch mit der dem Orientalen natürlichen Zurückhaltung scheute er vor der Mittheilung einer Angelegenheit an dritte Personen zurück, die vielleicht noch Geheimniß bleiben sollte; zudem hatte ihn die Erfahrung gelehrt, daß es mißlich sei, um eine Gunst zu bitten, ohne dafür ein Aequivalent anbieten zu können, und er konnte der stolzen Saliseh nichts versprechen, nichts gewähren. Aus seiner Niedergeschlagenheit riß ihn eine leise Anrede der jungen Frau.

„Selim," sagte sie, mit dem Ton, in dem eine Gebieterin zu ihrem Diener redet, „mein Vater war stets mit Deinen Diensten zufrieden und rühmte mir Deine Verschwiegenheit und Brauchbarkeit mehr als einmal. Würdest Du Dich entschließen, sie auch der Tochter Deines Herrn zu widmen, wenn sie Dich darum ersuchte?"

„Ihr krönt meine Wünsche, Sultanum", flüsterte Selim, „Euer Sclave ersehnte so eben die Gelegenheit, Euch seine Treue erproben zu lassen."

„Höre mich", sagte Saliseh rasch und vertraulich, nachdem sie die Thür zum Schlafzimmer ihres Vaters geschlossen. „Morgen wird Abdullah Pascha hier

mit meinem Gemahl reden. Es wäre mir lieb, wenn Du ihr Gespräch hören könntest. Du sollst mir darüber Bericht erstatten. Kannst Du in Khaleb's Konak gelangen, ohne Aufsehen zu erregen?"

„Ich bin, Sultanum, jetzt Kiatib in seinem Ministerium und kann mit Leichtigkeit eine Depesche oder ein Actenstück zu ihm bringen."

„Thue es morgen Abend, wenn er den Club besucht. Laß Dich in sein Arbeitszimmer zu ebner Erde führen und sage, Du wollest dort auf ihn warten. Aus diesem Gemach führt eine Thür in das Winterhaus, in dem Palmen und Farrenkräuter stehen. Hinter der großen Palme zur Rechten öffnet sich eine Glasthür, die in die Wand eingefügt ist; sie wird unverschlossen sein. Von ihr führt eine enge Treppe hinauf in mein Boudoir. Betritt es ohne Zagen, Du wirst mich mit einer Freundin dort finden und mir über die Zusammenkunft berichten. Ich habe Dir noch einen anderen Auftrag zu geben."

Sie grüßte stolz mit der Hand und schritt an Selim vorüber, der an der Thür stehen blieb, bis sie den Corridor, der zum Harem führte, durchschritten. Dann richtete er sich mit frohem Lächeln auf. Salisehs Willfährigkeit war ihm jetzt gesichert. Sie wollte ihn zum Werkzeug ihrer Pläne machen und hatte sich in seine Hände gegeben. Jetzt glaubte er sich stark genug, den Pascha an dem Verkauf Siniphers zu hindern. —

Einen Augenblick stillen Triumphes vergönnte er sich; dann verschwand der Ausdruck desselben aus seinen Zügen, und die Art, wie er das Schlafzimmer des Paschas betrat und sich um ihn bemühte, ließ an Demuth und Unterwürfigkeit nichts zu wünschen übrig.

Vierzehntes Kapitel.

Der Yali Reschid Beys befand sich nahe dem Dorfe Beïkos an der asiatischen Küste des Bosporus in wundervoller Lage. Jenseits der an dieser Stelle ziemlich breiten und buchtigen Meeresenge sieht man die reizenden Villen von Therapia und Bujukdéré an lieblichen, gartenumkränzten Hügeln hingelagert; diesseits schließen bewaldete Höhen die Aussicht nach dem schwarzen Meer ab und anmuthige, von schmalen Bächen durchrieselte Thäler senken sich hier und da der anatolischen Küste zu. Diese selbst, fast ausschließlich von Türken bewohnt, die sich in Asien behaglicher und mehr zu Hause fühlen, als im fränkischen Europa, zeigt eine unendliche Reihenfolge von grau, grün und gelb gestrichenen, mehr oder weniger gitterfenstrigen türkischen Häusern, welche gewöhnlich ihre Vorderseite in die Fluthen tauchen, oder doch nur durch einen schmalen Quai, einen wenige Schritte breiten Garten von dem belebenden Element getrennt sind. Enge, holprige Straßen führen an der Hinterseite der Häuser durch die langgestreckten Dörfer, deren ärmliche Hütten und Häuschen, vom vornehmen Wasserviertel entfernt, sich in Thalwinkeln oder zwischen dichtbelaubten Platanen an den unteren Hügelabhängen verstecken. Die weiten, parkartigen Gärten der türkischen Großen ziehen sich, meist durch die Straße von den dazu gehörigen Häusercomplexen getrennt, an den Höhen hinauf, auf deren Gipfel gewöhnlich ein hölzerner Kiosk einen luftigen, heitern Aufenthalt bietet; denn von seinen Fenstern aus erblickt man das geschäftige Leben und Treiben auf der wundervollen Wasserstraße, sieht die Handelsschiffe aller Nationen deren Win=

dungen durchziehen. Die stolzen, schnaubenden Dampfer mit den wehenden Flaggen hasten vorüber, ihre Doppelspur hinter sich zurücklassend, eine schwarze Rauchlinie in der klaren Luft und eine weiße Schaumfurche in dem krystallnen Wasser; die Segelschiffe kommen mit weitaufgebauschten Schwanenflügeln, bald vor dem scharfen Nordwinde vom schwarzen Meere herabfliehend, bald von dem heißen Südhauche aus der Marmarasee gegen die Strömung gesandt, in zahlreichen Schwärmen angeflogen; die weißbezelteten Bosporus-Dampfbote legen grüßend von Ort zu Ort an den Landungsplätzen an, überall Menschenwogen ausgebend und einnehmend und eilig weiterpustend auf ihrer regelmäßig durchmessnen Bahn; die spitzen, langen Pfeile der Kaiks schießen, die Fluthen scharf durchschneidend, von einem Ufer zum andern. Hier und dort liegt ein eisengepanzerter Koloß mit geöffneten Stückpforten zur Wacht vor Anker, dessen Tauwerk und Raen aber, dem bedrohlichen Ansehen des Schiffskörpers zum Trotz, den friedlichen Ausputz der flatternden Matrosenwäsche zur Schau tragen, welchen Umstand wohl auch die klugen Delphine bemerkt haben mögen, die an den Langseiten der Kriegsschiffe rudelweise ihre Purzelbäume schlagen, so furchtlos, als wären die Kanonenröhre nur dazu da, ihnen einen Maßstab für die Höhe ihrer Sprünge darzubieten.

Dieses belebte Bild, in die durchsichtige Bläue eines schönen Herbstmorgens gemalt, betrachteten von der obersten Terrasse ihres Gartens aus, wo sie unter einem Zeltdach beim Frühstück saßen, Fatmah Hanum, Erabieh und Léonie in behaglicher Ruhe und Heiterkeit.

Sie hatten auf Wunsch Reschid Beys ihren Aufenthalt auf dem Lande länger ausgedehnt, weil in diesem Herbst die Cholera in der Stadt und den Vorstädten zahlreiche Opfer hinraffte, boten den kühlen Nächten und Regengüssen Trotz und benutzten die sonnigen Stunden, um die letzten Reize der herbstlichen Landschaft, den neugrünenden Rasen, die herrlichen Laubschattirungen der Wälder, die rauschenden Bergwasser so viel als thunlich auszukosten.

Zwischen Fatmah und Léonie hatte sich eine freundschaftliche Intimität gebildet, die Beiden viele genußreiche Stunden bereitete; unter vertraulichen Gesprächen, Spaziergängen, Lesen, Beschäftigung mit Fatmahs Schützlingen und Ausübung mannigfach gearteter Wohlthätigkeit flossen ihnen die Tage friedlich und rasch dahin. Fatmah sah in der Französin eine Stütze ihres herannahenden Alters, Léonie in der Türkin eine zu seltner Blüthe entwickelte, orientalische Frauennatur, deren Studium ihr immer neues Interesse gewährte. Beide hatten einen gewissen Grad von Selbstlosigkeit erlangt, der sie zu objectiver Beobachtung der sie umgebenden Welt besonders geeignet machte, und da ihre Standpunkte, entsprechend ihrem Entwicklungsgange, manche Verschiedenheit boten, brachte ihnen der Austausch ihrer Gedanken und Ansichten stets neue Anregung, neuen Reiz, ohne sie je zu schroffem Widerspruch oder Mißbilligung zu führen. Erabieh, von Beiden mit herzlicher Liebe umfangen, veranlaßte zuweilen leise Verstimmungen in dem anmuthigen Tageslauf. Das arme Kind, von einer maßlosen Leidenschaft für ihren Gatten erfüllt, und keinem verständigen Rathe zugänglich, that in ihrer Naivetät und Harmlosigkeit unglücklicherweise alles, was ihr Reschid Beys Neigung mehr und mehr entfremden mußte. Sie hing sich an ihn wie eine Klette, umwarb ihn mit Zärtlichkeiten und Schmeicheleien, drängte sich in alle seine Unternehmungen

und Beschäftigungen und erlangte dadurch nur, daß er sie fortwährend bei Seite schob und vielleicht nicht mehr weit entfernt war, über sie hinweg sich einen Weg ins Freie zu bahnen.

Bisher hatte Fatmah Hanum durch ihren Einfluß ihm eine gewisse Rücksicht für seine Frau aufgenöthigt; aber sie sah bereits mit Kummer den Augenblick kommen, in welchem die Ungeduld des geplagten Mannes über die Gefügigkeit des Sohnes den Sieg davontragen, und das Haus zur Stätte des Unfriedens machen würde.

„Wo nur Reschid bleibt!“ bemerkte Erabieh, deren Blicke nach allen Richtungen ausschwärmten. „Ich habe ihn heute Morgen noch nicht gesehen.“

„Er wird zu thun haben, mein Herz“, entgegnete Fatmah beruhigend.

„Was kann er zu thun haben? Ich habe gestern Briefe für ihn beantwortet und Rechnungen ausgezogen. Wir wollten heute zum Fischen ausfahren, allein speisen, und er versprach mir, den ganzen Nachmittag bei mir zu bleiben, um die Kisten mit den Kindersachen mit mir durchzusehen, die von Paris gekommen sind. Abends darf er dann zum Diner nach der englischen Gesandtschaft fahren, obwohl er mir dadurch die Nachtruhe raubt, denn ich kann nicht einschlafen, bevor er zu mir zurückgekehrt ist.“

Fatmah warf Léonie einen bedeutsamen Blick zu und sagte dann:

„Du solltest Reschid freier über seine Zeit verfügen lassen, meine Erabieh; er war vor seiner Heirath ganz ungebunden und fessellos und hat mir oft gesagt, wie glücklich ihn das mache.“

„So glaubst Du, Mutter, daß ich ihn unglücklich gemacht, daß meine Liebe ihm zur Last ist? — Es wäre furchtbar! — Doch nein; ich verlange ja nur mein Recht, ich kann nicht sein ohne ihn, ich vergehe vor Sehnsucht, vor Eifersucht, wenn ihn meine Augen nicht sehen; ist es da nicht natürlich, daß ich ihn fest halte?“

„Natürlich, ja; aber nicht klug,“ entgegnete die Angeredete. „Es wäre weiser, Du beschränktest Deine Ansprüche.“

„Du trittst immer für ihn in die Schranken, Fatmah Hanum, ich bin Dir nichts.“

„Du weißt nicht, was Du redest, Kind. Ich will Dein Bestes. Frage Léonie, was ich für Dich fühle!“

„Die Fremde kann nicht verstehen, um was es sich handelt,“ sagte Erabieh verstimmt; sie hatte seit ihrer Verheirathung der früheren Freundin gegenüber oft einen hochmüthigen Ton angeschlagen. Fatmah erhob drohend die Hand.

„Nimm Dich in Acht, Tochter,“ rief sie, „ich dulde nicht, daß Du Léonie's Stellung antastest. Sie ist keine Fremde in meinem Hause; sie ist meine Freundin, meine Schwester.“

„Ich bitte Sie, Fatmah Hanum,“ fiel Léonie ihr ins Wort, „rügen Sie ein unbedachtes Wort Erabieh's nicht in dieser Weise! Sie ist ja leidend, verstimmt. Wenn sie erst Reschid's Sohn in ihren Armen hält, dann wird Alles wieder gut sein.“

Erabieh, stolz erfreut durch diese letzten Worte, reichte Léonie freundlich die Hand und war einen Augenblick das liebenswürdige Wesen von ehemals. Doch bald wurden ihre Gedanken von Neuem durch das Ausbleiben Reschid's beunruhigt.

„Erlaube," sagte sie zu Fatmah Hanum, „daß ich die Treppen hinabsteige, um im Selamlik mich nach meinem Manne umzusehen. Ich bemerke zudem, daß soeben ein Kaik am Quai anlegt und ein Offizier aussteigt. Ich muß wissen, was dieser Besuch zu bedeuten hat."

„Du kannst, so lange er bei Deinem Gemahl weilt, diesen nicht aufsuchen," sagte Fatmah ernst. „Es wäre gegen alles Herkommen."

„Reschid erlaubt mir, seine Freunde zu sehen," entgegnete Erabieh weinerlich.

„Aber nicht Fremde, die vielleicht in officiellem Auftrage ihn aufsuchen," entgegnete die Hanum verweisend.

Erabieh schwieg, aber ihre ungeduldig stampfenden Füßchen und die zitternden Bewegungen der Finger verriethen ihre Ungeduld.

„Dort kommt Reschid!" sagte endlich Léonie, nach der großen Treppe deutend, die vom Yali zu der Terrasse heraufführte, und auf welcher der Hausherr mit dem Fremden plaudernd näher kam. Jetzt standen Beide still, der Besucher schlug einen Seitenweg durch den Garten ein und Reschid stieg die Treppe weiter heran, von ferne grüßend und den Damen heiter Gutenmorgen zurufend.

„Ich bringe frohe Neuigkeiten," sagte er, an den Tisch tretend und erst seiner Mutter, dann seiner Frau die Hand küssend.

Erabieh zog ihn an ihre Seite und bot ihm Thee oder Kaffee an. Er lehnte ab und fuhr, zu Fatmah gewendet, fort:

„Ueberraschende Neuigkeiten sind es wohl auch für Dich, Mutter, obwohl Du mich besser kennst als Erabieh und begreifst, daß ich das Stillleben hier nicht länger ertragen konnte."

„Was willst Du damit sagen?" rief die junge Frau erschreckt.

„Ich bin Soldat, mein liebes Kind, Officier, mit einem Orden geschmückt, und noch habe ich keinen persönlichen Ruhm erlangt. Wer war es doch, der im Alterthum sich beklagte, daß sein Vater ihm nichts mehr zu erobern lasse?" fragte er Léonie, „nicht Friedrich der Große?"

„Alexander der Große," entgegnete sie lächelnd.

„Ja so, der Andere lebte ja wohl etwas später. — Nun, gleichviel. Wie Alexander den Großen drückt mich die Berühmtheit meines Vaters. Ich suche Gelegenheit zu Thaten. Ich habe — ohne daß Du es gemerkt hast, Erabieh, trotz Deines fortwährenden Aufpassens — an den Padischah die Bitte gerichtet, mich als Volontär in die Armee von Creta einzureihen, um mir dort die ersten Lorbeeren zu verdienen. Schon sind in Paris Feldausrüstung, Apotheke, Zelt und Luftbetten bestellt — wieder ohne daß Du es herausbekommen, kleine Spionin, — und ich erwarte nur die Erlaubniß des Großherrn, um mich zur Armee einzuschiffen."

Erabieh stieß einen Schrei aus und ergriff seinen Arm.

„Du willst, Du könntest mich jetzt verlassen?! Allah-il-Allah," Sie verbarg weinend ihr Gesicht.

„Du bist ja hier ganz gut aufgehoben und hast alle wünschenswerthe Pflege. Mache mir jetzt keine Scene, ich bitte Dich; ich kann das nicht vertragen. Jetzt habe ich zudem keinen Augenblick Zeit, denn ein Adjutant des Padischah ist so eben eingetroffen, um mich ins Palais zu begleiten, wo Seine Majestät mir Audienz ertheilen will."

„Und unsere Pläne für den heutigen Tag, was wird aus ihnen?“

„Sei nicht kindisch; ich kann doch den Großherrn nicht warten lassen, um mit Dir Fische zu fangen oder Kinderwäsche auszusuchen. Au revoir; ich muß mich eilen! Dir, Mutter, überlasse ich es, diese kleine Thörin zur Vernunft zu bringen! Laß mich los, Erabieh, um des Himmels willen! Ich bin ja noch nicht todtgeschossen. Adieu, adieu!“

Und sich aus den umklammernden Händen seiner Frau loswindend, sprang Reschid Bey mit raschen Sätzen die Treppe hinab, an deren Fuße ihn der Adjutant erwartete. Nachdem er noch in aller Eile seinen elegantesten Säbel umgeschnallt, das kleidsamste Fez aufgestülpt und die denkbar kleinsten Lackstiefel angezwängt, folgte er dem Vertrauten des Sultans in dessen Kaik, und bald sah man von der Terrasse die drei Kaikdjis ihre leichten, dickstieligen Ruder tactmäßig ins Wasser tauchen und das Fahrzeug nach der europäischen Seite hinüberlenken, an der entlang es die mächtige Strömung schnell Dolma Bagtsché zuführen mußte.

Erabieh war untröstlich auf den Boden gesunken und verbarg ihr Gesicht schluchzend im Schooße ihrer Schwiegermutter. Die drohende Trennung von ihrem vergötterten Reschid erschien ihr wie ein Todesurtheil; sie fühlte die Unmöglichkeit, sich darein zu finden. Fatmah Hanum und Léonie versuchten vergebens, sie zu trösten, und es gewann den Anschein, als solle der Tag in Thränenschauern vergehen, als, etwa zwei Stunden später, die Ankunft eines anderen Kaiks, in welchem sich diesmal türkische Frauen mit ihrem Wächter befanden, Erabieh eine kleine Ableitung von ihrem großen Kummer versprach. Bald erkannte sie ihre Schwester Saliseh, die von Beschiktasch gekommen war, sie zu besuchen und ihr die letzten Ereignisse in ihrem Harem haarklein zu berichten; denn die türkischen Frauen, selbst die feingebildetsten, vermögen es nicht, Glück oder Leid schweigend zu tragen; sie sind gegeneinander bis zu einem erstaunlichen Grade mittheilsam über die innersten Angelegenheiten ihres Hauses.

Der leise Triumph, den Erabieh über die Demüthigung ihrer Schwester empfand, half ihr über ihre persönlichen Schmerzen in etwas hinweg. Mochte Reschid auch grausam sein in seiner Ruhmbegierde, mochte er ihre Liebe geringer schätzen als militairische Ehren, so war er doch, mit Khaleb Pascha verglichen, ein Seraph. Bis jetzt hatte ja Erabieh's Eifersucht nicht die geringste Rechtfertigung für ihre unbestreitbare Existenz aufspüren können; es möchte denn die allzu große schwägerliche Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit gewesen sein, die er Saliseh gegenüber an den Tag legte, so oft er sie sah. Die Erinnerung daran tröstete seine junge Frau fast über seine Abwesenheit am heutigen Tage und ließ sie der Schwester größere Zärtlichkeit beweisen als wohl sonst.

Während Fatmah Hanum und Léonie sich im Garten in französische Zeitungen und Bücher vertieften, saßen die beiden Schwestern vertraulich in Erabieh's Schlafzimmer zusammen und rauchten im fast gänzlich verdunkelten Raume ihre Cigaretten. Draußen vor den offenen Fenstern desselben zog sich ein langer Balcon hin, auf dem, den Frauen unbewußt, Fahary, der mit seiner Herrin nach Beïkos gekommen, sich leise hingekauert hatte.

Nach kurzem Maulen und Grollen über die Züchtigung, mit der Saliseh seine allzutreuen Berichte gelohnt, war er ganz in alter Art gefügig und ergeben

geworden; ja sein Benehmen zeigte seitdem etwas Schmeichlerisches und Hündisches, das einer schärferen Beobachterin als Saliseh vielleicht aufgefallen wäre. Sie aber, mit wichtigeren Dingen beschäftigt als mit Aufmerken auf die Gefühle und Gesinnungen ihrer Sclaven, achtete nicht darauf und schenkte ihm, wie früher, das geringschätzige Vertrauen, das man in seine Werkzeuge setzt, und das sich so schneidend von dem hochschätzenden abhebt, womit man seine Freunde auszeichnet. Saliseh und Erabieh sprachen gewöhnlich türkisch mit einander, auch heute machten sie keine Ausnahme.

„Wenn Dein Gemahl unseren Vater, den Allah segnen möge, nicht hört, was gedenkst Du denn zu thun?"

„Ich bin dessen noch nicht gewiß. Aber ich habe einen Plan, den ich heute mit treuen Freunden berathen will, und der mich wenigstens in Geldsachen von Kahleb unabhängig machen soll. Du erinnerst Dich an Selim Effendi, Abdullah Paschas Secretair, nicht wahr? Was denkst Du von ihm?"

„Ich halte ihn für einen weisen Softah."

„Das meine ich nicht. Mag er gelehrt sein oder nicht, mir kommt es auf seine Treue, seine Verschwiegenheit an. Seine jetzige Verbindung mit Khaleb Pascha macht mir es ganz besonders bequem, ihm mein Vertrauen zu schenken."

„Doch wenn der Pascha es merkt? Wenn er Verdacht schöpft?"

„Meinst Du, daß Selim mir gefährlich werden könnte, Kind? Ein Schreiber, ein Diener meines Vaters?"

„Ja nun, verschmähte doch Frau von Roxburg selbst nicht, ihm in Miß Potter's Boudoir zu begegnen."

„Was sagst Du da?"

„Was unser Haremsflügel genau wußte, während es auf dem Deinen Geheimniß blieb."

„Du setzest mich in Erstaunen."

„Wie so? Frau von Roxburg war ja auch einst Khaleb Paschas Freundin. Sie hat eine ganz besondere Caprice für Osmanli-Liebhaber; man sagt, die Frenghis ließen sie ganz kalt."

„Das ist schmeichelhaft für unsere Effendis", sagte Saliseh, kaltblütig über die Khaleb betreffende Mittheilung hinweggehend.

Die Rückkehr Reschid Beys unterbrach das vertrauliche Zwiegespräch der Schwestern. Er stürmte ins Zimmer seiner Frau, mit einer Gluth der Begeisterung, einem Feuer, die ihn in ihren Augen schon zu einem Kriegsgott stempelten.

„Triumph!" rief er freudig, „der erste Schritt zum Ruhmestempel ist gethan. Höre und juble; der Padischah hat mich zu seinem Adjutanten ernannt."

Ein Ruf froher Ueberraschung tönte aus Erabieh's Munde.

„Meine Bereitwilligkeit, als Volontair den Kampf in Creta zu bestehen, hat, sagte er mir gnädig, diese hohe Auszeichnung verdient. Doch will er nicht, daß ich sogleich mich ans Kriegstheater begebe. Ich soll vielmehr im Palais Dienst thun. Der Padischah war sehr huldvoll, sehr herablassend. Schon morgen will er mich in seinem Vorzimmer sehen.

Ich muß mir jetzt in aller Eile eine neue Uniform machen lassen; die weiten, rothgefütterten Aermel, die goldnen Schnüre die von den Schultern hängen, werden mich vorzüglich kleiden.

Von nun an will ich lichtrothe Fez tragen, wie sie im Palais Mode sind, und arabische Pferde reiten. Mir wirbelt der Kopf von allem Neuen und Wichtigen.

Wir müssen auch in die Stadt, damit ich dem Palais näher bin. Und Du, Erabieh, schreibst heute noch die Zeitungsnotizen für die Turquie und den Courier d'Orient über meine Ernennung. — Der Orient illustre wird sich wohl jetzt auch endlich entschließen, mein Bild und meine Biographie zu veröffentlichen.

Allahèn, was stürmt alles auf mich ein!"

Und erschöpft ließ er sich auf den Divan neben seine Schwägerin niedersinken, von deren Gegenwart er noch gar keine Notiz genommen.

Erabieh's Entzücken über die vorläufige Vereitlung des Feldzugsplanes kannte keine Grenzen. Sie überhäufte ihren Gatten mit Zärtlichkeit, stärkte ihn mit Wein, badete seine Stirn mit Essenzen und breitete ihr häusliches Glück recht absichtlich vor ihrer Schwester aus, die sich bereits fragte, ob die Gattin des Günstlings Reschid Bey nicht vielleicht mehr Aussichten habe, zu Ehren und Ansehen zu gelangen, als diejenige des Ministers und Politikers Khaleb Pascha.

(Schluß folgt.)

Märkische Elegien.

Von

Otto von Leixner.

An Goethe.

Zürne dem Wagenden nicht, der Deiner gedenkend in Ehrfurcht,
Schüchtern die Pfade betritt, welche von Dir sind geweiht.
Nimmer der Falke vermag dem Adler im Fluge zu folgen,
Aber er strebet wie der auch zu der Sonne hinauf.
So mit schwächeren Schwingen ich steure zum strahlenden Himmel,
Treibet auch bald mich der Sturm wieder zur Erde zurück.
Hab' ich geathmet nur Stunden die reineren freieren Lüfte,
Kehr' ich in Bande der Pflicht, stille gehorchend zurück.
Sohn des Lichts, von den Göttern gesandt zu den Kindern der Erde,
Von dem erhabnen Olymp neige verzeihend das Haupt.

I.

Liebliche Träume, warum denn verjagt ihr ernste Gedanken,
Welche zur Arbeit zurück rufen den schwärmenden Geist?
Morpheus, noch nicht gewillt, mich ganz in den Schlaf zu versenken,
Streift mir mit purpurnem Mohn leise das sinnende Haupt.
Siehe, die mahnende Pflicht ist vergessen — ich laß' die Gedanken
Schweifen in ruhigem Flug Jahre und Jahre zurück.

II.

Frühling nahte heran, und es träumten vom Blühen die Bäume
Und von der Liebe geträumt hat mir das sehnende Herz.
Lang' schon lag der belastende Schnee auf den Zweigen; der Liebe
Sonnigen herrlichen Lenz lange schon hatt' ich entbehrt.
Plötzlich da kam's — ich erblickte vor mir ein blühendes Mädchen,
Üppig und schlank die Gestalt, schimmernd das goldige Haar,
Glänzend die Augen und voll einschmeichelndem Zauber die Stimme;
Auf dem geschmeidigen Hals blühte ein Frühlingsgesicht.
Niemals kann ich vergessen die Zeit der erwachenden Neigung,
Welche so zagend begann, plötzlich, entfesselter Sturm,
Geist und Gefühl mir entriß, und die Wolken der Trauer verjagte.
Bald an der wogenden Brust lag mir ein liebendes Weib.
Mai war gekommen, so schön wie sich Mädchen und Dichter ihn träumen;
Denn es strahlte die Welt sonnig in bräutlichem Glanz;
Rosen begannen zu blüh'n und es dufteten liebliche Veilchen
Und von dem Himmel herab tönte der Lerche Gesang;
Mir aus den Tiefen des Herzens entblühten die Liebesgedanken,
Ueber ihnen dahin jubelte jauchzend mein Lied.

III.

In die goldenen Haare die grünende Myrthe geschlungen,
Stand das erröthende Weib prangend in Schönheit vor mir.
Endlich gekommen der Tag, die begehrte Stunde des Glückes!
Segnet, o Götter, den Bund, welchen die Liebe geweiht,
Mögen die bindenden Worte die Kraft für immer behalten,
Herz sich versenken in Herz, Geist sich verschlingen in Geist!
Lächelnd in seligem Glück wir pflanzten die blühende Myrthe,
Daß sie von Neuem belebt, zeuge von glücklicher Zeit.
Siehe, das Zweiglein gepflegt von den sorgenden Händen der Liebsten,
Hat sich entfaltet und blüht, blühet entgegen dem Lenz.
Wieder entringen sich still die bescheidenen herzigen Blätter,
Drängen in emsiger Hast, immer von Neuem hervor.
Und ich gedenke des Tags und ich denke der blühenden Liebe,
Welche, bescheiden im Keim, heut als beschattender Baum
Labung gewähret dem Weib und dem Kinde, der Mutter und Ahne,
Und vor dem Sturme beschützt sorgend ein ganzes Geschlecht.
Euch, ihr Götter, ich falte die Hände zu stummem Gebete,
Senke bescheiden das Haupt: Euch ja gebühret der Dank!

IV.

Stille, sie ruht! Es zucket das Licht der erlöschenden Lampe
Um den schimmernden Leib, um das erglühte Gesicht.
Du hast den Dichter beglückt, o Tochter des Zeus, Aphrodite!
Leise vom Athem bewegt woget die wallende Brust,
Unter das liebliche Haupt sind geschlungen die schneeigen Arme

Und das entfesselte Haar strömet die Schultern hinab.
Herrliches hast du geschaffen, Natur: die strahlende Sonne,
Welche den Himmel dahin wandelt, ein siegender Held;
Hast der Nacht um die Glieder gelegt den schimmernden Mantel,
Und mit dem Monde gekrönt reich das verschleierte Haupt
— Schöneres schufest Du nicht als den Körper des blühenden Weibes
Welches, erröthend in Scham, sich dem Geliebten enthüllt!
Selig schweifet der Blick von der edelgebildeten Stirne
Zu dem geschwungenen Mund, welcher vom Kusse noch glüht,
Gleitet die Schulter hinab und bewundert die Bildung des Busens
Der, wie die Wellen am Strand, leise sich hebet und senkt.
Bis zu dem zierlichen Fuß wie rein und edel der Einklang!
Welch ein verlockender Reiz webt um die schöne Gestalt!
Sehnsucht faßt mich, doch mag ich den Schlummer nicht stören,
Als sich dem schwellenden Mund plötzlich ein Seufzer entringt;
Liebliches Lächeln umspielt die halbgeöffneten Lippen
Und noch im Traume nach mir strecken die Arme sich aus. —
Jetzt sich öffnen die Augen und sengende flammende Fluthen
Strömen ein feuriges Meer zwischen den Wimpern hervor.
Steige nun auf in strahlender Pracht, o Sonne der Liebe,
Amor mit freundlicher Hand lösche das irdische Licht!

V.

Blüthenbedeckt zum Himmel sich hebt der kräftige Fruchtbaum,
Und der betrachtende Mann denket der herbstlichen Zeit,
Wo sich die duftigen Blüthen in würzige Früchte verwandeln —
Plötzlich aus Wettergewölk zuckt der vernichtende Blitz,
Und getroffen, in Staub hinsinket die Krone des Baumes —
Also erging es auch mir, mitten in seliger Zeit.
Wehmuth dunkelt den Blick, wenn ich denke der düsteren Stunden,
Wo mir der giftige Wurm Sorge das Herz hat gequält.
Fröhliches Lächeln den Gram am Tage der Gattin verhüllte,
Unter dem Schleier der Nacht zuckte das klagende Herz.
Dunkel um mich, kein tröstender Strahl mir erhellte die Pfade,
Vor dem brütenden Geist dehnte nur Nebel sich aus.
Stärke verlieh allein mir die tiefe unendliche Liebe,
Thaute mir himmlischen Trost in die verschmachtende Brust.
Wieder ein Mai — und von Neuem begann das Blühen und Drängen,
Und von den Höhen erklang wieder der Lerchen Gesang,
Abend sich senkte hernieder — den Himmel umzogen die Wolken,
Als uns die Liebe geschenkt gnädig ein blühendes Kind.
Strahlen der scheidenden Sonne begrüßten den kräftigen Knaben,
Gossen belebendes Licht auf das ermattete Weib.
Lange schon hatte gelebt der neue Genosse des Hauses
Wie ein freundlicher Geist zwischen dem liebenden Paar,

Mit dem blühenden Lenz war gekommen die Stunde des Glückes,
Schütze Dich hold das Geschick, lieblichste Blume des Mai's!
Mir auch zerflossen mit Eins die beklemmenden Nebel der Sorge,
Zu der gedoppelten Last kam die verdoppelte Kraft.
Aus dem Dunkel des Lebens mir taucht' ein tröstender Stern auf,
Sandte den leuchtenden Strahl auf den beschwerlichen Pfad —
Stern der Pflicht! Du hast mich geführt aus den Tagen des Elends,
Leuchte mit bleibendem Glanz, bis mir die Stirne erblaßt!
Siehe den Baum, — der Krone beraubt, so schien er vernichtet,
Aber lebendige Kraft gab ihm die Erde von neu —
Gütige Götter ersetzten, was Stürme und Wetter ihm raubten,
Sind auch die Blüthen dahin, trägt er die reifende Frucht.

VI.

Scheltet mir nimmer die Mark, reizlos zwar mag sie erscheinen,
Wenn auf den Schienen dahin eilig der Reisende fliegt;
Aber dem Wanderer, der durch Fluren und Wälder dahinschweift,
Zeigt sie im sonnigen Glanz manches verborgne Juwel.
Hab' ich ja auch doch geseh'n die erhabene Schönheit der Alpen,
Hab' in dem Schatten des Göll freudige Tage verlebt,
Schweifte dahin an den Ufern der Seen im bergigen Hochland,
Schweifte die Kreuz und die Quer durch die germanische Flur,
Und in des Südens vom Zauber der Schönheit geweihten Gefilden
Hab' ich mit trunkenem Blick einmal die Seele gelabt.
Dennoch liebe ich treu die verleumdete märkische Wüste,
Denk' ich auch feuchteren Blicks oft an die Heimat zurück.
Gräber der Liebsten allein mich gemahnen an heimischen Boden —
Träume vergangener Zeit steigen nur selten empor.
Längst schon bin ich vergessen von allen Gefährten der Jugend,
Selten verwehender Laut trifft an das lauschende Ohr.
Freundlich gedenkt das Gemüt der lieblichen Stätten der Heimat,
Aber der schaffende Geist wurzelt in fremdem Gefild.
Hab' ich ja hier gefunden vor Jahren die theuerste Gattin,
Sproßte das herzige Kind mir doch aus märkischem Sand.
Mälig sinket der Tag und vergoldet zerflatternde Wölkchen
Und die versengende Glut mäßigt der kühlende West.
Auf der erhöhten Veranda des schlichten bescheidenen Hauses
Blick' ich mit sinnendem Aug' weit in das ebene Land.
Fernher grüßet mich still ein kleines schattiges Wäldchen,
Vor mir breitet sich aus weithin das reifende Feld.
Aus dem Weiler erklingt das Geläute der Glocken und Frieden
Thauet vom Himmel herab auf die entschlummernde Welt.
Freundlichen Sinnes empfing der Norden den irrenden Fremdling,
Gab ihm das lieblichste Glück — segne der Himmel die Mark!

VII.

Tage schon hab' ich gerastet und nur mit der Muse gesprochen —
Ihre Schwester sie ruft wieder zur Arbeit zurück.
Zürne mir nicht, o Göttin, vergib dem ermatteten Jünger,
Daß er dem schwierigen Dienst wieder sich einmal entzog.
In der verschlossenen Brust sich unendlich mehrte die Sehnsucht,
Wieder mit frommem Gemüt Priester der Muse zu sein.
Selten betret' ich den Tempel, wo Dichter Gebete verrichten,
Und auf dem reinen Altar thronet ein göttliches Bild.
Freundlichen Blicks die Muse empfing das bescheidene Opfer,
Legte mir segnend die Hand auf das ermüdete Haupt.
Stiller Begeisterung voll, so betret' ich von neuem die Pfade,
Welche das hohe Geschick mir hat zu wandeln bestimmt.
Bin ich wieder erschöpft, gedenk' ich des Tags, wo die Göttin
Auf das ermüdete Haupt legte die segnende Hand.

Siberische Flußreise von Tiumen nach Tomsk.

Von

Professor Leibarzt **Böckauer.**

Eine der nach dem Mississippi größten Flußreisen, vielleicht die größte, ist die von Tiumen nach Tomsk. Sie dauert 9 bis 10 Tage auf einem Dampfschiff und umfaßt eine Strecke von 3130 Werst, oder gegen 450 deutsche Meilen. Man beschifft zuerst den Fluß Tura auf einer Strecke von 50 Werst, sodann den Tobol auf 500 Werst, den Irtysch auf 1000 und den Ob auf 1500 Werst und hat dann noch 80 Werst am Tom bis Tomsk zu fahren.

Im Mai 1873 reiste ich in Dienstangelegenheiten aus St. Petersburg Sr. K. H. dem Großfürsten Alexis entgegen, welcher von seiner Weltreise, durch das Amurgebiet, über Siberien heim kehrte. Was mir diese sonst sehr beschwerliche Reise sehr erleichterte, war außer dem größtmöglichsten Comfort ein liebenswürdiger und hochgebildeter Reisegefährte, in der Person des Professors der Astronomie und Navigation, Geheimerath v. Wesselago, früher ein ausgezeichneter Marineoffizier, gegenwärtig Lehrer des Großfürsten in den genannten Wissenschaften.

Unsere Reise ging über Moskau nach Nijnei Nowgorod per Eisenbahn, von da in einem Dampfschiff der Compagnie Samolet über Kosmodemiansk, Kasan, Tschistopol, Jelabuga, Sarapul, längst der Wolga und Kama, nach Perm.

Dieser Theil unserer Reise, obgleich gegen 1900 Werst betragend, konnte im Vergleich zu der nachfolgenden Weiterreise als eine Lustfahrt betrachtet werden. Von Perm aus ging die Fahrt längst der großen Westsiberischen Landstraße über Kungur und Catharinenburg, wo die Grenzpyramide zwischen Europa und Asien nebst der Wasserscheide liegt. Auf der einen Seite dieser Pyramide steht das Wort „Europa", auf der entgegengesetzten „Asia", nebst einer Inschrift zum Andenken an den Besuch des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg, welcher diese Pyramide 1845 errichten ließ. — Aus Catharinenburg, dem Centralpunkt des Uralschen Berg=



wesens, reisten wir auf sehr schlechten Wegen über Kamyschlow nach Tiumen. Die Wege sind hier in dieser Jahreszeit so schlecht, daß nur ein russischer Tarantaß denselben zu widerstehen vermag. Dieses ist ein eigenthümliches Fuhrwerk in Form einer Calesche, welche aber nicht auf Ressoren, sondern auf einem sehr lang gestreckten Rädergestell ruht, wobei die Ressoren durch mehrere lange, an ihren Enden eisenbeschlagene Stangen ersetzt sind, welche gut federn und bei weitem stichhaltiger als die besten Ressoren sind, auch im Fall des Zerbrechens leicht durch ähnliche Stangen, von welchen jeder Tarantaß immer einige für den Nothfall mit sich führt, ersetzt werden können. Dieser schlechte Weg dauerte, mit wenigen Ausnahmen von Perm bis Tiumen, auf einer Strecke von 100 deutschen Meilen oder 700 Werst an, welche wir, mit einem Aufenthalt von 36 Stunden in Catharinenburg, mit Hülfe der kleinen, aber starken und feurigen Permschen Pferde, in fünf Tagen zurücklegten.

Zwischen den Stationen Markowa und Tugulminskaja etwa 100 Werst hinter Kamischlow, stehen zwei Pyramiden. Auf der ersten ist das Wappen des Permschen Gouvernements, ein Bär, auf der zweiten, etwas baufälligen, das Siberische, ein Zobel, mit der vielsagenden Inschrift „Granitza Sibiri", Grenze Siberiens. Es erschienen vor unseren neugierigen Blicken ein junger, frischer Birkenwald, ab und zu lange Dörfer, von beiden Seiten mit Pforten geschlossen, damit das Vieh nicht auf den meist gut bebauten Feldern grase.

Mitunter sieht man recht hübsche Bauernhäuser, meist von Verschickten gebaut; viel Hornvieh, sehr gute Pferde, Federvieh, Schweine, aber nur wenig Schafe. Manche Bauern bebauen bis zu 15 Dessiatinen (über 30 Morgen) Landes. Ueberhaupt kann hier jeder soviel bebauen und beackern, als er überhaupt vermag, denn das Areal des Landes ist so groß, daß von einem ängstlichen Ab- oder Zumessen desselben nicht die Rede sein kann. Auf der letzten Station Uspenskaja fast bis Tiumen, 30 Werst, war der Weg morastig, holperte über Balken, der Wald war kümmerlich.

Tiumen ist eine reiche Handelsstadt, liegt an dem Fluß Tura, der mächtig ausgetreten war, und an der in denselben mündenden Tiumenka.

Es ist eine alte Stadt, von dem Tiumenschen Tartarenkhan herstammend, und zwar schon in der Hälfte des XV. Jahrhunderts gegründet.

Man sieht noch Spuren vom Tartarenwall und Graben in dem sogenannten „Zarewo Gorodistsche" (Königstadt). Von Perm aus bekriegt, ward Tiumen endlich 1581 von Jermak bleibend erobert und Rußland incorporirt. Aus Perm und Ustiuk kamen Uebersiedler und gründeten Seifensiedereien und Lederfabriken, die noch heute blühen — 1601 kamen aus Rußland Jamschiks (Fuhrleute) und siedelten sich in der Jamskaja, jenseits der Tiumenka, an.

Tiumen liegt 3000 Werst von Petersburg entfernt, hat 13 Kirchen, circa 2400 Häuser, darunter einige hübsche steinerne, seinen großen Gostinoi Dwor (Kaufhof), gegen 15,000 Einwohner, darunter über 1500 Handwerker, zwei Communal- und eine District-Schule, ein Sadt-Hospital, 2 Apotheken, eine Mädchenschule, ein Waisenhaus, Salz- und Kornmagazine und eine Menge Fabriken. — Der neue Arrestantenthurm ist zweckmäßig gebaut und besitzt eine Kirche.

Wir besuchten den 25. Mai das weibliche Gymnasium in einem hübschen zweietagigen, steinernen Hause. In den Classen trafen wir russische Lectüre, Religions-Unterricht, russische Syntaxis und Handarbeiten. Ich examinirte etwas. Lehrerinnen und Schülerinnen bestanden gut. In der District-Schule fanden wir arme, aber wißbegierige Kinder. Wir trafen an diesem Tage russische Geographie und Geschichte, Arithmetik und Religionsunterricht. Es ging gut.

Das Stadthospital ist leidlich, aber mit einem inneren Corridor, was antihygienisch ist. Die vorherrschenden Krankheiten waren Wechselfieber, Syphilis, Brustkranke; wenig Scorbut. Das Waisenhaus, vom Kaufmann Trussoff gegründet, ist sehr gut und gegenwärtig für etwa 20 bis 25 Kinder eingerichtet. Das Thurm- oder Gefängnißhospital macht einen traurigen Eindruck. Die Arrestanten simuliren verschiedene Krankheiten, oder bringen sie vielmehr künstlich hervor, z. B. Augenentzündungen durch Einklemmen von Brodkugeln mit Cantharidenpulver, wodurch schon einige erblindet sind, Oedem der Füße und Erysipel durch Einblasen von Luft ins Hautzellgewebe; künstliche Geschwüre durch Beizen mit Aetzmitteln &c.

Da das Dampfschiff erst am 27. nach Tomsk abging, besuchten wir am nächsten Tage die berühmte Lederfabrik des Kaufmanns Cholmogoroff, jenseits der Tura. Sie besteht seit mehr als 100 Jahren und liefert vortreffliches Leder fürs Militair. Zuerst werden getrocknete Rindshäute in Wasser geweicht, sodann mit Roggenmehl überschüttet und angesäuert, worauf man mit einem stumpfen, sichelförmigen Messer die Haare vom Fell abschabt. Die Rindshaare werden gesammelt, pudweis verkauft und zu sehr dauerhaften Teppichen verarbeitet. Die Haut wird dann in einer concentrirten Weidenrindenlauge, welche in 4 Monaten dreimal gewechselt und verstärkt wird, gegerbt. Es gehen bis zu 2 Pud Rinde auf ein Fell. Dann wird es noch geglättet, gehämmert und getrocknet. Das gibt Sohlenleder. Für das weichere Stiefelleder wird das Rindsfell zuerst in Kalkmilch gebeizt und dann von den Haaren leicht gereinigt und gegerbt. Dieses Verfahren soll seit etwa einem Jahrhundert unverändert fortbestehen und bewährt sich vortrefflich. Herr Cholmogoroff handelt für eine halbe Million mit Leder. Er setzte uns ein prachtvolles Dejeuner mit Champagner vor. — Wir besahen darauf eine ähnliche, aber kleinere Fabrik, von Madame Reschetnikoff, der Curatorin des weiblichen Gymnasiums, persönlich geleitet. — Hierauf besahen wir noch die mechanische Fabrik des Herrn Longinoff; sie liefert Turbinen, Kessel, Oefen &c., stand aber bei dem gegenwärtigen Austritt der Tura aus ihren Ufern theilweise unter Wasser. — Madame Longinoff, eine liebenswürdige Engländerin, bewirthete uns mit einem luxuriösen europäischen Diner und am Abend desselben Tages fuhren wir, von unseren neuen Bekannten begleitet, aufs Dampfschiff, welches am 27. Mai schon um 3 Uhr Morgens abfahren sollte.

Es war unstreitig ein kühnes und gemeinnütziges Unternehmen, als die russischen Kaufleute Koltschin und Ignatieff 1871, durch verschiedene, darunter auch ostiakische, Lootsen geleitet, eine 3- bis 4wöchentliche Durchfahrt längs den großen Siberischen Flüssen Tobol, Irtysch und Ob — von Tiumen nach Tomsk unternahmen, wobei sorgfältige Messungen und eine, wenn auch noch ziemlich primitive, Flußkarte gemacht wurden. Das Jahr darauf gründeten diese beiden Ehrenmänner eine Dampfschiffcompagnie, welche diese colossale Strecke während des Sommers in

regelmäßigen Touren mit 3 Dampfschiffen, die jeden 4. Tag abgehen, in 10 Tagen zurücklegt.*)

Unser Dampfschiff war sehr geräumig, hatte eine Maschine mit niederem Druck von 120 Pferdekraft und zog am Schlepptau eine große Barsche (oder Barke) mit Arrestanten gefüllt. Die Sträflinge sind in zwei Theile nach den Geschlechtern getrennt, von einem mäßigen Convoi begleitet, bei welchem sich stets ein Militairarzt befindet. Die Barsche hat einen unteren und oberen Raum. Letzterer ist mit einem hohen und festen Drahtgitter versehen und in der Mitte durch eine eiserne Scheidewand getheilt. Am Jut sind die Männer, am Back die Frauen. Erstere meist mit halb geschorenen Köpfen und in grauen Schlafröcken, auf welchen gelbe Flicke aufgenäht sind. Am 26. Mai war Pfingstsonntag und deshalb auf der Barsche Abendgottesdienst. Ein Drittel der Arrestanten schien andächtig zu beten, einige sangen recht gut, ein zweites Drittel schien gleichgültig; endlich standen einige ganz hinten abgewandt und bedeckten Kopfes, meist Tartaren und Juden. Plötzlich trat einer aus dieser Gruppe mit der Mütze auf dem Kopf unter die Betenden und wurde von den Arrestanten förmlich herausgeschmissen. Beim Segen eröffnete der Priester die eiserne Scheidewand und reichte das Kreuz auch den Frauen zum Kuß hin.

Die Messe soll den Sträflingen viel Trost und wahrscheinlich auch Zerstreuung gewähren, daher sie im Ganzen gern dabei assistiren.

Wir richteten uns mit Herrn von W . . . . . go in einer dreischläfrigen Familiencajüte ein. Die Toilette ist gemeinschaftlich neben dem Closet. — Oben ist auf dem Vorderdeck ein geräumiger Cajüten-Salon erster Classe. Das Dampfschiff geht rasch und sehr ruhig, bis zu 20 Werst stündlich. Die Küche ist gut. Aus dem Tura-Fluß kamen wir in den Tobol, der schon viel breiter und bedeutend ausgetreten war. Gegen 7 Uhr Morgens berührte das Dampfboot eine Sandbank ohne große Erschütterung und kam bald los. Es wurden hierauf häufig Messungen mit einem Footstock gemacht von einem Lootsen, welcher gegen 1000 Rubel Gage für die Saison bekommt. — Das Schiff geht nur 5 bis 6 Fuß tief.

Unter den Passagieren war ein Oberst vom Generalstab M. N. nebst Frau und zwei allerliebste Kinder, von welchen die kleine 4jährige Lily bald der allgemeine Liebling wurde. Der Oberst geht, nachdem er lange auf dem Kaukasus gedient, als Stabschef nach Irkutsk. — Ferner zwei gebildete Reisende, ein Bergoffizier S . . . . ff und ein gewesener Artillerieoffizier W . . . . ff, welche beide auf den Amur gehen, um Goldwäschereien für die sie abschickenden Gesellschaften zu exploitiren. — Madame R . . ., welche jeden Sommer aus Petersburg nach Krasnojarsk (4500 Werst) reist — ein paar deutsche Telegraphisten, ein Steuermannsoffizier nebst Familie und ein Grieche Herr R . . . li, der seinen Diener Krankheits halber in Perm verließ und dieser arme Mensch verspätete sich aufs Dampfschiff. Ich wurde vielfach von den Passagieren consultirt, was mir bei der ziemlich eintönigen Fahrt erwünschte Zerstreuung bot. Die Beköstigung auf dem Dampfer war vortrefflich, besonders die schönen Sterlets, und verhältnißmäßig billig.

*) Es wird dadurch den Reisenden der sehr beschwerliche, wenn auch etwas kürzere Weg über die Barabasteppe und Omsk erspart.

Tobolsk. Wir landeten am Montag den 28. Mai um 7 Uhr Morgens wohlbehalten in Tobolsk. — Beim Landungsplatz empfingen mich der Medicinal-Inspector und ein paar Hospitalärzte. Wir fuhren zusammen in das Civilhospital, welches, eng und überfüllt, in ungünstigen hygienischen Verhältnissen war. — Das Militair-Hospital in zwei getrennten Gebäuden ist gut gehalten. Hier sah ich einen interessanten Fall von angeborener Spaltung der Urethra und Harnblase mit sichtbarem beständigen Aussickern des Harns. Wir fuhren darauf mit meinem Reisegefährten in die Kathedrale und besahen uns die reichen Kirchen und erzbischöflichen Ornate, den Stab und das Portrait des Bischofs Filosei, der im Geruch der Heiligkeit stand und in Tjumen beerdigt ist. Ein Evangelium aus der Zeit des Zaren Feodor Iwanowitsch von 1664, ein anderes, welches dem Bruder Peters des Großen, Feodor Alexejewitsch, gehörte und von 1670 stammt; schön gestickte Kelchdecken mit Edelsteinen besetzt. Reiche Bischofsornate, zwei silberne Becken, schwer und von schöner getriebener Arbeit, von innen vergoldet, welche Peter der Große zwei vornehmen Beamten für pünktliches Einliefern des Jassak oder der Naturaliensteuern und ausgezeichneten Dienst verehrte. Eine prachtvolle Mitra, ganz mit Edelsteinen besäet, vom Fürsten Gagarin der Kathedrale geschenkt. Der Fürst war unter Peters I. Regierung Gouverneur von ganz Sibirien und residirte in Tobolsk. Er hatte sich durch Erpressungen ein kolossales Vermögen gemacht, verwaltete sein ungeheures Gebiet despotisch, ertheilte, auf einem Thron sitzend, Audienzen, wobei Bittschriften ihm knieend überreicht werden mußten. Als er die erste Verwarnung aus der Hauptstadt bekam, schenkte er der Kirche die obenerwähnte Mitra. Später wurde er wegen neuerer Klagen vom Czaren nach Petersburg berufen und dort wegen seiner vielen Mißbräuche, Erpressungen und Velleitäten zur Lostrennung nach einem strengen Gericht zum Tode verurtheilt.

Neben dem schönen Hause des Erzbischofs hängt die berühmte, verschickte Glocke aus Uglitsch, der ein Ohr abgehauen wurde, weil sie bei der Ermordung des Zarewisch Dimitri läutete.

Im öffentlichen Garten steht das Denkmal Jermaks — eine stattliche Pyramide, mit der russischen Aufschrift: Dem Erorberer Sibiriens 1581—1584. — Hierauf fuhren wir zu einem Photographen und kauften Ansichten von Tobolsk, das Denkmal von Jermak und eine Gruppe Ostiaken — und bestiegen wieder das Dampfschiff. Hier besuchte uns der Gouverneur von Tobolsk, Generalmajor Solohub; wir schickten ihm indeß unsere Karten durch den Polizeimeister.

Am 29. Mai hielt das Dampfschiff bei der Station Samarofka um 7 Uhr Morgens, um Holz zu laden. — Hier sahen wie die ersten Ostiaken, in kleinen Böten heranfahrend. Um 10½ Uhr lief der Dampfer in einen Arm des Obflusses ein, hart bei seiner Kreuzung mit dem Irtysch. Hier waren kleine, kurze Wellen und eine dunklere Färbung des Wassers, welches seine gelbliche Farbe verlor. — Wir gingen jetzt gegen den Strom. — Von hier bis Surgut gehen wir in der Parallele des 62. Grad n. Br. Es ist merklich kälter. Die Ufer des Ob haben ein düsteres Aussehen. Zu unserer linken, am rechten Ufer des Ob, ziehen sich große Strecken von Tundren hin. — Die Tundra oder Tundras erstrecken sich vom 60. Grad n. Br. bis an die Eisregion. Es sind mitunter bodenlose Sümpfe, welche mit einer ziemlich dichten Schicht Moos, sowie auch mit den sogenannten Zwerg-

birken und Zwergweiden überwachsen oder überdeckt sind. Diese strauchartigen verkrüppelten Bäume haben aber lange und sehr verfilzte Wurzeln, welche über dem Sumpfmeer sich dermaßen verflechten und mit dem Moos verfilzen, daß sie zwar eine sehr elastische aber ziemlich feste Ueberbrückung bilden. Stellenweise ist die Tundra offen und bildet kleine Seen; oder gleichsam kurze Flüßchen oder Canäle. Ostiaken und Samojeden sind mit den Tundras vertraut und betreten dieselben furchtlos, ebenso ihre Hunde und das spärliche Wild. Im Winter bilden die Tundras ungeheure festgefrorene und beschneite Ebenen und Eisfelder, welche im höheren Norden nie aufthauen. Wir sahen nur kahle Sträucher, hie und da etwas frisches Gras oder Moos, stellenweise Schnee. Alles ist überschwemmt. Der Fluß ist da, wo keine Inseln sind, 10 bis 15 Werst breit. Es ist entschieden rauh und kalt, nicht mehr als + 5 Grad R.

Herr W . . . . ff erzählte uns, daß im vorigen Jahr, etwa um dieselbe Zeit, ein großer Bär plötzlich aus der Tundra hervorbrach und dem Dampfschiff eine ziemlich weite Strecke nachschwamm und von demselben durch lange Enterstangen abgehalten wurde, zum großen Schreck der weiblichen Passagiere und zur großen Kurzweil der Mannschaft, welche den grimmig daherschwimmenden Meister Petz, im Gefühl ihrer Sicherheit, übermüthig neckte.

Von Samarofka nach Beresow landeinwärts sind etwa 450 Werst. Hier schmachtete der berühmte Menschikoff im Exil. Um $1^1/_2$ Uhr Nachts lud der Dampfer Holz bei Surgut. — Ich hatte mich schon hingelegt. — Bei jedem Halt des Dampfschiffes geht alles ans Ufer, wenn es die Ueberschwemmung erlaubt. Das Ufer bietet wenig Abwechselung. Am 30. Mai hielt der Dampfer bei Liamin Sor. Hier umschwärmte uns eine Schaar gelblicher, ziemlich großer und heftig stechender Mücken — eine wahre Landplage Siberiens. Wir fanden außerdem eine Menge gelber Blumen (Labiaceen) und einige Cedern. Ostiaken lieferten das Holz. Mit großer Geschicklichkeit ruderten sie in ihren kleinen schmalen Böten mit schaufelartigen Rudern um das Dampfschiff herum. Sie boten Fische, Rennthierfelle und aus Birkenrinde zierlich geschnitzte Körbchen an und verlangten dafür Tabak, Branntwein, Brod und Decken. — In Station Alexandrowka am 31. Mai angelangt, fanden wir ein größeres ostiakisches Dorf mit einer hübschen hölzernen Kirche. Sie waren in Jurten gelagert, von denen wir einige besuchten. Diese Jurten bilden konische Zelte aus Birkenrinde, die vorn offen sind — bisweilen mit einem leinenen Mückenzelt drin. Auf dem Boden liegen Rennthierfelle auf einem aus drei oben zusammengebundenen Stöcken gebildeten Dreifuß hängt ein Kessel zum Kochen. An Stricken hängen getrocknete, gesalzene und geräucherte Fische. Vor jedem Zelt oder Tschum kauert an einem Pfahl oder Strauch angebunden ein wolfsähnlicher Hund mit spitzer Schnauze, stehenden Ohren und buschigem Schweif, meist grau oder graubräunlich. Diese Hunde bellen nicht, sie knurrten uns an, ohne übrigens dabei aggressiv zu verfahren. Sehr originell war die Wiege eines Kindes. Aus Birkenholz, wie ein großer Schuh gemacht, hing sie an einem ähnlichen Dreifuß, dabei war eine Schicht Hobelspähne in die unten mit Ritzen versehene Wiege gelegt und das Kind, von oben bewickelt, lag trocken und munter da, denn wenn es sich auch benetzte, lief alles durch die Spähne und die Wiegenritzen auf den Boden und die Wiege blieb trocken; ein Wolfshund bewachte das Kind.

Die Ostiaken haben einen bräunlichen, olivenfarbenen Teint, schwarzes, langes Haar, hervorstehende Jochbeine und Kinnbacken, gewulstete Lippen und Stutznasen, kleine, gutmüthig schlau blickende Augen. Sie leben meist vom Fischfang und der Jagd, wobei sie Pfeil und Bogen mit vielem Geschick brauchen. Sie treiben meist Tauschhandel. Die Frau Obristin gab ihnen Kinderwäsche und eine alte Decke. Ich kaufte ein paar große Roggenbrode für sie und bekam aus Dankbarkeit einen sehr hübsch geschnitzten trommelförmigen Korb aus Birkenrinde nebst Deckel mit zierlichen Arabesken geschmückt, den ich meiner Frau mitbrachte und der von den Petersburger Damen allgemein bewundert wurde.

Man sieht unter den Männern und Frauen Spuren von Syphilis (eingefallene Nasen). Sie verstehen einfache russische Sätze und sprechen einzelne Worte.

Am 2. Juni kamen wir gegen 2 Uhr Nachmittags in ein Dorf Tynskaja. Hier wohnen Russen und getaufte Ostiaken zusammen, und es ist eine alte Kirche da. Wir baten den Priester, uns die Kirche zu zeigen. Er that es gern. Wir fanden alte Heiligenbilder und eine geräumige Vorhalle mit einem großen Ofen, in welcher im Winter Gottesdienst gehalten wird. Der Priester war noch jung, aber schon Wittwer, aus dem Tomskischen Seminar entlassen, aber in Riasan gebürtig. Er klagte über sein Schicksal und sagte uns: es kommen die Ostiaken nur zwei Mal im Jahre in die Kirche, wobei jeder ein paar Kopeken wie einen Tribut zahlt, ihr ganzes Christenthum besteht im Sichbekreutzigen. Die Unkenntniß ihrer Sprache hindert den Priester im ordentlichen Religionsunterricht, sonst besteht die Gemeinde aus kaum 20 Menschen. Der arme Priester hat nicht einmal eine Kuh. Uns öffnete eine ostiakische, gut russisch sprechende Magd. Er wohnt arm, aber reinlich; so ist auch die Kirche.

Als ich auf's Dampfschiff trat, meldete sich bei mir der Stadtvogt aus Narym und verehrte mir einen großen, schönen Mammuthszahn, der im Wassiugan, einem Nebenfluß des Ob, von Ostiaken gefunden ward,*) und gab dem Sossedatel ein Geldgeschenk. Dieser Mann hat schon ein paar Mammuthszähne an das Museum in Barnaul geschickt. Herr von W...go war im Dorf Tynskaja bis zu einem Jurtenlager vorgedrungen und fand dort mehrere betrunkene Ostiaken. Er kaufte dort einen Deckelkorb aus Baumrinde für 30 Kopeken.

Am 3. Juni um 7 Uhr Morgens war die Stadt Narym in Sicht. Hier war Alles überschwemmt, das Holz mußte in Böten transportirt werden, wir konnten nicht ans Land. Es regnete mitunter. Die Fahrt ging munter vorwärts.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lectüre, Conversation, Schachspiel und mit den allerliebsten Kindern des Obristen M..re., sowie auch mit den obligaten Mahlzeiten. Auf dem Verdeck konnte man von der Maschine bis zum Back 30 Schritte zählen; indem ich täglich mindestens 100 Touren hin und zurück machte, legte ich so etwa 4 Werst oder 6000 Schritt zurück. Abends zwischen 9 und 10 Uhr bei trübem Himmel, Wind und Regen näherten wir uns dem großen Dorf Kolpaschino, wo Holz geladen werden sollte. Das Dorf liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuß Alles überschwemmt war. Der Dampfer ließ seinen eigenthümlich brüllenden Pfiff

*) Ich schenkte ihn später der zoologischen Abtheilung der St. Petersburger Naturforscher-Gesellschaft.

zwei Mal gedehnt hören und glitt mit seinem Begleiter, der Arrestantenbarsche, langsam heran.

Das Bergdorf schwamm uns entgegen, eine Menge Menschen waren am schmalen, wasserfreien Ufer auf der Anhöhe versammelt. Der Lootse mit dem Footstock schrie 7, 6, 4, $3^1/_2$ Fuß; vom Ufer her tönte der Ruf: „Haltet rechts!" aber es war zu spät. Der Dampfer lief knirschend auf der überschwemmten Wiese auf und steckte mit der Spitze und der linken Seite imSand und Schlamm. Der Versuch, die Maschine rückwärts wirken zu lassen, mißlang. Zwei Anker auf Böten, abseits ausgeworfen und mit dem Seil an der Winde gezogen, kamen zum Dampfer, aber rührten ihn nicht vom Platz. — Herr W . . . go als gewesener Seeoffizier rieth, das Dampfschiff vorn zu entlasten und hinten zu belasten und sowohl von der Barsche, als auch vom Dampfer Anker zu werfen und beide Anker an Winden zu ziehen, um das Dampfschiff los zu machen. Der Capitain versuchte außerdem, das Schiff hebelartig an einem Balken durch ein Tau an der Winde zu heben. Nachdem mehrere Taue geplatzt und die Mannschaft nebst mehreren Dorfeinwohnern gegen 7 Stunden bei strömendem Regen gearbeitet, gelang dieses Manöver und das Dampfschiff wurde flott. Es hatten sich mehrere Passagiere aus dem Dorf eingefunden, meist dritter Classe. Am anderen Morgen, am 4. Juni, erwachte ich um 7 mit der angenehmen Sensation, daß wir flott weiter schifften und sprang aus dem Bett. Wir hatten noch etwa 180 Werst bis Tomsk. Es war schönes Wetter. Die Ufer des Ob waren hier grüner, schattiger und weniger flach, mitunter hügelig, also auch weniger überschwemmt. Am 5. Juni, etwa um 7 Uhr Morgens, traten wir aus dem Ob in den Fluß Tom. Er war ziemlich breit und schön bewaldet. Am nächsten Landungsplatz zum Holzladen, etwa 40 Werst vor Tomsk, stiegen wir ans Land, fanden einen unerwarteten Flor von Feldblumen und sammelten Bouquets für die Damen. — Um $1^1/_2$ Uhr kam Tomsk in Sicht. — Zuerst die naheliegenden hölzernen Häuser mit den Landungsplätzen der Dampfboote; in der Ferne wurden dann mehrere Kirchthürme, sodann auch andere Gebäude, darunter einige steinerne und der rothbedachte Arrestantenthurm, sichtbar — dazwischen malerische Baumgruppen. — Um 3 Uhr landeten wir.

Tomsk ist groß, aber ungepflastert, mit hölzernen Trottoirs und daher bei Regenwetter ungemein schmutzig. Wir stiegen im Gasthaus von Karpoff ab, wo wir ein gutes Quartier von 4 Zimmern fanden, und machten dem Gouverneur unseren Besuch. Herr Suprunenko, Ex-Militair — sonst ein einfacher Mann — war erst seit einem Jahr in Tomsk, konnte also noch nicht viel geleistet haben. Ich telegraphirte nach Hause und fand auf der Post einen Brief vom 10. Mai vor. Abends flanirten wir durch die Stadt und hatten Besuch von unseren Reisegefährten und Gegenbesuch vom Gouverneur. Wir bewirtheten unsere Gäste mit Thee und einem improvisirten Souper.

Tags darauf, am 6. Juni, fuhr ich in das Stadthospital, wo ich den Chef der Armenpflege, Herrn B., einen schlauen Bureaukraten, und den Doctor Matakewitsch, welcher noch bei mir in Petersburg das Doctorexamen abgelegt, sowie auch einen gewesenen Schüler, den Arzt Kapulzewitsch, vorfand. Das Hospital fand ich schlecht, denn es war überfüllt. Ursprünglich für 50 Kranke gebaut, liegen jetzt 100 Kranke darin und im Winter stieg deren Zahl bis 130. Daher mißlingen die meisten

Operationen, siechen die Kranken, werden scorbutisch, pyaemisch, Geschwüre heilen schwer, kurz, das Hospital ist inficirt, die Luft im Winter namentlich sehr schlecht. Ich rieth 25 bis 30 Kranke temporär in Zelten unterzubringen, um ein paar Zimmer frei zu machen und diese zuerst mit ungelöschtem Kalk zu bestreichen, kräftig zu ventiliren, sodann aus zwei anderen Zimmern die Kranken hineinzulegen und so das ganze Hospital zu desinficiren. — Doctor Matakewitsch hat seine Augenkranken in einem Separatzimmer im naheliegenden Siechenhaus untergebracht und dort ein paar Staaroperationen und Iridektomieen nach Graefe, mit gutem Erfolg gemacht. Im Siechenhause waren gegen 25 Sieche, meist Unheilbare, darunter ein paar junge Idioten.

Das Militairhospital, sonst gut, war auch überfüllt. Ich fand einige scorbutische und typhöse Kranke vor, welche der Oberarzt auf Rechnung der alten und schlechten Kasernen schrieb. Es wurde indeß schon damals ein neues hölzernes barackenartiges Hospital gebaut. Das Kinderasyl zu Ehren des Großfürsten Wladimir, der vor 2 Jahren in Tomsk war, für 100 Kinder errichtet, ist sehr gut und zweckmäßig eingerichtet. Außer dem Elementarunterricht werden die Kinder zu Handwerkern erzogen. Sie machen z. B. vortreffliches Schuhwerk. — Wir besuchten sodann mit meinem Reisegefährten den Erzbischof Platon, einen ruhigen, gebildeten, aber strengen Mann, der früher in Ekaterinoslaw war.

Hierauf zogen wir in das am Ende der Stadt auf einer Anhöhe gelegene und zum Empfang des Großfürsten bereitete schöne Haus Astascheff ein. Hier fanden wir nicht nur jeden Comfort, sondern eine luxuriöse Einrichtung vor. Eine Bibliothek, einen Beckerschen Flügel, ein Billard. — Der gebildete Verwalter, ein Franzose, installirte uns und stellte Tisch und Equipage zu unserer Verfügung.

Wir machten einige Visiten und gingen Abends zum Gouverneur zum Thee. Da waren die Honoratioren Tomsk's versammelt, der Militairchef, General-Major Iwaschenko, ein alter Kaukasischer Offizier, der Gensdarmerie-Obrist von Will (ein Curländer), der Thurminspector Nabaloff, ein äußerst humaner Ehrenmann, und der Domaineninspector Herr Hilaroff. Es waren auch 6 bis 7 Damen da. Man spielte Karten, plauderte in kleinen Gruppen, Thee, Glace und ein Souper wurde servirt. Man ging um 2 Uhr auseinander.

Am nächsten Tage besuchte ich den sogenannten Arrestanten-Uebersiedelungsthurm auf dem Irkutskischen Wege, an der Stadtgrenze. Von hohen Palissaden umzäumt und mit Wachen umstellt, stehen mehrere hölzerne Gebäude auf steinernen Fundamenten. Hier sind die Arrestanten, theils mit ihren Familien, theils isolirt, untergebracht. Sie kommen mit dem Dampfer aus Tiumen auf der Barsche und verweilen hier einige Tage. — Dann werden sie weiter nach Ost-Sibirien in die Bergwerke oder Brantweinbrennereien verschickt. — Einige werden in Tomsk oder der Umgegend — in Kainsk, Barnaul oder im Jeniseischen Kreise angesiedelt. Die Erkrankten treten ins Hospital. Für die Familie gibt die Regierung 5 Kopeken per Kopf täglich und 2 Pud Mehl monatlich. Vor der Expedition kriegen Frauen und Kinder auch Kleider.

Die Arrestanten werden gut verpflegt und gut genährt. Suppe, Fleisch, sehr gutes Brod und Quaß bilden die Hauptnahrung. Freiwillige werden im Thurm zurückbehalten und besorgen die Küche, vertheilen die Portionen, backen das Brod,

waschen und trocknen die Arrestantenwäsche und verdienen dabei etwas, müssen aber, wenn sie den Thurm verlassen wollen, ihre Strafe ohne Abzug ausdauern. — Der Thurminspector Herr Nabaloff sorgte sehr für die Arrestanten. Er legte kleine Gärten bei den einzelnen Gebäuden an, hat in jeder Abtheilung große Theekessel mit Hähnen angebracht, wo jeder Arrestant sich heißes Wasser zum Thee holen kann und in den Zimmern Tabellen aufhängen lassen, wo bestimmt ist, was jeder Arrestant zur Verpflegung zu bekommen hat, damit sie es genau wissen, denn die, welche lesen können, theilen es den Anderen mit. Die Schlafstellen, nary genannt, bestehen in schrägen gegeneinander zugespitzten Bretterbohlen, welche zusammen im Profil ein langes, flaches Dach bilden, auf welchem die Arrestanten reihenweise mit den Köpfen gegenüber liegen. Sie sind sehr rein gehalten. — Das Thurmhospital ist besser, d. h. weniger überfüllt, als das Stadthospital. Der Dr. Orscheschko, selbst ein Verschickter gewesen, ist bei den Arrestanten sehr beliebt und ein tüchtiger humaner Arzt. — Gegen Scorbut, der hier schon häufiger vorkommt (unter der Wucht deprimirender Gemüthtsaffecte und bei Mehreren in Folge ungewohnter Entbehrungen), wird hier ein Volksmittel — eine Zwiebelart (allium ursinum), hier Kolba genannt, mit sichtbarem Erfolg angewandt.

Abends gingen wir in den öffentlichen Garten, wo ein Aerostat mißlang und ein ziemlich gutes Feuerwerk von einem Verschickten abgebrannt wurde. Sehr lästig waren dabei die zahllosen Mücken. Am nächsten Tage genossen wir die schönste Aussicht auf Tomsk von der hochgelegenen katholischen Kirche aus, machten unsere Visiten bei den Honoratioren und dinirten bei dem örtlichen Militairchef, wo wieder Alle mit dem Gouverneur versammelt waren. Man speiste um 3 Uhr, das Diner war gut, die Weine von Jelisseieff — das Gespräch lau, außer der Wirthin nur Männer zugegen. Aehnlich diesem, folgte eine Reihe von eintönigen Festessen mit immer denselben Personen. Auch das Menu war fast dasselbe. Neu und schmackhaft fand ich den störartigen Fisch Nelma. Auffallend und etwas asiatisch war dabei der Umstand, daß zu diesen Diners niemals die Frauen eingeladen waren, so daß stets die Hauswirthin die einzige Dame dabei war.

Am 9. Juni besuchten wir beide Gymnasien, wo gerade examinirt wurde. — Das männliche hat kaum Platz für 100 Eleven und enthält gegen 300! Deshalb sind dort durch Ueberfüllung großer Luftmangel und schlechte hygienische Verhältnisse. — Der Unterricht, wie das Examen, aus dem lateinischen „J. Caesar de bello gallico“ übersetzt, construirt und analysirt, sowie das Examen aus der Physik bewiesen, ist gut. Der lateinische Lehrer Herr Kremiansky ist recht brav. Physik lehrt der Director Iwanoff, Naturalist. Das Gymnasium ist ein classisches, aber ohne Griechisch, weil bis zu der Zeit kein griechischer Lehrer aufzutreiben war. Ich rieth, in den Dortoiren Kamine und Arnot'sche Klappen zu arrangiren, um doch etwas mehr Luft zu schaffen.

Das weibliche Gymnasium ist bei weitem besser placirt und hat Raum genug für 120 Schülerinnen. Die tüchtige Directrice, Madame Friese, ist die Frau eines Beamten des Generalgouverneurs. Sie haben ein kleines Naturalienkabinet. Es war deutsches Examen. Ich examinirte selbst. Uebersetzungen, Dictate, Recitiren, Grammatik und Syntaxis. Es ging auffallend gut. Selbst junge Russinnen aus der 2. Klasse von 10 bis 12 Jahren waren gut präparirt. Ihre Antworten be-

wiesen, daß sie das Gelernte, insoweit das Programm reichte, wirklich verstanden. Die sehr tüchtige Lehrerin, Mlle. Losse, war halb aus Paris, halb aus Hamburg; als 2. Lehrerin fungirte die Tochter der Directrice, Fräulein Olga Friese, kaum 19 Jahre alt, welche selbst erst ihr Abiturientenexamen machte. — Ich wurde zu dem Examen aus der Hygiene, welche von dem Militairarzt Dr. Prybilew den Demoisellen der ältesten Classe vorgetragen wurde, eingeladen. Ich leitete selbst das ganze Examen bei den neun Schülerinnen. Das Programm war gut, die Antworten meist vortrefflich.

Dr. Duhmberg aus Barnaul besuchte mich in Tomsk und blieb da bis zur Ankunft des Großfürsten. Ich lernte in ihm einen sehr tüchtigen und gebildeten Arzt und jovialen Mann kennen, dessen statistische Arbeiten von großem Interesse sind. Er hat sich auch viel mit Naturwissenschaften beschäftigt und namentlich größere botanische Sammlungen veranstaltet.

Sonntag Abend besuchten wir den hiesigen Club. — Man tanzt daselbst, spielt Karten und unterhält sich. Billard, Buffet und Lesezimmer fehlen nicht.

Auch hier herrschte, wie überhaupt in der Tomskischen Gesellschaft, kein Standesunterschied. — Es waren ein paar junge Jüdinnen erschienen, die sehr rücksichtsvoll behandelt wurden und sich sehr anständig benahmen. Der Apotheker Malgudowitsch, galt hier neben hochgestellten Beamten als einer der ersten Honoratioren. — Leider haben sich die Militairs wegen eines Mißverständnisses abgesondert und einen eigenen Club gebildet; es waren deshalb nur sehr wenig Offiziere auf dem Ball.

Am 13. kam der Generalgouverneur von Westsibirien, Generaladjutant Chruschoff, aus Omsk hier an.

General Chruschtschoff, aus der heldenmüthigen Vertheidigung Sewastopols rühmlichst bekannt (seit 3 Jahren leider verstorben), war eine ausgezeichnete Persönlichkeit. — Klein von Wuchs und schon bedeutend ergraut, hatte sein blaues, blitzendes Auge noch jugendliches Feuer. Er verband mit einer humanen Bildung und der den Tapferen eigenen Sanftmüthigkeit eine große Lebendigkeit und wo es noth that auch Festigkeit und Strenge. — Die größte Einfachheit mit soldatischer Biederkeit verknüpfend, trug er stets den St. Georgs-Orden III. Classe, den er sich so ritterlich in Sewastopol erkämpft hatte.

Er ging willig auf meine und Herrn W . . . . go's Vorstellungen ein wegen Erleichterung des Schicksals mehrerer politischer Verbannten, die von musterhafter Führung und gemeinnütziger Thätigkeit waren; darunter auch ein paar Collegen.

Ich muß hier noch kürzlich meines Ambulatoriums erwähnen, welches sich höchst originell organisirte. Am dritten Tage unserer Installirung im Astaschewschen Hause erwachte ich wie gewöhnlich um 7 Uhr und trat ans Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. — Erstaunt erblickte ich eine bedeutende Menschenmenge, welche einen Theil der breiten Straße um unser Haus herum ganz ausfüllte und den sie haranguirenden Polizeiserganten einen passiven Widerstand zu leisten schien. — Während ich mich rasch ankleidete, schickte ich meinen Diener hinaus um sich zu erkundigen, was dieser Auflauf bedeute und erfuhr, daß schon von 5 Uhr Morgens sich unsere Straße mit hunderten von Menschen verschiedenen Alters und Ge-

schlechts füllte, welche alle krank und meines ärztlichen Raths bedürftig waren!!! — ich erklärte mich bereit, so lange ich in Tomsk bleiben würde, täglich 2 Morgenstunden der Krankenannahme zu widmen — ferner täglich 30 Eintrittsbillete zu vertheilen, um ebensoviel Kranke nach Reihenfolge der Nummern zu empfangen, und machte mich sogleich daran, die ersten dreißig Nummern aufzuzeichnen. — Ich schickte meinen Diener mit den kleinen numerirten Papierkarten heraus, um sie den zunächststehenden zu vertheilen. Aber schon nach zwei Minuten, kehrte er leichenblaß und mit zerrissenen Rockschößen zurück — so furchtbar war der Ansturm um die Billete gewesen. Unser Hauswirth rieth mir künftig die Billete durch die Polizei vertheilen zu lassen; — das ging besser. Ich wählte mir die Herren Doctoren Ackermann, einen tüchtigen Chirurgen, und Orscheschka zu Assistenten. Wir führten drei Krankenjournale in welchen für die 14 nächsten Tage über 400 Krankengeschichten, meist summarisch verzeichnet sind wobei wir wenigstens noch einmal so viele Kranke zurückweisen mußten. — Unter unseren Ambulanten waren viele Rheumatiker, darunter auch Herzkranke, Augenkranke, chronische Katarrhe, mehrere Fälle caseöser Pneumonien, einige interessante Fälle von Hautkrankheiten, ruppia, lupus, Hauttuberkeln — viele Ekzeme, ein paar mächtige Kröpfe. Es kamen mitunter sehr vernachlässigte verzweifelte und unheilbare Fälle vor, z. B. enorme Lipome am Halse, Krebse, Staphylome, atrophia bulbi. In einem Fall von Ruppia mit lues, ein schauderhaftes Knochenleiden mit Muskelatrophie und cariösen Geschwüren 2c. Es waren auch viele Juden darunter, sie kommen oft wegen Kleinigkeiten und drängen sich überall vor. — Viele Verschickte und degradirte befanden sich unter meinen Ambulanten, von denen die meisten politische Verbannte waren. Ich fand unter diesen viel weniger Ingrimm und Verbissenheit, wohl aber mehr deprimirte Gemüthsstimmung, als unter den eigentlichen Verbrechern. Es steht fest, daß diejenigen Sträflinge, welche nach abgelaufener Strafzeit Frau und Kind, und nur die Mittel zu der ersten Einrichtung haben, gewöhnlich ein Gewerbe, Handwerk, oder den Ackerbau betreiben und meist ruhige, ehrliche und ordentliche Bürger oder Bauern werden. — Graf Muravieff-Amursky, der beste, energischeste und klügste General-Gouverneur Ost-Sibiriens, nach Speransky, sah das ein und bestimmte für die verheirateten Ex-Sträflinge kleine Summen, welche ihnen zur ersten Einrichtung vorgestreckt wurden. Sein Andenken ist noch in ganz Ost-Sibirien lebendig. Es war ihm das Wunder gelungen, durch gute Belohnungen einerseits, und schonungslose Strenge andererseits unter dem Beamtenstand die Bestechungen abzuschaffen. Seine Administration war so weise, energisch und auf so solider Basis begründet, daß es seinen Nachfolgern leicht wurde, wenn auch mit geringeren administrativen Fähigkeiten, dieselbe durchzuführen.

Am gefährlichsten sind dagegen die Bummler, welche nach beendigter Strafzeit, ohne Mittel zur Existenz, nach ein paar vergeblichen Versuchen ein ehrliches Unterkommen zu finden brod- und obdachlos herumirren. Es sind die gefährlichsten Verbrecher, oft Mordbrenner. Auf den Goldwäschereien und Brantweinbrennereien sind eine große Anzahl von Verbrechern beschäftigt und buchstäblich an die Arbeit gefesselt, wodurch also die gefährlichsten socialen Elemente absorbirt werden; was wiederum zu der verhältnißmäßigen Ruhe und Sicherheit Sibiriens nicht wenig beiträgt.

Endlich möchte ich noch eines angenehmen Abends erwähnen, den ich mit Tomsker Collegen verlebte. Unter denselben befanden sich drei meiner ehemaligen Schüler, von denen zwei Verschickte waren. Es waren dieses die Doctoren Orschescka und Wysotzky. Beide hatten sich in der Zeit, wo sie in der Verbannung lebten, die allgemeine Achtung und Dankbarkeit der Stadt und das Wohlwollen der Obrigkeit erworben. Der dritte war der bereits erwähnte Stadtarzt Kapulzewitsch. Von diesen drei Herren wurde ich, nebst meinem Reisegefährten und dem sehr tüchtigen und hochgebildeten Chef der Altaischen Bergwerke Staatsrath Eichwald (der mit Dr. Duhmberg nach Tomsk gekommen war) im Namen sämmtlicher Tomsker Collegen zu einer Soirée, in dem hübschen Dorf Stefanowka eingeladen.

Das Wetter war herrlich. Es war der 22. Juni, die Lage des Herrenhauses, welches ehemals einem reichen Goldwäscher gehörte, auf einer Anhöhe, reizend. Der schöne Park, obschon verwildert, bot prächtige Spaziergänge, und unweit des schon etwas verfallenen Hauses befand sich eine allerliebste höchst geschmackvoll gebaute hölzerne Kirche, dem heiligen Stephan geweiht. — Zu den vollzählig anwesenden Tomsker Collegen, gesellten sich auch Dr. Duhmberg aus Barnaul und die beiden Apotheker Mulgoudowitsch und Diele. — Die Herren überraschten uns durch ein pompöses Fest. Musik, Illumination, ein feines Souper wurden durch gemüthliches Plaudern, schwunghafte und humoristische Tischreden und das bei solchen Gelegenheiten bei alten Studenten nie fehlende Gaudeamus gewürzt. Die Musik hatte ein Militair-Arzt, auch ein gewesener Schüler von mir, Dr. Pribyleff, derselbe der im weiblichen Gymnasium Physiologie und Hygiene vortrug, aus seinem Regiment herbeigeschafft. — Der Abend verging wie ein Traum. Ich forderte die Collegen auf, einen Verein Tomskischer Aerzte, als einen Zweig eines Vereins Siberischer Aerzte zu bilden, um sich durch corporatives Zusammenhalten gegenseitig zu unterstützen. Dieser Vorschlag wurde freudig aufgenommen. Ich erwähne hier nur beiläufig der zahlreichen Consultationen, welche ich mit sämmtlichen Collegen in der Stadt und Umgegend hatte, weil mir das Gelegenheit gab, die Tüchtigkeit der meisten unter ihnen zu bestätigen. — So kam der 24. Juni heran, an welchem Tage der sehnlichst erwartete Großfürst, auf seiner Rückreise durch das Amurgebiet und Ost-Sibirien hier eintraf.

Zur Frage über den Farbensinn der Naturvölker.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle.

In weite Kreise ist bei uns die Ansicht eingedrungen, welche zuerst der geistvolle Lazarus Geiger vertrat, daß das menschliche Unterscheidungsvermögen für Farben eine überraschend jugendliche Entwicklung hinter sich habe, daß noch in den Vedas der Inder, im Alten Testament, ja noch im Homer die Farbenausdrücke nicht nur die größte Unbestimmtheit, sondern selbst Spuren davon verriethen, daß in jenen doch schon durchaus historischen Zeiten sogar die höchstgestiegenen Culturvölker noch an partieller Farbenblindheit gelitten hätten. Gladstone, der gegenwärtige Leiter des englischen Ministeriums, stimmte dem in seinen „Homerischen

Studien" vollkommen bei und vertritt auch wieder in seiner neuen Schrift: „Der Farbensinn mit besonderer Berücksichtigung der Farbenkenntniß des Homer" mit Entschiedenheit seine früher ausgesprochene Beurtheilung Homerischer Farbennamen unter Verwerthung der eingehenden Forschungen des Ophthalmologen Hugo Magnus in Breslau.

Grant Allen, dessen Werk über Ursprung und Entwicklung des Farbensinns jüngst in deutscher Uebersetzung von Ernst Krause bei uns eingeführt wurde, weist mit Recht auf die Gebrechlichkeit der seit Geiger und Gladstone beliebt gewordenen Schlüsse hin, aus der Sprache eines Volkes oder nun gar aus dem immer doch nur fragmentarischen Wortvorrath irgend eines literarischen Denkmals aus dem Alterthum die Netzhautreaction für Farben bei dem betreffenden Volk erschließen zu wollen, und in diesem Sinn wurden in Deutschland schon längst Stimmen laut. Manches lag ja auch an mangelhafter Verwerthung selbst nur des Wortvorraths aus dem der Untersuchung zu Grunde gelegten Werk. Wer wollte z. B. heute noch darauf schwören, daß die Hebräer den Himmel nicht blau gesehen hätten, während man doch in der Gottesvision Mose's auf dem Sinai liest: „Und sahen den Gott Israel. Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir, und wie die Gestalt des Himmels, wenn's klar ist"? Unantastbar richtig erscheint dabei Luther's Uebersetzung, und da der Saphir stets ein blauer Stein, so ist der Folgerung gar nicht zu entrinnen, daß der Hebräer den tiefblauen, weil dunstfreien Himmel seiner lichtvollen Subtropenheimat im unbewölkten Zustand sehr wohl nach seiner wirklichen Farbe erkannt hat. Lächeln kann es heutzutage nur noch erregen, wenn man sich des Freudenrufs eines Archäologen erinnert, der aus dem grünlichen Farbenton des Himmels auf einem pompejanischen Landschaftsgemälde die Blaublindheit gar noch in der Cäsarenzeit erweisen wollte, obgleich doch ein jeder Unvoreingenommene sich sagen mußte, daß dabei nichts weiter vorläge als ein leichter Bezug mit Grünspan zufolge des vielhundertjährigen Einflusses kohlensäurehaltiger Luft auf die Kupferblaufarbe, welche der antike Maler benutzt hatte!

Auch die erwähnte neueste Schrift Gladstone's ist bei all ihrem sonstigen Werth nicht frei geblieben von unnützen Selbstquälereien über Schwierigkeiten, die theilweise nur in der Einbildung beruhten. Kommt doch dem gründlichen Forscher sogar das wie ein unlösbares Räthsel vor, daß in der Odysse (VI, 136) „das Beiwort phoinix", sonst nur eine tiefe Purpurfarbe bezeichnend, einer „jungen Palme" beigelegt werde! Hätte sich Gladstone nicht von einem seiner philologischen Freunde sagen lassen können, daß die im Alterthum viel verwerthete Phönix-Farbe eben so nach den Phöniziern, diesen berühmten Purpurfärbern, hieß wie die — Dattelpalme, welche, noch heute am syrischen Ufer ganz anders heimisch als an europäischen Südgestaden, den Hellenen Phönix, d. h. Phönizischer Baum hieß, ohne jeden Nebenbegriff des Purpurnen?

Eins ist immerhin ein nicht zu unterschätzendes Ergebniß der einschlägigen Theile von Gladstone's Homer-Studien, daß nämlich im Homer die Farbeneffecte vielmehr als Lichteffecte geschildert werden oder, um es physikalischer auszudrücken, vielmehr der Quantität des Lichteindrucks als der Qualität, dem Farbenton Beachtung geschenkt erscheint. Aber ein Beispiel genüge, wie Gladstone

auch, wo er zugibt, daß ein Ausdruck keine eigentliche Farbe, sondern nur einen viel allgemeineren Lichteindruck sprachlich wiedergeben soll, mitunter auf seltsame Irrwege geräth. Er hebt zwei Stellen der Ilias heraus, in denen der Regenbogen das eine Mal porphyreos, das andere Mal kyaneos genannt wird; weil nun beide Ausdrücke, namentlich der letztere, sonst nur für dunkle Gegenstände gebraucht zu werden pflegen, so ist nach Gladstone „die Frage endgültig entschieden, daß der Regenbogen für Homers Auge dunkel war. Das Indigo und Violett überwogen demnach für seine Auffassung das Roth, Orange und Gelb.“ Und aus derselben porphyree Iris folgerte Magnus, daß Homer den Regenbogen in einfarbigem Grellroth (Purpurroth) auftauchen sah, also das gerade entgegengesetzte rothe Ende des Spectrums in Homers Auge das indigodunkle und violette überwog, wie auch Grant Allen abermals vom „rothen Regenbogen“ Homer's spricht! Es scheint aber beiderseits der rechte Vergleichspunkt nicht getroffen zu sein, der wohl ohne Zweifel in dem schillernden Glanze der mit dem Saft der Purpurschnecke gefärbten Webstoffe gefunden werden muß. Das Ineinanderschweben der Farbe des Meeres, das ebenfalls porphyreos benannt wird, entspricht ganz gut dem Ineinanderschwimmen der Regenbogenfarben (über deren Zahl, bei Newton 7, bei Helmholtz 10, sich naturgemäß streiten läßt), und auch in kyaneos (unter anderem auf Gewölk bezogen) liegt wohl mehr der Sinn der Unbestimmtheit als der Dunkelheit, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß dieses Wort bei Homer häufig die tiefere Sättigung des Farbentons bezeichnet (z. B. beim Bart des verjüngten Odysseus), auch das wirkliche Dunkel (z. B. des Trauerschleiers der Thetis, der dicht gedrängten Reihen einer anrückenden Heerschaar), wie nachmals gewöhnlich das dunkle Blau, sicherlich niemals das Roth.

Gleich gegenüber dem eben besprochenen Falle sei davor gewarnt, Antworten, welche man auf frageweise vorgelegte Farbstoffe oder gefärbte Gegenstände von einem Fremdsprachigen gesagt bekommt, gleich für bestimmte Farbennamen hinzunehmen. Nicht nur Dichter gebrauchen sogar wirkliche Farbennamen für bildliche Qualitätsbezeichnungen, und würde nicht Goethe den weisen Einwand, den man gegen seinen „goldnen Baum des Lebens“ erhoben hat, ebenso zurückweisen, wie Sophokles die Philisterbemerkung über den doch wohl unpoetischen Eindruck roth geschminkter Wangen geißelte, als er Phrynichos' Vers citirt hatte: „Das Feuer der Liebe glänzt auf seinen Purpurwangen“? Grün z. B. heißt den verschiedensten Völkern, u. a. Hellenen wie Deutschen, das Frische. „Grüne“ Rosen war im Mittelalter kein anstößiger Ausdruck für „frische“. In Tirol fragt einen die Kellnerin, wenn man Fleischspeise wünscht: „Schaffens grünes Fleisch oder geselchtes?“ Ganz mit Unrecht staunte der Fremdling auf dem Thüringer Wald, dem sein Führer die massenhaft da am Waldboden wachsenden Beeren Blaubeeren genannt hatte und dann die Entgegnung, daß die (noch unreifen, röthelnden) Beeren ja gar nicht blau aussähen, mit den classischen Worten abthat: „Na, wenn de Blaubeeren noch grien sin, da sin se nadierlich rod.“ Und was ist thöricht genug, daß es der erste Berliner nicht „so blau“ nennt? Nach Konrad von Megenbergs Ausspruch: „welhes menschen varb grüen ist oder swarz, der ist böser site“ gäbe es sicherlich bei uns keine bösen Menschen, aber die Worte grün und schwarz werden gewiß abermals hier in einer mehr abgeleiteten

Bedeutung gemeint sein, obgleich die neuerliche statistische Aufnahme der Haar- und Augenfarbe deutscher Schulkinder in Württemberg wirklich ein indianerrothes Mädchen mit grünen Haaren nachgewiesen haben soll.

Was nun aber der aus den alten Schriftstellern nie genügend zu klärenden Frage nach der allmählichen Ausbildung des menschlichen Farbensinnes die denkbar glücklichste Lösung verschafft hat, das ist die Untersuchung außerhalb unseres Culturkreises stehender Völker auf diesen Punkt hin, womöglich solcher, die noch auf recht niedrigen Gesittungsstufen sich befinden und für die das halbe Scheltwort „Wilde" der neueren Wissenschaft doch zu zoologisch hart klingt, Peschel nicht einmal die Kategorie der „Naturvölker" zulassen wollte.

Wie recht hatte doch R. Andree, als er die Geiger'sche Methode mit dem Anführen Lafontaine's persiflirte, in dessen feinsinnigen Naturmalereien nicht ein einziges Mal das Wort „blau" vorkommt; ich möchte noch dazufügen, welch ein lustiger Schluß nun zur Welt kommen würde, wenn aus der ganzen französischen Literatur nur Lafontaine heute erhalten geblieben wäre und nun ein Farbensinnforscher die völlig richtige Entdeckung machte, daß ja die Franzosen von heute ihr bleu der deutschen Zunge entlehnt haben, — also, im 17. Jahrhundert, wie Lafontaine lehrt, den Himmel noch grün schauten und erst neuerdings, der Blaublindheit erledigt, gleich so manchen Negerstämmen die germanische Lautfügung für den vorher nicht gekannten, folglich auch nicht benannten Farbeneindruck des Blau auf die Netzhaut ihres Auges adoptirten!

Die von Pechuel-Lösche im Verein mit Hugo Magnus in alle Erdtheile verschickten Fragebogen mit ihrem farbigen Aufdruck von Spectral- und einigen Mischfarben sind mit zum Theil recht gründlichen Beantwortungen zu ihrer Ausgangsstelle zurückgekehrt, und, wenn wir auch leider noch nicht die Gesammtheit der Acten dieser interessanten circumterrestrischen Farbensinnprüfung vor uns sehen (die hoffentlich der Wissenschaft doch nicht vorenthalten bleibt), so giebt uns doch eine neue Broschüre des für diesen Gegenstand so rühmlich thätigen Dr. Magnus „Untersuchungen über den Farbensinn der Naturvölker" (Jena 1880) anscheinend das Wichtigste davon. *Farbenblindheit, so wissen wir nun bestimmt, ist bei Naturvölkern eine höchst seltene Erscheinung, viel seltener als bei Culturvölkern, aber es deckt sich mit der vollen Sicherheit der sinnlichen Unterscheidungskraft keineswegs diejenige der sprachlichen Bezeichnung der Farben.* Da wir nun zweifellos annehmen müssen, daß unsere Vorfahren wie die der übrigen Culturvölker von heute, überhaupt die ganze Menschheit höherer Gesittung in ihrem secularen Entwicklungsgang einstens auf den Stufen verharrte, auf denen wir Völker wie Buschmänner und Australneger noch in der Gegenwart verweilen sehen, so ziehen wir nunmehr den vollgesicherten Schluß: über das allmähliche Finden verbaler Unterscheidung für die verschiedentlichen Farbenwahrnehmungen können uns die Philologen noch manches Werthvolle aus allen Schriftdenkmälern ans Licht ziehen, — doch Homers und Moses Auge sah das Farbenspiel auf Erden und am Himmel gewiß so klar wie die Farbenkünstler Aegyptens, deren prangende Malerei zumal in leuchtendem Roth, Grün und Blau noch heute uns entzückt!

„Deshalb trage ich auch durchaus kein Bedenken, meinen eigenen Irrthum bezüglich dieser Frage ohne weiteres einzuräumen und anzuerkennen, daß ich mich über die Tragweite der durch sprachvergleichende Untersuchungen gewonnenen Erkenntnisse getäuscht und Consequenzen aus denselben gezogen habe, die mit dem thatsächlichen Verhältniß nicht identisch sind.“ So lauten die ehrlichen Worte in Magnus' eben angeführter Schrift. Uns aber soll es hier nun obliegen, in aller Kürze die neue Wendung der Magnus'schen Theorie von dem Entwickelungsvorgang des menschlichen Farbensinns zu prüfen. Denn aufgegeben hat er die Idee von einem solchen durchaus nicht, er folgert vielmehr aus dem bei allen genau darauf untersuchten Naturvölkern constatirten Schwanken der Farbennomenclatur, daß mindestens ihre Vorfahren gewisse Farben auch mit dem Auge noch nicht zu unterscheiden vermochten, ja die Energie des Farbeneindrucks bei manchen Völkern selbst jetzt noch sich nach der Scala des Spectrums abstuft.

Bekanntlich führt die neuere Optik die verschieden starke Brechbarkeit der verschiednen farbigen Lichtstrahlen, in welche wir mittelst des Prismas den einfachen (farblosen) Lichtstrahl der Sonne zu zerlegen im Stande sind, auf die verschiedene Wellenlänge derselben zurück. Die langsamer d. h. in viel länger gestreckten Wellen schwingenden Strahlen des Roth, Orange, Gelb sind deshalb weniger gebrochen als die schnell schwingenden, kurzwelligen Strahlen des Grün, Blau, Violett. Magnus meint nun, die Netzhaut des Menschenauges habe von jeher am stärksten reagirt auf die langwelligen Lichtstrahlen, ganz besonders auf die rothen, dagegen sei der Sinn für die kurzwelligen, also die grünen, blauen und violetten Strahlen erst später erwacht, ja wir vermöchten seine Ausbildung hie und da noch in der Gegenwart zu verfolgen.

Für die Behauptung, daß wirklich die Sinneswahrnehmung irgend eines Volkes blauen und grünen Farbentönen gegenüber eine unvollkommene sei, liegt indessen meines Wissens noch durchaus kein Beweis vor. Und wenn sich Magnus auf Preyers Aussage beruft, auch beim kleinen Kind sei Blau die letzte Farbe, für die das Wort mit Sicherheit verwendet werde, so wäre es werthvoll, hierüber umfassendere Beobachtungen zu sammeln; jede Mutter könnte hierfür der Wissenschaft schätzbare Dienste leisten. Nun ist gar nicht zu leugnen, daß die geistreiche Schwenkung, welche Magnus seiner Theorie gegeben hat, nichts mehr zu thun hat mit dem früheren Irrthum, den er unumwunden eingestanden; auch muß man die wissenschaftliche Gründlichkeit hoch schätzen, mit welcher er bekennt: selbst wo nur im Ausdruck, in der Benennung der Farben Unsicherheit herrscht, muß der Ursache derselben nachgeforscht werden; und die physiologisch so verlockende Deutung, daß des Menschen Auge erst nach und nach für violettes Licht empfänglich geworden sei, ist ja um so anziehender, als wir in der That durch die Fortschritte der neueren Physik und Chemie den Beweis erbracht sehen, wie die Zerspaltung des einfachen Strahls in die Strahlengarbe durch das Glasprisma über den violetten Spectralstreifen hinaus gerade die chemisch am meisten wirksamen, uns aber optisch unerkennbaren Strahlen birgt, von denen wir nur noch einen schmalen Grenzsaum durch künstliche Verdeckung der stärker leuchtenden Theile des Spectrums als „ultraviolettes Licht“ einigermaßen noch auf unser Auge wirken lassen können.

Was aber hat es eigentlich für eine Bewandtniß mit der „Unsicherheit" der Völker außerhalb unseres Gesittungskreises, manche Farben recht zu benennen? Ganz bestimmt geht zumal aus der Beantwortung der Pechuel-Magnus'schen Fragebogen, sowie aus den neuerdings auch in Deutschland stattgefundenen Prüfungen der Farbenterminologie der Nubier, Lappländer, Patagonier hervor, daß Roth, Schwarz und Weiß wohl bei keinem Volk sicherer Benennung ermangeln. Von jeher hat der Mensch für das aufleuchtende Roth der Flamme, des Früh- oder Abendhimmels, für das Roth des Blutes ein besonders „offenes Auge" besessen; mit Roth bemalten sich die Bewohner Deutschlands schon vor unzähligen Jahrtausenden, wie die Knollen rother Farberde beim Schußenrieder Fund unsern des Bodensees uns lehren; roth färben sich die „Wilden" noch jetzt, wenn sie zum Kampf ziehen oder Festfeier begehen, roth erglänzte der Waffenrock des Spartaners, wenn er sich zur Schlacht schmückte, Roth ist die Farbe des Königsmantels, daß wir selbst metaphorisch vom „Purpur" als von der obersten Herrscherwürde reden, Roth in verschiedenen Nüancen ist die Lieblingsfarbe prangender Darstellungen aller Art bis heute fast überall und noch allgemeiner die des Körperschmucks minder Gebildeter, wie sie allein, wenn schon vielmehr zu Ausbrüchen der Wuth, den Puter im deutschen Bauernhof, den Kampfstier in der spanischen Arena reizt. Außerdem war von jeher die Lichtfülle sonstiger Färbung und deren Gegensatz, das Dunkel, dem Menschen am auffälligsten; darum begnügte er sich wohl zunächst damit, außer seinem rothen Liebling allen sonstigen Farbeneindruck mit Hell (Weiß) oder Schwarz (Dunkel) zu bezeichnen, wie für Gehör und Geschmackserregung unsere Sprache auf ganz ähnlicher Unvollkommenheit der Gemeinbenennung stehen geblieben ist mit „tiefen" und „hellen" Tönen, „sauer", „süß" und „bitter". Dabei hat Magnus ohne Zweifel Recht, den Naturvölkern für die lichtstärkeren Farben, diejenigen „mit lebendigerer Kraft", wie er sagt, einen entgegenkommenderen Sinn zuzuschreiben; reden wir doch noch alle wie einst die Lateiner von „lachenden" und „düstern", d. h. trüben, traurig stimmenden Farben; der alte Laërtes fand nur eine trübfarbige Decke für sein Lager angemessen, auf dem er des Heldensohnes vermeintlichen Untergang beweinte; gewisse Berberstämme des nordwestlichen Afrika nennen Weiß, Roth und Gelb „schöne Farben", Grau, Grün, Violet und Schwarz dagegen „häßlich". „Schwarz" nennt schon Homer den Tod, „umnachtet" die Seele des Bekümmerten, auch Schiller singt:

Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose.

Meines Erachtens beruht die Unbestimmtheit in der Farbenbezeichnung der Völker ganz wesentlich darauf, daß sie außer der rothen Farbe alle übrigen zunächst unter die helle, freudige und die dunkle, trübe Kategorie subsumirten (wie uns eben auch Gladstone aus seinem Homer verrieth), allmälig erst nach Maßgabe ihrer täglichen Beschäftigung auf Differenzirungen innerhalb dieser zwei Hauptgruppen eingingen. Wie natürlich ihre Bevorzugung der erstgenannten, der Gruppe der freudigen Farben, dabei war, geht recht interessant daraus hervor, daß eins der heitersten, geradezu hellenisch heiteren Völker unserer Gegenwart, die Japaner, die Farbe überhaupt als ein „iro" bezeichnet, d. h. eine Sinnenlust.

Magnus möchte gern darthun, daß die Benennung der Farben nach ihrem Merkmal der Wellenlänge an Bestimmtheit und gewohnter Sicherheit sich abstufe; Gelb, so verlangt seine Theorie und so behauptet er auch, ist viel seltner von schwankender Bezeichnung als Grün und die blauen Nüancen. Hier würde indessen erst eine zahlenmäßig genaue Statistik zum Ziele führen, für welche frühestens die Zeit herangekommen wäre, wenn man alle bis dahin exact ermittelten Data einschlägiger Art codificirt vor sich sähe. Die „exacte" Ermittlung erfordert aber viel mehr Umsicht, Ausdauer und Sprachkenntniß als man gewöhnlich meint. Man vergleiche nur einmal die Tabellen, welche in den Verhandlungen der Berliner Ethnologischen Gesellschaft über die nubischen Farbennamen veröffentlicht worden sind, und man wird arg betroffen sein über die ungleichartigen Ergebnisse, ja die offenkundigen Widersprüche, welche in den Angaben über Aeußerungen des nämlichen Volksstammes betreffend ein und dieselbe Farbe begegnen.

Viel citirt werden die „Virchow'schen" Untersuchungen über den betreffenden Gegenstand, an denen indessen Virchow wohl kaum einen Antheil hatte. Schon ob der Vertrautheit mit der allgemein nordafrikanischen Umgangssprache ist es (neben Hildebrandt) vorzüglich Gustav Nachtigal zu danken, daß die Nubier in Berlin ihre Farbenbezeichnungen zu den Acten geben mußten. Magnus ist übel berathen, sich auf Virchows Behauptung zu verlassen, die genaue Farbenbezeichnung der Nubier ginge „nicht weit über das Roth" hinaus, aber ich habe an anderer Stelle gezeigt, daß andererseits auch Nachtigals zuletzt gewonnene Ansicht, es fiele den Nubiern (wenigstens den im vorigen Winter in Berlin gewesenen) gar nicht ein, Blau und Grün gleichartig zu benennen, auf einen verzeihlichen Irrthum hinausläuft. Die Nubier haben nämlich ein ganz bestimmtes, nur für blaue Farbentöne in Anwendung gezogenes Wort (was Virchow voreilig in Abrede gestellt hat): das Wort dunkusîb; jedoch bedeutet dunkusîb nur ein gesättigtes Blau, zumal also Dunkelblau und Violett, Hellblau nennt der Nubier geradeso wie Grün sotâï. Das Himmelblau, in Nubien nicht der Farbe einer verwaschenen blauen Robe ähnlich, heißt folglich nubisch gleichfalls dunkusîb, wobei ich noch bemerken möchte, daß das z. B. im Homer vielvermißte Wort Blau für die Himmelsfarbe, leicht aus Scheu davor bisweilen umgangen sein mag, jenes strahlende Blau, das „gewölbte Blau", wie es in der altchinesischen Literatur heißt, nicht mit einer von jedem Gefunkel weit entfernten blauen Anstrichfarbe zusammenzureimen; so liest man in Megenberg's köstlicher Naturgeschichte, der ältesten in deutscher Sprache: der lazûrstain ist himmelvar, wan er ist plâ mit goltvarben sprekeln; also war dem alten Megenberg der Lasurstein nicht himmelfarben allein seiner Bläue wegen, sondern weil er noch wie der Himmel von den goldenen Pfeilen des Helios glitzerte.

Die Nubier haben für Roth die ganz constante Bezeichnung adarôb; ebenso conform ist ihre Benennung für Weiß und für Schwarz; dazu besitzen sie ein Wort für braune Mischfarbe, ein solches für graue und eine Gemeinbezeichnung (delif) für dunkle (sowohl tiefbraune als tiefblaue) Farbentöne, alles übrige ist sotâï, Gelb gerade so gut wie Grün und Lichtblau, sotâï ist also der sehr bemerkenswerthe Ausdruck für „freudig gefärbt" oder „bunt" im Sinne von „farbenfrisch und hell", jedoch mit charakteristisch consequentem Ausschluß des Roth, der aristokratischen Farbe, die auch im Nubischen eine Sondertaufe erhalten hat.



Es ist gewiß der Hervorhebung werth, daß Almquist, der auf der berühmten Nordenskiöld'schen Expedition während der langwierigen Gefangenschaft der Vega im Eis nicht weniger als 300 Tschuktschen auf ihre Farben-Nomenclatur prüfte, zu wesentlich demselben Ergebniß geführt wurde, wie ich bei den Nubiern. Den Tschuktschen ist

tschetlju alles Rothe,
nidlikin das Helle, Lichtstarke, falls kein Roth dabei ist,
nukin das Dunkle,

nur daß zu letzterem neben dem Dunkelblau auch das Dunkelgrün gefügt wird, was ich im Nubischen nie bemerkte. Weniger gesättigtes, also minder erfreuliches „Bunt" (wieder mit Ausnahme des Roth) nennt der Tschuktsche gleichmäßig dlilil, d. h. gallenfarbig, gleichviel ob es gelb, grün oder blau aussieht, ganz wie er für strahlendes Gelb, Grün und Blau sich gleichartig des mundverrenkenden Symbols tschäaräudledladlin (Rennthierochsenauge) bedient wegen des eigenthümlichen prachtvoll schillernden Reflexes, welchen das Auge des Rennthierochsen bei einer gewissen Beleuchtung von sich giebt.

Die nämliche verbale Verknüpfung von Gelb mit Grün (ohne irgendwelche Beschwerde, sinnlich diese Farben auseinander zu halten) treffen wir bei nordamerikanischen Indianerstämmen. So heißt in der Sprache der Klamath-Indianer oder Maklaks (im südwestlichen Oregon) käkäkli alles Lichtgelb und Grün, wie es die Gewächse vom Lenzesgrün bis zu der in Nordamerika so außerordentlich bunten Herbstverfärbung der Blätter zur Schau tragen; die Creek wiederum nennen das Grün des Grases, sowie das Gelb des Goldes lani, ja lani half ihnen überhaupt erst ein Lautzeichen für Messing und für europäische Goldmünzen zu gewinnen, jenes ist ihnen „gelbes Eisen", diese „gelbe Eisenperlen", analog ihrem Ausdruck „weiße Eisenperlen" für Silberdollars, der wieder gemahnt an das „weiße Eisen", womit Schweinfurth den Monbuttu-König den zum Geschenk dargebrachten Teller aus dem nie vorher von ihm geschauten Silber bezeichnen hörte.

Wie besteht nun all diesen Erfahrungen gegenüber die Theorie, daß nur in den kurzwelligen Theilen des Spectrums ein völliges Schwanken im Ausdruck als Residuum erst jüngst und nur rudimentär eingetretener sinnlicher Unterscheidungsfähigkeit derselben vorkomme? Ganz gewiß läßt die uns eben heute erst zu Gebote stehende Einsicht in die Farbentaufe der Naturvölker Gruppirungen der Farben nach der Spectrumsfolge bei diesem zweifellos optisch beeinflußten Acte wahrnehmen: allein steht Roth, es folgen Gelb mit Orange, Grün und Hellblau, es schließen Dunkelblau und Violett. Aber so genau wir in letzten beiden Gruppen die oben aufgestellten Kategorien „Leuchtend" und „Düster" wiedererkennen, so können wir durchaus nicht behaupten, daß in der verbalen Abgrenzung der Farben ersterer Gruppe von einander Naturvölker sich geschickter, in Folge längerer Unterscheidungsgewohnheit bewanderter zeigten als hinsichtlich der zweiten. Der sehr häufigen Gleichbenennung von Grün und Blau steht eine kaum minder häufige Trennung von Hellblau und Dunkelblau („Indigo" in der Newton'schen Nomenclatur der Regenbogenfarben) gegenüber, und Dunkelblau ist bei sehr vielen Völkern auch wieder der Ausdruck für Schwarz.

Die beiden Farben Blau und Grün, sehr nahe verwandte Nachbarn auch im Spectrum, lassen sich selbst für unser Auge oft recht schwer trennen; künstliches Licht von Kerzen oder Gas macht uns das oftmals völlig unmöglich, und ich entsinne mich noch sehr wohl des Zwiespalts einer muntern Reisegesellschaft auf der Gallerie der Scholastica beim Anblick des reizenden Achen-Sees, des ständig als „azurblau" besungenen, — die meisten fanden ihn tief smaragdgrün. Wir alle werden Magnus beipflichten, daß wirklich die Sonderbezeichnung von Grün und Blau eine Sache neueren menschlichen Fortschritts ist, und ich bin in der Lage, für das Nebeneinander eines noch ganz gebräuchlichen, offenbar älteren Gemeinworts für Grün-Blau und der beiden Sonderausdrücke einen wohl neuen Beleg aus Japan beizubringen: Grasgrün und Himmelblau darf man noch heute im Japanischen gleich benennen, ohne der Farbenblindheit bezüchtigt zu werden, nämlich ao; harmlos (aber für völlig klare Farbenauffassung bezeichnend) sagt der Japaner von einem grün und blau gestreiften Plaid, es habe „zweierlei ao", wo es ihm jedoch auf die wörtliche Trennung der beiden Farben zur Vermeidung von Mißverständnissen ankommt, nennt er Grün midori (oder mojengi), Blau aï.

Woher, so fragen wir zum Schluß, diese allmälig sich einstellende Differenzirung der Farbennamen? Wir sprachen darüber unser Urtheil schon vorher aus: es ist das Bedürfniß des täglichen Lebens, was dazu nöthigt, je nach der Landesart und Beschäftigungsweise der Menschen in sehr verschiedener Richtung. Welche zwei Stände übertreffen denn unter uns alle übrigen, ich sage nicht in Reactionskraft der Netzhaut für Farben, aber in Feinheit der sprachlichen Farbenunterscheidung? Ohne Zweifel die Maler und die — Putzmacherinnen. Die Kaffern übertreffen sie aber alle beide, den diese besitzen nicht weniger als 31 Bezeichnungen für ihre Kühe, ausschließlich auf ihre Farbennüance und farbigen Abzeichen gemünzt, während sie Blau und Grün identisch benennen, nicht weil ihre oder ihrer Vorfahren Retina weniger die „kurzwelligen Strahlen" empfinde oder empfunden hätte, sondern weil es ihnen auf blaue und grüne Dinge im ganzen Leben nicht ankommt, umsomehr auf das Bismarck-Braun, Tornisterblond u. s. w. ihrer Kühe, von denen ihr Herz so voll ist wie ihre Lieder. Das südamerikanische Hirtenvolk der Ovaherero nennt höchst charakteristisch die Farbe überhaupt „Viehunterscheidungsmittel". Die Farbennamen der Völker erhärten vollständig den Satz, daß, was Darwin von den Organen des Körpers aussagt, auch von dem feinen Organ unserer Sprache gilt: sie bleibt unentwickelt oder verkümmert durch Nichtgebrauch, sie wird stärker nach Maßgabe ihrer Verwerthung.

Zur Beurtheilung einiger „Zeitfragen“, insbesondere gegen die Einführung einer deutschen Normalzeit.

Ein Vortrag,
gehalten zu Hamburg im Verein für Kunst und Wissenschaft am 7. Februar 1881
von

Wilhelm Foerster,
Director der Berliner Sternwarte.

I.

Es geht eine starke Bewegung durch die Menschheit, welche darauf gerichtet ist, im Anschluß an die in den letzten Jahrhunderten immer unbefangener gewordene kritische Untersuchung aller unserer bisherigen Meinungen und Annahmen, auch sämmtliche Einrichtungen des menschlichen Lebens, ohne Rücksicht auf bloße Gewohnheitsverhältnisse, auf das Maß ihrer wirklichen Zweckmäßigkeit zu untersuchen.

Insbesondere ist man bemüht, alle unnöthigen Kraft- und Zeitverluste, Reibungen und Conflicte, welche durch die bei den verschiedenen Völkern und Staaten oder in den verschiedenen Lebenskreisen eines und desselben Volkes bestehenden willkürlichen oder in gewissem Grade natürlichen Verschiedenheiten der Einrichtungen bedingt werden, auf das geringste Maß einzuschränken und in diesem Sinne überall Einheitlichkeit und Einfachheit als Forderungen, wenn auch nicht ersten, so doch sehr hohen Ranges aufzustellen.

Ueber das Vorhandensein und die Mächtigkeit dieser Bewegung wird man sich durch den Anblick gewisser Bewegungen von entgegengesetzter Richtung, wie sie in Zeitabschnitten von unverkennbar episodischem Charakter zur Erscheinung kommen, nicht täuschen lassen, ebensowenig wie man an der Richtung eines großen Stromes irre wird durch die Rückbewegungen, welche seine Wasser, an den Hemmnissen der Ufer kreisend, erfahren.

Von den Erfolgen jener mächtigen Bewegung geben bereits zahlreiche mehr oder minder ins Auge fallende Erscheinungen Kunde. Ich nenne unter ihnen die dem Gegenstande meines heutigen Vortrages am nächsten stehenden Fortschritte universeller oder gruppenweiser Vereinigungen und Vereinfachungen auf dem Gebiete des Maß- und Gewichtswesens, des Münzwesens u. s. w.

Auch auf dem Gebiete der Zeitrechnung, Zeitmessung und öffentlichen Zeitangabe beginnt sich dasselbe Bestreben immer lebhafter geltend zu machen.

Wir wollen in Folgendem das Maß und die Grenzen der Berechtigung des Verlangens nach Einfachheit und nach Einheitlichkeit auf letzterem Gebiete etwas näher untersuchen, wozu es förderlich sein wird, zunächst einige allgemeinere Erwägungen voranzuschicken.

Die wesentliche Voraussetzung der Zweckmäßigkeit einer der in Rede stehenden Reformen ist die Sicherheit oder wenigstens die hohe Wahrscheinlichkeit, daß die Größe desjenigen Zwanges, oder die Summe derjenigen Verluste an Kraft und Behagen, welche durch die Herbeiführung einer größeren Einfachheit und Einheitlichkeit an Stelle früherer gewohnter Besonderheiten den Menschen bereitet

werden, geringer sein wird, als die Summe der entsprechenden Aufwände und Verluste, welche vorher durch die Besonderheiten und Verschiedenartigkeiten der Einrichtungen bedingt worden sind.

Leider ist, so einfach dies klingt, die Ermittelung und Vergleichung derartiger Aufwände, Kraftverluste u. s. w. mit großen Schwierigkeiten und in Folge dessen mit entsprechenden starken Meinungs-Verschiedenheiten verknüpft.

Zunächst bietet es schon erhebliche Schwierigkeiten dar, bei der Ermittelung desjenigen Zwanges, welcher durch die Einführung neuer einheitlicher Einrichtungen an Stelle älterer, den einzelnen verschiedenen Verhältnissen mehr angepaßter bedingt wird, diejenigen Verluste an Kraft und Behagen einigermaßen richtig abzuschätzen und auszuscheiden, welche bei der Handhabung des Neuen lediglich aus der Gewöhnung an das Alte hervorgehen. Es ist einleuchtend, daß, wenn man letztere Verluste mit ihrer ganzen augenblicklichen Wucht in obige Bilanz mit hineinziehen wollte, überhaupt niemals irgend eine Neuerung zu Stande kommen würde.

Nur dadurch, daß eine ganze Generation von Menschen, über ihr eigenes Lebensziel hinausblickend, aus höheren Gesichtspunkten sich zunächst mit einem großen Mehrbetrage von Mühe und Unlust ohne ausreichenden unmittelbaren Ersatz belastet und diesen Mehraufwand wesentlich nur durch einen, so zu sagen, idealen Gewinn ausgleicht, nämlich durch die Vor- und Mitfreude an der Lebenserleichterung der *folgenden* Generationen, nur dadurch werden ja überhaupt die in Rede stehenden Fortschritte der menschlichen Einrichtungen ermöglicht.

Es kommt also bei der richtigen Abschätzung von Gewinn und Verlust, den jeder angebliche Fortschritt dieser Art mit sich bringt, zunächst darauf an, daß man entweder für die Uebergangszeiten, in welchen meistens die Schwierigkeiten überwiegen, auch die Ausgleichungen durch die vorerwähnten idealen Wirkungen, unter gehöriger Würdigung ihres hohen Kraftwerthes, berücksichtigt, oder daß man zur Vereinfachung der Rechnung sofort über die Uebergangszeiten als einen Zustand ganz *besonderer*, aber nur *zeitweiser*, Schwierigkeiten und Ausgleichungen hinweggeht, und wesentlich den künftigen definitiven und dauernden Zustand mit dem abgeschlossenen alten Zustand so strenge als möglich vergleicht.

Hierbei darf man jedoch nicht außer Acht lassen, daß auch hinreichende Gewähr für eine möglichst kurze Dauer der Uebergangszeit vorhanden sein muß.

Verhängnißvoll kann es nämlich werden, wenn eine Fortdauer des Kampfes der neuen und der alten Einrichtungen weit über die Dauer derjenigen Generation hinaus stattfindet, welche den frischen Entschluß zur Beseitigung des Alten gefaßt und in der Vorstellung der künftigen Wohlthaten, die dieser Entschluß der Gesammtheit in Aussicht stellte, die Spannkraft zur Ertragung der Schwierigkeiten des Ueberganges gefunden hatte.

Den folgenden Generationen fehlt in der Regel mit der Verantwortlichkeit für jenen Entschluß auch die betreffende Freudigkeit. Wenn ihnen nicht schon überwiegende Vortheile des Neuen unter rechtzeitiger und vollständiger Ueberwindung des Ueberganges ersichtlich gemacht sind, entstehen jene trüben Mischungen, jene trägen Unsicherheiten, durch welche den Menschen oft auf längere Zeit hinaus, zu großem äußeren und inneren Schaden, die Entscheidung auch für das unzweifelhaft Bessere erschwert und verkümmert wird.

Aus letzteren Betrachtungen geht schon hervor, daß derjenige Gewinnüberschuß, welchen die Ersetzung älterer vielartiger und schwerfälliger, aber den natürlichen Besonderheiten mehr angepaßter Einrichtungen durch einheitliche und vereinfachte bieten soll, nicht blos überhaupt hinreichend gesichert, sondern als ein sehr erheblicher erwiesen sein muß, bevor eine besonnene Erwägung sich zu mehr oder minder radicalen Vereinfachungen bestehender, durch ihre bloße Vielartigkeit unzweckmäßig erscheinender Einrichtungen entschließen darf.

Erfahrungsmäßig liegt die Gefahr sehr nahe, daß, wenn durch irgend ein Zusammentreffen von Umständen oder durch die von besonders kritischen Köpfen ausgehenden Anregungen unter den Menschen ein lebhafter Verdruß über die Unzweckmäßigkeit und Verschiedenartigkeit scheinbar willkürlicher Einrichtungen erwacht, es leicht übersehen wird, durch welche starken Wurzeln die individuellen Verschiedenartigkeiten gewisser Einrichtungen sehr oft mit andauernden Grundbedingungen in der äußeren Welt oder in der menschlichen Natur zusammenhängen.

Die Folge ist dann, nachdem die erste Befriedigung über eine Verwirklichung der an sich stets mit besonderem Wohlgefühl verbundenen abstracten Vereinfachungs-Tendenzen vorüber ist, die oben erwähnte chronische Erkrankung in Form endloser Uebergangszustände.

Allerdings tritt auch der entgegengesetzte Fehler nicht selten ein, daß man den Anschein besonderer Zweckmäßigkeit, welchen gewisse Einrichtungen, z. B. manche Maß- und Gewichts-Eintheilungen, ohne dauernde tiefere Berechtigung, nur durch die Macht der Gewohnheit angenommen hatten, irrthümlich für eine natürliche Begründung derselben in wesentlichen und andauernden Bedingungen hält, und daß man auch, nachdem Weiterblickende die Ersetzung solcher Einrichtungen durch einfachere und rationellere durchgesetzt haben, unter der Wirkung jenes Vorurtheils durch Weichlichkeit und Inconsequenz in der Durchführung des Neuen die Uebergangszustände verlängert und dann wieder in der selbst geschaffenen Verlängerung dieser Schwierigkeiten die tiefere Berechtigung des Alten bestätigt zu sehen glaubt.

In specieller Anwendung obiger Allgemeinheiten auf die menschlichen Einrichtungen im Gebiete der Zeitrechnung und Zeitmessung sowie der öffentlichen Zeitangaben haben wir zunächst zu constatiren, daß hier vergangene Jahrhunderte und Jahrtausende im Sinne der Vereinfachung und der Beseitigung willkürlicher Verschiedenartigkeiten schon mächtige Vorarbeiten für die Gegenwart geliefert haben.

Innerhalb der Culturvölker ist statt der zahlreichen verschiedenen Formen des Mondjahres, der verbundenen Mond- und Sonnenjahre und der reinen Sonnenjahre endlich eine bestimmte Form des Sonnenjahres mit einem gemeinsamen Anfange, mit gemeinsamer Eintheilung und Schalteinrichtung fast vollständig zur Durchführung gelangt.

Allerdings haben die Bekenner der griechischen Kirche bis jetzt noch an der nächst vorhergegangenen Entwickelungsform dieser Jahreseinrichtung festgehalten. Man wird dies jedoch ohne Unmuth und mit größerer Geduld betrachten, wenn man sich vergegenwärtigt, wie zahlreich noch in den beiden vorangegangenen Jahrhunderten sogar innerhalb derjenigen Länder, welche die Grundprincipien unserer gegenwärtigen Jahresrechnung schon angenommen hatten, die Verschiedenartigkeiten

in Bezug auf die Datirung des Jahresanfanges gewesen sind, und welche Verschiedenartigkeiten der Gebräuche hinsichtlich des Beginnes des bürgerlichen Tages sich innerhalb derselben Länder bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein erstreckt haben.

Ein Versuch zu einer weiteren Vereinfachung der zu überwiegender Geltung gelangten Jahresrechnung und -Eintheilung ist bekanntlich in einer Zeit gemacht worden, in welcher das im Eingange von mir erwähnte Streben nach einheitlichen Vereinfachungen der menschlichen Einrichtungen zum ersten Male in umfassenderer Weise zum Ausdruck gelangt war, nämlich in den Zeiten der ersten französischen Revolution.

Dieser Verbesserungs-Versuch ist für uns von um so höherem Interesse, als mitunter den Bemühungen, die dahin zielen, die Bekenner der griechischen Kirche zur Aufgebung des älteren Kalenders zu veranlassen, entgegengehalten wird, dies sei erst dann aussichtsvoll, wenn wir durch weitere Verbesserungen unser eigenes Kalenderwesen einer universellen Einführung noch würdiger gemacht haben würden.

Zurückgreifend auf eine altegyptische Form der Jahreseintheilung hatte man zur Zeit der ersten französischen Revolution beschlossen, das Jahr in 12 Monate zu 30 Tagen und jeden Monat in 3 Dekaden zu je 10 Tagen einzutheilen und die alsdann übrig bleibenden 5 bis 6 Tage als ein besonderes Zeitintervall, die sogenannten jours complémentaires, zu behandeln, welche man nebenher auch mit dem Namen jours sansculottides bezeichnete.

Zugleich wurde der Jahresanfang auf die Herbstnachtgleiche verlegt und der Beschluß gefaßt, den Tag künftig in 10 Stunden zu je 100 Minuten u. s. w. einzutheilen.

Auch die unter Papst Gregor verbesserte Schalteinrichtung Julius Caesar's, welche dieser ebenfalls einer altegyptischen Einrichtung entlehnt hatte, beabsichtigte man als eine von Priestern und Tyrannen herrührende Einrichtung durch eine andere Vorschrift zu ersetzen, kraft deren die Astronomen als den ersten Jahrestag stets denjenigen bestimmen sollten, innerhalb dessen die Sonne das Aequinoxium wirklich passire, was an eine Bestimmung des sogenannten neupersischen Kalenderwesens im Mittelalter erinnerte, laut welcher die Astronomen oder in Vertretung derselben geeignete Beamte innerhalb des ersten Jahrestages den eigentlichen Moment des Jahreswechsels jedesmal nach den himmlischen Constellationen festzusetzen und durch geeignete Lärm- oder Licht-Signale zu verkünden hatten.

Jene Abänderung der Schalteinrichtung kam jedoch nicht zu Stande, vielmehr blieb man bei einer Art von vierjährigem Schaltcyclus stehen, den man lächerlicher Weise eine Franciade nannte.

Auch in diesem Namen, wie in den lediglich auf das Klima von Frankreich passenden neuen Monatsnamen, trat ein befangener Nationalsinn auf, von welchem in dem großen internationalen Werke der gleichzeitigen metrischen Reform keine Spur zu finden ist.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Art, wie in unserem Kalender die 365 bezw. 366 Tage des Jahres unter 12 Monate vertheilt sind, eine sehr willkürliche und zumal hinsichtlich der Verkürzung des Monats Februar und der Lage des Schalt-

tages eine ganz unzweckmäßige, lediglich noch an alte und jetzt völlig bedeutungslose Einrichtungen des römischen Gemeinwesens erinnernde ist.

Indessen dürfte es, wenn man einmal mit diesen bedeutungslos gewordenen Resten alter Einrichtungen aufräumen will, für das bürgerliche Leben, in welchem man nun einmal mit der Zahl von 365 Tagen wegen des unumgänglichen Anschlusses an den Sonnenumlauf rechnen muß, zweckmäßiger sein, diesen Zeitraum in eine runde Anzahl von ungefähr gleich langen Monaten einzutheilen, als den einzelnen Monaten durchaus eine gleiche Tageszahl zu geben und dann eine Anzahl von Tagen, die nicht in gleich langen Monaten unterzubringen sind, als ein ganz exceptionelles Zeitintervall bei Seite liegen zu lassen, welches überdies die volkswirthschaftliche Gefahr in sich birgt, daß es in bloßen Lustbarkeiten vergeudet wird.

An der Zahl von 12 Monaten dürfte wohl, ganz abgesehen von der Bedeutung, welche die Zahl 12 lediglich bei der Ausführung wirklicher Eintheilungs-Operationen hat, deshalb festzuhalten sein, weil damit eine Annäherung der Monatsdauer an die bis zur nächsten Wiederkehr einer und derselben Lichtgestalt des Mondes verfließende Zeit, welche nahezu 30 Tage beträgt, aufrecht erhalten wird, und weil hierdurch bei der Bedeutung, welche das Mondlicht für zahlreiche Interessen der menschlichen Gesellschaft hat, wenigstens ein Theil derjenigen Annehmlichkeiten, die von den früheren bloßen Mondzeitrechnungen dargeboten wurden, auch der jetzigen Zeitrechnungsform, die sich sonst mit Recht an die weit überwiegenden Einflüsse des Sonnenlaufes anknüpft, gewahrt wird.

Für eine Reform der vorhin erwähnten Vertheilung der Tage unter die 12 Monate dürfte besondere Dringlichkeit kaum vorhanden sein, wenngleich es allerdings in mannigfacher, besonders chronologischer Beziehung sehr wünschenswerth ist, den Schalttag an das Ende des Jahres zu bringen, und demgemäß die Anzahl der Tage im Jahre unter abwechselnde 30- und 31tägige Monate so zu vertheilen, daß im Gemeinjahre der December 30, nur im Schaltjahre 31 Tage hat, und daß dann der 31. December der jedesmalige Schalttag ist.

Vielleicht würde es in der That zweckmäßig sein, diese letzte noch wünschenswerthe Vereinfachung unserer Zeitrechnung den Bekennern der griechischen Kirche als eine Gegengabe in demjenigen Zeitpunkte darzubringen, in welchem sie sich entschließen, ihre abweichende Jahresrechnung aufzugeben und dadurch innerhalb der Culturwelt eine vollständige Einheit der Datirung herbeizuführen.

Von einer weiteren Verbesserung der Schaltrechnung, von welcher man ebenfalls als von einer ähnlichen Gegengabe für den Zeitpunkt jener Vereinigung gesprochen hat, kann dagegen nicht wol die Rede sein, da eine genügende Uebereinstimmung der Gregorianischen Jahresrechnung mit dem Sonnenlaufe bis in eine Zukunft gesichert ist, über welche hinaus unsere Kenntniß der wirklich vor sich gehenden Veränderung der Dauer des Sonnenjahres noch nicht mit Sicherheit reicht.

Am meisten hat jedenfalls zum Scheitern des französischen Versuches einer Kalender-Verbesserung der Umstand beigetragen, daß man die siebentägige Woche durch die zehntägige Dekade ersetzen wollte. Die zehntägige Dauer des kleinsten Tagescyclus konnte für die Zählung und Berechnung der Anzahl von Tagen, welche zwischen gewissen Jahresdaten lagen, nur eine ganz unerhebliche Erleichterung,

keinesfalls eine so durchgreifende Vereinfachung bieten, wie sie erforderlich war, um der siebentägigen Woche mit einiger Aussicht auf Erfolg den Krieg erklären zu können.

Wenn ein chronologischer Zeitabschnitt, wie die ursprünglich aus den Vierteln des Monats hervorgegangene Woche, durch die regelmäßige Wiederkehr eines Ruhe- und Festtages sich nicht nur mit den Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens verknüpft, sondern, so zu sagen, auch mit der Leistungsfähigkeit des menschlichen Organismus und der Wiederkehr seines Ruhebedürfnisses beinahe so eng verbunden hat, wie der Wechsel von Tag und Nacht mit seinem Schlafbedürfniß, so ist dagegen mit Decreten nichts zu machen. Derartige Gewohnheiten verschwinden auch nicht mit einer oder mehreren Generationen, so daß sie in der That zu denjenigen vorerwähnten Einrichtungen gehören, an welchen Reform-Tendenzen ohne die Unterlage eines höchst bedeutenden unmittelbaren und dauernden Gewinnes an sonstiger Erleichterung unbedingt scheitern müssen.

Bei genauer Erwägung sind aber tiefere Uebelstände in der siebentägigen Dauer des kleinsten Tagescyclus nicht wahrnehmbar, vielmehr hat diese Einrichtung neben ihrem nahen Anschluß an die Intervalle der sogenannten Mondviertel noch die ansehnliche Bedeutung für alle chronologischen Datirungen in Vergangenheit und Zukunft, daß sie sich durch die gewöhnliche ziffermäßige Datirung nach Monaten und Monatstagen als ein Cyclus hindurchschlingt, welcher in den auf einander folgenden Monaten und Jahren gerade nicht mit denselben Monats- oder Jahresdaten wieder zusammenfällt, und daß andererseits ein siebentägiger Cyclus von Jahr zu Jahr in besonders einfacher Weise durch die Jahres- und Monatsdaten wandert.

Bekanntlich hat der neufranzösische Kalender nicht länger als etwa 13 Jahre officielle Existenz gehabt. Seine bürgerliche Existenz dagegen ist schon viel früher zu Ende gegangen.

Aus den ziemlich kümmerlichen Mittheilungen, welche über die Entstehungs-Geschichte dieser ganzen sogenannten Kalender-Reform vorliegen, geht mit Sicherheit hervor, daß die bedeutendsten Männer Frankreichs, welche sich damals mit einmüthiger Begeisterung und mit einem jetzt von Jahr zu Jahr wachsenden Erfolge der Begründung eines rationellen Maß- und Gewichts-Systems widmeten, an dem gänzlich mißverständlichen Radikalismus jener chronologischen Reform keinen Antheil hatten, sich sogar bemühten, wenigstens in ihren Ausschreitungen, dieselbe zu verhindern.

Es waren eben nur politische und administrative Systematiker, welche aus der eben erwähnten, auf dem Gebiete des Maß- und Gewichtswesens wohl begründeten Reform im decimalen Sinne rein äußerliche Consequenzen zogen, ohne die auf dem chronologischen Gebiete gegebenen Einschränkungen durch wirkliche Natur-Zeitmaße gründlich zu beachten.

Am übelsten erging es, wie es scheint, mit der im Sinne eines bloßen Decimal-Fanatismus geplanten Eintheilung des Tages in 10 Stunden. — Man erzählt, daß zur Durchführung dieser Maßregel des Convents eine Uhr mit zehnstündiger Tages-Eintheilung an den Tuilerien angebracht worden war. Doch schweigen die Nachrichten über den Erfolg dieser terroristischen Einrichtung.

Auch konnte diese Tages-Eintheilung unmöglich die Zustimmung der bedeutenden Männer finden, denen wir das metrische System, und denen wir auch eine verbesserte Eintheilung des Kreisumfanges verdanken. Denn wohlweislich haben diese Männer den Kreisumfang nicht in 10 oder 100 Theile getheilt, sondern sie haben ihn zuerst der Natur der Sache entsprechend in 4 Theile und erst jeden vierten Theil in 100 Grade u. s. w. getheilt und damit eine Eintheilungs- und Rechnungsweise angebahnt, welche sich trotz der großen Gegenwirkungen der herkömmlichen 90-Theilung allmälig durchzusetzen beginnt.

Gewiß würden sie nicht daran gedacht haben, jetzt den Umkreis des Tages, dessen Eintheilung mit der des Kreisumfanges so nahe Verwandtschaft hat, ohne jener Viertelung eingedenk zu sein, sofort in 10 Stunden zu theilen.

Ueberhaupt aber besteht für irgend eine Veränderung in der Eintheilung des Tages im bürgerlichen und praktischen Leben, wie sie auch jetzt wieder von manchen Seiten angeregt wird, gar kein Anlaß, außer denjenigen Uebelständen, welche die Tages-Eintheilung mit 24 Stunden ohne 24stündige Numerirung derselben, also das Vorkommen gleicher Bezeichnungen verschiedener Stunden während eines und desselben Tages, mit sich bringt, worauf ich weiterhin zurückzukommen gedenke.

Die vorhin erwähnte Hunderttheilung des Viertelkreises, welche für alle Winkelmessungen und für die darauf begründeten Berechnungen von größter Bedeutung ist, wird allerdings für diejenigen Zeitmessungen, welche in Verbindung mit Winkelmessungen treten, wie bei der nautischen und geographischen Ortsbestimmung und in der Astronomie, eine Veränderung der Einrichtungen und Eintheilungen wünschenswerth machen, gerade so wie jene Hunderttheilung des Viertelkreises in Verbindung mit den einfachen und für die Praxis hinreichend genauen Beziehungen des Meters zum Viertel des Erdumfanges mit Nothwendigkeit auf die Ueberführung der Angaben der geographischen Längen und Breiten in die neue Winkelmaß-Eintheilung hinwirken und dadurch einen der bedeutendsten Vortheile des metrischen Systems erst recht offenbar machen wird.

Ob übrigens eine Anpassung der innerhalb der Präcisionszeitmessung anzuwendenden Eintheilungen an die erwähnte Art der Kreistheilung ganz durchführbar sein wird, wird auch noch von gewissen Constructionsbedingungen der Apparate u. s. w. abhängen.

Aber selbst wenn die Präcisionszeitmessung zu veränderten Anordnungen solcher Art übergeht, wird noch keine Nothwendigkeit vorliegen, dieselbe Aenderung auch im bürgerlichen Leben durchzuführen. Man kann sogar behaupten, daß, während es bei allen Eintheilungen des Kreisumfanges zum Zwecke von Winkelmessungen und darauf gegründeten Berechnungen gänzlich gleichgültig ist, ob man auch für gewisse Eintheilungen des Kreisumfanges durch andere kleine ganze Zahlen als 4 bequeme und runde Ausdrücke in Winkeleintheilungs-Einheiten hat oder nicht, dies für die bürgerlichen Tageseintheilungen und die entsprechenden Eintheilungen der Zifferblätter nicht gleichgültig ist.

Um dies zu verstehen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß unsere jetzige Ablesung der Zifferblätter viel weniger nach den darauf enthaltenen Zahlenangaben, als nach den Stellungen geschieht, welche die Zeiger gegen einander und gegen loth- oder waagerechte Richtungen bei den verschiedenen Zeitangaben einnehmen.

Der Grad der Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher die Zifferblätter der gegenwärtigen Einrichtung aus der Nähe und noch mehr aus der Ferne, ganz ohne Rücksicht auf die Bezifferungen, abgelesen werden, beruht im Wesentlichen darauf daß die jetzige Stundeneintheilung auf den Viertelkreis nicht mehr als drei Theilpunkte bringt, so daß einer Stunde die sehr erhebliche Winkelbewegung des Stundenzeigers von 30 Graden entspricht.

Wollte man z. B. die bereits erwähnten unleugbaren Uebelstände, welche durch die gleiche Bezeichnung verschiedener Stunden eines und desselben Tages (Vormittags und Nachmittags) bedingt wird, dadurch beseitigen, daß man nicht nur die Stunde von 0—24 durchzählte und bezeichnete, sondern auch dementsprechend das Zifferblatt statt in 12 in 24 Theile theilte, so würde hierdurch eine erhebliche Verminderung der Leichtigkeit und Sicherheit der Ablesung der Zifferblätter bedingt werden, denn jeder Ablesungsfehler bezüglich der Lage der Zeiger würde dann einen doppelt so großen Zeitbetrag haben als bisher. Natürlich würde eine Folge dieser ungünstigen Veränderung des Verhältnisses zwischen Zeitwerthen und Winkelwerthen der Zeigerbewegung eine Vermehrung der vorkommenden größeren Irrungen bei der Zeitablesung sein, und man kann auch nicht mit Sicherheit behaupten, daß dieser Uebelstand sich durch Gewöhnung vermindern würde; denn bei allen Ablesungen von Zifferblättern aus der Entfernung wird er eine dauernde Bedeutung durch das Vorhandensein einer gewissen Grenze der Schärfe des Sehens und des Abschätzens von Winkelgrößen besitzen.

Wenn man nun gar den Viertelkreis der Zifferblätter mit einer decimalen Eintheilung versehen, also z. B. den Tag in wenigstens 40 Stunden theilen wollte, so würde durch die damit verbundene Kleinheit des Winkelwerthes eines solchen Stundenintervalles auf dem Zifferblatt das eben erwähnte ungünstige Verhältniß noch in anderer Beziehung gesteigert werden.

Wenn man dagegen ohne Rücksicht, sei es auf die bisherige Kreiseintheilung, sei es auf die für eigentliche Winkelmessungen und -Berechnungen zweckmäßigste Decimaleintheilung des Viertelkreises, den Tag und das Zifferblatt wie bei der vorhin erwähnten revolutionären Uhr an den Tuilerien geschehen war, in 10 Stunden theilen wollte, so würde dadurch wenigstens für alle Fernablesungen der Zifferblätter, bei denen man nur auf die Bestimmung der Winkel der Zeiger mit einander und mit der lothrechten Richtung angewiesen ist, eine sehr große Schwierigkeit erzeugt werden; denn die Abschätzung der Lage eines Zeigers auf den zehnten Theil des Umkreises oder den fünften Theil des Halbkreises ist eine bedeutend schwierigere Sache als die gegenwärtige Abschätzung jener Winkel bis auf ein Drittel des Viertelkreises.

Nach diesen sämmtlichen Erwägungen scheint auch hier das Festhalten an den bisherigen Einrichtungen für das bürgerliche Leben durch die exactesten Gesichtspunkte am meisten gerechtfertigt.

Dem bereits erwähnten Uebelstande der gleichen Bezeichnung von Nachmittags- und Vormittagsstunden wird, da nach obiger Darlegung ein in 24 Stunden eingetheiltes Zifferblatt ein Rückschritt sein würde, wahrscheinlich besser als auf jede andere Weise dadurch abgeholfen werden, daß man sich endlich in der civilisirten Welt über einen kurzen Zusatz, welcher die Zahlenbezeichnungen der Nachmittagsstunden von denen der Vormittagsstunden sicher unterscheidet, vollständig einigt.

Denn wenn man es recht erwägt, so liegt in dieser Hinsicht der Hauptübelstand zur Zeit in der großen, nicht nur bei den verschiedenen Nationen, sondern innerhalb eines und desselben Landes, ja sogar innerhalb derselben öffentlichen Dienste bestehenden Vielartigkeit der Unterscheidungsbezeichnungen für die Vormittags- und für die Nachmittagsstunden.

Was endlich den Gedanken betrifft, wenigstens die Stunde decimal, z. B. in 100 Minuten einzutheilen, so verbietet sich derselbe, da man aus obigen Gründen auf Decimaleintheilung des Tages verzichten muß, von selbst durch die Einrichtung des Zifferblattes. Denn die Stundeneintheilung muß, wenn man die sinnreiche und elegante Form der jetzigen Zifferblattangaben beibehalten will, in bestimmtem Zahlenverhältniß zu der Tageseintheilung stehen.

Haben uns bisher gewisse Betrachtungen, die allen Seiten der Frage gerecht zu werden suchten, fast nur zu einer bewußteren Würdigung der Vorzüge der bestehenden Einrichtungen geführt, wobei ich wol keine besonderen Schwierigkeiten gehabt habe, Ihre Zustimmung zu finden, so habe ich nun auf einen Abschnitt meiner Darlegung überzugehen, in welchem die Schwierigkeiten einer erschöpfenden kritischen Abwägung von Vorzügen und Uebelständen bisheriger Einrichtungen und neuer Vorschläge bedeutend größer sind, und in welchem ich demzufolge wahrscheinlich auch bei Ihnen stärkeren Meinungsverschiedenheiten begegnen werde.

Jedermann ist wol in den letzten Jahrzehnten, seitdem die Leichtigkeit und Schnelligkeit des Reisens so bedeutend zugenommen hat, mit der Frage der Einführung einer einheitlichen Zeitangabe, wenigstes innerhalb eines und desselben Landes, oder wie es bei uns kurz heißt, mit der Frage der Einführung einer deutschen Normalzeit, irgendwie in Berührung gekommen.

Während man sich auf längeren Eisenbahnreisen befindet und dabei beständig den Conflict seiner guten Taschenuhr mit den verschiedenen Ortszeiten zu erdulden hat, liegt wol Jedem der Stoßseufzer nahe: „Ach, daß doch diese Verschiedenheiten der Zeiten endlich beseitigt und an sämmtlichen öffentlichen Uhren wenigstens innerhalb unseres Landes eine und dieselbe Zeitangabe, etwa die des mittleren Meridians von Deutschland, angenommen werden möchte!" Und dabei haben alle Diejenigen, welche weiter herum gekommen sind, z. B. der Annehmlichkeiten, die in England und Schottland die volle Durchführung der Greenwicher Zeit in allen öffentlichen Uhrangaben darbietet, oder in Italien der römischen Zeit sich erfreut haben, den Eindruck, daß sich doch etwas Derartiges mit Sicherheit auch bei uns durchführen lassen müßte.

So ist es denn gekommen, daß neuerdings eine lebhafte Bewegung zu Gunsten der Einführung einer deutschen Normalzeit nicht nur im Eisenbahndienst, sondern auch in allen bürgerlichen Zeitangaben entstanden ist.

Mit jedem Jahre mehren sich die Erklärungen von Handelskammern und Eisenbahn-Gesellschaften zu Gunsten dieses weiteren Schrittes deutscher Unification, und man muß gestehen, daß überall, wo von dieser angeblichen Verbesserung die Rede ist, sofort die meisten Urtheile sich derselben zuneigen und man sich zu fragen scheint, weshalb nicht schon längst das deutsche Volk in dieses Eldorado einer umfassenden nationalen Gemeinsamkeit eingegangen ist.

Es ist also in gewissem Sinne eine undankbare Aufgabe, sich einer näheren Untersuchung der Berechtigung solcher Wünsche in Deutschland zuzuwenden mit der Aussicht, dabei zu einer entgegengesetzten Auffassung von der Sache zu gelangen, als jenen in manchen Kreisen bereits so populär gewordenen Wünschen zu Grunde liegt.

Ich will es indessen versuchen, ohne zu ermüdende Details Ihnen ersichtlich zu machen, daß, wenn ohne Rücksicht auf solche tiefere Erwägungen, wie sie vorzugsweise den Astronomen sich darbieten, die allgemeine Einführung einer einheitlichen Normalzeit in Deutschland versucht werden sollte, diesem Theil der deutschen Einheit keinesfalls dasselbe Schicksal prophezeit werden könnte, welches, wie wir Alle hoffen und wünschen, der Einigung des Vaterlandes auf anderen Gebieten in alle Zukunft zu Theil werden wird.

Bei näherem Zusehen werden übrigens auch die in anderen Ländern in dieser Hinsicht bestehenden Einrichtungen und die mit denselben gemachten Erfahrungen ihre Beweiskraft für die besonderen Verhältnisse Deutschlands ganz verlieren, und es wird sich zeigen, daß die gesunde Entwickelung einer weiteren Vereinfachung und Unification der Zeitangaben in einer ganz anderen Richtung zu suchen ist, als in der Herstellung von nationalen Gebieten von gleichartigen Zeiteinrichtungen.

Unzweifelhaft ist es ja, daß Verkehrsanstalten wie Telegraphen und Eisenbahnen eines solchen Systems von Zeitangaben und Zeitmessungen bedürfen, welches von dem Ortswechsel und den Verschiedenheiten der Ortszeiten unabhängig ist.

Die Complicationen, welche in diesen Präcisionsdiensten durch die Vielartigkeiten der Ortszeit-Angaben entstehen, sind so unerträglich, daß schon längst mehr oder minder vollständige und umfassende Festsetzungen hinsichtlich gleichartiger Zeitangaben bei Telegraphen und Eisenbahnen stattgefunden haben. — Auch in Deutschland ist bereits im inneren Telegraphen- und Eisenbahndienste diese Unification der Zeiten fast vollständig zur Durchführung gelangt.

Indessen gibt es auch in Deutschland einzelne kleinere Gebiete, in denen man schon weiter gegangen ist, in denen man sich nicht darauf beschränkt hat, etwa die Fahrpläne und sonstigen Zeitangaben des inneren Eisenbahndienstes auf eine und dieselbe Zeitart zu bringen, sondern auch in den für das Publikum bestimmten Fahrplänen und in den Angaben der Bahnhofsuhren die Ortszeit aufgegeben und eine einheitliche Zeit in Anwendung gebracht hat. Demgemäß liegen auch in diesen Theilen Deutschlands bereits mehr oder minder vollständig durchgeführte Versuche vor, auch alle anderen öffentlichen Zeitangaben auf dasselbe, mit den Zeitangaben der Verkehrsanstalten übereinstimmende einheitliche System zu bringen.

Wie man leicht sieht, kann es innerhalb kleinerer Länder, besonders innerhalb solcher Länder, welche von Ost nach West eine sehr geringe Erstreckung haben, nichts Einfacheres und Zweckmäßigeres als diese vollständige Unification der Zeiten geben, und es ist sehr natürlich, daß die in solchen engeren Gebieten geltende Normalzeit, welche sich dem Durchschnitte der Ortszeiten dieses Gebietes nahe anschließt, auch im inneren Dienste der Verkehrs-Anstalten eine solche Festigkeit gewinnt, daß sie gegen die Durchführung einer für den inneren Verkehrsdienst von ganz Deutschland in Geltung zu setzenden Normalzeit einen erheblichen Widerstand bildet. Es ist ferner sehr natürlich, daß durch diese Gegenwirkungen

kleinerer Gebiete, in denen die Gleichartigkeit aller öffentlichen Zeitangaben nahezu erreicht ist, in den ganz Deutschland umfassenden Organen der Verkehrs-Einrichtungen der Gedanke erweckt wird, daß nur durch eine Ausdehnung jener unbedingten und vollen Unification aller Zeitangaben auf das ganze deutsche Reich im Interesse der Verkehrsanstalten zum Ziele zu kommen sein werde.

Allerdings würde sich der deutsche Eisenbahndienst, wenn die ganze Frage nicht noch tiefer erfaßt und vollständiger geregelt wird, stets gefallen lassen müssen, daß seine Zeitangaben überall an den Grenzen mit anderen nationalen, stark verschiedenen Zeitarten zusammentreffen, daß er im Norden der Kopenhagener Zeit, im Osten etwa der Petersburger oder Warschauer Zeit, im Südosten und im Süden der Lemberger und Prager Zeit und der Berner Zeit, im Westen der Pariser, Brüsseler und Amsterdamer Zeit begegnet. Aber wenngleich die unablässige Berücksichtigung dieser nationalen Zeitunterschiede auch eine große Summe von Arbeitsverlusten darstellt, so ist es doch klar, daß dieselbe in Betracht der unvermeidlichen Aufenthalte und Stetigkeits-Unterbrechungen des Dienstes und der Beförderung, wie sie durch andere schwerere Hemmnisse menschlichen Verkehrs an den Grenzen bedingt werden, nicht entfernt diejenige Bedeutung hat, wie innerhalb des Landes, wo keine Grenzhemmnisse mehr bestehen, und somit die sprungweisen Uebergänge in andere Zeitarten für den inneren Verkehrsdienst einen höchst lästigen und gefährlichen Uebelstand bilden.

In diesem Sinne ist es durchaus erklärlich, daß man die Einführung einer vollen Gleichartigkeit nicht nur der Zeitangaben des inneren Verkehrsdienstes, sondern auch sämmtlicher öffentlicher Zeitangaben innerhalb des ganzen deutschen Reiches von Seiten leitender Organe der Verkehrsanstalten dringendst befürwortet. — Auch liegt es auf der Hand, daß die Verschiedenheiten zwischen den Zeitangaben des inneren Dienstes und denjenigen Zeitangaben, nach welchen sich das Publikum richtet, zu mannigfachen Unsicherheiten und Irrungen Anlaß geben müssen, und daß hiergegen die bekannten doppelten Zeiger, von denen der eine die Normalzeit, der andere die Ortszeit angiebt, keine irgend wesentliche Abhilfe gewähren. So lange nämlich die Fahrplan-Angaben für das Publikum in Ortszeit erfolgen, ist der zweite, auf Normalzeit weisende Zeiger für dieses unnöthig und höchstens für den inneren Dienst zu verwerthen. Sobald aber die Fahrplan-Angaben auch für das Publikum in Normalzeit erfolgen, ist die in Rede stehende Zeiger-Einrichtung an den Bahnhofs-Uhren unzureichend, während andererseits ihre Durchführung an allen öffentlichen Uhren überhaupt eine sehr bedenkliche Vermehrung der Anlässe zu Irrungen, insbesondere mit Rücksicht auf die vorhin erörterten Ablesungsbedingungen der Zifferblätter und zumal bei solchen Zeitdifferenzen bilden würde, welche sich der halben Stunde nähern.

Unser Planetensystem und die Planeten.

Von
Professor Dr. H. C. Vogel.
Potsdam.

II.

Nachdem wir im ersten Artikel versucht haben, einen kurzen Ueberblick über die historische Entwickelung unserer Kenntnisse von der Beschaffenheit unseres Planetensystems zu geben, wollen wir nunmehr die einzelnen Körper desselben die Revue passiren lassen, um die wichtigsten Resultate, welche die Wissenschaft bis jetzt zu Tage gefördert, in übersichtlicher Fassung dem Leser vorzulegen. Wir beginnen selbstverständlich mit dem Centralkörper des ganzen Systems, mit der Sonne.

Als ein Gestirn von kolossalen Dimensionen, alle übrigen Körper des Planetensystems zusammengenommen an Größe weit überragend, glüht und leuchtet die Sonne am Tageshimmel, den größten wie den kleinsten Planeten ihre Bahn vorschreibend und allen, wenn auch nicht überall in gleicher Weise, die Segnungen des Lichts und der Wärme spendend — „das Herz des Universums".

Dem Auge, das ungeschützt den flammenden Glanz nicht ertragen kann, erscheint die Sonne als eine Scheibe von ca. $1/2$ Grad Durchmesser. Ein Beispiel wird diese Größe verdeutlichen. Denken wir uns z. B. Scheiben von diesem Durchmesser längs unseres Horizontes aufgestellt, so würden wir, da der Horizont als ein sogenannter „größter" Kreis in 360 Theile oder Grade zerfällt, ungefähr 700 Scheiben zählen. Diese „scheinbare Größe" der Sonne ist aber in Folge der Veränderlichkeit der Entfernung der Erde von der Sonne keine constante. Am 1. oder 2. Januar, wo die Erde der Sonne am nächsten kommt, erscheint die Sonne unter dem größten Winkel von 32 Minuten 37 Secunden, dagegen am 1. oder 2. Juli, zur Zeit der größten Sonnenferne, unter dem kleinsten Winkel von 31 Minuten 32 Secunden. Die Scheibe selbst ist, wie die Messungen ergeben haben, ein vollständiger Kreis oder mit anderen Worten: die Sonne ist eine Kugel. Der Durchmesser dieser Kugel läßt sich, da man die Entfernung der Erde von der Sonne mit verhältnißmäßig großer Genauigkeit bestimmt hat, in Meilen oder Kilometern ausdrücken, und zwar steht jetzt fest, daß derselbe 187 000 geographische Meilen beträgt.*) Von dieser enormen Größe wird man sich einen Begriff machen können, wenn wir bemerken, daß der Sonnendurchmesser etwa 109 Mal größer ist als der Erddurchmesser, so daß also z. B. ein Dampfwagen, der in einer Stunde 7 Meilen zurücklegt, auf dem Erdäquator etwa 30 Tage laufen müßte, um die Erde zu umkreisen, auf dem Sonnenäquator aber 10 Jahre gebrauchen würde, um den Weg um die Sonne zu vollenden.

Diesen Dimensionen entsprechend ist natürlich auch die Masse der Sonne von riesiger Größe. Sie beträgt ca. 320 000 mal so viel als die Masse der Erde. Aus beiden Bestimmungen aber, der Ausdehnung wie der Masse, läßt sich wieder

*) Wir geben hier und im Folgenden der leichteren Uebersicht wegen nur abgerundete Zahlenwerthe. Ebenso erschien es praktischer, überall lieber nach Meilen als nach Kilometern zu rechnen.



ein Schluß ziehen auf den Grad der Schwere, den ein Körper auf der Oberfläche der Sonne haben muß. Man hat berechnet, daß die Schwere eines solchen Körpers 27 mal so groß ist, als die eines irdischen Körpers.

Die Oberfläche der Sonne, durch ein gutes Fernrohr betrachtet, erscheint als eine körnige Masse, an der einzelne hellere Theile von unregelmäßiger Gestalt hervortreten — die sogenannten „Fackeln". Weit wichtiger aber als diese sind die „Sonnenflecke", dunkle Flecken von merkwürdiger Form, die in Bezug auf Gestalt und Größe einem beständigen Wechsel unterworfen sind. Bei den größeren Flecken lassen sich deutlich zwei Elemente unterscheiden: ein dunkler, centraler Kern von meist unregelmäßig runder Form und ein darum gelagerter mattschimmernder Hof, die sogenannte „Penumbra". Die Größe, welche die Flecken erreichen, ist oft eine höchst beträchtliche. Es giebt Flecken, welche einen Durchmesser von vielen tausend Meilen haben, so daß man sie bei untergehender Sonne oder durch ein schwarzes Glas mit bloßem Auge entdecken kann. Die Dauer der Flecken ist verschieden. Manche verschwinden eben so schnell wieder, wie sie entstanden sind; andere dauern Wochen, ja Monate aus. Und dies ist von großer Wichtigkeit, weil man dadurch die Möglichkeit erhalten hat, die Flecken zur Bestimmung der Rotationszeit der Sonne zu verwenden. Das bis jetzt gefundene Resultat ist dies, daß die Rotation einen Zeitraum von ca. 25 Tagen in Anspruch nimmt, und die Neigung des Sonnenäquators zur Ekliptik, d. h. zur Ebene der Erdbahn 6° 57′ beträgt. Hinsichtlich der Zeit des Erscheinens der Sonnenflecke hat man neuerdings die interessante Beobachtung gemacht, daß die Häufigkeit ihres Auftretens eine periodische ist, oder genauer, daß die Periode von einem Fleckenmaximum d. h. von einem Jahre, in dem besonders viele Flecken auf der Sonne sichtbar sind, bis zu dem nächsten Maximum durchschnittlich 11 Jahre beträgt. Diese Entdeckung ist von um so größerer Tragweite, als sich herausgestellt hat, daß diese Fleckenperiode wieder in gewissem Zusammenhang nicht blos mit Vorgängen auf der Sonne, sondern auch mit meteorologischen Erscheinungen auf der Erde, ja selbst auf anderen Planeten steht, so daß eine möglichst genaue Ermittelung dieser Periode als überaus wünschenswerth und nothwendig betrachtet werden muß.

Fragen wir endlich nach der physischen Beschaffenheit des Sonnenkörpers, eine Frage, die die Astronomie von jeher eifrig beschäftigt hat, so läßt sich jetzt, wo wir die Mithilfe der Spectralanalyse gewonnen haben, eine im Allgemeinen gewiß zutreffende Antwort geben. Die Sonne haben wir uns als einen in hohem Glühzustande begriffenen Körper zu denken, auf dem eine enorm hohe Temperatur herrscht. Denselben umgiebt eine leuchtende Atmosphäre, die sogenannte Photosphäre, in welcher sich, wie die Spectralanalyse nachweist, fast alle auf unserer Erde befindlichen Stoffe oder chemischen Elemente, natürlich aber in glühend gasförmigem Zustande, vorfinden. In Folge ihres glühenden Zustandes aber ist die Sonne in fortwährender Gährung begriffen, sodaß fast zu allen Zeiten Eruptionen glühenden Wasserstoffgases, bald mehr bald minder gewaltig, stattfinden. Dadurch werden enorme Quantitäten solchen Gases oft mehrere tausend Meilen hoch emporgeschleudert, und diese sind es, welche, bei totalen Sonnenfinsternissen über den Rand des dunklen, die Sonne bedeckenden Mondes hervorragend, dem Beschauer als jene rothen Wolken sich darstellen, welche

man mit dem Namen „Protuberanzen" zu bezeichnen pflegt. Auch hier ist das Spectroskop von unendlichem Nutzen gewesen. Nicht nur, daß dasselbe die wahre Natur der Protuberanzen recht erkennen lehrte, es setzt uns auch in den Stand, alle am Rande der Sonne befindlichen Protuberanzen zu jeder beliebigen Zeit zu beobachten.

Wir müssen uns an dieser Stelle mit diesen kurzen Andeutungen über das Wesen und die Erscheinung der Sonne begnügen. Ausführlicheres über den Gegenstand haben wir bereits in einem früheren Aufsatze dieser Zeitschrift: „Die Sonne und die Erscheinungen in der Sonnen-Atmosphäre" (1880, Aprilheft), mitgetheilt, auf welchen wir den geneigten Leser verweisen.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der einzelnen Planeten, die in der am Schlusse des ersten Artikels gegebenen Reihenfolge aufgeführt werden sollen. Den Anfang macht derjenige Planet, der der Sonne unter allen am nächsten steht: Merkur, den die Griechen *Στίλβων* oder *ὁ τοῦ Ἑρμοῦ ἀστήρ*, die Römer stella Mercurii oder Mercurius nannten.

Merkur ist in unseren Breiten mit bloßem Auge schwer zu sehen. Selbst einem Kopernicus hat es nie gelingen wollen, ihn zu entdecken, was ihn noch auf dem Sterbebette schmerzte. Der Grund dieser geringen Sichtbarkeit liegt einmal darin, daß Merkur fast immer im Glanze der Sonne verweilt, andererseits darin, daß er zur Zeit seiner größten Entfernung von der Sonne, sei es kurz vor Sonnenaufgang oder kurz nach Sonnenuntergang, ganz in der Nähe des Horizontes steht, der bekanntlich bei uns fast immer durch Dünste getrübt ist. Besser sind daher die Bewohner südlicher Gegenden daran. Die durchsichtigere Luft und der durchschnittlich reinere Himmel lassen hier eine Beobachtung viel leichter zu, und so ist es auch erklärlich, daß Merkur bereits in sehr alten Zeiten als Planet bekannt war. Es versteht sich von selbst, daß unsere jetzigen Hilfsmittel uns in den Stand setzen, den Stern zu jeder Zeit zu beobachten, auch da, wo er der Sonne recht nahe steht.

Die Bahn des Merkur um die Sonne ist eine sehr elliptische, also eine von der Kreisbahn stark abweichende. Daher ist auch seine Entfernung von der Sonne sehr veränderlich. Die kleinste Entfernung beträgt 0,307 Sonnenweiten (wobei unter „Sonnenweite" die Distanz der Erde von der Sonne zu verstehen ist) oder $6^{1}/_{7}$ Mill. Meilen, die mittlere 0,387 Sonnenweiten oder $7^{3}/_{4}$ Mill. Meilen, die größte 0,467 Sonnenweiten oder $9^{1}/_{3}$ Mill. Meilen. Seine Bahn um die Sonne durchläuft Merkur in etwas weniger als 88 Tagen, sodaß das Merkurjahr noch nicht $^{1}/_{4}$ von unserem Jahre ausmacht. Die Geschwindigkeit seiner Bewegung in dieser Bahn beträgt durchschnittlich 6,62 Meilen in jeder Secunde. Mithin legt Merkur in einem Tage den enormen Weg von 579 000 Meilen zurück. Ebenso wechselnd wie zur Sonne, ist aber auch seine Stellung zur Erde. Er kann sich dieser bis auf 10,4 Mill. Meilen nähern, bis auf 29,7 Mill. Meilen von ihr entfernen. Sein scheinbarer Durchmesser variirt in Folge dessen von 4,5 Secunden bis 12,9 Secunden, je nachdem der Planet sich in der kleinsten oder größten Entfernung von der Erde befindet. Der wahre Durchmesser dagegen beträgt 660 Meilen, entspricht also nur dem dritten Theile des Erdhalbmessers. Die Masse des Planeten ist $= \frac{1}{4316550}$ der Sonnenmasse und ungefähr = 0,08 der Erdmasse. Dagegen ist seine Dichtigkeit

1,4 mal größer als die der Erde und 7,8 mal größer als die des Wassers. Durch das Fernrohr betrachtet, zeigt Merkur wie alle Planeten, deren Bahn innerhalb der Erdbahn liegt, sogenannte Phasen d. h. er erscheint uns bald ganz, bald halb erleuchtet, bald nur in sichelförmiger Gestalt ganz analog unserem Monde. Ueber die Rotation des Merkur um seine Axe sowie über die Neigung des Merkur-Aequators läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Wenigstens haben die früher in dieser Beziehung gemachten Beobachtungen durch neuere mit besseren Instrumenten angestellten Untersuchungen keine Bestätigung erhalten. Etwas besser verbürgt ist die auf Grund spectroskopischer Beobachtung aufgestellte Behauptung, daß der Planet mit einer sehr wasserdampfreichen Atmosphäre umgeben sein müsse. Was endlich die Stellung der Merkurbahn zur Erdbahn betrifft, so sei im Allgemeinen bemerkt, daß die Bahnen aller die Sonne umkreisenden Planeten lediglich mit Ausnahme der Planetoiden nur wenig von der Ekliptik d. h. der Ebene, in der sich die Erde bewegt, abweichen. So beträgt auch die Neigung der Merkurbahn gegen die Ebene der Erdbahn 7°. Wäre dem nicht so, sondern die Bahnen beider Planeten lägen in einer Ebene, so müßte bei jedem Umlaufe des Merkur um die Sonne, von uns aus gesehen, derselbe vor der Sonne vorübergehen. Wegen jener erwähnten Neigung der Bahn aber tritt das Phänomen des Merkurdurchganges in 100 Jahren nur etwa 13 mal ein. Die in diesem Jahrhundert noch zu erwartenden Durchgänge werden stattfinden am 8. November 1881, 12 Uhr 47 Minuten Nachmittags, am 10. Mai 1891, 12 Uhr 54 Minuten Nachmittags und am 6. November 1894, 6 Uhr 36 Minuten Abends.

Nächst dem Merkur steht der Sonne am nächsten die Venus, jener prachtvoll glänzende Planet, der bereits dem alten Homer als der schönste erschien unter den Sternen des Himmels. Die Alten benannten ihn mit den verschiedensten Namen. Bei den Griechen heißt er: *ἑωσφόρος* (Morgenbringer), *φωςφόρος* (Lichtbringer), *ἕσπερος* (Abendstern), *ὁ τῆς Ἀφροδίτης ἀστήρ* (Stern der Aphrodite) u. s. f.; bei den Römern: Lucifer, Hesperus, Vesper, Stella Veneris u. s. f. Die Entdeckung übrigens, daß der Morgen- und Abendstern ein und derselbe Stern sei, wird von den Einen dem Philosophen Pythagoras, von Anderen dem Eleaten Parmenides zugeschrieben. Auch an Sagen, die sich an das liebliche Gestirn hefteten, fehlt es nicht. So erzählt Hesiod in seiner Theogonie, Phaethon (der Glänzende), wie er den Stern nennt, sei ein Sohn der Eos und des Kephalos, den Aphrodite schon in zartester Blüthe der Jugend seinen Eltern entführt und als göttlichen Schutzgeist zum nächtlichen Hüter ihres Tempels, d. h. des Himmels gemacht habe.

Die Venus übertrifft alle Planeten wie Fixsterne durch den wunderbaren Glanz ihres intensiv weißen Lichtes.

Unter günstigen Umständen ist sie selbst am Tage dem unbewaffneten Auge sichtbar. Auch ist sie der einzige Stern, der mitunter einen deutlich wahrnehmbaren Schatten wirft, eine Eigenthümlichkeit, die bereits Plinius erwähnt. Durch das Fernrohr gesehen, zeigt sie sich gerade so wie Merkur, und aus demselben Grunde wie dieser, in Phasen. Man erblickt sie zuweilen als schmale Sichel, die sich mehr und mehr verbreitert, bis endlich eine runde, volle Scheibe am Himmel steht. Die Entfernung der Venus von der Erde schwankt zwischen 5,3 und 35 Mill. Meilen. Ebenso variirt natürlich ihr scheinbarer Durchmesser: nämlich zwischen 9,5″ und

65,2″. Zur Zeit ihres größten Glanzes erscheint sie als ziemlich schmale Sichel von 40″ Durchmesser und 10″ Breite. Ihre wahre Größe aber beträgt 1640 Mill. Meilen; sie ist also nur wenig kleiner als die Erde. Ihre Masse ist $= \frac{1}{412150}$ der Sonnenmasse. Die Dichtigkeit ist etwas geringer als die der Erde; sie beträgt 0,89 der Erddichtigkeit, oder 5,0 der Wasserdichtigkeit. Eine Abplattung an den Polen hat sich bis jetzt ebensowenig wie bei dem Merkur nachweisen lassen. Die Bahn der Venus um die Sonne nähert sich mehr als die eines anderen großen Planeten der Kreisform. Gegen die Ekliptik ist sie nur um 3° 23,5′ geneigt. Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 0,7233 Sonnenweiten oder 14,5 Mill. Meilen. Ihren Weg um die Sonne vollendet die Venus in 224,7 Tagen und zwar legt sie in jeder Secunde einen Weg von 4,8 Meilen zurück. Wie Merkur bietet sie zeitweilig der Erde das Schauspiel eines Vorübergangs vor der Sonnenscheibe. Ein solcher „Venusdurchgang“ findet aber durchschnittlich in einem Jahrtausend nur 16 mal statt. Unser Jahrhundert hat das Ereigniß schon einmal beobachten können, am 9. December 1874, und wird es noch einmal erleben am 6. December 1882. Dagegen geht das folgende Jahrhundert ganz leer aus. Die späteren Durchgänge werden erst am 7. Juni 2004, am 5. Juni 2012, am 12. December 2117 und am 8. December 2125 stattfinden. Es wird aus der reichen Literatur, die sich an die Beobachtung des letzten Venusdurchgangs angeknüpft hat, bereits bekannt sein, wie wichtig diese Phänomene für den Astronomen sind. Man besitzt nämlich in ihnen ein vorzügliches Hilfsmittel, um die Entfernung der Erde von der Sonne zu bestimmen. Wir können hier auf das viel behandelte Thema nicht näher eingehen. Nur soviel sei bemerkt: die Venus kommt, wie wir oben sahen, in ihrer unteren Konjunktion der Erde sehr nahe. In Folge dessen muß man sie an zwei verschiedenen Standorten zu derselben Zeit an zwei verschiedenen Stellen des Himmels erblicken. Daraus aber folgt wieder, daß ihr Vorübergang vor der Sonne für weit von einander entfernte Beoachtungsposten nicht zu gleicher Zeit, sondern successive erfolgt, und indem man nun die Zeitdifferenzen mit einander vergleicht, kann man durch Berechnung die Distanz der Erde von der Sonne ermitteln.

Daß die Venus mit einer sehr dichten Atmosphäre umgeben ist, läßt sich mit einiger Sicherheit behaupten. Wenigstens spricht dafür das Vorhandensein von Wasserdampf, dieses für das organische Leben so wichtigen Bestandtheils, welches durch spectroskopische Beobachtungen sicher nachgewiesen worden ist. Dagegen sind wir über die Lage der Rotationsaxe der Venus sowie über die Zeit, in der sie sich um ihre Axe dreht, noch völlig im Unklaren. Aeltere Beobachter wollten zwar von einer Rotationszeit von circa 24 Stunden wissen; indessen hat diese Bestimmung durch neuere Forschungen durchaus keine Bestätigung erhalten. Diese Unsicherheit mag auffällig sein, da ja die Venus zeitweilig der Erde so nahe kommt. Aber sie erklärt sich einfach daraus, daß die Oberfläche des Planeten selbst uns durch einen dichten Wolkenschleier fast beständig verhüllt wird, und wenn auch hin und wieder eine Aufhellung dieser Wolkenschicht eintritt, was sich für uns als ein Flecken auf der Scheibe oder Sichel markirt, so ist doch diese Erscheinung von so geringer Beständigkeit, daß sie eine Bestimmung der Rotation des Planeten nicht zuläßt.

Als dritten unter den sonnennahen Planeten begrüßen wir unsere heimatliche Erde, umkreist von ihrem treuen Trabanten, dem Monde.

Die Erde legt ihren Weg um die Sonne in 365,26 Tagen (6 Stunden 9 Minuten) zurück. Nach diesem Zeitraume nimmt sie für einen Beobachter auf der Sonne wieder dieselbe Lage zu den anderen Sternen ein wie vorher; sie hat also volle 360° durchlaufen. Man spricht daher von einer siderischen Umlaufszeit der Erde. Die Bahn, welche die Erde um die Sonne beschreibt, ist wenig elliptisch, der Unterschied also zwischen der Zeit der Sonnenferne (Aphelium), Anfang Juli, und der Sonnennähe (Perihelium), Anfang Januar, nicht sehr beträchtlich. Wenigstens verschwindet der Unterschied gegenüber der enormen Distanz der Erde von der Sonne, welche im Durchschnitt 214 Sonnenhalbmesser oder 20 036 000 Meilen beträgt. So ungeheuer uns aber auch dieser Zwischenraum erscheinen mag, noch wunderbarer ist doch die Thatsache, daß das Licht denselben mit einer solchen Geschwindigkeit durchläuft, daß es nicht mehr als 8 Minuten 18 Secunden braucht, um von der Sonne zu uns zu gelangen. Die Länge der Bahn der Erde um die Sonne beträgt ca. 130 Millionen Meilen; demnach legt die Erde in jeder Secunde 4,1 Meilen, in jeder Stunde ca. 14 800 Meilen zurück.

Die scheinbare Größe der Erde ist, da wir uns von der Erde nur wenig entfernen können, nicht viel von 180° verschieden. Könnten wir sie vom Monde aus betrachten, so würde sie uns unter einem Winkel von nur 2° erscheinen, also uns etwa 4 mal so groß vorkommen als dem Erdbewohner der Mond. Einem auf der Sonne postirten Beobachter dagegen würde die Erde unter einem Winkel von 18″ erscheinen, also etwa in derselben Größe, wie uns die Venus in ihrer mittleren Entfernung von der Erde erscheint. Der wahre Durchmesser der Erde beträgt 1719 Meilen. Da sie aber keine Kugel, sondern ein an den Polen abgeplattetes Sphäroid ist, so hat die Axe der Erde nur eine Länge von 1713 Meilen. Die Erdmasse ist $= \frac{1}{324500}$ der Sonnenmasse. Die Dichtigkeit ist 5,58 mal so groß als die des Wassers.

Außer der jährlichen Bewegung um die Sonne, hat die Erde noch eine zweite, tägliche Bewegung, indem sie sich innerhalb 24 Stunden Sternzeit oder 23 Stunden 56 Minuten 4,09 Secunden mittlerer Zeit und zwar von West nach Ost einmal um ihre Axe dreht. Diese Erdaxe ist gegen die Ebene der Erdbahn um 66° 32,6′, gegen den Aequator um 23° 27,4′ geneigt. Die größte Geschwindigkeit besitzen die Punkte des Aequators, welche in jeder Secunde ca. 1400 Fuß zurücklegen.

Die Erde ist von einer gasartigen Hülle umgeben, der sogenannten Atmosphäre, die in der Hauptsache aus einem Gemisch von 76,7 Gewichtstheilen Stickstoff, 23,3 Theilen Sauerstoff besteht. Dazu kommt Wasserdampf, Kohlensäure und Ammoniak. Die Dichtigkeit der Atmosphäre, die an der Oberfläche des Meeres am größten ist, nimmt mit wachsender Höhe ab. Die oberste Grenze der Atmosphäre ist nicht genau bestimmbar; man schätzt sie im allgemeinen auf 9 bis 10 Meilen.

Ein eigenthümliches Phänomen auf der Erde ist die Bewegung von Ebbe und Fluth der Meere, welche aus der Anziehungskraft des Mondes und der Sonne resultirt. Wir begnügen uns hier mit der Bemerkung, daß die Ebbe und Fluth,

welche lediglich durch den Mond hervorgebracht wird, $2^1/_2$ mal so groß ist als die, welche durch die Einwirkung der Sonne hervorgerufen wird.

Die Erwähnung des Mondes führt uns von selbst auf eine kurze Betrachtung dieses Trabanten der Erde, der sich einmal um dieselbe und wiederum gemeinschaftlich mit ihr um die Sonne bewegt.

Für uns ist unstreitig der Mond nächst der Sonne bei Weitem das wichtigste Gestirn am ganzen Himmel. Mit seiner silbernen Fackel erleuchtet er einen Theil unserer Nächte und bei seiner Nähe übt er einen mannigfachen, noch nicht überall erkannten Einfluß auf die Erde und das Erdenleben aus. Schon bei den Alten waren eine Menge Vorstellungen über angebliche Kräfte und Einwirkungen des Mondes im Schwange. Sie erblickten in Sonne und Mond die „Führer des Jahres“ und die mächtigsten Lenker des menschlichen Daseins.

Die Bahn des Mondes um die Erde ist eine starke Ellipse, deren Ebene mit der Ekliptik einen Winkel von 5° 8,8′ bildete. In Folge dessen ist natürlich die Entfernung des Mondes von der Erde eine sehr veränderliche. Die mittlere Entfernung beträgt 51 805 Meilen; diese Distanz verringert sich in dem Punkte der Erdnähe (Perigäum) auf 48 960 Meilen, steigt aber in dem Punkte der Erdferne (Apogäum) bis auf 54 650 Meilen. Damit hängt auch die Veränderlichkeit in der scheinbaren Größe des Mondes zusammen; dieselbe variirt nämlich zwischen 29′ 26″ und 32′ 51″. Die wahre Größe dagegen beträgt 469 Meilen, d. i. nur etwas mehr als $^1/_4$ des Erddurchmessers. Dem entsprechend ist die Oberfläche 13,7 mal, der körperliche Inhalt aber 49,6 mal kleiner als der der Erde. Und ebenso steht es um Masse und Dichtigkeit. Die Mondmasse beträgt nur $^1/_{80}$ der Erdmasse und ihre Dichtigkeit übertrifft die des Wassers um 3,5 mal, während die Erde 5,58 mal so dicht ist wie Wasser.

Die Rotation, d. h. Umdrehung des Mondes um seine Axe, vollzieht sich in 27 Tagen, 7 Stunden und 43,2 Minuten. Da nun diese Bewegung ganz genau zusammenfällt mit der Zeit des Umlaufs um die Erde, so ergiebt sich die merkwürdige Thatsache, daß uns der Mond stets nur die eine Seite zukehrt, sodaß wir die andere Seite gar nicht kennen lernen. Das ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob der sichtbare und der unsichtbare Theil des Mondes stets durch eine und dieselbe Linie von einander getrennt wären. Vielmehr zeigt der Mond ein eigenthümliches scheinbares Schwanken, die sogenannte Libration, d. h. seine Grenzlinie verändert sich fortwährend, sodaß wir nach und nach noch $^1/_{20}$ der sonst unsichtbaren Mondseite zu sehen bekommen und nur $^{19}/_{20}$ stets unsichtbar bleiben. Die Ursache dieser Libration liegt vor Allem darin, daß, während die Axenumdrehung eine vollständig gleichmäßige ist, die Revolution, d. h. die Bewegung des Mondes um die Erde in Folge der elliptischen Form der Bahn ungleichförmig ist. Ueber die Bestimmung dieser Revolution wollen wir nur bemerken, daß sie nach sehr verschiedenen Anhaltepunkten erfolgen kann. Man kann dabei Bezug nehmen auf die Fixsterne, auf den Frühlingspunkt, die Knoten der Bahn, die Apsidenlinien, d. h. die Linien, welche Perigäum und Apogäum mit einander verbinden, oder endlich die Sonne, und unterscheidet demgemäß einen siderischen, tropischen, drakonischen, anomalistischen und synodischen Monat, Ausdrücke, auf deren umständliche Erklärung wir glauben hier verzichten zu müssen.

Was die Gestalt des Mondes betrifft, so ist man in Folge der Eigenthümlichkeit, daß derselbe uns immer nur eine Seite zukehrt, zu dem Schlusse berechtigt, dem genaue Rechnungen zur Bestätigung dienen, daß wir in dem Monde keine Kugel zu sehen haben, sondern ein Ellipsoid, dessen große Axe in der Verbindungs-Geraden nach der Erde zu liegt. Höchst interessant erscheint durchs Fernrohr gesehen die Oberfläche des Mondes, deren gelegentliche Beobachtung wir jedem unserer Leser dringend empfehlen möchten. Ohne uns hier tiefer einlassen zu können, erinnern wir nur an die bekannte Thatsache, daß wir deutlich Berge und Ebenen auf dem Monde unterscheiden können. Schon das bloße Auge erkennt auf der Mondscheibe dunkle Flecken, zwischen hell erleuchteten. Diese dunklen Flecken, die man früher für Meere hielt, müssen entschieden für große Mondebenen gelten. Die hellstrahlenden Punkte der Mondscheibe aber zeigen sich klar als Gebirge. Und zwar hat der Mond eine reiche Entwickelung an Gebirgsformationen. Besonders zahlreich vertreten sind die sogenannten Ringberge: hohe, kegelförmige Berge, mit einem tiefen Krater, daneben Massengebirge mit tief eingeschnittenen Querthälern u. a. m. Man hat bereits über 1000 solcher Mondberge genau gemessen und gefunden, daß von diesen etwa 40 höher sind als unsere Alpen. Der höchste Berg ist ca. 1 Meile hoch, entspricht also ungefähr dem höchsten Punkte, den die Erde aufzuweisen hat. Im Allgemeinen jedoch ist zu merken, daß verhältnißmäßig, d. h. in Berücksichtigung der Kleinheit des Mondes, die Mondberge an Höhe unsere Berge um mehr als das Dreifache überragen.

Von einer Mondatmosphäre wenigstens auf der uns zugekehrten Seite hat sich bisher nichts nachweisen lassen. Darin stimmen die astronomischen mit den spectralanalytischen Beobachtungen überein. Und an Mitteln, die Existenz einer solchen Atmosphäre nachzuweisen, fehlt es nicht. Dieselbe müßte sich nämlich einmal dadurch manifestiren, daß die Mondscheibe am Rande dunkler wäre als in der Mitte. Da nämlich die von der Sonne ausgehenden Lichtstrahlen, welche von Randpunkten des Mondes zu uns reflectirt werden, einen größeren Weg durch die Atmosphäre machen müßten als diejenigen, welche von der Mitte der uns zugewandten Mondhälfte reflectirt werden, so müßte nothwendig am Rande eine größere Absorption des Lichtes durch die umgebende Luftschicht erfolgen. Ein Durchgang der Sonnenstrahlen durch eine Atmosphäre würde in den meisten Fällen auch mit Hilfe des Spectroskops nachweisbar sein; es ist jedoch das Mondlicht durchaus als unverändertes Sonnenlicht erkannt worden. Ferner würde eine Atmosphäre sich dadurch ankündigen, daß Sterne, welche der Mond während seines Laufes am Himmel bedeckt, in der Nähe des Mondrandes schwächer leuchteten, eine Erscheinung, die durchaus nicht zutrifft. Endlich aber würde eine beträchtlich hohe Atmosphäre zur Folge haben, daß bei unvollständig erleuchteter Scheibe sich eine Dämmerung an der Lichtgrenze zeigte. Allein die Beobachtung lehrt, daß Licht und Schatten auf dem Monde ganz scharf von einander geschieden sind, keineswegs allmälig in einander übergehen.

Aus allen diesen Gründen weist die Wissenschaft jede Vermuthung der Existenz einer irgendwie bedeutenden Mondatmosphäre zurück. Haben wir aber darin Recht, so ergiebt sich zugleich ein trauriges Bild von den dermaligen Verhältnissen auf dem Monde, sowie eine nicht minder traurige Perspective für das end-

liche Schicksal aller Planeten, also auch unserer Erde. Offenbar ist die allen Planeten drohende Abkühlung bei dem Monde vermöge seines kleinen Umfangs schon sehr weit fortgeschritten. Die ursprünglich vorhandene Atmosphäre hat sich allmälig verdichtet, ist mehr und mehr in den Planetenkörper eingedrungen und besitzt nur noch eine so geringe Ausdehnung, daß sie für uns nicht mehr meßbar ist. In Folge davon aber muß auch alle Vegetation, die einst vorhanden war, gänzlich erstorben sein, und das sonst flüssige Wasser sich in Schnee und Eis verwandelt haben. Und das ist das Loos, dem auch die Erde, wenn auch in zur Zeit unabsehbarer Ferne, rettungslos entgegengeht — Verödung und Vereisung!

Endlich noch ein Wort von den Finsternissen, die zu den interessantesten Erscheinungen gehören. Wenn die Mondbahn mit der Erdbahn ganz in einer Ebene läge, so würde jedesmal der Neumond gerade zwischen Erde und Sonne stehen und diese ganz oder theilweise verdecken, also eine Sonnenfinsterniß bewirken; ebenso würde in jenem Falle die Erde immer zwischen Sonne und Vollmond stehen und durch ihren Schatten eine Mondfinsterniß verursachen. Nun liegt aber, wie bereits erwähnt, die Mondbahn nicht genau in der Ebene der Erdbahn, sondern ist unter einem Winkel von circa 5° gegen sie geneigt, darum sind auch die Finsternisse seltener. Sie können nämlich nur dann entstehen, wenn der Mond zur Zeit des Vollmondes oder Neumondes in der Nähe eines der „Knoten“ d. h. der Schnittpunkte der Mondbahn mit der Ekliptik sich befindet. Eine Mondfinsterniß kann wie eine Sonnenfinsterniß entweder eine totale oder eine partielle sein, je nachdem der ganze Mond oder nur ein Theil seiner Oberfläche verfinstert wird, sie unterscheidet sich aber von der Sonnenfinsterniß dadurch, daß sie von allen Bewohnern der Erde in derselben Weise wahrgenommen wird, was bei einer Sonnenfinsterniß hinsichtlich der Sonne nicht der Fall ist. Es erklärt sich diese Erscheinung einfach dadurch, daß bei Mondfinsternissen der Schatten der Erde auf den Mond geworfen, dem Monde also sein Licht wirklich entzogen wird. Bei Sonnenfinsternissen dagegen oder richtiger Erdfinsternissen wird der Schatten des Mondes auf die Erde geworfen. Da nun die Stellung des Mondes gegen die Sonne je nach den verschiedenen Beobachtungspunkten auf der Erde eine verschiedene ist, so müssen auch die Sonnenfinsternisse an verschiedenen Orten in verschiedener Gestalt erscheinen.

Die Gruppe der sonnennahen Planeten schließt Mars, benannt nach dem römischen Kriegsgotte (bei den Griechen ebenfalls *ὁ τοῦ Ἄρεως ἀστήρ* oder *πυρόεις*, der Feurige). Er ist leicht kenntlich am Himmel durch seine röthliche Farbe, in welcher er namentlich dem unbewaffneten Auge erscheint. Seinen Lauf um die Sonne beschreibt er in einer stark elliptischen Bahn, sodaß seine größte Entfernung von der Sonne zu der kleinsten sich verhält wie 5 : 4. Die Ebene dieser Bahn ist nur 1° 51′ gegen die Ebene der Erdbahn geneigt. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt nahezu 30,5 Mill. Meilen oder 1,5237 Erdenweiten, d. h. Entfernungen der Erde von der Sonne. Der Erde kann er sich bis auf 7,3 Mill. Meilen nähern, andererseits kann er bis auf 54 Mill. Meilen sich von ihr entfernen. In Folge dessen variirt seine scheinbare Größe ebenso wie sein Glanz sehr bedeutend. Der scheinbare Durchmesser beträgt in der mittleren Entfernung ca. 6″; in dem Punkte der größten Entfernung nimmt er bis auf 4″ ab, während

er, wenn der Planet der Erde am nächsten kommt, bis auf 26″ wächst. Der wahre Durchmesser ist ungefähr die Hälfte des Erddurchmessers, nämlich 910 Meilen. Man könnte also aus der Erdkugel 7 Marskugeln machen, während 7 Mondkugeln zusammengeschmolzen erst 1 Marskugel geben würden.

Die Dichtigkeit des Mars ist wenig von der der Erde verschieden. Sie ist 0,7 der Erddichtigkeit oder 3,9 mal so groß als die Dichtigkeit des Wassers. Die Masse des Mars im Verhältniß zu der der Sonne beträgt $\frac{1}{3090000,}$ ist also etwa 10 mal kleiner als die Erdmasse. Da die Marsbahn nicht wie die des Merkur und der Venus von der Erdbahn eingeschlossen wird, sondern außerhalb derselben liegt, so kann der Planet uns nie in Sichelform erscheinen. Ist die Phase am größten, so sehen wir die Scheibe des Mars in ovaler Gestalt. Mit guten Fernröhren gewahrt man auf der Oberfläche des Mars verschieden gefärbte, hellere und dunklere Flecken von unregelmäßiger Gestalt und verhältnißmäßig scharfer Begrenzung. Diese Beobachtung hat zu wichtigen Resultaten geführt. Aus der regelmäßigen Wiederkehr dieser Flecken hat man zunächst die Rotation des Planeten um seine Axe, die ca. 62,5° gegen die Ekliptik geneigt ist, mit sehr großer Genauigkeit bestimmt. Diese Rotationszeit beträgt 24 Stunden 37 Minuten 30 Secunden mittlerer Zeit. Weitere Beobachtungen haben sodann ergeben, daß jene Flecken nicht etwa atmosphärische Gebilde sind, sondern Terrainerscheinungen auf der festen Oberfläche des Planeten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man Meere und Länder in ihnen zu erblicken hat, und was speciell die hellen glänzenden Flecken betrifft, welche man an den Polen des Mars bemerkt, so scheinen diese nichts anderes zu bedeuten als aufgehäufte Massen von Eis und Schnee, geradeso wie sie auch bei uns an den Polen lagern. Man hat neuerdings diese Polareisfelder genauer untersucht und gefunden, daß die Ausdehnung derselben abhängig ist von den Jahreszeiten, die auf dem Mars herrschen, daß sie also an dem Pole, der gerade seinen Sommer hat, kleineren Umfang haben als an dem entgegengesetzten.

Wie es scheint, steht auch sonst der Mars in seinen Verhältnissen unserer Erde am nächsten. Er besitzt wie diese eine Atmosphäre, in der nach spectroskopischen Beobachtungen das Vorhandensein von Wasserdampf entschieden angenommen werden muß. Die Existenz der Atmosphäre selbst verräth sich theils dadurch, daß die oben genannten Flecken am Rande der Scheibe schwächer werden und wie verwaschen aussehen, theils auch dadurch, daß zeitweilig ganze Strecken der Oberfläche durch Wolkenschleier theilweise verdeckt werden oder doch sichtliche Veränderungen aufweisen.

Der Mars wird auf seiner 200 Mill. Meilen langen Reise um die Sonne, welche er siderisch in 1 Jahr 321 Tagen und 18 Stunden vollendet, sodaß er also in jeder Secunde 3,4 Meilen zurücklegt, von 2 Monden begleitet. Von deren Existenz hatte man noch vor wenig Jahren keine Ahnung. Sie sind erst 1877 von dem Astronomen Hall in Washington vermittelst eines großen Refractors entdeckt worden. Sie sind allerdings auch außerordentlich klein und stehen dem Planeten sehr nahe, der eine 1263, der andere 3156 Meilen. Der äußere hat eine Umlaufszeit von 1 Tag 6 Stunden 18 Minuten, der innere bewegt sich in 7 Stunden 39 Minuten um seinen Planeten.

Ehe wir nun zu den noch übrigen großen Planeten, den sonnenfernen, übergehen, haben wir noch der sogenannten kleinen Planeten oder Planetoiden mit ein paar Worten zu gedenken. Wir haben schon in unserem ersten Artikel bemerkt, daß dieselben erst seit dem Anfang unsers Jahrhunderts und zwar in dem Raum zwischen Mars und Jupiter entdeckt worden sind, wo man längst eine Lücke im Planetensystem zu finden geglaubt hatte. Nachdem man zuerst auf einmal 4 solcher Planetoiden entdeckt hatte, vermehrte sich allmälig die Zahl derselben in überraschender Weise, sodaß man zur Zeit nicht weniger als 214 kennt. Sie haben fast alle Namen, anfänglich auch Zeichen, erhalten, gerade wie die großen Planeten. Als aber ihre Zahl durch neue Entdeckungen immer mehr anschwoll, kamen die Astronomen überein, statt der besonderen Zeichen Kreise einzuführen, in denen eine Zahl, und zwar diejenige, welche die Reihenfolge der Entdeckung bezeichnete, eingeschrieben war, also z. B. Ceres (1) u. s. w. Der der Sonne am nächsten stehende Planetoid ist Medusa (149), der eine Distanz von 43 Mill. Meilen hat; der entfernteste ist Hilda (153), der 79 Mill. Meilen von der Sonne absteht. Die kleinste Neigung der Bahn gegen die Ekliptik hat Massalia (20), nämlich 0° 41′, die größte Pallas (2), nämlich 34° 42′. Die Umlaufszeit der Planetoiden um die Sonne schwankt zwischen 3 und 8 Jahren. Die Durchmesser der größeren, die man zu bestimmen versucht hat, betragen 40—50 Meilen. Die meisten sind freilich so klein, daß sie einen meßbaren Durchmesser gar nicht haben. Und diese Kleinheit ist auch Schuld, daß wir von einer Axenumdrehung der Planetoiden nichts wissen können. Dagegen hat man die Bahnen sämmtlicher Planeten bereits mit einer solchen Genauigkeit berechnet, daß man jederzeit im Stande ist, ihren Standort am Himmel mit größter Sicherheit zu bezeichnen.

An der Spitze der sonnenfernen Planeten steht der in gelblichem Lichte strahlende Jupiter, der größte aller Planeten unseres Systems und der nächst der Venus am hellsten leuchtende Stern am ganzen Firmamente. Die Griechen nannten ihn *Φαέθων* (der Glänzende) oder *ὁ Διὸς ἀστήρ* (Stern des Zeus), die Römer dem entsprechend stella Jovis oder Jupiter.

Jupiter bewegt sich in einer nahezu kreisförmigen Bahn um die Sonne, steht also in allen Punkten ziemlich gleichmäßig weit von derselben ab. Auch die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik ist nur gering; sie beträgt nur 1° 19′. Die mittlere Entfernung von der Sonne ist 5,2028 größer als die der Erde, oder gleich 104,2 Mill. Meilen. In seinem Aphelium (Sonnenferne) steht Jupiter 109 Mill. Meilen, in seinem Perihelium (Sonnennähe) 99 Mill. Meilen von der Sonne ab. Der kleinste Abstand von der Erde ist 79 Mill. Meilen, der größte 130 Mill. Meilen. Der scheinbare Durchmesser beträgt im Mittel 40″, kann aber je nach dem Grad der Entferung von der Erde bis zu 30″ abnehmen und bis auf 50″ steigen. Dagegen ist der wahre Durchmesser 19 380 Meilen, also fast 12 mal größer als der Erddurchmesser. Sehr beträchtlich ist die Abplattung des Jupiter, eine Folge der schnellen Bewegung, mit der er sich um seine eigene Axe dreht. Diese selbst ist 18 100 Meilen lang, d. h. um $1/_{15}$ kleiner als der Aequatorialdurchmesser. Die Oberfläche ist 126 mal, das Volumen aber 1400 mal so groß als Oberfläche und Volumen der Erde. Das erscheint uns schon als ein enormes Verhältniß und doch verschwindet es gegenüber den entsprechenden Größen der Sonne,

die an Oberfläche noch ca. 100 mal, an Volumen aber gar ca. 1000 mal den Jupiter übertrifft. Dem entspricht auch die Größe der Masse. Die Jupitermasse ist = $\frac{1}{1048}$ der Sonnenmasse, oder anders ausgedrückt: erst 310 Erdkugeln würden der einen Jupiterkugel an Masse gleichkommen. Das ist eine so ungeheure Masse, daß sie die sämmtlichen Massen aller anderen Planeten zusammen fast um das Dreifache übersteigt. Jupiter hätte also vollen Anspruch darauf, der Centralkörper unseres Planetensystems zu sein, um den alle übrigen Gestirne sich bewegten, wenn er eben nicht dem noch größeren Gestirn weichen müßte, neben dem er bei all seinem Umfang doch nur eine bescheidene Rolle spielt — der Sonne. Aus einer Vergleichung seiner Masse mit dem Volumen ergiebt sich die Dichtigkeit des Planeten. Diese ist auffällig gering; sie beträgt nur etwa $^1/_4$ der Erddichtigkeit, ist also nur 1,28 mal so groß als die Dichtigkeit des Wassers. Die Rotationszeit ist sehr genau bekannt. Jupiter bewegt sich in nur 9 Stunden 55 Minuten 27 Secunden mittlerer Zeit um seine Axe, und zwar beträgt die Geschwindigkeit der Aequatorialpunkte 40 000 Fuß, so daß also die Geschwindigkeit der Umdrehung der Aequatorialpunkte der Erde eine 28 mal geringere ist. In Folge dieser schnellen Rotation ist der Jupitertag $2^1/_2$ mal so kurz als ein Erdentag. Dafür jedoch entspricht ein Jupiterjahr 12 Erdenjahren, oder genauer ausgedrückt: es dauert 11 Jahre 314 Tage 20 Stunden. Da aber die Neigung des Jupiteräquators gegen die Ekliptik nur 3° 6′ beträgt, so ist kaum anzunehmen, daß größere Temperaturverschiedenheiten auf dem Jupiter vorkommen werden. Ein Wechsel der Jahreszeiten dürfte also kaum bemerkenswerth sein.

Betrachtet man den Jupiter durch das Fernrohr, so bemerkt man einen breiten dunklen Streifen oder Gürtel von röthlicher Farbe, der die Scheibe nahezu geradlinig durchschneidet. Bessere Hilfsmittel ermöglichen die weitere Wahrnehmung, daß dieser Aequatorialgürtel hellere Partien enthält, die den Eindruck von Wolken machen. Neben dem breiten Streifen aber ziehen sich nördlich und südlich schmälere Streifen entlang der Scheibe. Man vermuthet nun mit Recht, daß diese Streifen der Atmosphäre des Jupiter angehören. Wie es scheint, wird derselbe durch einen dichten Wolkenschleier nahezu ganz eingehüllt. Wenigstens ist es gelungen, den Hauptbestandtheil unserer Wolken, Wasserdampf, durch das Spectroskop in der den Jupiter umgebenden Atmosphäre, die übrigens eine andere Zusammensetzung als die unsrige haben muß, nachzuweisen. Nun besitzen aber die Wolken, wie wir uns täglich bei theilweise bedecktem Himmel überzeugen können, eine außerordentliche Reflexionsfähigkeit. Wir werden also in jenen oben erwähnten helleren Partien Wolken zu erkennen haben. Die dunkleren Partien dagegen bezeichnen diejenigen Punkte, wo der sonst verhüllende Wolkenschleier gelüftet erscheint, wo wir also im Stande sind durch die Atmosphäre weiter auf die Oberfläche hinunterzuschauen. Die rothe Färbung der dunkleren Partien aber erklärt sich einfach daraus, daß die aus der Sonne stammenden und zu uns reflectirten Lichtstrahlen bei dem weiteren Weg durch die Jupiteratmosphäre vorzugsweise das blaue Licht durch Absorption verlieren. Endlich bietet der Jupiter ein erst seit 2 Jahren entdecktes, früher in der Weise noch nicht beobachtetes Phänomen in einem großen, isolirten rothen Flecken, der sich südlich von dem Aequatorialstreifen befindet und in Form und Stellung ganz unverändert bleibt. Er ist offenbar gleichfalls als eine locale Aufhellung in der den Jupiter umgebenden Wolkenhülle anzusehen.

Jupiter wird bei seinem Laufe um die Sonne von 4 Monden (Jupitertrabanten) begleitet, deren erste Entdeckung der erste Triumph des neu erfundenen Fernrohrs war. Im Verhältniß zu der Größe des Planeten stehen sie demselben ziemlich nahe. Der Abstand des nächsten Mondes beträgt 6 Halbmesser des Jupiter, des entferntesten 27 Halbmesser, oder anders ausgedrückt: jener ist 56 499 Meilen dieser 252 100 Meilen von dem Jupiter entfernt. Viel bedeutender ist dagegen der Abstand des Erdenmondes von der Erde, da derselbe von dem Erdmittelpunkte aus gerechnet ca. 60 Erdhalbmesser beträgt. Die Umlaufszeit dieser Monde um den Jupiter berechnet sich für den nächsten auf 1 Tag und 28,5 Stunden, für den weitesten auf 16 Tage und 16,5 Stunden. Die Mondbahnen sind nur wenig gegen die Ekliptik geneigt. Daher scheint es uns so, als wenn die Monde nahezu in gerader Linie sich rechts und links vom Jupiter bewegten. Diese geringe Neigung aber in Verbindung mit der beträchtlichen Größe des Planeten hat zur Folge, daß fast bei jedem Umlaufe der 4 Monde Sonnen- und Mondfinsternisse eintreten, so daß in einem Jupiterjahre, das, wie wir oben sahen, etwa 12 Erdjahren entspricht, nicht weniger als etwa 4000 Mond- und ebensoviele Sonnenfinsternisse stattfinden. Diese Finsternisse lassen sich von der Erde aus sehr gut beobachten und gewähren ein höchst interessantes Schauspiel. Sie sind aber auch nach zwei Seiten hin für die Wissenschaft sehr wichtig geworden. Einmal sind sie ein treffliches Hilfsmittel, um den geographischen Längenunterschied zweier Orte auf der Erde zu finden, und andererseits sind sie es gewesen, welche die erste Möglichkeit boten, die Geschwindigkeit des Lichtes, die man lange Zeit für unbegrenzt hielt, wirklich zu bestimmen. Das Verdienst dieser Messung gebührt dem Astronomen Olaus Römer (1675), der die Geschwindigkeit des Lichts auf 42 000 Meilen in der Secunde berechnete.

An Größe dem Jupiter am nächsten kommend ist Saturn, der *Φαίνων* (der Leuchtende) oder *τοῦ Κρόνου ἀστήρ* (Stern des Kronos), die stella Saturni oder Saturnus der Römer. Man war im Alterthum auf ihn nicht gut zu sprechen. Sein Einfluß auf das menschliche Leben sollte sehr bedenklicher Natur sein. Man schrieb ihm zu, daß er Regen erzeuge und viertägige Fieber.

Saturn erscheint dem Auge in bläulichem Lichte und bewegt sich nur langsam zwischen den Sternen fort, so daß er ca. $2^1/_2$ Jahr in demselben Sternbilde bleibt. Durch das Fernrohr gesehen erscheint er als eine Scheibe mit zwei henkelförmigen Ansätzen. Lange Zeit wußte man nicht, was man daraus machen sollte. Der erste Entdecker, Galileo Galilei, hielt diese Ansätze für Vervielfältigungen des Planeten selbst; er sprach von einem planeta tergeminus, einem dreigliedrigen Planeten. Erst der Holländer Chr. Huyghens bewies 1657, daß jene Ansätze Theile eines freischwebenden Ringes seien, der in perspectivischer Verkürzung henkelförmig zu beiden Seiten des Planeten sich darstelle, und erst 1715 wurde durch Domenico Cassini bekannt, daß der Ring aus zwei Theilen bestehe. In neuerer Zeit (1850) hat Bond noch einen Ring entdeckt, der in sehr schwachem Lichte leuchtet und von den hellen Ringen concentrisch umschlossen ist. Außer diesen Ringen hat man auch 8 Monde aufgefunden, die den Saturn auf seiner Bahn um die Sonne begleiten.

Diese Bahn hat eine etwas mehr vom Kreise abweichende Gestalt als die Jupiterbahn. Auch ist ihre Neigung gegen die Ekliptik größer als die letztere; sie beträgt 2° 29′,7. Die mittlere Entfernung des Jupiter von der Sonne berechnet sich auf 9,5389 Erdweiten oder 191,1 Mill. Meilen. Der größte Abstand ist 202 Mill., der kleinste 180 Mill. Meilen. Die geringste Entfernung von der Erde beträgt 160 Mill. Meilen, die größte 222 Mill. Meilen. Die scheinbare Größe schwankt zwischen 16″ und 22″. Der wahre Aequatorialdurchmesser beträgt 16 680 Meilen; dagegen ist die Axe, der Durchmesser von einem Pole zum anderen, in Folge der beträchtlichen Abplattung, die die Saturnkugel aufweist und welche 1/10 ausmacht, um 1/10 kleiner als der Aequatorialdurchmesser, also = 15012 Meilen. Die Masse ist 3502 mal geringer als die Sonnenmasse; die Dichtigkeit so gering wie bei keinem anderen Planeten; sie ist nur 0,12 der Erddichtigkeit und nur 0,68 der Wasserdichtigkeit, so daß also Wasser noch dichter ist als Saturn. Auf der Oberfläche des Saturn und zwar in der Nähe des Aequators hat man ähnliche Streifen entdeckt wie auf dem Jupiter, nur daß sie hier bei Weitem deutlicher auftreten als dort. Die Umlaufszeit um die Axe beträgt 10 Stunden 14 Minuten 24 Secunden. Die Neigung des Aequators zur Ekliptik ist 30°. Die enorm lange Bahn um die Sonne, die der Saturn zu durchmessen hat — es sind ca. 1200 Mill. Meilen — vollendet er siderisch in 29 Jahren 166 Tagen 5 Stunden.

Das mit derselben Intensität wie der Planet selbst leuchtende Ringsystem, von dem oben die Rede war, erscheint in der mittleren Entfernung von der Erde unter einem Winkel von 40″ (äußerer Durchmesser) und 27″ (innerer Durchmesser). Die Ringe liegen nahezu in einer Ebene, welche mit der Lage des Saturnäquators nahe zusammenfällt und 28° 10′,5 gegen die Ekliptik geneigt ist. In Folge dieser starken Neigung ist der Anblick des Saturn mit seinen Ringen ein sehr verschiedener. Zu Zeiten sehen wir die Ringe ziemlich weit geöffnet und von der unteren Seite; ein ander Mal erscheinen sie als eine vollständig gerade zarte Lichtlinie; endlich erblicken wir sie mehr und mehr sich öffnend von oben. Man vermuthet, daß die Ringe um den Planeten rotiren, doch läßt sich jetzt noch nichts Bestimmtes darüber sagen.

Wie die Spectralanalyse nachweist, ist der Saturn von einer Atmosphäre umgeben, die eine ganz ähnliche Zusammensetzung zu haben scheint wie die des Jupiter. Mit unserer Atmosphäre ist ihr gemein, daß sie Wasserdampf enthält.

Von den 8 Monden, welche Saturn umkreisen, hat der nächste eine Entfernung von 3,4 Halbmessern des Saturn oder von 24 800 Meilen und eine Umlaufszeit von 22 Stunden 37 Minuten. Der weiteste hat eine Entfernung von 64,4 Saturnhalbmessern oder von 466 900 Meilen und umkreist den Planeten in 79 Tagen 7 Stunden 54 Minuten.

Von der Existenz der beiden letzten Planeten, des Uranus und Neptun, hatten die Alten keine Ahnung. Erst den verfeinerten Instrumenten der Neuzeit ist es in Verbindung mit der verbesserten Methode gelungen, sie aus dem Dunkel, das sie bisher dem Erdbewohner verhüllt hatte, hervorzuziehen und so die Gruppe der sonnenfernen Planeten zu vervollständigen.

Der glückliche Entdecker des Uranus ist der ältere Friedrich Wilhelm Herschel, der am 13. März 1781 in England, wo er lebte, das bisher für einen

Fixstern erklärte Gestirn als einen Planeten erkannte. Er gab demselben dem damaligen Könige von England, Georg III., zu Ehren den Namen „Georgsgestirn" (Georgium sidus). In England wird er vielfach nach dem Namen des Entdeckers genannt; im Allgemeinen aber ist die Bezeichnung „Uranus" (Himmel) die am weitesten verbreitete.

Uranus hat eine fast vollständig kreisförmige Bahn. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 19,1921 Erdweiten oder 384,3 Millionen Meilen; die nächste Entfernung von der Erde 346 Millionen Meilen. Der scheinbare Durchmesser beträgt im Mittel 4,2"; der wahre Durchmesser berechnet sich dagegen auf 8086 Meilen, sodaß er den Erddurchmesser um das 4,7 fache übertrifft. Die Masse ist der 21000=ste Theil der Sonnenmasse. Die Dichtigkeit, die die des Jupiter nur wenig übersteigt, beträgt 0,17 der Erddichtigkeit. Seine 2420 Mill. Meilen lange Bahn um die Sonne durchläuft Uranus in 84 Jahren 5 Tagen 19,7 Stunden. Der Centralkörper erscheint dabei keineswegs von imponirender Größe. Denn da die Sonne dem Beobachter auf dem Uranus sich unter einem Winkel von nur 100" darstellt, so kann sie ihm kaum noch einmal so groß vorkommen als uns die Venus. Der Planet hat als Gefolge 6 Monde, von denen der nächste, 27 700 Meilen entfernt, seine Bahn in 2 Tagen 13 Stunden vollendet, während der äußerste, 84 100 Meilen entfernt, zu seinem Wege um den Uranus 13 Tage 11 Stunden braucht. Eigenthümlich ist allen die starke Neigung der Bahn; dieselben stehen auf der Ekliptik fast senkrecht. Was endlich die Atmosphäre des Uranus betrifft, die sicher vorhanden ist, so haben die spectroskopischen Beobachtungen ergeben, daß sie eine von unserer Atmosphäre völlig verschiedene Beschaffenheit hat.

Mit der Auffindung des letzten Planeten, Neptun, hat, wie wir im ersten Artikel bemerkten, die Astronomie einen ihrer glänzendsten Triumphe gefeiert. Von einem Engländer und einem Franzosen fast gleichzeitig durch Rechnung gefunden, wurde er von einem Deutschen am 23. September 1846 nahe an dem bezeichneten Orte am Himmel wirklich entdeckt. Es war indessen hier ein ähnlicher Fall wie beim Uranus. Wie sich nachträglich herausstellte, hatte man den Stern schon mehrfach als Fixstern beobachtet, ohne ihn in seiner Eigenschaft als Planeten zu erkennen. Diese früheren Beobachtungen wurden nun von großer Wichtigkeit. Sie dienten dazu, die weite Bahn des Neptun genauer zu ermitteln, als das auf Grund der neueren Beobachtungen seit 1846 hätte geschehen können. Die Neptunbahn erweist sich darnach als nahezu kreisförmig. Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 602,5 Mill. Meilen, der Neptun ist also 30,0706 mal weiter von der Sonne entfernt als die Erde, überhaupt unter allen Planeten der am weitesten von der Sonne abstehende. Der Erde kann er sich bis auf 580 Mill. Meilen nähern. Der scheinbare Durchmesser ist 2,6", was einen wahren Durchmesser von 7410 Meilen voraussetzt. Die Masse ist $\frac{1}{19700}$ der Sonnenmasse. Dem entspricht eine Dichtigkeit, die 0,28 der Erddichtigkeit beträgt oder 1,5 mal so groß ist als die des Wassers. Seine Bahn um die Sonne vollendet Neptun siderisch in 164 Jahren und 225 Tagen. Ob und in welcher Zeit er um seine Axe rotirt, wissen wir nicht. Dagegen ist sicher, daß er von einem Monde begleitet wird, der 47 500 Meilen weit von

ihm entfernt ist und seine Bahn in 5 Tagen 21 Stunden durchläuft. Ebenso ist erwiesen, daß Neptun von einer Atmosphäre umgeben wird, und zwar einer solchen, die in ihren Bestandtheilen große Aehnlichheit hat mit der des Uranus, also sehr verschieden ist von unserer irdischen Atmosphäre.

Berichtigung. Durch Verschulden der Druckerei sind im 1. Theile dieser Abhandlung (Heft 2, Febr. 1881) mehrere Druckfehler stehen geblieben, von denen die wichtigsten hier angeführt werden: Seite 214 Zeile 2 v. o. endlich anstatt redlich, Seite 215 Zeile 2 v. o. didactisch anstatt dialektisch, S. 215 Z. 11 v. o. erschien anstatt rotire, S. 215 Z. 12 v. o. folgte anstatt folge, S. 215 Z. 16 v. o. planetischen anstatt planetarischen, S. 215 Z. 23 v. o. verunzirten anstatt corrumpirten, S. 216 Z. 2 v. u. circulns anstatt circulus, S. 217 Z. 2 v. o. nun anstatt neue, S. 219 Z. 18 v. o. geometrisch anstatt geocentrisch, S. 220 Z. 11 v. o. teuflisch anstatt Faustisch, S. 220 Z. 14 v. o. Mysticum anstatt Mysterium, S. 221 Z. 23 v. o. Radius rector anstatt Vector, S. 222 Z. 15 v. u. nothwendiger anstatt methodischer, S. 222 Z. 9 v. u. Lippersschen anstatt Lipperschen, S. 222 Z. 1 v. u. nun anstatt neue, S. 224 17 v. o. nicht anstatt meist, S. 226 Z. 7 v. o. Nachrechnung anstatt Wahrnehmung, S. 226 Z. 23 v. o. Resulate anstatt Resultate.

Die Einführung der Biologie in den Jugendunterricht.

Von
Dr. Robby Koßmann,
Professor an der Universität Heidelberg.

Wenn ich es unternehme, hier einige Gedanken über die Bedeutung meiner Specialwissenschaft für den Jugendunterricht zu entwickeln, so muß ich vorausschicken, daß meine Erfahrungen mich nicht in den Stand setzen, die Resultate eingehend zu würdigen, welche die spärlichen Versuche, diesen Unterricht hier und da einzuführen, thatsächlich gehabt haben. Eine solche Würdigung ist nur möglich, wenn die Mittel zu gründlicher Prüfung der Lehrkräfte und der Mittel gegeben sind; ich muß also darauf verzichten.

Da jedoch Vorkommnisse der unglaublichsten Art nicht nur die Augen des Publicums, sondern auch die unserer Volsvertretung auf diesen Gegenstand gelenkt und gezeigt haben, mit welchem frommen Schauder die maßgebenden Behörden das Eindringen der modernen Naturanschauungen in unsere Lehranstalten abwehren, so dürfte auch eine rein theoretische Erörterung darüber nicht ganz zwecklos sein.

Es scheint mir, daß eine derartige Erörterung nothwendig drei Fragen zu lösen versuchen müsse: welchen Einfluß die Einführung der modernen Biologie in den Jugendunterricht auf die Bildung der Moral habe; welchen Zuwachs an Geisteskräften und Kenntniß sie erzielen werde; endlich welche technischen Schwierigkeiten dieser Ausdehnung des Lehrplanes entgegenstehen.

Von diesen drei Fragen nun halte ich — vermuthlich enttäusche ich schon damit manchen Gegner — die erste für die wichtigste. Mir scheint eine Förderung der Moral auf Kosten des Verstandes noch eher erträglich, als eine Förderung des letzteren auf Kosten der ersteren. Aber was ist Moral? Die Schwierigkeit bei Erörterung unseres Themas liegt in den sehr verschiedenen Begriffen über Moral und meine eigene Definition derselben hier zu Grunde zu legen kann uns offenbar

nicht fördern. Es wird demnach besser sein, die wichtigsten und anerkanntesten Ziele einer moralischen Erziehung an die Stelle irgend einer theoretischen Definition des Gesammtbegriffs zu setzen; ich nenne als solche: Erkenntniß und Erfüllung unserer Pflichten gegen die Menschheit überhaupt, Humanität; unserer Pflichten gegen die Mitbürger, Patriotismus und Gesetzlichkeit; gegen die Standesgenossen, Ehre; endlich gegen die Familie und Nachkommenschaft, also Elternliebe, Gattenliebe u. s. w. Mir däucht, daß Alles oder fast Alles, was unter anderen Namen als Factor der Moral genannt werden kann, Treue, Ehrlichkeit u. s. f., auch in den oben angeführten Kategorien mit enthalten ist.

Sind wir darüber einig, daß die genannten Tugenden die wichtigsten Factoren der Moral seien, so wird sich fragen: kann unsere moderne Biologie dieselben fördern? kann sie ihrer Verbreitung direct oder indirect hinderlich sein?

Natürlich wird Niemand bestreiten, daß diejenige Förderung der Moral, welche überall aus dem reinen Streben nach Wahrheit entspringt, auch hier nicht fehlen kann. Anders jedoch, wenn unter Förderung die directe Verbreitung der Lehren der Moral verstanden werden soll; diese Thätigkeit will bekanntlich fast jede Religion ausschließlich sich selber reservirt sehen, und damit schließt sie die Naturwissenschaft von dieser Aufgabe aus.

Die moralischen Lehren der Religion beruhen auf der Tradition; wie diese entstanden sei, wollen wir hier nicht zu entscheiden suchen. Erkennt man den göttlichen Ursprung dieser Tradition an, so ist freilich die Religion, wenn nicht die ausschließliche, so doch die ausschließlich maßgebende Lehrerin der Moral. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die innerhalb desselben Staatswesens existirenden Religionen keineswegs gegenseitig ihre oftmals einander widersprechenden Traditionen als göttlich anerkennen und daß ein sehr großer Theil gerade der geistig bedeutendsten Glieder der Nation überhaupt nicht geneigt ist, eine Tradition ohne Beweise anzuerkennen. Hieraus folgt, daß es wünschenswerth ist, der Moral eine Grundlage zu geben, welche von der Tradition überhaupt abstrahirt. Wird man bestreiten wollen, daß diese Grundlage nur die Erkenntniß der Naturgesetze sein kann, welche das Verhältniß zwischen dem lebenden Individuum und der Gesammtheit regeln?

Die Einsicht in die segensreichen oder verderblichen Folgen, in die Naturgemäßheit oder Naturwidrigkeit dieses oder jenes von der Tradition geheiligten Verhaltens wird überall tiefere Wurzeln schlagen als diese Tradition selbst; sie wird — und dies ist höchst wichtig — auch in jenen Kreisen die Würdigung der Moral erhalten oder wieder herstellen können, welche, durch die Logik zur Verwerfung der Tradition als Beweismittel geführt, sich verführen lassen, Unzähliges, was uns mit Recht heilig ist, nur deshalb zu verwerfen, weil die Tradition sich seiner annimmt. Der Nihilismus ist die Negation der Moral; so gewiß die Tradition ihm gegenüber machtlos ist, so gewiß ist er ohnmächtig gegenüber dem wissenschaftlichen Nachweis, daß der Kern unserer heutigen Moral eine segensreiche Naturnothwendigkeit ist.

Kann die moderne Biologie solche Nachweise liefern? Ohne Zweifel! Zwar würde es viel zu weit führen, wenn ich dies hier unternähme. Aber auf ein paar augenfällige Beispiele möge man mir hinzudeuten gestatten. Der Nihilismus predigt die Freiheit des geschlechtlichen Verkehrs; der Zoologie ist es ein Leichtes, nachzu-

weisen, daß diese Freiheit mit derselben Sicherheit und nach denselben unumstößlichen Naturgesetzen die Rückbildung der Menschheit zur Folge haben muß, wie sie jede andere animalische Race, etwa in einer Schäferei oder in einem Gestüt, in der kürzesten Frist herunterbringt. — Ein anderes Beispiel mag lehren, wie bestimmt das Urtheil der Biologie selbst da sein kann, wo die herrschenden religiösen Traditionen sich widersprechen. Ich denke an die Frage nach der Verwerflichkeit der Verwandtenehe oder überhaupt des Incestes. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Zoologie in der Verurtheilung dieser Handlungen strenger sogar ist, als der moderne Staat und die evangelische Confession; auf Grund des theoretischen und statistischen Nachweises der Racenentartung, namentlich der daraus resultirenden blödsinnigen oder taubgeborenen Nachkommenschaft, verurtheilt sie nicht nur die Ehe eines Individuums mit seinem Geschwisterkinde, nicht nur die von Geschwisterkindern untereinander, sondern selbst die von scheinbar noch weiter entfernten Verwandten, wenn nämlich in deren Vorfahrenschaft bereits Verwandtenehen stattgefunden haben, aufs Entschiedenste als unmoralisch.

Nach alledem wird der Vorurtheilslose die Wichtigkeit einer Förderung der Moral durch die Naturwissenschaft nicht bestreiten wollen; er wird nur etwa noch einwenden können, daß dieser Förderung in gewissen Fragen wohl eine Schädigung in anderen gegenüberstehen könne. Und dies ist wohl auch der Punkt, wo die Religion ihre Hebel ansetzen möchte. Eine jede Religion wird zahlreiche Beispiele dafür anführen können, daß die Naturwissenschaft gewissen von ihr vertretenen Lehren der Moral widerspricht — und damit wird die Religion, die Unfehlbarkeit ihrer Tradition prätendirend, den Beweis für die unmoralische Einwirkung der Naturwissenschaft geliefert zu haben glauben. Hierauf ist freilich wenig zu erwidern, denn wer jene Unfehlbarkeit anerkennt, wird sich durch uns nicht belehren lassen; genug, daß wir hoffen dürfen, die Macht der Beweise werde, wie auf so manchen anderen Gebieten, so auch auf diesem allmälig den Sieg über traditionelle Irrthümer davontragen.

Freilich der Sieg setzt den Streit voraus und die Schule soll nicht ein Kampfplatz entgegengesetzter Lehren sein; aber diese Maxime darf nicht die Naturwissenschaft um der Religion willen aus der Schule verbannen, so wenig als die Religion um der Naturwissenschaft willen, sie soll nur eine einseitige und parteiische Wahl der Lehrgegenstände verhindern und eine objective Behandlung der letzteren herbeiführen.

Es mag noch ein Punkt hier Erwähnung finden; ob nicht die Biologie und gerade der theoretisch wichtigste und oben schon mehrfach berührte Theil derselben, indem er die Fortpflanzung zum Gegenstande seiner Untersuchung und Erörterung macht, aus diesem Grunde ein verschlossenes Gebiet sein müsse, dessen Betretung die Sinnlichkeit des Heranwachsenden entfachen und dadurch demoralisirend wirken müsse. Ich sage nichts Neues, wenn ich nüchterne Offenheit auf diesem Gebiete für weit unschädlicher halte als halbe Verschleierung. Schon Göthe spottet: „zwar sind auch wir von Herzen unanständig, doch das Antike ist uns zu lebendig“, und heutzutage ist fast Jedermann sich der unanständigen Wirkung vorgeklebter Feigenblätter bewußt. Dennoch — es ist sonderbar — hat sich eine gesunde Naivetät bisher nur in Behandlung der Kunst Bahn gebrochen, und dieselben Eltern,

welche ohne Furcht, die Sittlichkeit ihrer Kinder zu schädigen, in ihrem Wohngemache Apoll und Venus ohne Feigenblätter aufstellen, sind entsetzt, wenn in Gegenwart Jener von „Schwangerschaft“ oder „Frühgeburt“ oder dergleichen die Rede geht und würden eine Schule perhorresciren, in welcher ein Lehrer irgend merken ließe, daß er bei seinen 15jährigen Schülern nicht mehr den Glauben an den Kinderbringer Storch voraussetzt.

Was ist nun der Erfolg dieser Prüderie? Die Knaben merken zunächst eine gewisse Geheimnißthuerei, durch welche sie, der menschlichen Naturanlage entsprechend, zum Nachspüren veranlaßt werden. Dienstboten, ältere Kameraden, ja unter vielen Umständen selbst eine niederträchtige Literatur kommen diesem Forschungstrieb entgegen und entstellen in dem eiteln oder eigennützigen Streben, recht Packendes zu erzählen, die Wahrheit, welche doch Kunst und Wissenschaft so keusch darzustellen wissen, durch Schmutz und Sinnlichkeit. Auch in dem Studium der Geschichte, in der Lectüre fremder Schriftsteller, überall überschlägt der Lehrer Seiten, welche daheim nur um so eifriger von den Knaben studirt werden, und erzielt dadurch den doppelten Nachtheil, erstlich, daß gerade bei der Lectüre der Stellen, wo dem Knaben ein Führer am meisten nöthig wäre, ein solcher fehlt, und zweitens, daß sich dem jungen Gemüth immer tiefer und tiefer die Anschauung einprägt, es sei der Gegenstand an sich schmutzig, welchen in Wahrheit doch nur eine gewisse Behandlungsweise dazu macht. Das aber hat die schlimmsten Folgen; denn es kommt das Alter, in welchem die Natur selbst den Geist wie den Körper auf die Beschäftigung mit dem unerbittlich hinweist, was die Erziehung ihm als schmutzig dargestellt hat, und die irrige Meinung, daß der Schmutz doch unvermeidlich sei, führt alsdann oft zu einer Verquickung der lächerlichsten Prüderie mit der entsetzlichsten Unsittlichkeit. Selbst für das weibliche Geschlecht gilt dies, wofern man von der praktischen Bethätigung der Unsittlichkeit in eigentlicher Unzucht, da es für diese bei der üblichen Lebensweise meist an der Gelegenheit fehlt, absieht; die Entsittlichung des Gemüthes wird durch den Beifall bewiesen, den die verwerflichste Richtung der Romanliteratur und der dramatisch-musikalischen Kunst auch beim weiblichen Geschlecht findet, und andererseits führt die Prüderie bis zur Vernachlässigung der wichtigsten Pflichten des weiblichen Berufes.

Genug über die gegenwärtigen Uebelstände; den Beweis dafür, daß dieselben wirklich aus den angeführten Ursachen herzuleiten sind, kann nur der Erfolg der veränderten Methode liefern. Ich zweifle an demselben nicht, falls man etwa in folgender Art und Weise verfährt.

Die gröbsten Umrisse der Astronomie sind es, mit denen der naturwissenschaftliche Unterricht in den unteren Klassen beginnen sollte. Die Kugelform der Erde und der übrigen Gestirne, die Bewegungen derselben und wie daraus der Wechsel von Licht und Wärme folge, sind an guten Modellen und Instrumenten leicht zu demonstriren. Hieran schließe sich die physikalische Geographie, an sie die Grundzüge der Geologie; inzwischen möge man mit der Vertiefung der Kenntnisse in den zuerst begonnenen Disciplinen langsam fortschreiten.

Sind genügende Vorstellungen von der Beschaffenheit der Erdoberfläche und deren Schichtung, auch der Entstehung der letzteren vorhanden, so beginne eine Theilung des Unterrichtes in zwei Richtungen. Die erste zeige die Zusammensetzung

der leblosen Materie aus Elementen, knüpfe daran die ersten Grundbegriffe der Chemie, dann der Krystallographie und Mineralogie und schreite unter allmäliger Vervollständigung der chemischen Kenntnisse zu den physikalischen Studien fort, mit deren ernster Bewältigung die höchste Klasse diesen Zweig der Naturwissenschaften abschließe. Inzwischen aber knüpfe ebenfalls an die Geologie die andere Richtung der naturwissenschaftlichen Studien an, indem sie zeige, wie zur Vervollständigung des geographisch-geologischen Charakters die belebte Natur beiträgt. Ideale Landschaftsbilder, die die früheren Erdepochen darstellen, werden den Schülern der Quinta schon verständlich und zugleich fesselnd sein; sie werden Gelegenheit geben, einzuprägen, daß die älteren Formen des Thier- und Pflanzenreiches zugleich die einfacheren waren, und damit rechtfertigen, daß diese zunächst und vor den Thieren die Pflanzen in Betracht gezogen werden. Hier nun sage man weniges Hauptsächliches über die Algen und gehe, ohne im Geringsten Zeit und Kraft an die Systematik zu vergeuden, auf die Farne ein, diese Repräsentanten uralter Pflanzenwelt. Man wird den größten Vortheil davon haben: das Aufsuchen kostet dem Schüler einen Spaziergang; die relative Seltenheit reizt sein Interesse; die geringe Zahl der einheimischen Repräsentanten schützt ihn davor, von der Masse des Details verwirrt, entmuthigt zu werden; endlich bietet sich bei Besprechung der Vegetationsvorgänge vorzügliche Gelegenheit zu unbefangener Erläuterung der Fortpflanzung, die hier auch für das prüdeste Ohr genießbar ist. Und von hier aus zu Mosen, Schachtelhalmen, Pilzen, endlich zu den höchsten Pflanzen fortschreitend, lenke man den Blick auf die sich steigernde Mannigfaltigkeit, doch mit äußerster Vorsicht jede Belastung des G e d ä c h t n i s s e s mit Details vermeidend. Sofort aber, nachdem der botanische Unterricht begonnen, gehe man auch zu dem zoologischen über, indem man nach kurzer Besprechung der einzelligen Thiere die Schilderung der geologisch so wichtigen und so pflanzenähnlichen Zoophyten beginne. Auch hier bieten sich wieder die mannigfaltigsten Vortheile. Ein kleines Seewasseraquarium mit einigen dieser wundervollen Thiere wird das Interesse der Schüler erwecken, ein Ausflug nach einer dem Lehrer bekannten Fundstelle der Süßwasserpolypen dasselbe nähren und die Gelegenheit zum Sammeln gewähren, ohne die Zerstreuung und die Ueberschätzung unwesentlichen Details zu begünstigen, wie dies das Käfer- und Schmetterlingssammeln thut; die so einfachen anatomischen Verhältnisse sind ohne Ueberbürdung des Gedächtnisses leicht aufzufassen; die äußere Aehnlichkeit mit Pflanzen gibt die Gelegenheit, mit Nachdruck auf das Wesentliche hinzuweisen, was Thiere und Pflanzen von einander unterscheidet; endlich kann auch hier die Fortpflanzung beschrieben werden, ja vor den Augen des Schülers vor sich gehen, ohne daß die Möglichkeit selbst nur eines zweideutigen Scherzes vorhanden wäre. Schreitet man nun im Laufe der Zeit zur Beschreibung höherer Thierklassen fort, so werden auch deren Fortpflanzungsarten und unter anderen Organen auch die Geschlechtsorgane geschildert werden. Aber erstlich wird der Lehrer überall den Schüler jene ihm bereits bekannten Vorgänge durch unwesentliche Dinge modificirt wiederfinden lassen, und zweitens wird die Zahl dieser unwesentlichen, wenn schon auffälligen Formverschiedenheiten bald so groß sein, daß der Gedanke, es könne eine gewisse Form dieser Organe anstößig oder unanständig sein, in dem Knaben gar nicht aufkommen wird. Auch wenn er dann endlich bei einigen Thierklassen eine

Begattung kennen lernt, kann ich mir nicht denken, wie ihn das, nach allen jenen vorbereitenden Schritten und gewöhnt an eine unbefangen ernste Behandlung dieses Gegenstandes, sinnlich erregen könnte; vielmehr bin ich überzeugt, daß er dadurch gerade gegen jede vorzeitige Erregung geschützt und in den Stand gesetzt werden wird, den etwa in Gesprächen und Lectüre auf ihn eindringenden Schmutz als krankhafte Entstellung oder Schwindel zu erkennen und zurückzuweisen. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich dabei voraussetze, daß die Darlegung der Grundzüge der Anatomie und Physiologie der Säugethiere den Menschen mit einbegriffen habe. Bis zu diesem Abschlusse sollte der Unterricht im 15. Lebensjahre des Knaben gelangen. Für die Prima würde mir alsdann eine Wiedervereinigung der auf den mittleren Klassen getrennten Richtungen in der organischen und Biochemie empfehlenswerth erscheinen. Kaum nöthig sein wird es, zu betonen, daß, wiewohl wir gewohnt sind, bei jenen unserem Ohr etwas hochtönenden Namen der naturwissenschaftlichen Disciplinen an einen ungeheuern Apparat von Untersuchungsmethoden, Literaturstudien, Kunstausdrücken zu denken, diese dem Forscher so nothwendigen Hilfsmittel im Schulunterricht gar keine Rolle zu spielen haben und jeder Versuch, durch Eintrichtern solcher Dinge den Schüler für einen bestimmten späteren Beruf zu dressiren, aufs Entschiedenste verhindert werden muß. In diesem Falle wird auch derselbe Studiengang, indem man vielleicht in der Methode des Unterrichtes auf eine etwas größere Phantasie und eine etwas schwächere Logik rechnet, für die Mädchen beibehalten werden können. Daß diese, wenn Personen weiblichen Geschlechts den Unterricht vermitteln, durch denselben irgendwelche Einbuße an dem wünschenswerthen weiblichen Zartgefühl erleiden würden, ist meiner Meinung nach nicht zu befürchten.

Wir kommen zu der Erörterung der Bereicherung an Geisteskräften und Kenntnissen, welche aus dem biologischen Studium auf der Schule erwachsen kann. Was die Kenntnisse anbelangt, so gibt es deren fruchtbare und unfruchtbare; nachdem wir die sittliche Fruchtbarkeit der biologischen Kenntnisse behandelt haben, bleibt noch deren praktische Fruchtbarkeit zu erwähnen. Aber es genügt, in aller Kürze darüber fortzueilen; denn daß für den Arzt, den Gesetzgeber, den Landmann, für den Verwaltungsbeamten, der nicht nur die Bedürfnisse jener Stände, sondern auch vor Allem eine vernünftige Hygieine zu pflegen hat, endlich für jedes Familienhaupt einige Kenntniß von animalischem Leib und Leben praktisch von weit größerem Nutzen ist, als die Kenntniß der lateinischen, altgriechischen, hebräischen Sprache oder einiger tausend Jahreszahlen aus der Geschichte, wird Niemand leugnen. Aber jene Sprachen, so wirft man ein, werden auch nicht um ihres praktischen Werthes willen gelehrt, sondern weil ihr Studium in hervorragender Weise die Geisteskräfte hebt. Zugegeben! Aber erinnern wir uns, daß dieser Grund die lateinische Sprache, diese übermächtige Beherrscherin unserer Schulen, nicht etwa in dieselben eingeführt hat, sondern daß er sie nur jetzt darin erhält, nachdem der des praktischen Werthes durch die Versteinerung der einstigen Welt- und Gelehrtensprache fortgefallen ist. Eine Disciplin, die beide Gründe für sich hat, ist ihr unbedingt vorzuziehen. Kein Zweifel, daß schon die Mathematik, freilich für die Jugend zu trocken, um in der Schule noch erheblich um sich zu greifen, für die Gymnastik des Geistes einen eben so hohen, für die Praxis des Lebens einen höheren Werth

hat. Vollends aber die Naturwissenschaften, und unter ihnen in hervorragendster Weise die Biologie, vereinigen den praktischen Nutzen mit der Schärfung der sinnlichen Anschauung und mit der Uebung in streng logischem Denken und in präciser Wiedergabe des Erlernten. Unendlich umfangreich ist der Stoff, sinnlich greifbar, in einzelnen Theilen dem Anschauungsvermögen des zartesten Kindesalters, in anderen der geschärften Kraft des erprobten Forschers angemessen. Das Aufsuchen desselben führt hinaus unter den freien Himmel, an den Fluß, auf's Meer, stählt die Glieder, schärft den Blick, kräftigt die unermüdliche Geduld. Die Erkenntniß des inneren Zusammenhanges erfordert und übt gleichzeitig die rastlos schweifende, alles vergleichende Phantasie und das stetig vorschreitende, eins aus dem andern folgernde, Trugschlüsse kritisch vermeidende Denken. Endlich die Wiedergabe des Gefundenen durch Mund, Feder oder Zeichenstift bildet die Fähigkeit des Ausdrucks mehr als jene Uebersetzungen, Vorträge und Aufsätze, deren Gegenstände oder Vorbilder verschwommene Bilder aus der Mythologie, unverbürgte Charakterschilderungen, Ereignisse, die wir nicht miterlebt haben, Allegorien, Metaphern, Phrasen fremder Zunge und fremden Geistes sind; an einem sicheren Maßstabe mißt der Schüler seine werdende Kraft und weiß, wenn er unvollkommen begreift oder unvollkommen wiedergibt, daß nicht das Object, sondern die Unzulänglichkeit seines Begriffs- oder Reproductionsvermögens die Schuld trägt.

Es bleibt uns endlich zu erwägen, ob und welche technischen Schwierigkeiten der Einführung oder Erweiterung der biologischen Studien in den höheren Schulen im Wege stehen. Die erste Frage ist die, ob die erforderliche Zeit gewonnen werden könne. Aber diese Frage ist eigentlich schon im Vorigen beantwortet; denn wenn ich diese Studien selbst über die der lateinischen Sprache stelle, so folgt daraus auch, daß ich im Nothfalle selbst für die Einschränkung der letzteren zu Gunsten der ersteren sein würde. Im Nothfalle, sage ich; denn ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die nöthige Zeit auch ohnedies durch eine richtigere allgemeine Unterrichtsmethode, durch Beschränkung des geisttödtenden Auswendiglernens gewonnen werden würde. Würde man aber genöthigt sein, die Zahl der lateinischen Unterrichtsstunden zu verringern, so könnte auch dies ohne Schaden für den Gegenstand geschehen; ich wenigstens bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß gerade die heute noch herrschende Methode, die Beschränkung auf die Lectüre der Schriftsteller einer ganz kurzen Periode, fast kann man sagen, des Cicero und Horaz und auf die von diesen vertretene Stylistik und Grammatik eben so viel Zeitvergeudung mit sich bringt, als sie direct Schaden stiftet. Diese unendlichen Regeln, die doch nur eine Etappe in der Entwickelung jener Sprache charakterisiren, sich ganz zu eigen zu machen, welche langwierige Qual für das arme jugendliche Gehirn, wie lähmend für die Lust und Liebe zur Sache. Und was hat man mit dieser Methode erreicht? Daß die lateinische Sprache, vor einem Jahrhundert noch in freilich unclassischer Form, aber doch ein präcises, markiges, jedem Gebildeten verständliches, jedem Gelehrten geläufiges Ausdrucksmittel, erstarrt und für die Behandlung wissenschaftlicher Themata unbrauchbar geworden ist; daß in den wenigen Disciplinen, die noch eine Weltliteratur haben, wie z. B. in der Zoologie, Derjenige, der überhaupt mitarbeiten will, die deutsche, dänische, englische, französische, holländische, italienische, russische und schwedische Sprache kennen muß, während in den

meisten anderen Disciplinen kein Mensch sich um das kümmert, was nicht in seiner Muttersprache geschrieben ist.

Die zweite Frage bezüglich der technischen Schwierigkeiten wäre die nach der Beschaffung der Lehrkräfte und Lehrmittel. In der That ist wohl nicht zu leugnen, daß der gegenwärtige Universitätsunterricht zoologische Lehrer, wie sie nöthig wären, in den seltensten Fällen bildet und auch kaum bilden kann. Er ist eben theils auf die Vorbildung der Mediciner, theils auf die Ausbildung weniger Jünger der Wissenschaft zugeschnitten, die die erforderlichen großen Opfer an Zeit und Geld eben nicht bringen, um Schullehrer zu werden, sondern aus Forschungstrieb, sich eventuell selbst wieder um akademische Lehrämter bewerben, aber wenn sie solche erhalten, meist auch wieder fast alle Zeit und Mühe der eigenen wissenschaftlichen Production widmen. Aber es ist wol sicher, daß sich das Alles sofort ändern würde, wenn die Schulen ein erhebliches Quantum von zoologischen Lehrern absorbiren. Der Zufluß an minder weitstrebenden Schülern würde zunehmen; für die Universitätslehrer selbst würde ihre Lehrthätigkeit durch die Ausdehnung des Wirkungskreises erfreulicher werden und mehr in den Vordergrund treten; der Staat seinerseits würde bei der Anstellung neuer Universitätslehrer mehr auf die didaktische Leistungsfähigkeit neben einer, zwar qualitativ vorzüglichen, doch quantitativ beschränkteren eigenen Production sehen und eine solche auch Angesichts der mit der Schülerzahl wachsenden Einnahmen der Universitätslehrer verlangen können; Gelehrten, welche bei geringerer didaktischer Befähigung eine große Productionsfähigkeit zeigen, kann der Staat die hierfür günstige sorgenfreie Muße durch Ernennung zu Mitgliedern von Akademien oder durch andere Pensionen sichern; endlich wird es von größtem Vortheil sein, wenn man die zahlreichen Universitätsmuseen, die gegenwärtig die Universitätslehrer zwingen, ihre Zeit zu zersplittern und doch bei der Kargheit der vorhandenen Mittel wenig leisten, zu guten Unterrichtssammlungen zusammenschrumpfen läßt und die dadurch frei werdenden Sammlungsobjecte und Geldmittel in einem großen Reichsmuseum unter besonderer Leitung concentrirt. Daß bei Verfolgung der hier angedeuteten Wege in Kurzem eine große Zahl vorzüglicher Köpfe sich den biologischen Studien mit dem Ziel, sich zu Schullehrern auszubilden, zuwenden werden, ist mir nicht zweifelhaft. Und was nun schließlich die Lehrmittel anbetrifft, so darf man sich deren Beschaffung auch nicht allzuschwer denken. Die passenden Leitfäden zu verfassen, wird es selbstverständlich nicht an den nöthigen Talenten fehlen; Wandtafeln gibt es jetzt schon eine Anzahl vorzüglicher, die sich schnell genug vermehren würde, sobald ein großer Absatz gesichert wäre — auch kann man an das Scioptikon als äußerst billiges Hülfsmittel für den Anschauungsunterricht erinnern; die ebenfalls schon vorhandenen vorzüglichen Wachsmodelle sind zwar theuer, aber zur Erläuterung wichtiger schwierigerer Verhältnisse in mäßiger Zahl für jede Schule zu erschwingen; für viele Fälle können die billigeren Semper'schen Trockenpräparate statt ihrer benutzt werden; was endlich Sammlungen anbetrifft, so darf man nicht vergessen, daß es in der Schule nicht gilt, Raritäten dem Gedächtnisse einzuprägen, sondern das Wirken der Natur und dessen Gesetze zu erläutern, wozu natürlich jeder Sperling ebensowohl als der seltenste Kolibri, jeder Kohlweißling so gut als irgend ein Südseefalter zu verwerthen ist. Kurzum, mit ein paar tausend Mark

ist ohne Zweifel der ganze Apparat an biologischen Unterrichtsmitteln für eine höhere Schule zu beschaffen.

Daß es diesen Hinweisen gelingen werde, meiner Wissenschaft in deutschen Gymnasien Bahn zu brechen, bilde ich mir natürlich nicht ein; wol aber hoffe ich, daß häufiger und häufiger ähnliche Rufe erklingen und daß ihrer Gesammtheit endlich verrottete Vorurtheile werden weichen müssen.

Der Marine-Etat für das Etatsjahr 1881/82.

Ende Januar d. J. erschienen in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung mehrere fortlaufende Artikel über die Thätigkeit unserer Kriegs-Marine im Jahre 1880. Angesichts der soeben begonnenen Reichstags-Session darf man annehmen, daß diese Artikel, deren officiöses Gepräge unverkennbar ist, wol mit in Hinblick auf die demnächstigen Etats-Berathungen publicirt worden sind — um Stimmung zu machen. In der That, wer nach dem Lesen dieser Artikel nicht in die gehobenste Stimmung versetzt wurde, nun, der verstand entweder nichts von nautischen Dingen oder aber gehörte zu jenen Skeptikern, denen selbst die Autorität einer officiösen Publication nicht genügt, um ihren rosenfarbenen Ausführungen Glauben zu schenken.

Leider gewährt eine Durchsicht des gedruckt vorliegenden Etats der Marine nicht die Befriedigung, welche die officiöse Darstellung erwecken möchte, es finden sich doch verschiedene Punkte darin, die wir dem Reichstage bei Berathung des Etats speciell ans Herz legen möchten, und über welche eine genügende Erklärung zu haben im Interesse der Nation liegt, die doch schließlich ein Recht hat zu wissen, wie mit ihren Gütern geschaltet wird. Die traurige Affaire von Folkestone und die Art und Weise, wie diese zur Erledigung gebracht wurde, sind unvergessen im deutschen Volke und lassen ein unbedingtes Vertrauen auf die jetzige Marine-Verwaltung nicht zu.

Bei Durchsicht der einzelnen Positionen des Etats wird diese Meinung nicht entkräftet werden; daß die Erklärungen der Verwaltung genügen werden, die in diesen Blättern wiederholt geäußerten Besorgnisse zu zerstreuen — wir glauben es nicht, der Fachmann ersieht aus dem Etat, daß eine wesentliche Aenderung in der Verwaltung nicht eingetreten ist, daß im Gegentheil das Ueberwuchern der nicht technischen Elemente z. B., erschreckend zugenommen hat.

Die erste auffallende Position im Etat ist Cap. 51 Tit. 1. Es werden gefordert für 15 neue Officiers-Stellen 81 300 Mark mehr als im Vorjahre — darunter befindet sich eine neue Contre-Admiralsstelle. Die Motive besagen, daß diese Stelle für den Chef des in den ostasiatischen Gewässern stationirten Geschwaders creirt sei. Ueber die weiteren 14 Stellen (5 Stabs-Officiere, 9 Capitain-Lieutenants) äußern sich die Motive wörtlich: „der immer erneut hervortretende Mangel an Seeofficieren der höheren Chargen erfordert den Zugang der übrigen Stellen".

Diesem Mangel abzuhelfen erscheint freilich schwierig — nach der bisherigen Gepflogenheit werden alljährlich circa 2 Admirale „consumirt", so daß wir augen-

blicklich über noch einmal soviel inactive Admirale haben als active. Man verbraucht sich in letzter Zeit schnell in der Marine — von sämmtlichen inactiven Admiralen hat keiner das zweite Lustrum der Sechziger Jahre begonnen, wol aber ist die Mehrzahl erheblich jünger! Und doch sind sie nicht mehr verwendbar! So haben wir denn bei einem jetzt erhöhten etatsmäßigen Activbestand von 5 Admiralen, 3 Vice-Admirale und 5 Contre-Admirale z. D. oder a. D. — das letzte Jahr brachte zwei neue Außerdienststellungen — welche in Summa jährlich circa 80 000 Mark Pensionen verzehren, deren Genuß ihnen ihr Lebensalter noch viele Jahre gestatten möge. Sind diese Elemente, welche doch früher etwas geleistet haben müssen, denn jetzt so garnichts mehr werth, daß man nicht wenigstens ihren technischen Beirath benutzen könnte — vielleicht in der Form eines Admiralitäts-Rathes, wie wir ihn früher vorschlugen und wie ihn andere Staaten besitzen?

Ein Vergleich mit der Armee mag hier am Platze sein — was würde man sagen, wenn jährlich $^2/_5$ der activen Generale in den Ruhestand versetzt würden?

Das Avancement kann dabei freilich nur gewinnen, und wer 1850 in die Armee getreten ist, würde es danach, analog den Marineverhältnissen, 1880 bereits zum General gebracht haben. Der Durchschnitt zeigt in der Armee allerdings die Oberstlieutenants-Charge als vorherrschend.

Der für das ostasiatische Geschwader als Admiral in Aussicht genommene Herr v. Blanc — der Führer der „Preußen" bei Folkestone — ist 1850 in Dienst getreten. Der Vice-Admiral Herr Batsch — Geschwaderchef bei Folkestone — ist nicht viel älter und bereits in der Lage, das Prädicat Excellenz und hohe Ordensauszeichnungen zu genießen.

Es wäre doch recht wünschenswerth, über das rapide Verschwinden der älteren Officiere — welche allerdings sämmtlich zu den bei dem Chef der Admiralität nicht beliebten Technikern gehören — einigermaßen beruhigt zu werden; daß die Männer, die einem Prinzen Adalbert und Roon genügten, für Herrn v. Stosch nicht mehr brauchbar sein sollten, ist sehr auffallend.

Die nächste Position des Etats, die uns bedenklich macht, ist Cap. 51 Tit. 12—14, Schiffsjungen-Abtheilung. — Wenn man hier die Zahlen zusammenstellt, so erhält man für 400 Jungen, für welche 2 Briggs und 2 Corvetten in Dienst gestellt werden, die Summe von 542 456 Mark, nämlich:

Löhnung und Zulagen für eine Schiffsjungen-Abtheilung	390 356	Mark
Für Uebungsschiffe (Cap. 25 Tit. 15 und 16) . . .	152 100	„
Summa	542 456	Mark

oder pro Junge den Betrag von rund 1350 Mark!

Hierin nicht mit einbegriffen sind die Kosten für Reparaturen der Schiffe nach Außerdienststellung, für die von den Jungen verfeuerte Munition, die Gewehre, den Unterricht 2c. 2c. — Die Kosten der Casernements an Land bleiben dieselben — man sieht, so ein deutscher Schiffsjunge ist ein kostspieliges Individuum!

Es wäre interessant, zu wissen, wie in anderen Marinen dieses Capitel tractirt wird! Billiger wird es in anderen Staaten gewiß sein!

Cap. 52 Tit. 3 scheint uns doch auch der Aufklärung zu bedürfen. Es sind hier in Ansatz gebracht für Instandhaltung, Reparatur der Schiffe während der

Indiensthaltung, Havariekosten ꝛc. 2 141 000 Mark, davon ab die Bestände aus früheren Jahren mit 230 000 Mark, ergiebt eine Forderung von 1 911 000 Mark oder 41 000 Mark mehr als im Vorjahre. Die Motive besagen hierzu, daß sich der Bedarf geringer stelle als im Vorjahre, ungeachtet des größeren Umfanges der Indiensthaltungen — „weil die Einheitssätze für die verschiedenen Schiffsklassen nach den gemachten Erfahrungen niedriger berechnet werden konnten". Unseres Wissens sind die Einheitssätze summarisch bereits im Flottengründungsplan vorgesehen — es steckt ferner in dem Bedarf des Vorjahres eine bedeutende Summe für die Nachwehen der Katastrophe von Folkestone, und da soll der diesjährige Ansatz niedriger sein? Eine Specification wäre hier am Platze — anders ist die Berechtigung der Höhe der Position nicht verständlich.

Wir kommen nun zu einer Position, welche ganz besondere Aufmerksamkeit beansprucht, das ist der Werftbetrieb, Cap. 60. Wir erfahren hier aus den Motiven zu Tit. 2 (Mehrbedarf durch Vermehrung des Betriebsmaterials) Folgendes:

Die Werftverwaltung soll weiter umgebildet werden. Dazu ist erforderlich eine Verstärkung des Personals um 10 Werftoberbootsleute und ein Werftbootsmann. Diese sind ausdrücklich als Hilfsarbeiter der Ausrüstungs-Directoren vorgesehen, „weil den Magazin-Verwaltungsbeamten nicht genügende seemännische Kenntnisse und Erfahrungen beiwohnen, um die Schiffs-Inventarien hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit ꝛc. beurtheilen zu können". Die Wichtigkeit der Dienstleistungen rechtfertigt für diese Leute ein verhältnißmäßig hohes Gehalt — nur Deckofficiere von hervorragender Tüchtigkeit können zu diesen Dienststellungen verwandt werden und man höre und staune: „die werthvollen seemännischen Erfahrungen und Dienstkenntnisse gerade der tüchtigsten Bootsleute und Steuerleute würden der Marine verloren gehen, wenn man sie nicht in angemessener Landstellung placiren könne".

Man sollte meinen, was den Deckofficieren recht sei, sei den Admiralen billig — indeß bescheiden wir uns — wir freuen uns der Thatsache, daß man nun schon zur partiellen Einsicht gekommen ist, daß die mißachteten Techniker selbst in Verwaltungssachen schlechterdings nicht zu entbehren sind!

Es ist freilich gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn es erreicht das nicht seemännische Verwaltungspersonal eine Höhe, die ein gerechtes Staunen hervorrufen muß. Für unsere 3 Werften Kiel, Wilhelmshaven und Danzig haben wir ein Personal von 8 Rendanten, 69 Secretairen, 24 Secretariatsassistenten, 25 Werftschreibern, 8 Canzlisten, das sind — von den Rendanten abgesehen — 126 Schreiber! Da kann man sich nicht wundern, daß die Höhe der Bureaukosten 63 300 Mark beträgt, der bloßen Bureaukosten! — zu denen sich 251 291 Mark für die Magazinverwaltung gesellen. Ob wol Herr Krupp in Essen, dessen Etablissements am besten zu einem Vergleich geeignet sind, ein solches Schreiberheer neben seinen Ingenieuren, Beamten, Aufsehern ꝛc. unterhält? Wir zweifeln daran. Und wol gemerkt: diese 126 Schreiber haben mit dem eigentlichen Werftbetriebe nichts zu thun — die Ingenieure, Werkmeister u. s. w. gehen ganz für sich.

Unter den sächlichen Ausgaben fällt eine Position Cap. 60 Tit. 8 besonders auf. Es sind das 5 293 000 Mark für die bauliche Instandhaltung der Schiffe

und Unterhaltung ihres Inventars, ausschließlich Artillerie, früher war dieser Titel mit den jetzt als Tit. 9 figurirenden „Kosten des Werftverwaltungsbetriebes" vereinigt. Die Theilung ist vorgenommen, um die Uebertragbarkeit des jetzigen Artikels 8 zu erreichen — wie sie in früheren Jahren existirte, welche nur in Fortfall kam, weil der Chef der Admiralität ein Gewicht darauf nicht legte; augenscheinlich befand er sich s. Z. noch im Unklaren darüber, daß diese Position der Natur der Sache nach übertragbar sein muß.

Man scheint jetzt eingesehen zu haben, daß es ohne Uebertragbarkeit nicht geht — daß man eben die Kosten der Instandhaltung der auswärts sich befindenden Schiffe z. B. nicht so fixiren kann, daß man sie als nicht übertragbaren Titel in den Etat bringen könnte.

Hier ist die zweite Umkehr zu registriren, der frühere Zustand muß also doch wohl der bessere gewesen sein!

Wir kommen jetzt zu einem Titel (Cap. 60 Tit. 14), der in seiner jetzigen Form nur geeignet ist, den Leser irrezuführen, bei dem eine Specification der einzelnen Posten dringend geboten erscheint. In der Position „Unterhaltung der Bauwerke", welche alle möglichen Land- und Wasserbauten, Müllgruben und Latrinen in sich schließt, ist auch erwähnt „Ausführung von Baggerarbeiten". Die Motive specificiren die einzelnen zu erhaltenden Neubauten; über die Bagger-Arbeiten verrathen sie vorsichtigerweise nichts. Was von der geforderten Summe von 535 347 Mark auf Baggerungs-Arbeiten entfällt, ist absolut nicht zu ersehen — wir erfahren nur, daß die nicht unerheblichen Neubauten in Danzig, Kiel und Wilhelmshaven ein Mehr an Unterhaltungskosten von Summa 8630 Mark erfordern. Wie hoch stellte sich die Unterhaltung der vorhanden gewesenen Bauten und was bleibt an Baggerungs-Ausgaben? Es muß dies ein sehr bedeutender Posten sein und wie sich aus Cap. 7 Tit. 25, die „Anschaffung eines Kolbenpumpenbaggers für Wilhelmshaven" ergibt, bleibt dieser große Posten in erster Linie für die Bagger-Arbeiten in den Hafeneinfahrten in Wilhelmshaven zu verrechnen, zu dem sich die Anschaffungskosten des obengenannten Baggers mit 445 000 Mark gesellen.

Wir haben hier einen sehr wunden Punkt unserer jetzigen Marineverwaltung. Wir erhalten hier die indirecte Bestätigung der Thatsache, daß die zweite Hafeneinfahrt in Wilhelmshaven ein verfehlter Bau ist; wir lernen hier kennen, daß der Weiterbau bedenklich ins Stocken gerathen ist, ja es macht den Eindruck, als wisse man nicht mehr aus und ein!

In der Reichstagsitzung vom 5. März 1880 machte der Abgeordnete H. H. Meier — in Wiederholung der zu seiner Kenntniß gelangten officiellen technischen Gutachten — geltend, daß eine Organisation geschaffen werden müsse, welche in technischen Fragen auch gegen das Votum des Chefs der Admiralität ihre Ansicht zur That zu machen in der Lage sei, um solchen Vorkommnissen, wie das Unglück des „Großer Kurfürst", die verschiedenen Collisionen, dann aber speciell den total verfehlten Bau der zweiten Hafeneinfahrt von vornherein unmöglich zu machen. Der Regierungscommissar Herr Admiralitätsrath Wagner gab in seiner Antwort den Thatbestand im Großen und Ganzen zu, betonte aber, daß der Bau bei Zusammentritt des Admiralitätsrathes — nota bene die einzige

Sitzung unter Herrn von Stosch — bereits zu weit vorgeschritten gewesen sei, als daß die technischen Gutachten noch hätten Beachtung finden können. Er sprach dann über die Baggerarbeiten, deren Kosten verhältnißmäßig erheblich niedrig sein würden den Kosten der Aenderung des Bau-Projectes gegenüber, man rechne auf 200 000 cbm Baggermassen à 75 Pfennige für die zweite Hafeneinfahrt. Man habe bereits einen Pumpenbagger in Arbeit, ein zweiter sei vom Chef der Admiralität in Auftrag gegeben.

Uebersetzen wir uns diese Angaben nun in Zahlen mit Berücksichtigung der diesjährigen Etatsposition.

Nach Aussage des Herrn Geheimen Rath Wagner würde die Freihaltung der Rinne der zweiten Hafeneinfahrt rund 150 000 Mark kosten. Der Etat hat in oben genannter Position eine Summe von rund 535 000 Mark. Von ihr gehen ab 8600 Mark für Erhaltung der Neubauten. Rechnen wir für die Erhaltung der alten noch das Zehnfache hinzu, also 86 000 Mark, dann bleiben für Baggerungsausgaben 440 400 Mark. Nehmen wir an, daß hiervon — wie ja auch Herr Wagner meinte — circa 150 000 Mark für stets nothwendige Baggerungen verwendet werden müßten, so erhalten wir immer ein Plus der Kosten von 290 000 Mark, gleich den Zinsen eines Capitals von 7 250 000 Mark, zu denen noch die Kosten des neuen Kolbenpumpenbaggers mit 445 000 Mark zugefügt werden müssen.

Wenn wir nun annehmen, daß diese Kosten auf Jahre hinaus dieselben bleiben werden — von der vom Chef der Admiralität für sich in Anspruch genommenen „Spülkraft der Ebbeströmung" dürfen wir eine Besserung gewiß nicht erwarten — so sehen wir, daß es damals nicht zu spät war und sogar heute noch nicht ist, die verfehlte Anlage umzubauen, und daß die dafür anzulegenden Millionen noch immer einen Profit gegenüber der jetzigen, sich stets vermehrenden Unterbilance ergeben werden — abgesehen davon, daß wir statt einer unbrauchbaren eine brauchbare zweite Einfahrt zu unserem wichtigsten Kriegshafen besitzen würden.

Daß der Weiterbau der zweiten Hafeneinfahrt ins Stocken gerathen sein muß, ersehen wir aber aus Cap. 7 Titel 23 (pag. 92 und 93). Es werden zur Herstellung der zweiten Hafeneinfahrt in Wilhelmshaven als 6. Rate 600 000 Mark gefordert, gegenüber 1 500 000 Mark in 1880/81, also weniger 900 000 Mark. Diese Minderforderung wird mit einem voraussichtlichen Restbestande von 950 000 Mark aus früheren Bewilligungen motivirt. Mit anderen Worten heißt das: Das für die Fortführung des Baues vorhandene Geld in 1880/81 ist noch nicht zur Hälfte aufgebraucht, der Weiterbau ist also sehr langsam weitergegangen und soll auch in 1881/82 ein rascheres Tempo nicht einschlagen.

Woher diese Stockung?

Ein Vergleich mit den oben angeführten Thatsachen der kolossalen Baggerungskosten enthebt uns einer besonderen Erklärung.

In den am Eingange unserer Betrachtungen erwähnten Artikeln der Nordd. Allg. Zeitung war mit besonderer Betonung hervorgehoben worden, daß nunmehr die Lücken in unserer Flotte bis auf einen unwesentlichen Theil ausgefüllt seien. Mit dem Stapellauf der „Baden" sei das vierte Schiff der „Sachsenklasse"

vollendet. Bei dieser Schiffsklasse wird als besonders charakteristisch hervorgehoben, daß die Geschütze weder in Thürmen noch Kasematten, sondern hinter Panzerbrustwehren auf Deck aufgestellt sind und über Bank feuern. Was daraus wird, wenn die ostentativ aus der Mitte hervorragenden Schornsteine von einem Schuß getroffen werden sollten, bleibt der Phantasie des Lesers überlassen.

Es heißt da weiter: „Die Panzerboote sind ein Originaltyp der deutschen Kriegsmarine" und wird gesagt, daß noch drei Fahrzeuge dieser Schiffsklasse aufzustellen bleiben. Man sollte nun glauben, diese drei Originaltypen müßten sich im Etat vorfinden? Nichts derart! Es sind Summen ausgeworfen zur Vollendung zweier im Bau begriffener ungepanzerter Kanonenboote und zum Neubau von vier ebensolchen. Sollte sich der „Originaltyp" also doch nicht bewährt haben? Gleich dem Typus der Sachsenklasse hat man im Auslande keine Veranlassung genommen, ihn nachzubauen.

Zum Ersatzbau eines Panzerfahrzeuges an Stelle des bereits 1878 ausrangirten und abgewrackten „Prinz Adalbert" wird eine erste Rate gefordert. Die Motive machen hierbei geltend, daß dieser Neubau bereits 1878 begonnen werden sollte, aber wegen anderer bringender Bauten zurückgeschoben worden sei. Was das für Bauten gewesen sind, ist nicht ersichtlich, ebensowenig, weshalb man dann den Bau nicht, wie sonst in ähnlichen Fällen, einem Privatinstitut, z. B. dem „Vulcan" übertrug! Auch andere Bauten sind längere Zeit sistirt gewesen, so der Bau der Panzercorvette E — übrigens das einzige große Panzerschiff, dessen Bau in Aussicht genommen ist — seit dem Jahre 1877. Das erklären freilich die Motive damit, „weil die Erfahrungen auf dem Gebiete des Torpedowesens Veränderungen des Bauprojectes in Aussicht stellten". „Diese Erfahrungen sind nunmehr zu einem Abschlusse gekommen, nach welchem der Inangriffnahme des in Rede stehenden zur Ausführung des Flottengründungsplans und für die maritime Wehrfähigkeit des Reiches durchaus nothwendigen Schiffsbaues Hindernisse nicht mehr im Wege stehen". — Hiernach müssen unsere Erfahrungen im Torpedowesen sehr reichhaltige sein und einen gewissen Abschluß erreicht haben. Es wird dies auch in dem ersten Artikel der Nordd. Allg. Zeitung vollauf bestätigt. Es heißt da, „daß unser Torpedowesen eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht haben muß, wie dies die sehr lehrreichen Torpedomanöver in den Jahren 1879 und 1880 und namentlich die große Präcision, mit welcher in beiden Jahren mit Fischtorpedos scharf geschossen und Sprengungen ausgeführt wurden, zur Genüge bezeugen". Wir wollen uns hier über den Werth dieser Manöver nicht auslassen, auch nicht darüber Glossen machen, ob z. B. die Sprengung der alten hölzernen Brigg „Barbarossa" im Kieler Hafen auf circa 200 Meter Entfernung irgendwie als Beweis eines Fortschrittes im Torpedowesen angeführt werden könnte — wir wollen aber auf die Widersprüche aufmerksam machen, in welchen sich wenigstens der Etat befindet.

Der Bau der Panzercorvette E mußte also sistirt bleiben, bis man jetzt die nöthigen Erfahrungen im Torpedowesen gesammelt hatte. Nun heißt es in den Motiven zu Cap. 64 Tit. 2 „zu technischen Versuchen rc. 130 000 Mark" — 100 000 Mark mehr als im Vorjahr — wörtlich: „Um über die Wirkungsart der Torpedos modernen Panzerschiffen gegenüber und über die

beste Construction der letzteren zur Herbeiführung der größtmöglichen Sicherheit weiteren Aufschluß zu erhalten, wird ferner die Erbauung eines Zieles, in Form der Bodenconstruction eines modernen Panzerschiffes entsprechend, erforderlich". Wo bleiben da die abgeschlossenen Erfahrungen? Welchen Zweck hatte da die Sprengung alter hölzerner Schiffe? Wäre es nunmehr nicht gerathen, mit dem Bau der Panzercorvette E wenigstens noch so lange zu warten, bis man die Resultate der Experimente mit dem oben genannten Panzerboden gesehen hat?

Es scheint uns der Grund der Sistirung der Schiffsbauten daher doch wohl ein anderer zu sein als der angegebene: man scheint für den so plötzlich aus dem Dienste geschiedenen hochverdienten und genialen Chef-Constructeur Geheimen Rath Koch einen genügenden Ersatz noch nicht gefunden zu haben.

Unsere Erfahrungen im Torpedowesen sind nach dem indirecten Eingeständniß im oben angeführten Motiv also keineswegs abgeschlossen, sie sind vielmehr, wie jeder Techniker zugeben muß, danach noch in den ersten Stadien begriffen — wie ist es da zu erklären, daß Cap. 7 Tit. 12 bereits die letzte Rate für Beschaffung von Torpedomaterial eingestellt wird, welche überhaupt nur noch dazu dient, den Rest der für die Nordsee und Ostsee noch erforderlichen Minen zu beschaffen. Ist es danach ferner gerechtfertigt, zur Ausrüstung und Armirung unserer Kriegsschiffe zum Gebrauche von Fischtorpedos (Cap. 7 Tit. 14) wieder 500 000 Mark zu fordern? England, Frankreich, Italien, Oesterreich, Rußland sind bisher gewiß nicht müßig gewesen in der Torpedofrage, Versuche der kostspieligsten Art sind namentlich in England gemacht worden, ohne ein definitives Resultat zu erzielen, welches es bereits ermöglichte, die ganze Flotte mit Fischtorpedo-Einrichtungen zu versehen. Noch ist die Frage der praktischsten Torpedogeschütze nicht entschieden, nur daß man sich wenigstens in England darüber einig ist, daß das Lanziren der Torpedos nur unter Wasser geschehen kann, um nicht möglichen Falles das eigene Schiff zu beschädigen — und trotzdem, fertig wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter entsprang, steht die deutsche Flotte mit Torpedogeschützen und Fischtorpedos armirt da — wer löst den Widerspruch?

Sonderbar ist auch, was in den Motiven zu Cap. 64 Tit. 2 (Technische Versuche) am Schlusse gesagt wird, woselbst „Versuche, namentlich zur Erprobung von Einrichtungen an Bord größerer Schiffe zum Aus- und Einsetzen schwerer Boote (Torpedoboote)" erwähnt werden. Erstens mal existiren solche Torpedoboote unseres Wissens noch gar nicht, zweitens ist im Etat auch nicht eins als im Bau begriffen oder als Neubau vorgesehen, drittens wird man hierfür wol schwerlich andere Vorrichtungen haben müssen, als man sie bereits zum Heben der großen Boote, Barkassen 2c. bereits besitzt und viertens — wo bleiben da wieder unsere Erfahrungen im Torpedowesen, wenn solche Versuche erst gemacht werden sollen, Torpedoboote aber noch gar nicht existiren? Das vorhandene Torpedofahrzeug „Ziethen" kann doch nicht gemeint sein, dieser „Typus" bleibt wol auch am besten auf dies eine Exemplar beschränkt!

Am Ende unserer Betrachtungen wollen wir noch aus der Denkschrift zum Etat, pag. 107, hervorheben, daß im Werkstattsbetrieb sonderbarerweise die Dampf-

hammerschmiede nicht aufgeführt ist — sie ist doch gebaut, weil sie nothwendig war? Wenn sie aber nothwendig war, warum wird sie nicht benutzt?

Wir wollen ferner noch erwähnen, daß aus der Tabelle der Schiffsneubauten ersichtlich ist, was die Katastrophe bei Folkestone an Kosten verursachte, abgesehen von dem Verlust des „Großer Kurfürst“ — nämlich für den „König Wilhelm“ rund 1 400 000 Mark. (Angegeben sind 1 692 000 Mark, davon ab das Maximum der durchschnittlichen jährlichen Reparaturkosten der großen Panzer mit 200 000 Mark = 1 400 000 Mark.)

Die Hebungsversuche des „Großer Kurfürst“ sind nun wol definitiv als aufgegeben zu betrachten, der Etat enthält nichts mehr darüber. Eine späte, aber doch immerhin eine Einsicht.

Nach allem Angeführten glauben wir den Beweis geliefert zu haben, daß in unserer Marine nicht Alles ist, wie es sein soll. Die in einem officiösen Blatte für die entwickelte Thätigkeit der Marineverwaltung gemachte Reclame — anders sind die betreffenden Artikel nicht zu bezeichnen — ist nichts weniger als gerechtfertigt, abgesehen davon, daß diese Art und Weise der Reclame, welche bisher in Preußen Gottlob nicht gebräuchlich war, wohl Niemand gefallen kann. Was würde die Welt z. B. sagen, wenn der Kriegsminister einen derartigen seine Thätigkeit lobenden Bericht in einem officiösen Blatte geschehen lassen wollte? Er hat das freilich auch nicht nöthig.

Wir hoffen, daß der Reichstag, an den diese Ausführungen zunächst gerichtet sind, bei den Berathungen des Marine-Etats mit besonderer Aufmerksamkeit vorgehen wird, wir wünschen, daß es gelingen möge, den Technikern die richtige Stellung der Verwaltung gegenüber wiederzugeben. Nur so und in rastlosem, ernstem Arbeiten werden wir in der Marine das Ziel erreichen, welches der hochselige Prinz Adalbert uns gezeigt hat, für das er bis zu seinem letzten Athemzuge eingetreten ist. Er bedurfte keiner Reclame.

Bemerkungen zum Reglement der Prüfung der Lehrer für Mittelschulen.

Von
Oskar Schmidt.
Straßburg i./E.

Dem Verfasser dieser Bemerkungen ist es beschieden gewesen, vierzehn Jahre in Oesterreich und acht Jahre in Elsaß-Lothringen Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Lehramtscandidaten zu sein. Dort war er ordentliches Mitglied, weil sein Fach, die Zoologie, für ein volles und ordentliches gehalten wird, hier figurirte er mit dem Herrn Rabbiner und den Examinatoren für Botanik, Mineralogie und Chemie als „nichtordentliches Mitglied“. Ich kenne auch von verschiedenen anderen Prüfungscommissionen für Pharmaceuten und Mediciner her die spärlichen Freuden und die entschieden vorherrschenden Leiden dieses Amtes, bin selbst einst durch die Hechel gezogen worden und erhebe den Anspruch, aus reichlicher Erfahrung über Prüfungswesen reden zu können, wenigstens soweit, als es

die Zoologie und verwandte Fächer angeht; auch etwas über die allgemeine Bildung, welche in den Prüfungsordnungen in Preußen, in Cis- und sogar Transleithanien eine so große Rolle spielt. Daß die Naturwissenschaften in den Secundärschulen, namentlich den Gymnasien, von untergeordneter Bedeutung sind, ist, wie ich gleich bestimmt aussprechen will, meine innigste Ueberzeugung, die immer fester wird, je häufiger ich Realschul-Abiturienten mit Gymnasial-Abiturienten die gleiche Straße wandeln sehe. Sie wird auch nicht erschüttert durch die Kundgebungen neuester Zeit gegen die Berliner Rectoratsrede. Von dem Umfange des Unterrichtes in Chemie an den Realschulen, der Physik dort und am Gymnasium will ich natürlich nichts gestrichen wissen; vielleicht ist es auch heilsam und möglich, den naturgeschichtlichen Unterricht in dem jetzigen Umfange in der Realschule beizubehalten. Eben so fest bin ich aber überzeugt, daß das Zeitalter für den Ersatz der humanistischen Schule durch das Ideal der Realschuldirectoren noch lange nicht gekommen ist. Ich hege die Ueberzeugung mit der Mehrzahl Derer, welche hier ein Wort zu sagen haben, namentlich auch mit dem vielleicht größeren Theile der Professoren an den polytechnischen Hochschulen. Die medicinischen Professoren sind bekanntlich fast ausnahmslos wenig erbaut von der Zuweisung der Realschul-Abiturienten an ihre Facultät, und über die gänzliche Verkehrtheit der Verordnung, daß die Realschule für das Studium der neueren Sprachen vorbereiten könne, ist eine Stimme.

Der gegenwärtige österreichische Unterrichtsplan für Gymnasien hat vielfachen Anschluß an den preußischen, weist aber den sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften einen weit größeren Raum an. Das ist nach meiner Meinung, welche ich in Oesterreich immer öffentlich vertreten habe, ein Nachtheil, hat aber für den Lehrerstatus den beträchtlichen Vortheil, daß die Ausbildung tüchtiger Lehrer der organischen Naturwissenschaften als wirkliches Bedürfniß anerkannt und praktisch wird, indem an jeder Mittelschule wenigstens ein Lehrer angestellt ist, der vorzugsweise mit Zoologie und Botanik während seiner Studienzeit sich beschäftigen konnte, so wie ein Philolog mit seinen beiden Sprachen und ein Mathematiker mit seinem Fache, und welcher darauf hin bis in die oberen Classen Verwendung findet. Nach dem im Ganzen auch für Elsaß-Lothringen geltenden preußischen Gymnasial-Lehrplan erstreckt sich, ganz nach meinem Geschmack, der Unterricht in Thier- und Pflanzenkunde nur auf die unteren Classen; ein Zoolog oder Botaniker, auch wenn er als Lehrer und in seinem Fachwissen hoch begabt ist, hat nie die Aussicht, gleich seinen übrigen Collegen in die oberen Classen einzutreten. Bei dieser Sachlage sind in dem 1866 revidirten Prüfungs-Reglement Normen bestätigt oder aufgestellt und Combinationen der Prüfungsfächer vorgenommen, welche schon nach den damaligen Verhältnissen beurtheilt, kaum erfüllbare Anforderungen an den Naturhistoriker erheben, nachgerade aber zu Ungeheuerlichkeiten geworden sind und nur durch fortwährende Connivenz der Examinatoren für die unglücklichen Candidaten erträglich gemacht werden. Ein Zeugniß zweiten Grades giebt nicht die Befähigung, zum Oberlehrer aufzusteigen. Wir haben uns also hier an die Forderungen für das Zeugniß ersten Grades zu halten.

Werfen wir zunächst episodisch einen Blick auf die allgemeine Bildung, die auch von den Naturwissenschaftlern gefordert wird, so handelt es sich um Religion,

Philosophie, Pädagogik, Geschichte, Geographie und Sprachkenntnisse. Es ist eine durch und durch verwässerte Wiederholung eines Theiles des Abiturienten-Examens, die nicht selten an das Comödienhafte streift. Einen jungen Mann von 24 bis 26 Jahren über die Lehren einer bestimmten Confession zu fragen, die er seinen Schülern gegenüber nie zur Geltung zu bringen hat, ist in meinen und, wie ich natürlich nur vermuthe, in den Augen der meisten Examinatoren ein Anachronismus, woraus unter Umständen, wenn es im Sinne des hochmüthigen Berliner Papstthums weiter geht, eine recht unangenehme Waffe zur Purification des Lehrerstandes werden kann. Unter Pädagogik wird nur die Geschichte der Pädagogik verstanden. Die Anforderungen darin pflegen sehr mäßig zu sein und arten in den Prüfungen für das höhere Lehramt wohl nie zu den mir wohl bekannten Quälereien aus, unter denen Seminaristen und namentlich Lehrerinnen sich ängstigen. Ich finde es auch ganz in der Ordnung, daß unsere Gymnasiallehrer darüber orientirt sein sollen, kann es aber nicht verstehn, warum sie im Kern der Pädagogik, in der Kunst des Unterrichtens und Erziehens völlige Wilde sein dürfen. Dafür sind die Probelectionen ein ganz abgeschmackter Ersatz. Sie, die ein Candidat abhält, der nie Gelegenheit hatte, zu unterrichten, sind eine Comödie, in welcher der Candidat den Gefoppten, die Schüler die Lacher spielen. Was sollen wir zu den übrigen freien Künsten sagen, die mit in die allgemeine Bildung einbezogen sind? Wenn nicht die Mittelschule die ideale Richtung für das Leben und die allgemeine Bildung mit dem unvertilgbaren Streben nach Vertiefung derselben entzündet hat, so ist überhaupt Hopfen und Malz verloren. Das kann durch ein ordentliches Maturitätsexamen zum Theil erhärtet werden. Aber die Spielerei mit der Bildungsprüfung der Candidaten für das Oberlehrer-Examen ist vom Uebel, wenn auch die Motivirung sich ganz artig anhört.

Wir nehmen nun aus den Fächern, in denen eine Facultas docendi erworben werden kann, „das mathematisch-naturwissenschaftliche Fach" heraus. Da fällt zunächst die wunderliche Bestimmung auf, daß alle Candidaten, welche sich der Prüfung in Mathematik und Physik unterziehen, außer der schon oben abgehandelten allgemeinen Bildung, „in den Naturwissenschaften (Chemie, Mineralogie, Zoologie, Botanik) auch wenn sie darin nicht unterrichten wollen, diejenige allgemeine Bildung darthun müssen, welche sie zu einem richtigen Urtheil über Inhalt und Umfang derselben, so wie über ihr Verhältniß zu den anderen Wissenschaften befähigt." Weiter nichts? Es ist wirklich naiv, was man so einem Mathematiker zumuthet. Warum denn nicht auch den Religionslehrern und den Philologen? Ihnen steht die Zoologie und Botanik wenigstens eben so nahe, wie den Mathematikern. Und wenn man es für möglich hält — wünschenswerth ist es gewiß — so mögen auch der Hebräer, der Grieche und Lateiner sich einige Grundbegriffe über alle jene naturwissenschaftlichen Disciplinen aneignen. Dann wäre aber die Studienzeit um einige Jahre zu verlängern.

Nun die Anforderungen für das Zeugniß. Es ist darin außer von Mathematik, Chemie, Physik immer schlechthin von den „beschreibenden Naturwissenschaften" die Rede, so in Bausch und Bogen. Es muß allerdings anerkannt werden, daß bei den Erläuterungen eine Trennung eintritt, und daß diese „beschreibenden Naturwissenschaften" in unserem Reglement anständiger behandelt

werden, als im medicinischen, wo die Candidaten des einen Jahres nur in den Elementen der Zoologie, die des nächsten nur in den Anfangsgründen der Botanik Bescheid zu wissen brauchen. Da ist denn natürlich das Resultat wie in Heines Lied von den beiden Polen. Aber wir protestiren überhaupt gegen den Ausdruck „beschreibende Naturwissenschaften“, insofern alle, die nichts davon verstehen, darunter also wol auch die meisten Schulräthe und Gymnasialdirectoren, unter denselben Disciplinen von geringerer Qualität zusammenzufassen meinen, solche, in denen der Mathematiker und Chemiker sich beiläufig heimisch machen könne. Die Botanik und Zoologie, auch die Mineralogie, beschreiben nicht mehr, als etwa die Philologie, welche letztere eben so geistlos auf der beschreibenden Stufe stehen bleiben kann, als jene vor einigen Jahrzehnten geblieben waren. Aber weil die obersten Schulbehörden von diesen Dingen nur blasse Ahnungen haben, so wird dem Mathematiker aufgegeben, die „beschreibenden Naturwissenschaften“ in den mittleren Classen nach einem Examen zu lehren, welches, mit einiger Gewissenhaftigkeit durchgeführt, für sich ein mehrjähriges Studium voraussetzt. Als Aequivalent für diese Kleinigkeit gilt u. a. die Religion, die für den Mathematiker und den Naturwissenschaftler wieder ihre eigenthümlichen Spinositäten hat. Eine zweite Möglichkeit, sich das Zeugniß ersten Grades zu erschwingen, ist das Bestehen der Prüfung in Chemie und den „beschreibenden Naturwissenschaften“ durch alle*) und in Mathematik für die mittleren Classen, außerdem aber in Physik und Deutsch, oder Religion, oder Latein und Deutsch oder eine der neueren Sprachen für die mittleren Classen. Ich muß der Wahrheit gemäß anführen, daß mir schon einige Candidaten vorgekommen sind, welche diesen horriblen Anforderungen bei Nachsicht in einigen Punkten wirklich genügten. Es waren besonders begabte Leute. Im Durchschnitt kann dieses Zeugniß nur ertheilt werden, wenn die Anforderungen von den Examinatoren in besserer Einsicht herabgestimmt werden. Ob der mathematische Unterricht in Untersecunda nur von solchen Lehrern fruchtbar ertheilt werden kann, welche mit Differential- und Integralrechnung vertraut sind, wie es verlangt wird, möchte ich bezweifeln, daß aber der Candidat der „beschreibenden Naturwissenschaften“, der ja nur in seltenen Fällen zur Religionslehre oder den Sprachen seine Zuflucht nehmen kann, auch nur ausnahmsweise die Anlage und Kraft hat, sich nebenbei in die Integrale zu versteigen, ist ganz unzweifelhaft.

Höhere Schulmonarchen, gegen die ich mich über die obigen und ähnliche Bedenken ausließ, gaben mir zu verstehen, daß ich für diese Dinge das richtige Verständniß nicht besäße. Es sei unmöglich, für alle diese Fächer und Nebenfächer Specialisten anzustellen. Sie bedenken aber, sage ich nun meinerseits, begreifen nicht, daß gegenüber diesen mathematischen und naturwissenschaftlichen Lehrern „für Alles“ jeder Philolog und Historiker ein Specialist ist, der seine ganze Universitätszeit hindurch einheitlich und planmäßig studirt.

Ich unterlasse eingehende Vorschläge zur Herabminderung jener, im Vergleich zu den Fortschritten der Wissenschaften geradezu unvernünftigen Ueberforderungen. Ich habe die Mißverhältnisse nur constatiren wollen.

*) Ob die Bestimmung, daß die Facultas für Prima in zweien dieser Fächer zum Aufrücken in die Oberlehrerstellung genügt, allgemeine Geltung hat, ist aus den mir zugänglichen Verfügungen nicht klar.

Literarisches.

Altes und Neues.*)

Die unter vorstehendem Titel von Fr. Vischer veröffentlichten Abhandlungen nehmen durch ihren Inhalt das Interesse des Lesers nach sehr mannigfaltiger Richtung hin in Anspruch. Es sind sowol Gegenstände aus der Völkergeschichte und Politik, wie solche aus dem Gebiet der Kunst, der Literatur und der Philosophie, welche hier in der lebensvoll anregenden Weise des Verfassers besprochen werden.

Ein „Altes", aber ein Altes von ehrwürdig hoher Bedeutung, an welches zu mahnen zudem gerade im jetzigen Augenblick die richtige Zeit ist, steht voran: Das hellenische Land, das der Verfasser einst unter König Otto's Regierung besucht hat. Dem 1844 in Schwegler's Jahrbüchern der Gegenwart über diese Reise erstatteten Bericht, welcher hauptsächlich Schilderungen aus dem Archipel und Athen enthält, ist beigefügt die Erzählung eines Ausflugs in den Theil von Althellas, auf welchen jetzt das Auge der politischen Welt mit Spannung gerichtet ist, nach Thessalien. Wir ersteigen mit dem Verfasser die Höhe des Othrys, blicken von ihr hinab in die fruchtbare thessalische Ebene, hinter welcher majestätisch die schneebedeckten Häupter des Olympos uns entgegenschauen, und gelangen von da ans Meer nach Thermopylä, überall begleitet von den glorreichen Erinnerungen sowol an die Kriege der Neugriechen mit den Türken, als auch an die dereinst in diesen Regionen geführten Kämpfe der alten Hellenen gegen die massenhaften Heere und Flotten des Perserreichs, an jene Kämpfe, welche zum ersten Mal und auf lange, freilich nicht auf alle Zeit, das Eindringen des asiatischen Despotismus in die Länder der Freiheit abwehrten und hierdurch dieser sowie mit ihr aller Bildung, aller Humanität, aller menschheitswürdigen Entwicklung der Kunst und Wissenschaft den Sieg über die Barbarei gewannen. Mit Recht erhebt der Verfasser in dem Vorwort zu dieser Reise seine Stimme dafür, daß Europa im dermaligen Augenblick an die Wiege seiner Cultur mit derjenigen Pietät sich erinnere, welche es ihr schuldet; kräftig verlangt er, daß, verschwinde die Gleichgültigkeit gegen die griechische Sache, welche in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts auf den dereinst alle Völker des Westens begeisternden Philhellenismus, als vielleicht natürlicher, aber darum nicht zu rechtfertigender Rückschlag, gefolgt ist. Die Dinge sind im Zuge, die türkische Regierung ist selbst bereit, die Hälfte von Thessalien abzugeben; warum sollte der Moment nicht zu einem Drucke auf das Cabinet in Konstantinopel benutzt werden, der auch die andere Hälfte des Landes, welches wol die Türkei, nicht aber Hellas entbehren kann, an dieses endlich zurückgäbe. Das osmanische Reich hat seit der überzärtlichen Fürsorge der europäischen Diplomatie für Montenegro eine neue Stütze seiner Herrschaft im Nordwesten von Griechenland gewonnen durch die in Folge jener Fürsorge plötzlich erwachte Türkenfreundlichkeit der Albanesen; um so mehr bedarf Griechenland einer Verstärkung seiner nordwärts gelegenen Gebiete. Diejenigen Hoffnungen freilich, welche man für Griechenland in den Zeiten des Philhellenismus hegte, sie sind zum größten Theile unwiederbringlich dahin. Damals und lange noch bis an die neueste Zeit heran schien es, als handle es sich auf der Balkanhalbinsel südlich der Donau im Wesentlichen nur um diese Zwei, um Osmanen und Hellenen; das Zurückgehen des Osmanenthums war gleichbedeutend mit dem Vorschritt des Hellenenthums; dieses galt als der vielleicht noch auf längeres Warten angewiesene, aber seines Rechts und seines Erfolgs vollständig gewisse Universal- oder doch Haupterbe des ersteren. Damit ist es nun vorbei. Die Griechen sind nicht massenhaft genug in den Balkanländern heimisch; die Jahrhunderte lang vergessenen Bulgaren haben ihnen das Feld abgewonnen, und auch von Epirus scheint ihnen nur ein kleiner Theil zufallen zu können. In Folge hiervon ist für die Griechen dieses den Nationen des Westens geistig allein ebenbürtige Volk in den Ländern zwischen Donau und ägeischem Meer, eine gedeihliche Entwicklung der Dinge auf der Balkanhalbinsel in eine unabsehbare Ferne gerückt; der Hellenenstamm kann die Bulgaren (und Albanesen) weder absorbiren noch mit der ihm eigenen Bildungsfähigkeit durchdringen; Hellas ist, auch wenn es das macedonische Küstenland mit der Zeit gewinnen sollte, wieder auf den kleinen Umfang reducirt, der ihm in den Zeiten seiner dereinstigen Blüthe zugewiesen war. Um so mehr aber ist es Aufgabe und Pflicht des europäischen Concerts, ihm wenigstens zu diesem kleinen Umfang wieder zu verhelfen, den es, ehe es Thessalien besitzt, noch bei weitem nicht wieder erreicht hat. Das deutsche Reich hat Olympia der Welt wiedergegeben; möge es auch dahin arbeiten, daß der Olymp seinen berechtigten Eigenthümern zurückgestellt werde. Wir hegen (hierin vom Verfasser abweichend) dagegen kein Bedenken, daß die deutsche Staatskunst Konstantinopel unter ihre Flügel genommen hat; es ist besser, daß das jetzt Niemandem mehr bedrohliche Türkenreich, finanziell und administrativ einigermaßen durch deutsche Hilfe geordnet, so wie es ist einstweilen erhalten bleibe, statt daß seine Hauptstadt den Bulgaren oder den Russen in die Hände falle. Aber wenn das deutsche Reich

*) Von Friedr. Theod. Vischer. Erstes Heft. Stuttgart 1881. A. Benz & Co.

dem Türken wieder auf die Beine hilft, so hat es ein um so größeres Recht, diesen dahin zu vermögen, daß er Nordhellas vollends herausgebe, davon nicht zu reden, daß, je mächtiger Bulgaren- und Slaventhum nunmehr im Osten geworden ist, desto dringender an Deutschland (und Oesterreich) die Aufgabe herantritt, durch ein kräftigeres Griechenland ein Gegengewicht gegen jene beiden zu schaffen.

Auf den übrigen Inhalt des Werks sei hier nur in Kurzem hingewiesen. Die Abhandlung „Satyrische Zeichnung, Gavarni und Töpffer, mit einem Zusatz über neuere deutsche Karrikatur" enthält mehr, als der Titel verspricht; sie verbreitet sich nämlich S. 139 ff. über die realistische Richtung, welche die neuere deutsche Malerei genommen hat, und beleuchtet die grelle Einseitigkeit, mit welcher dieselbe seit den letzten Jahrzehnten den Idealismus mit einer Gewaltthätigkeit ohne gleichen aus dem Gebiet der Kunst zu verdrängen sucht. Es war seiner Zeit (in den vierziger Jahren) gewiß berechtigt, daß man in der Malerei eine realistischere Auffassung, als man sie damals hatte, verlangte; man war des Classicismus müde, der so lange die Herrschaft geführt, man dürstete förmlich nach Wiederaufnahme historischer Stoffe statt der vorherrschend religiösen und mythologischen und nach sonstigem Hineingreifen der Kunst ins volle wirkliche Leben; man war, wie wol Manche sich noch erinnern, mit einer selten gesehenen Begeisterung erfüllt durch die zwei großen Gemälde von Gallait und Bièfve v. J. 1841 aus der niederländischen Geschichte, welche damals ihren Triumphzug durch Deutschland hielten; ein lebendiges Bild der Anschauung und Sehnsucht jener Zeit hat Vischer selbst dazumal in den Hallischen Jahrbüchern gegeben. Aber das Wort „was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle" bewahrheitete sich im Laufe der folgenden Jahrzehente in reichlicherem Maß, als man es gehofft und gemeint hatte; nicht einen gediegenen und gesunden Realismus, sondern einen Naturalismus haben wir nachgerade bekommen, der entweder nur das äußerlich sinnlich Schöne wenn auch mit höchster Virtuosität der Farbe, so doch mit traurigem Mangel an innerlich geistiger Beseelung der Gestalt cultivirt, oder der gar ideale Gegenstände in stylwidrigster Verkehrtheit in das Genre des Gewöhnlichen, ja Gemeinen herabzieht. Doch man möge bei dem Verfasser selbst lesen, was er über Makart's Jungfrauen von Antwerpen und über Liebermann's Christus im Tempel mit gerechter Schärfe des Urtheils geschrieben hat.

Ungemein wohlthuend wirkt auf diese Irrgänge hin, in welche theils Ueberglut der Phantasie, theils platt empiristischer Verstand die modernste Malerei hineingeführt hat, die pietätsvolle Schilderung, welche Vischer S. 175 ff. dem im Jahr 1875 dahingegangenen Dichter Mörike widmete. Dieser Dichter des fein fühlenden Sinnes, nicht darauf bedacht, durch aufregende oder gar pikante Stoffe und durch bestechenden Glanz der Form zu wirken, sondern sein ganzes Leben damit zubringend, in Alles, was das menschliche Gemüth berühren mag, selbst wenn es nur kleiner und bescheidener Natur ist, die volle Innigkeit poetischer Stimmung und Widerspiegelung zu tragen und die verklärende Weihe des Alles beseelenden dichterischen Genius darüber zu verbreiten, dieser Dichter paßt freilich scheinbar wenig oder garnicht hinein in das aufgeregte Wesen und Treiben der Gegenwart. Aber es hat doch Jeder hin und wieder seine Stunden, wo auch ihn es drängt, der Schwüle des Weltlebens zu entrinnen und in jener Region zu weilen, wo „Abendwindeskühle uns umsäuselt, Blumen-Würzgeruch und -Duft uns umhaucht, das Wehe banger Erdgefühle schweigt"; diese Region öffnet sich in Mörike's lyrischen und sonstigen kleineren Dichtungen. Manche derselben bedürfen allerdings jetzt gewisser Erläuterungen behufs vollständiger Klarheit; hoffentlich wird eine solche gebende Gesammtausgabe nebst kurzem Lebensabriß des Dichters nicht zu lange auf sich warten lassen.

Zum Schlusse führt uns der Verfasser, mit Rücksicht auf eine Schrift Volkelt's über die Nachtseite des menschlichen Lebens, aus der hellen Tageswelt noch in das Schattenreich der Träume, das er ebenso inhaltreich und phantasievoll als formvollendet beleuchtet. Möge er bald noch weiteres Altes und Neues aus dem Schatze seines Schriftthums der Oeffentlichkeit übergeben! K. Köstlin.

Die Philosophie in ihrer Geschichte. Von Professor Dr. **Fr. Harms.** Zweiter Theil. Geschichte der Logik. Verlag von Th. Hofmann. Berlin 1881.

Das letzte Werk des berühmten Berliner Philosophen Fr. Harms gehört entschieden zu seinen werthvollsten Schriften. Harms hatte sich in den letzten Jahren fast ganz mit der Geschichte der Philosophie beschäftigt. Vor dem Erscheinen des ersten Bandes dieser umfassenden Darstellung der „Philosophie in ihrer Geschichte" publicirte Harms ein vortreffliches Werk über „die Philosophie seit Kant", welches sich allseitiger Theilnahme zu erfreuen hatte und jedenfalls zu den besten Publicationen in der philosophischen Literatur gehört.

Der vorliegende zweite Band der Philosophie in ihrer Geschichte ist von Prof. Lasson herausgegeben, da Harms vor Vollendung dieses Werkes starb. Der Herausgeber hat mit großem Geschick das ihm überlassene Material bearbeitet und sich treu an die Wiedergabe des vorhandenen Manuscriptes gehalten, so daß seine Bearbeitung nichts Fremdes bietet.

Das lehrreiche letzte Werk Fr. Harms' behandelt die Anfänge der Logik, die Dialektik, Socrates, Platon, die einseitigen Sokratiker, die Logik des Realismus, die metaphysische

Logik, Kant's transcendentale Logik, Fichte's Wissenschaftslehre u. A.

Diese Geschichte der Logik müßte nicht nur der Fachmann, sondern auch jeder Gebildete kennen lernen, sie wird für beide von Nutzen sein und über Manches Klarheit geben. Wir empfehlen dieses Buch aber auch, weil dasselbe einen Theil eines Werkes bildet, welches auf Classicität Anspruch erheben kann und von einem Autor herrührt, dem selbst in der Geschichte der Philosophie ein ehrenvoller Platz gebührt und dessen Name mit der neuesten Entwickelung der Philosophie in engster Verbindung steht.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Otto von Corvin.** 4 Bde. Dritte Auflage. Leipzig. Fr. Thiel.

Daß von diesen Aufzeichnungen des bekannten Verfassers bereits die 3. Auflage erschienen ist, spricht für das Interesse, welches sie im Publikum erweckt haben. Wenn sie auch keinen Anspruch auf den Werth historischer Denkmale zu machen haben — uns will es erscheinen, als wenn der Darstellung zu Liebe der Phantasie manchmal die Zügel etwas gelockert wurden — so sind doch die lebhaften, fesselnden Schilderungen, welche eine scharfe Auffassung bekunden, wohl geeignet, das Interesse des Lesers dauernd zu fesseln.

Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von **Th. W. Danzel** und **G. E. Guhrauer.** Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von **W. von Maltzahn** und **R. Boxberger.** Berlin. Verlag von Theodor Hofmann. 2 Bde. 1880.

Im Jahre 1849 schrieb Danzel, daß nach seiner Ansicht die Zeit für eine literarische Lebensbeschreibung Lessings gekommen wäre, denn seit der ungenügenden Arbeit von Karl Lessing hätte sich die Menge der Quellen ganz ungemein vermehrt. Es erschien dann im Jahre 1850 der erste Band dieses umfassend und gründlich angelegten Werkes; jedoch war es Danzel nicht beschieden, dasselbe zu vollenden, da er bereits am 9. Mai 1850 starb. Professor Guhrauer in Breslau übernahm es nun, aus dem hinterlassenen Material und auf eigene Forschungen gestützt, das Werk zu vollenden. So erschien 1854 die erste Abtheilung des zweiten Bandes, aber auch er starb, bevor die zweite, das Werk abschließende Abtheilung im Drucke beendigt war. Die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Arbeit von Danzel und Guhrauer, die bekanntlich von Adolf Stahr in seiner Biographie Lessing's popularisirt worden, ist längst von der Kritik vollständig anerkannt worden. Diese Anerkennung kann man auch der gegenwärtig vorliegenden zweiten Auflage nicht versagen. Einen Vorzug aber hat diese vor jener ersten, indem sie, unbeschadet der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, den Text von einer gewissen Schwerfälligkeit befreit, namentlich die zwei Abtheilungen des zweiten Bandes in einen zusammengezogen hat. Hinzugefügt mag denn auch gleich werden, daß von Maltzahn und Boxberger bei ihrer Bearbeitung die neueren Forschungen über Lessing, insofern dieselben von Bedeutung für den Gegenstand waren, gewissenhaft benutzt und die Beilagen um manches interessante Dokument vermehrt haben. Diese neue vortreffliche Ausgabe wird schwerlich, wie die erste, eines Menschenalters bedürfen, um sich zu erschöpfen. Die Zeitverhältnisse sind ihr ungleich günstiger und man kann wohl sagen, daß sie in dem geeignetsten Momente erschienen ist. Nicht nur fiel auf den 15. Februar dieses Jahres der hundertste Geburtstag Lessing's, sondern der Geist der Nation hat sich überhaupt nach langer Zerstreuung auf anderen Gebieten und beklagenswerther Abirrung von den Bildungsfundamenten, die der Unsterbliche geschaffen, auf Lessing zu besinnen begonnen. „Denn immermehr bringt sich das deutsche Volk zum Bewußtsein" sagen die Herausgeber mit Recht, „daß Lessing's Werke ihm den treuesten, klarsten, unvergänglichen Spiegel seiner nationalen Eigenthümlichkeit in ihrer edelsten Richtung vorhalten." Als eine solche Leuchte der Humanität und des Fortschrittes muß die gegenwärtige Auflage freudig begrüßt werden. R. S.

Zur Geschichte der Entdeckungsreisen.

Um ihrem Charakter als Wissenschaft gerecht zu werden, sind es vornämlich zwei Aufgaben, deren Lösung die neuere Erdkunde ins Auge gefaßt hat! Die Erforschung des Innern der Continente und die Untersuchung der Tiefen der Meere.

Erst Alex. v Humboldt hob, durch seine eigenen Entdeckungsreisen veranlaßt, mit vollem Bewußtsein hervor, daß die Größe und Erhabenheit der Natur mitten in den Continenten zu suchen sei und daß daher der Detailforschung in allen Disciplinen die Entdeckung der ganzen Erde vorangehen müsse. Ebenso betrachtete der Altmeister der Geographie Carl Ritter gerade mit Rücksicht auf das Innere der Continente die Welttheile als große Erd-Individuen, die, gleichsam durch hilfreiche oder verweigernde Gewalten beseelt, von denselben ihr geschichtliches Verhängniß erhielten.

Mit dem Erwachen der vergleichenden Erdkunde entstand zugleich der Drang und die Begierde, das Innere der Continente durch wissenschaftliche Forschungsreisen aufzuschließen. Eine von Jahr zu Jahr zunehmende Reihe kühner Pioniere zieht nach den unbekannten Gebieten der fremden Erdtheile mit Gefahr, ja Hingabe des eigenen Lebens; wo es an Mitteln fehlt, treten wissenschaftliche Vereine wie Regierungen mit hilfreicher Hand ein, angeregt und unterstützt durch Tagespresse und Literatur.

Bereits in dem Januarheft haben wir auf die von dem Dr. Paulitschka kürzlich publicirte Erforschungsgeschichte des afrikanischen Con-

tinents hingewiesen. Im Anschluß an diese verdienstvolle Spezial-Arbeit liegt uns heute eine Gesammtgeschichte der Entdeckungsreisen vor, die, von dem bekannten Geographen J. Löwenberg ausgearbeitet, in der Spamer'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen ist. Seit einer Reihe von Jahren hat sich die erwähnte Verlagshandlung die Aufgabe gestellt, die Forschungsresultate auf allen Gebieten des Culturlebens in volksthümlichen, gut illustrirten Schriften dem allgemeinen Verständniß für Jung und Alt zugänglich zu machen. Der jährlich erscheinende Verlagsbericht gibt einen interessanten Einblick in diese umfassende und vielfach verzweigte Wirksamkeit, welche von jenem Mittelpunkt aus für die Verbreitung und Verallgemeinerung der Schätze des heutigen Wissens ausgeht.

Von den illustrirten Kinder- und Jugendschriften an, zu den Haus- und Volksschriften, zu den naturwissenschaftlichen und geographischen, den gewerblichen und kaufmännischen Lehr-, Hand- und Wörterbüchern fortschreitend liegt eine Gesammtbibliothek populären Wissens vor uns, welche in den Werken zur vaterländischen Geschichte und Landeskunde ihren patriotischen Abschluß findet.

Die Wissenschaft der Erdkunde beginnt als unmittelbare Berichterstattung, welche wesentlich das Gepräge des Selbsterlebten und Selbsterfahrenen trägt. Was der Einzelne in der Heimat oder Fremde gesehen und gehört, erzählt und beschreibt er. Den Fortschritt der geographischen Kenntniß aber vermitteln die Reisen, indem durch sie Unbekanntes bekannt, Fremdes heimisch wird.

Die Reisenden sind, wie Herodot der Vater der Geschichte und Geographie, die ursprünglichen Autoren und Berichterstatter; ihre Berichte liefern das Material zum Wachsthum der geographischen Kenntnisse und damit zur geistigen Eroberung des Erdballs.

Der verlockende Reiz, welcher um die märchenhaften Erzählungen aus dunklen Erdtheilen schwebt, hat von jeher die Phantasie nicht allein einzelner Reisender, sondern ganzer Völker angeregt und alle Kräfte der menschlichen Seele in Bewegung gesetzt. Die hingebende Theilnahme, welche die Robinsonaden, Gullivers und Verne's phantastische Reisen noch heute hervorrufen, beruhen auf der tief in unserer Aller Brust treibenden Unruhe gegen das Unbekannte, die sich mit der Gewinnsucht des Handelsgeistes, dem Wissensdrang des Gelehrten, der Begeisterung des Apostels und dem Weltgang des Eroberers verbindet, um in der Jagd nach Geld oder Kenntnissen, nach Seelen oder Land das Glück der Selbstbefriedigung zu erringen.

Im Hinblick auf diese psychologische Thatsache bildet die seit einer Reihe von Jahren erscheinende „Illustrirte Spamer'sche Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" um so mehr ein berechtigtes Unternehmen, als ihr Material den neuesten wissenschaftlichen Entdeckungsfahrten entnommen und von sachverständigen Geographen zur Belehrung der nicht fachgelehrten Kreise zusammengestellt ist. Diese Sammlung beginnt mit dem biographischen Denkmal des modernen Herodot und erstreckt sich von West- und Ost-Afrika über die Landschaften und Völker Central-Asiens, Sibiriens und des Amurgebiets bis zu Oceanien, der Inselwelt der Südsee und der Entdeckung Australiens.

Für die gegenwärtig nöthig gewordene neue Auflage dieser Bibliothek erschien der Verlagshandlung eine historische Einleitung, gleichsam eine Vorhalle, zweckmäßig, welche von den frühesten Sagenkreisen an die Geschichte der allmäligen Länderentdeckung bis zu dem Auftreten Alex. v. Humboldt's in einer Gallerie zusammenhängender Schilderungen umfaßt. Diese Aufgabe zu erfüllen, ist die obenerwähnte „Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen" bestimmt, von welcher gegenwärtig der erste Band, Alterthum und Mittelalter enthaltend, vorliegt.

Eine solche im besten Sinne populäre Gesammtgeschichte der geographischen Weltanschauung konnte nur abgefaßt werden, nachdem die wissenschaftlichen Grundlagen derselben durch sachverständige Forscher festgestellt und in ihren Details ausgeführt waren. Es mag hierbei daran erinnert werden, daß Humboldt vor 40 Jahren seine „kritischen Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt" veröffentlichte und neun Jahre später in dem zweiten Bande des Kosmos die „Hauptmomente einer Geschichte der physischen Weltanschauung" zusammenstellte. 1858 schilderte Peschel das „Zeitalter der Entdeckungen". Den verschiedenen Perioden entsprechend besteht die Löwenbergsche Compilation aus vier Abschnitten, nämlich: den Uranfängen bis Herodot 499 v. Chr.; — dem klassischen Alterthum — dem Mittelalter bis zu den Italienern, den Vorläufern der portugiesischen Entdecker 1400 — dem Zeitalter der großen Entdeckungen vom Prinzen Heinrich bis zu Magelhan's erster Erdumsegelung 1519. Denn diese große That bildet den wahren Schlußstein des von Columbus gesuchten westlichen Seeweges nach Indien. Die thatsächliche Enthüllung und Eroberung des Erdkreises ist die welthistorische Frucht und letzte Consequenz der Entdeckung Amerikas.

In den einzelnen Perioden ist der mannigfache Stoff theils ethnographisch, theils chronologisch, theils synchronistisch geordnet, so daß der eigenthümliche Charakter derselben bestimmt hervortritt. Die mystisch-mythische Periode in der Nacht- und Morgenzeit der Uranfänge bis Herodot — die Sturm- und Drangperiode der Kriegs- und Eroberungszüge, der Kolonisationen und Völkerwanderung — der Rückschritt der gewonnenen Erkenntnisse im Mittelalter — die kaufmännischen Unternehmungen der weiterblickenden italischen Handelsrepubliken — die Missionsreisen nach Asien und Afrika — endlich das Zeitalter heroischen Thatendranges in den

portugiesischen und spanischen Entdeckungen. — Als besonders geeignet zur Erläuterung und Belebung der Darstellung verdienen die beigegebenen Entdeckungs- und Erdkarten hervorgehoben zu werden. So geben die Karte über die Entdeckungen der Phöniker und Karthager S. 21, die Erdtafel des Homer S. 31, des Herodot S. 40 und der Eroberungszüge Alexanders S. 86, sowie die Erdansichten des Eratosthenes und des Polemäus S. 113 und 114, eine unmittelbare Anschauung über die allmälige Entwicklung der Erdkunde im Alterthum.

Odhin's Trost. Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert. Von **Felix Dahn.** Leipzig. Breitkopf u. Haertel.

Ein streitbarer Isländer, der die despotische Herrschaft der katholischen Priester auf seiner geliebten, früher den Heidengöttern ergebenen Insel mit keineswegs günstigen Augen betrachtet, erzählt in knappen energischen Zügen die Entwicklung eben dieser Herrschaft auf Island und seine persönlichen Schicksale gelegentlich derselben, und flicht in einzelnen Abrissen, um es der Nachwelt zu erhalten, ein, was von den altnordischen Göttersagen noch in seinem Gedächtniß haftet. Während wir so auf der einen Seite ein fesselndes und historisch treues Zeitbild erhalten, bietet uns der Dichter auf der anderen eine Transscription der Edda, in die er allerdings einzelne Züge aus anderen Sagen selbständig umgestaltend verwebt hat. Der ganzen Erzählung ist durch die eigenthümliche Form der Ineinanderschachtelung von Geschichtserzählung und Göttersage ein etwas befremdliches Gepräge aufgedrückt, das durch die überwiegende Anwendung des Stabreims unserem modernen Empfinden kaum zugänglicher wird. Daß der Roman Stellen von großer poetischer Schönheit enthält, versteht sich am Rande. Der alte Isländer ist nebenbei ein eifriger Schüler von Feuerbach und Strauß, und die Quintessenz seiner Weltanschauung besteht darin, daß Alles vergeht, nur das Weltganze nicht. In dieser Ueberzeugung findet selbst der die Götterdämmerung vorausschauende Odhin seinen „Trost“: „die Götter vergehen — aber unvergänglich ist der ewige Gott, das Allgesetz! Wen der Trost nicht tröstet — — daß Leben, Licht und Liebe unverlöschlich lodern in der Unendlichkeit, daß Andere ernten, wo er gesät, daß Andere erben, wenn er selber versank, die Lust des Lebens: — den tröstet kein Trost, als trügender Traum.“ In diesem Sinne gestaltet sich der Roman zu einer schwungvollen, dichterisch getragenen Hymne auf Heldenkampf und Heldentod, auf den Gedanken, daß die Selbstaufopferung des Individuums der fortschreitenden Entwicklung des Ganzen förderlich ist. Und dieser ethische Gehalt des Werkes mag den Menschen der modernen Welt nicht minder erheben, als er der Seele des alten isländischen Kämpen Schwung und Feuer verlieh. T.

Rechtsstaat und Socialismus. Von Dr. **Ludwig Gumplowicz,** Docent des Staatsrechts und der Statistik an der k. k. Universität Graz. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung. 1881.

Dieses nach unserem Geschmack etwas zu sehr im Lehrton geschriebene Buch enthält so viel lobenswerthe Ausführungen über alle politischen und socialen Gebiete und über die Vorkämpfer auf denselben, daß die docirende Manier des Verfassers in den Kauf genommen werden kann. Die darin entwickelten Grundsätze stoßen zwar ebensowohl die Fanatiker des Eigenthumsbegriffes als auch die socialistischen Weltbeglücker zurück, das hindert aber nicht, daß das darin erzielte Niveau der aurea mediocritas vielfach in hohem Maße zu befriedigen geeignet ist. Dieses Lob wird dadurch allerdings beeinträchtigt, daß der Verfasser sich, man möchte sagen, einen hörbaren Ruck gibt, wenn er sich aus dem Geleise breitgetretener Anschauungen zu entfernen anschickt. Die larmoyante Art, wie der Verfasser gleich in seiner Vorrede sich als das präsumtive Opfer eines combinirten Angriffs von Recensenten aus den verschiedensten Lagern darstellt, beweist, daß der Schreiber sehr von des Gedankens Bläße in seinen Entschließungen angekränkelt ist. Dabei sind die Gedanken wirklich nicht so gigantisch, um eine zaghafte Bekundung zu heischen, noch um die Devise zu rechtfertigen: „Hier steh' ich . . . . ich kann nicht anders.“ Ein Luther auf socialem Gebiet ist der Verfasser durchaus nicht. Für nicht österreichische Leser ist übrigens zu bemerken, daß die österreichischen Autoritäten des Staatsrechts in dem Buche eine bei weitem größere Rolle spielen, als ihnen vom internationalen Standpunkte aus zukommt.

Das Arbeiter-Pensionsbuch. Ein Beitrag zur schwebenden Frage der Invaliditäts- und Altersversorgung unserer Arbeiter von **A.,** Kaufmann und Fabrikant. Auf Kosten des Verfassers zum Besten des Asyls für Obdachlose in Magdeburg. Magdeburg. Zu haben bei Friese und Fuhrmann.

Obgleich das kleine Heft vor Einbringung des Arbeiterversicherungs-Gesetzentwurfes im Bundesrathe geschrieben ist, bietet dasselbe doch Material, welches zur detaillirteren Ausarbeitung von Ausführungsbestimmungen für ein solches Gesetz noch verwerthbar erscheint. Der Verfasser versucht zu zeigen, daß es unter selbstthätiger Mitwirkung aller Schichten der Bevölkerung in einfachster Weise möglich ist, die Frage der Invalidität und Altersversorgung unserer Arbeiter mit der Zeit segensreich zu lösen. Die kleine Arbeit ist dictirt von dem Gefühle, daß jeder Einzelne verpflichtet ist, soweit es in seinen Kräften steht, an dem Wohle des Staates und seiner Mitbürger mitzuwirken und in diesem Sinne sowohl als auch wegen des charitablen Zweckes,

dem das Werkchen bestimmt ist, nehmen wir von demselben Act, um auf die Arbeit des Herrn A. das Interesse aller Derer zu lenken, welche sich als Wirthschaftspolitiker oder Versicherungstechniker für die Frage der Arbeiterversicherung interessiren.

Die Lebensversicherung in Deutschland. Ihre volkswirthschaftliche Bedeutung und die Nothwendigkeit ihrer gesetzlichen Regelung. Von Dr. **Ludwig Elster,** Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Halle. Jena, Verlag von Gustav Fischer. Vormals Friedrich Mauke. 1880.

Die vorliegende Abhandlung behandelt einen Gegenstand, der trotz seiner hervorragenden Bedeutung in volkswirthschaftlicher, politischer und sittlicher Beziehung von nationalökonomischer Seite nur stiefmütterlich behandelt, nur wenig bearbeitet worden ist. Ein tieferes Eindringen in das Versicherungswesen erscheint aber um so zeitgemäßer und von um so lebhafterem Interesse, als gerade in jüngster Zeit die verschiedenartigen an diesen Gegenstand sich anknüpfenden Fragen von Neuem diskutirt und in den Vordergrund des politischen und parlamentarischen Lebens getreten sind. Das, was man schon vor mehr als zehn Jahren sehnlichst erhoffte: eine gesetzliche Regelung des gesammten Versicherungswesens, scheint nunmehr in naher Zeit zur Thatsache werden zu sollen.

Die Einzelheiten der Ausführung sind namentlich für die Techniker des Versicherungswesens von Bedeutung. Uns erscheint es von besonderem Interesse, daß der Verfasser sich gegen die Verstaatlichung der Lebensversicherung ausspricht und dies in folgenden Worten motivirt: Für die Verstaatlichung der Lebensversicherung läßt sich entschieden vom wirthschaftlichen Standpunkte viel, sehr viel aber auch dagegen vorbringen. Von politischer Seite betrachtet sind die Bedenken überwiegend. Das Budgetrecht würde seine praktische Bedeutung fast gänzlich verlieren; Kapitalien über Kapitalien würden in die Hände des Staates gelangen, welche zu controliren der Volksvertretung nicht leicht fallen dürfte; es würde ein Beamtenheer geschaffen mit all seinen Schattenseiten.

So der Verfasser, der auch in dieser Frage dem Standpunkte des kundigen Fachmannes gerecht wird.

Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Halle a. d. S. Otto Hendel.

Von dieser durch die historische Commission der Provinz Sachsen herausgegebenen Sammlung, welche sämmtliche Kunstdenkmäler bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in den Kreis ihrer Beschreibung ziehen soll, sind bisher die drei ersten Hefte, die landräthlichen Kreise Zeitz, Weißenfels und Langensalza behandelnd, erschienen. Die Durchführung der Aufgabe ist vortrefflich gelungen, die Darstellung, welche sich alles überflüssigen Beiwerkes enthält, ist knapp und concis, aber bei aller fachmännischen Strenge doch dem allgemeinen Verständniß zugänglich, die Anordnung des Stoffes praktisch und übersichtlich, und so weit wir es aus eigener Kenntniß beurtheilen können, ist nichts Wesentliches übergangen worden. Sauber ausgeführte Zinkographieen kommen der Anschaulichkeit zu Hilfe. Wir sind gespannt auf die Behandlung der Kreise, welche, wie Erfurt, Halberstadt, Magdeburg rc., ein reichhaltigeres Material bieten als die bisher behandelten. Der Preis der einzelnen Hefte stellt sich bisher auf je 3 Mark und ist auch Angesichts der eleganten Ausstattung billig zu nennen. T.

Von den Umwälzungen im Weltall. Von **Rudolf Falb.** Mit 95 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1881.

Der aus den astronomischen Zeitschriften als Abbé, Redacteur des „Sirius" und Mitglied mehrerer astronomischen Gesellschaften bekannte Wiener Verfasser hat das vorliegende Buch zuerst in einer spanischen Ausgabe von Valparaiso aus erscheinen lassen. Die zweite für Deutschland bestimmte zerfällt in folgende 3 Bücher, nämlich:

„Zu den Regionen der Sterne. Der Welt Entstehung und Untergang. — Im Reiche der Wolken. Sonne und Mond als Sturm- und Fluth-Erzeuger, — In den Tiefen der Erde. Sonne und Mond als Erd-Erschütterer." —

Wenn auch der Autor seine Hypothesen nicht allein mit öfteren Citaten in der deutschen, sondern auch in der lateinischen und spanischen Sprache, sowie im Kitschna Indianer-Dialekt begleitet hat, so werden dieselben doch wohl meistentheils Hypothesen bleiben und können daher am besten auf sich beruhen. Die Voraussagung, nach welcher der Biela'sche Comet am 27. November des Jahres seiner Wiederkehr mit der Erde zusammenstoßen könne, hat sich diese Voraussagung allerdings bereits im Jahre 1872 um so mehr bestätigt, als die Prophezeihung in der Vorrede zur ersten Ausgabe des Buchs im Jahre 1877 gemacht ist. Der 27. November scheint in dem Kalender des Autors auch für das Jahr 1876 eine große Rolle zu spielen, „da, wenn die zum neu aufflammenden Sterne an diesem Datum gehörenden Trabanten bewohnt gewesen wären, in wenigen Stunden Millionen von „Lebewesen" plötzlich zu Grunde gegangen sind". Nach den mir vorliegenden Angaben ist indessen der 24. November 1876 als Datum des Aufleuchtens des Sterns von Herrn Dr. Schmidt, Director der Athener Sternwarte, angegeben.

Ebenso soll die höhere Mathematik und die neueste Physik haarscharf durch den Calcul beweisen, daß die Weltschöpfung in der Zeit und natürlich aus Nichts entstanden ist. Man würde sicherlich dem Herrn Abbé zu

großem Danke verpflichtet sein, wenn er diesen haarscharfen Beweis in mathematischen Formeln stricte führen könnte. Dasselbe gilt von seiner Behauptung, daß die Sonne in dem Maße, als sie kälter wird, auch kleiner würde. Die Durchmesserbestimmungen der Sonne, die an vielen Sternwarten seit lange gemacht sind und gegenwärtig fortgeführt werden, haben mit Sicherheit eine Abnahme des Durchmessers der Sonnenscheibe weder im verticalen noch horizontalen Sinne constatiren können.

Endlich wird A. von Humboldt wegen seines Ausspruchs über die Natur der Erdbeben und ihrer Eruptionen S. 204 „einer vollständigen Unkenntniß des wahren Sachverhaltes" bezichtigt. Herr Rudolf Falb stellt eine ganz entgegengesetzte Theorie auf. Die Entscheidung in diesem Proceßfall contra Humboldt können wir getrost den Fachgelehrten überlassen. H.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Von **Dr. Koner.** Berlin. Dietrich Reimer 1880.

Das sechste (Schluß-) Heft des funfzehnten Bandes der vorgedachten Zeitschrift nebst den Nummern 8—10 der Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde ist soeben erschienen und bietet wie seine Vorgänger ein ebenso reiches wie anregendes Material. Im sechsten Hefte wird zunächst der Schluß des Tagebuches des verstorbenen Afrikareisenden Dr. Erwin von Bary mitgetheilt, und es schließt sich daran eine überaus mühsame und fleißige Arbeit des Prof. Dr. Koner, nämlich die Jahresübersicht sämmtlicher im vergangenen Jahre auf dem Gebiete der Geographie erschienenen Werke, Aufsätze, Karten und Pläne, ein werthvolles Material für Studienzwecke auf diesem Felde. Die „Verhandlungen" anlangend, so giebt die Nr. 8 die Vorträge des Prof. H. Credner aus Leipzig über die Vergletscherungen Norddeutschlands während der Eiszeit und des Herrn Bastian über seine Reise in den letzten Jahren 1878—1880, wieder, während in Nr. 9 die Vorträge von Herrn G. Niederlein über einige wissenschaftliche Resultate von einer argentinischen Expedition an den Rio Negro in Patagonien und von Herrn Nachtigal über die ethnologische Stellung der Tubu und Kanuri mitgetheilt werden. Das letzte Heft Nr. 10 endlich druckt den Vortrag des Dr. Emil Holub über das Marutse-Mabunda-Reich im südlichen Inner-Afrika ab.

Das Jenseits. Von **Otto Henne-Am Rhyn.** Leipzig 1881. Otto Wigand.

Die vorliegende culturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich ist kein neues und ursprüngliches Werk des Verfassers, vielmehr sind dies Abschnitte von seinem früheren Werke, der „Allgemeinen Culturgeschichte", welche er hier gesondert vorführt und noch durch einige entsprechende Zuthaten vermehrt hat. Gleichwohl kann diese Zusammenstellung nicht anders als Interresse erregend bezeichnet werden, weil sie in klarer Uebersichtlichkeit die Anschauungen wiedergiebt, wie solche zu den verschiedensten Zeiten seit dem Anbeginn der geschichtlichen Welt von den einzelnen Völkern und speciell dann auch von hervorragend gewordenen Menschen über das Schicksal der Seele oder des Geistes nach dem Abscheiden von dieser Welt gehegt worden sind. Nach voraufgeschickter Begriffsbestimmung vom Jenseits und den Geistern werden im Einzelnen die Ansichten der wilden sowie der primitiven Völker, sodann der alten Völker und schließlich der Christen und Mohamedaner ausführlich durchgegangen, woran demnächst sich die Dante'sche göttliche Comödie, die Faustsage und die Legende vom ewigen Juden anreihen. Sehr drastisch und vorurtheilsfrei schildert alsdann aber der aufgeklärte Verfasser die Lehren der modernen Schwärmer und Schwindler und geißelt schonungslos das Tischrücken sowie den modernen Spiritismus. Den Abschluß bildet eine, unserer Ansicht nach weniger gelungene Mittheilung von der Lehren unserer Philosophen, zunächst von Bruno bis Kant, dann von Kant selbst und endlich seit Kant über das Jenseits. Im Ganzen stellt sich dies kleine Werk als eine recht hübsch zu lesende Zusammenstellung über das Jenseits dar, die sich vortheilhaft von den Schriften ähnlichen Inhalts abhebt. —e.

J. P. Proudhon, Sein Leben und seine positiven Ideen. Von **St. Gans Edler Herr zu Putlitz,** Dr. jur. et phil., Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1881.

Der Verfasser hat ebensowohl große Vorliebe für den Stoff, den er behandelt, als auch andererseits die Art der Behandlung frei von Voreingenommenheit ist. Dagegen erscheint ihm Manches bedeutend und neu, was weder das eine noch das andere ist. Offenbar unterschätzt der Verfasser die Stellung, welche Proudhon von jeher trotz aller seiner Irrthümer in den Kreisen socialpolitischer Gelehrten und Praktiker eingenommen hat und erklären sich dadurch so manche Versuche der Ehrenrettung, die einem Einstoßen offener Thüren gleichen. Die Würdigung, welche Proudhon vielfach in dem Kreise der deutschen Gelehrten findet, ist eine wohlverdiente, obwohl allerdings Einiges nur cum grano salis acceptabel ist. Das Buch ist dem Andenken des leider zu früh verstorbenen Adolf Held gewidmet, dessen Schüler zu sein der Verfasser den Vorzug hatte.

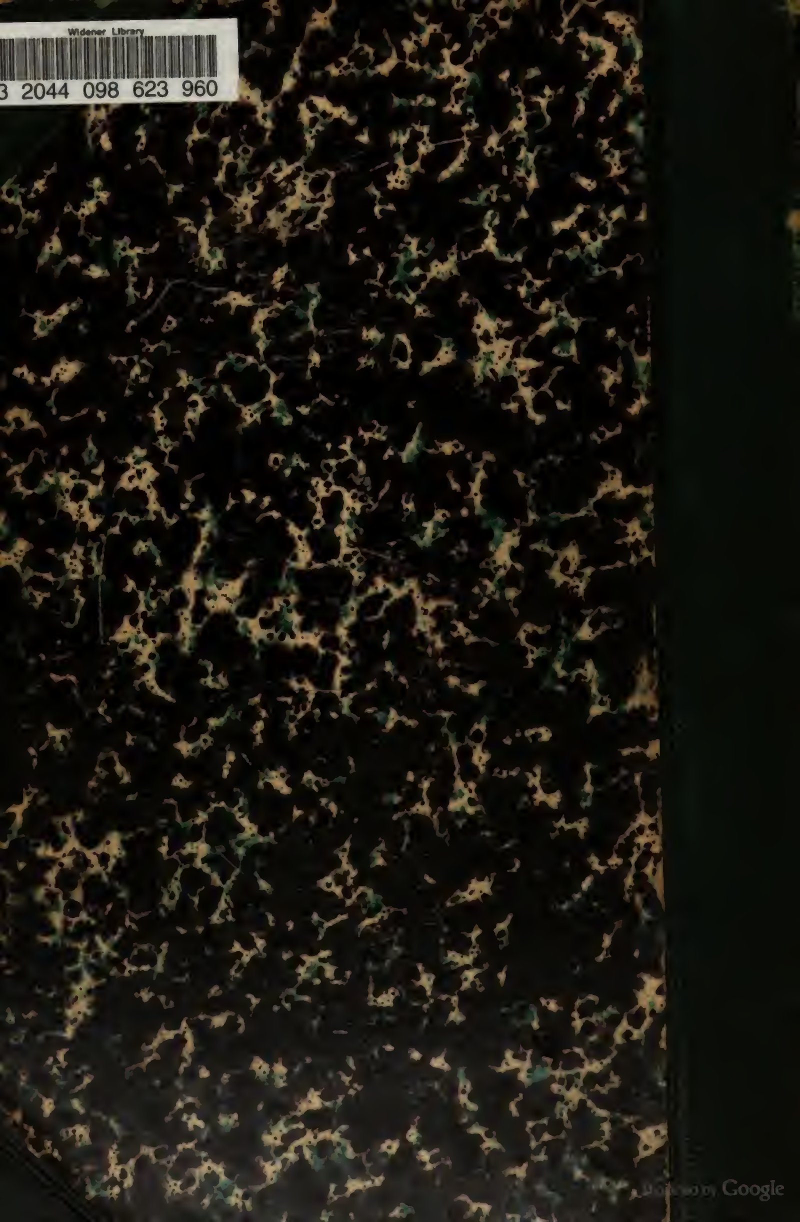
Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.








Widener Library
3 2044 098 623 960